

57. Jahrgang 2016, Heft 1

ok

ordens
korrespondenz

2016/Heft 1

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

- Orden und Lebensstil
- Ordensleute in der Seelsorgestudie
- Betreuerbestellung in Ordensgemeinschaften

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

57. Jahrgang 2016, Heft 1

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Sr. Philippa Rath OSB, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC.

Redaktion: Arnulf Salmen, Deutsche Ordensobernkongferenz, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Deutsche Ordensobernkongferenz, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ensdorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



Was ist Ordensleben? Und wie verortet es sich in der Gesellschaft - heute und hier? Diese grundlegende Fragestellung zieht sich wie ein roter Faden über die Jahrzehnte durch viele Beiträge der Ordenskorrespondenz. Das vorliegende Heft geht dieser Frage mit der Überlegung nach, ob durch das Ordensleben ein „Lebensstil“ oder gemeinsame „Lebenskulturen“ geprägt werden. Und wenn dem so ist - wie vertragen sie sich mit den Lebensstilen einer sich wandelnden Welt? P. Paul Rheinbay SAC lenkt in seinem Beitrag den Blick ins Zentrum dieser Frage: „Inmitten einer Zeit sterbender Konvente und Gemeinschaften, inmitten einer von älteren und alten Mitgliedern dominierten Ordenspräsenz steht die Frage nach dem guten Leben des/der Einzelnen und lässt eine gemeinsame Lebenskultur alles andere als einfach gegeben erscheinen.“

Einige Beiträge beleuchten das Thema aus unterschiedlicher Perspektive in weiblich-benediktinischer Sicht: Sr. Veronika Krienen OSB mit Blick auf Herausforderungen an Formation, Sr. Lucia Wagner OSB aus Sicht der ehemaligen Höheren Oberin und Sr. Johanna Domek OSB vor dem Hintergrund ihrer Arbeit in der Begleitung altgewordener Gemeinschaften. Der These, monastischer Lebensstil habe über die Jahrhunderte eine eigene Architektur und Formensprache entwickelt, geht Sr. Johanna Wiese OSB anhand der Überlegungen zum Neubau eines Klosters der Kylemore Abbey in Connemara, Irland nach. Unser Heft greift damit einen Beitrag eines Treffens der Vereinigung der Benediktinerinnen im deutschen Sprachraum (VBD) im vergangenen Oktober in Maria Laach auf. Die versammelten Äbtissinen beschäftigten sich mit dem Thema „Benediktinischer Lebensstil - Balance zwischen Ästhetik und Bescheidenheit“.

Eine spannende Frage treibt die Autoren des Beitrags über die „Ordensleute in der Seelsorgestudie“ um: Die schwierige Gesamtsituation vieler Ordensgemeinschaften steht den Wissenschaftlern klar vor Augen. In der Studie aber zeichnet sich die Gruppe der in der seelsorge tätigen Ordensleute durch eine höhere Gesamtzufriedenheit aus; Lebensgemeinschaft wird als Ressource für ihre Tätigkeit wahrgenommen. Wesentliches Ergebnis der Studienauswertung: „Ordensfrau und Ordensmann zu sein, scheint mit Blick auf Lebensstil, Lebensqualität und sinnvolle Lebensperspektiven in der heutigen Zeit eine gute Wahl zu sein.“

Arnulf Salmen

Inhalt

Annulf Salmen
Vorwort 1

Ordensleben

Christian M. Rutishauser SJ Was zählt, ist gelebte Zeit	5	Johanna Domek OSB Die Annahme der Wirklichkeit als christliche Lebensgestaltung	44
Paul Rheinbay SAC Ich gehe fischen. Lebenskultur religiöser Gemeinschaft in individualisierter Zeit	11	Johanna Wiese OSB Benediktinische Architektur zwischen Ästhetik und Bescheidenheit?!	49
Bernhard A. Eckerstorfer OSB Junge Ordensleute? Erneuerung unserer Gemeinschaften	21	Barbara Offermann OP „Nach der Komplet ist offline“	63
Veronica Krienen OSB Bemerkungen zu den Herausforderungen der Ordensformation am Beginn des 21. Jahrhunderts	29	Christoph Jakobs, Eckhard Frick SJ, Arndt Büssing, Vojtech Bohac, Angela Koch Die Ordensleute in der Seelsorgestudie	67
Lucia Wagner OSB Wie immer – nur anders. Benediktinischer Führungsstil und seine Veränderungen	36		

● Dokumentation

Roland Weis
Betreuerbestellung innerhalb
von Ordensgemeinschaften 83

Gisela Fleckenstein OFS
16. Wissenschaftliche Fachtagung
des Arbeitskreises Ordens-
geschichte 19./20. Jahrhundert 91

● Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 100

Aus der Weltkirche 103

Aus dem Bereich der Deutschen
Ordensobernkonzferenz 106

● Neue Bücher

Geschichte 114

Ordenstheologie 119

Zeitendeutung 125

Lebenshilfe 127

Christian M. Rutishauser SJ

P. Dr. Christian M. Rutishauser SJ wurde 1965 in St. Gallen geboren. Im Jahr 2002 schloss er seine Dissertation ab und nahm seither verschiedene Lehraufträge im Bereich jüdische Studien wahr. Unter anderem lehrte er an der Universität Gregoriana in Rom und am Theologischen Studienjahr an der Dormitio-Abtei in Jerusalem. Seit 2012 ist P. Rutishauser Provinzial der Schweizer Jesuiten und seit 2014 ständiger Berater des Heiligen Stuhls.



Christian M. Rutishauser SJ

Was zählt, ist gelebte Zeit

Berühmt ist die Stelle im 11. Kapitel der Bekenntnisse des Augustinus, an der er, mitten in seinen biographischen Ausführungen, über die Zeit nachdenkt und schreibt: „Was ist also Zeit? Wenn mich niemand fragt, so weiss ich es; will ich es aber jemandem auf seine Frage hin erklären, so weiss ich es nicht.“ Die Zeit hat für den Menschen etwas Geheimnisvolles. Nie kann sie ganz begriffen werden. Selbst die Relativitätstheorie einer so exakten Wissenschaft wie der theoretischen Physik hat uns dies im 20. Jahrhundert nochmals vor Augen geführt. Vielleicht ist die Zeit gerade daher so nah beim Göttlichen und dient dazu, Gott zu benennen als den „Ewigen“, als den Anderen der irdischen

Zeit. Auch in diesen Zeilen nähern wir uns nur mit wenigen Pinselstrichen dem Phänomen Zeit und umkreisen es durch unsere Beobachtungen und Überlegungen. Dabei bleiben wir in der Perspektive des Augustinus, der Zeit zu verstehen versucht, um sich selbst besser zu begreifen und sich an den Saum des göttlichen Gewandes heranzutasten.

Kosmische, historische und persönliche Zeit

Der Mensch ist in Raum und Zeit hineingeworfen. Sich darin zurechtzufinden und beide zu ordnen, ist seit Beginn der Menschheitsgeschichte die Aufgabe

von Kultur und Religion. Oder anders gesagt: Die unterschiedlichen Ordnungen stellen verschiedene Kulturen und Religionen dar. Der Raum wird durch heilige Orte strukturiert, die Zentren der Orientierung sind und zugleich auf eine transzendente Wirklichkeit hinweisen. Die räumliche Metapher wird auch zum Bild für Gott, wenn dieser schlicht mit «Himmel» bezeichnet wird. Die Zeit aber wird abgelesen an der Bewegung der Gestirne, wie bereits Aristoteles feststellt. Vor allem Sonne und Mond geben einen Rhythmus vor, der sich leicht durch Erinnerungstage vergesellschaften lässt. Sie weisen als Festtage von Neu- und Vollmond wie auch der Sonnenwende einen Charakter auf, der das Alltägliche transzendiert. Die kosmische Zeit, die also durch Jahr sowie Tag und Nacht bestimmt wird, ist bis heute Grundlage aller Kalender, der säkularen wie der religiösen, denn zivilgesellschaftliche Feiern wie auch Gebete und Liturgien werden daran festgemacht. Doch der Mensch ist vor allem durch die geschichtliche Zeit geprägt, durch Ereignisse, die zwar in der Vergangenheit liegen, ihn aber weiterhin prägen. Sie überlagern die natürliche Zeit und liefern oft die Inhalte für Gedenk- und Festtage. Durch die Feier wird ein Geschehen der Vorzeit vergegenwärtigt und stiftet damit Sinn und Werte für alle, die sich darauf einlassen. Kollektive Identität entsteht durch kollektive Erinnerung, die sich in einem begangenen Kalender ausdrückt, der die Stationen der gemeinsamen Geschichte lebendig hält, wie der von den Nazis ermordete Philosoph und Soziologe Maurice Halbwachs bereits in den 1930er Jahren herausgearbeitet hatte. Auch diese erinnernde Vergegenwärtigung

teilen die Religionen mit der säkularen Kultur, denn Unabhängigkeitskriege und Katastrophen werden genauso erinnert wie Ereignisse der christlichen Heilsgeschichte oder Erscheinungen von Gottheiten.

Zur kosmischen und historischen Zeit kommt jedoch noch eine weitere Zeiterfahrung hinzu: die persönliche Zeit. Das Wachstum eines jeden einzelnen Menschen hat seinen eigenen Rhythmus, geformt durch psychische Prozesse, Phasen des Lernens und der Verarbeitung, der emotionalen Empfindung und Fähigkeit, nach aussen zu handeln bzw. nach innen zu horchen etc. Zuweilen scheint die Zeit still zu stehen, keine Reifung, nur Repetition ist wahrnehmbar. Manchmal überstürzen sich Einsichten und Gefühle, in Träumen wird Altes mit Gegenwärtigem verbunden und die Ahnung zukünftiger innerer Entwicklung scheint schon auf. Nur wer eine Kohärenz im biographischen Erleben wahrnimmt und die einzelnen Phasen miteinander verbinden kann, entwickelt Identität und erfährt Sinn. Daher spricht Paul Ricoeur in seinem philosophischen Hauptwerk *Zeit und Erzählung* davon, dass der Mensch seine Zeit nur durch Erzählen fassen kann und somit eine «narrative Identität» darstellt.

Welch Glück, wenn kosmische, geschichtliche und persönliche Zeit sich ergänzen und ineinander hineinspielen! Wie oft aber stehen gerade persönliche und historische Zeit in Spannung oder gar Widerspruch. So spricht zum Beispiel der lukanische Jesus einen Wehruf über jene Frauen, die gerade in der Zeit der Apokalypse schwanger sind oder ein Kind stillen. (Lk 21,23) Für gelingendes Leben in Gesundheit und Glück



ist es wesentlich, die Vielschichtigkeit der Zeit überhaupt wahrzunehmen, sie zuzulassen und in eine angemessene Beziehung zueinanderzubringen. Es gehört zu den wesentlichen pastoralen Aufgaben, Menschen zu helfen, ihre persönliche Zeit mit der historischen und religiösen Zeit zu verbinden. Doch die Koordination der Zeit ist in den letzten Jahrzehnten immer anspruchsvoller geworden. Die postmoderne Gesellschaft dereguliert die kollektive Zeit, weil sie der subjektiven Zeit einen Vorrang gibt. Die globalisierte Welt lässt zudem die kosmische Zeit immer komplexer erfahren, weil Verbindungen rund um den Globus stets möglich sind. Und die religiöse und kulturelle Vielfalt führt zur Gleichzeitigkeit verschiedener Kalender in einer und derselben Gesellschaft. Sich in der Zeit zu Hause oder geborgen zu fühlen, ist fast unmöglich geworden. Vielmehr hat der Mensch von heute aus Zeiten auszuwählen, sie hierarchisch zu ordnen und miteinander zu verbinden. Sich in eine einzige Zeit zu flüchten, führt gesellschaftlich zu Fundamentalismus und persönlich zu Stagnation oder gar Erkrankung. Um mit Sigmund Freud zu sprechen: Jede verdrängte Zeitform würde sich früher oder später durch die Rückkehr einer Zerrform rächen. Ohne Entscheidung für die Dominanz einer bestimmten, geschichtlichen Zeit wiederum würde eine Kultur oder Religion an Kraft verlieren und sich am Ende sogar auflösen.

Beschleunigung und Entschleunigung

Der Umgang mit der Zeit ist infolge ihrer Beschleunigung in den letzten Jahrzehnten besonders anspruchsvoll geworden.

Dass die Zeit immer rascher dahineilt, ist zwar eine subjektive Erfahrung, die Menschen aller Epochen und Kulturen beklagen. Vor allem im Alter empfindet der Mensch das Zerrinnen der Zeit oft stärker, denn die physischen Kräfte nehmen ab und die Endlichkeit ist nicht mehr so leicht zu ignorieren. Doch die Zeitbeschleunigung ist in unserer spätmodernen Gesellschaft auch eine objektive Tatsache, deren Beschreibung sich zahlreiche Wissenschaftler, wie zum Beispiel Aleida Assmann, angenommen haben. Sie zählen zahlreiche Faktoren auf, die zur Beschleunigung führen: Die technischen Errungenschaften haben die Nacht zum Tag werden lassen und geographische, psychische und virtuelle Kontinente erschlossen, so dass Zeit und Raum in einer viel grösseren Quantität auf den Menschen zu kommen. Zudem ist die digitale Kommunikation nicht nur rascher und globaler geworden, sondern auch die Medien selbst sind heute so vielfältig, dass in kürzester Zeit um einiges mehr empfangen und gesendet wird, als dies mit traditionellen Kommunikationsmitteln möglich war. Auch durch die Vielzahl der Verkehrsmittel und die wachsende Mobilität ist der Raum unterworfen. Doch je mehr er global und sogar kosmisch erobert wird, umso mehr wird der Mensch von der Zeit gejagt. Die quantitative Steigerung von Bewegung ist seit je ein zentraler Faktor der Zeitwahrnehmung, und daran ist die Beschleunigung festzumachen.

Doch das Zeiterleben und ihre Wahrnehmung ist vor allem anthropologisch und kulturell bedingt. Werthaltungen und Sichtweisen prägen stark mit. So resultiert die Beschleunigungserfahrung wesentlich aus einem Fortschrittsglauben, für den in der Vergangenheit Erreichtes

keine Werte mehr sind, Tradition wenig zählt und Erfahrungen immer schon wieder überholt sind. Dann beginnt die Geschichte unter den Füßen wegzurutschen. In den Worten von Hartmut Rosa: „Wer nicht pausenlos nach oben rennt, sein Wissen aktualisiert, neue Kleider kauft, die neueste Software installiert, die Nachrichten verfolgt, den Körper trainiert, das Freundesnetz pflegt, kann seinen Platz nicht halten und wird von der über ihn hinwegrollenden Zeit begraben.“ Im immer Neuen muss Halt gesucht werden. Da dieses noch nicht da ist, entsteht in der Gegenwart ein Loch. Das Nichts treibt weiter nach vorne, wobei der begehrte Fortschritt auch Ziel der Begierde des Mitmenschen ist. Dadurch kommt es zu einem ständigen Wettlauf mit dem vermeintlichen Konkurrenten, zu einem „rasenden Stillstand“ (Paul Virilio).

Die Umbewertung der Zeit, die nicht mehr dem Erreichten oder gar dem Altherwürdigen einen Vertrauensvorschuss gibt, sondern diesen auf die Zukunft setzt, führt in unserer Spätmoderne nicht nur zu einem Traditionsbruch. Auch die Geschichte zerfällt und beginnt sich aufzulösen. Die generationenübergreifende Kette zerbricht am Abhang der Zeit, der in einer immer umfassenderen Beschleunigungsdynamik nach unten weggleitet. Auf der persönlichen Ebene bedeutet dies, dass nicht mehr das Alter sondern die Jugend hochgeschätzt wird. Wo altern aber nur Verlust und Niedergang bedeutet, muss alles so früh und rasch wie möglich in jungen Jahren erlebt werden. Geduldig sein und Warten sind keine positiven Zeiterfahrungen mehr. Wo zudem alles in diesem Leben erreicht werden muss, weil es nach dem

Tod kein Leben mehr gibt und die nächste Generation wieder für sich schauen muss, wie sie ihre Probleme löst, wird der Zeithorizont sehr eingeschränkt und die Zeit ein knappes Gut. „Früher haben die Leute länger gelebt“, illustrierte Paul Zulehner dies in einem Vortrag einmal gekonnt. „Sie wurden 60 oder 70 Jahre alt und lebten danach ewig. Heute muss alles in 90 Jahren erreicht werden.“ Der Metaphysikverlust dürfte also das Seine zum Beschleunigungsmechanismus beitragen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Gerade die Religionen, selbstverständlich auch das Christentum, haben eine reiche Erfahrung der Zeitgestaltung, sowohl auf persönlicher wie auch auf kollektiver Ebene. Alles kommt darauf an, dass sie wiederbelebt und verkörpert wird. Buddhistische Spiritualität lehrt, dass die Gegenwart nicht ein Loch sein muss, im Gegenteil: Sie ist die einzige Zeit, die existiert. Vergangenheit und Zukunft sind Illusionen der Gedanken, weswegen geboten ist, im Hier und Jetzt aufmerksam und voll Mitgefühl zu leben. „Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen; mein sind die Jahre nicht, die etwa mögen kommen; der Augenblick ist mein, und nehm' ich den in acht, so ist der mein, der Zeit und Ewigkeit gemacht.“ (Andreas Gryphius) Kontemplatives Wahrnehmen der Ge-

genwart, also hörendes Schweigen, eröffnet die Erfahrung, dass nicht der Mensch die Zeit besitzt, sondern von der Zeit bzw. vom „Andern der Zeit“, vom Ewigen, gehalten wird. Diese Erfahrung wird vertieft, wenn sich die ganze Geschichte Gottes mit dem Menschen in der Gegenwart verdichtet, durch Erinnerung die Vergangenheit da ist und durch die Hoffnung auf Vollendung auch die Zukunft. Die chronologische Zeit stets wie eine Handorgel auseinandergezogen, ist dann zusammengedrückt und verdichtet im Hier und Jetzt. Eine zur Ewigkeit hin verdichtete und geöffnete Zeit will die Eucharistie darstellen. Sie stellt eine geglückte Stunde dar, wie jeder Sabbat und jeder Sonntag ein geglückter Tag sein will, ein Keil, der sich dem Rad der gesellschaftlichen Beschleunigung in die Speichen wirft. Überhaupt verbindet das Kirchenjahr die kosmisch-zyklische Zeit mit der Vergewärtigung der Heilsgeschichte, sodass eine generationenübergreifende Erfahrung entsteht und jede einzelne Biographie in ihren unterschiedlichen Phasen sich darin bergen kann. Heilsgeschichtlich im Alltag zu wirken und sakramental zu durchdringen, bedeutet für den Gläubigen an Gottes Zeit teilzuhaben. Die eigene Bewegung wird zum Ruhen in der Bewegung Gottes auf die Menschheit zu. Zeit steht nicht still, wird aber leicht; die beste Form der Burnout-Prophylaxe und Entschleunigung.

Lob der Endlichkeit

«Unsere Tage zu zählen lehre uns! Dann gewinnen wir ein weises Herz», heisst es im Psalm 90. Die Begrenztheit des eigenen Lebens nicht zu verdrängen

und vom Ende her darauf zu blicken, stellt eine Quelle der Lebenstüchtigkeit dar. Diese alte Weisheit hat ihre geistliche Form im *memento mori* gefunden. Mittelalterliche Gerichtsszenen über Kirchenportalen, barocke Totentanzdarstellungen oder die Betrachtung von Jesu Tod am Kreuz führen den Gläubigen immer an die Grenze des Lebens und vor den Ewigen. Im Antlitz Gottes oder angesichts des Todes ordnen sich die Lebensereignisse. Das Erfahrene kann vom Ende her gewichtet, auf seine Beständigkeit geprüft und auf seinen Wert hin erkannt werden. Die Begrenzung schmälert die Lebensfülle nicht, sondern schafft geradezu Wert. Paulus spricht angesichts der Parusierwartung Christi von der kurzen «Zeit, die bleibt» und dadurch das ganze Leben in einen «Als-ob-Zustand» verwandelt. (1 Kor 7,29) Im 20. Jahrhundert hat die Existentialphilosophie aufgezeigt, dass diese Erfahrung nicht nur Gläubigen gilt, sondern auch dem säkularen Menschen. Im Anerkennen der eigenen Endlichkeit und der Einmaligkeit jedes Lebens, gewinnt die Zeit an Dichte. Angesichts der Vergänglichkeit erhält der Augenblick seine Bedeutung. Das Leben ist die Lebenszeit. Das Leben ist Zeit. Zeit ist Leben. Es gibt nichts Wertvolleres, als jemandem seine Zeit zu schenken.

Daher spricht der jüdische Philosoph Emmanuel Levinas davon, dass der Andere, der Mitmensch, Zeit ist. Zeit besitze ich nicht nur nicht. Zeit kommt im Anderen auf mich zu. Zeit ist Zukunft, ein Auf-mich-zukommen im wortwörtlichen Sinn. So unterscheidet gerade das Französische zwischen zwei Worten für Zukunft: *avenir*, von *à venir*, zu kommen, und *futur* von *faire*, machen.

Die Zukunft ist also nicht nur das, was der Mensch macht und schafft. Sie ist nicht nur das Produkt seines Denkens und Handelns. Zukunft nur als kausale Fortschreibung der Vergangenheit und Gegenwart zu begreifen, als eine endlose Ausdehnung des eigenen Selbst, wäre zu wenig. Der Wiederkehr des stets Gleichen und der Verlängerung des Ist-Zustands stellt westliches Zeitverständnis eine Zukunft gegenüber, die aus der Beziehung zum Mitmenschen wächst. Kreative Zeit entsteht aus der Offenheit, dass etwas von aussen, unerwartet und unableitbar beim Menschen eintritt. Die

ewige Kausalität wird unterbrochen, aufgebrochen, auf Freiheit hin. In der Zukunftsfähigkeit aber zeigt sich auch der Unterschied von Tier und Mensch, denn nur letzterer kann wirklich Neues schaffen. Zukunftsfähigkeit ist auch Bedingung, um aus symbiotischer oder sündhafter Verstrickung herauszutreten. Neuanfang ist möglich, weil eine andere Zeit, ein anderes Leben auf mich zukommt. Seit jeher nennen Philosophen und Gläubige die absolute Zeit und die Fülle des Lebens, die auf den Menschen zukommt, Gott.

»Es gehört zu den wesentlichen
pastoralen Aufgaben,
Menschen zu helfen,
ihre persönliche Zeit mit der
historischen und religiösen Zeit
zu verbinden.«

Christian M. Rutishauser SJ

Paul Rheinbay SAC

Der Pallottiner Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Jahrgang 1959, ist Professor für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule seines Ordens in Vallendar. Seit dem Jahr 2009 steht er der Hochschule als Rektor vor. Er ist Mitglied des „Arbeitskreises Ordenstheologie“ der Deutschen Ordensobernkonzferenz.



Paul Rheinbay SAC

Ich gehe fischen.

Lebenskultur religiöser Gemeinschaft in individualisierter Zeit

Es war noch nie so wenig selbstverständlich...

Was hält uns zusammen? Vielleicht war es früher einfacher, die Frage zu beantworten. Es schien jedenfalls so. Die Tagesordnung war für alle Konvente gemeinsam und bildete einen stabilen Rahmen. Die Arbeit vollzog sich oft in Institutionen, die der eigenen Gemeinschaft gehörten wie Schule, Krankenhaus, Klostergarten. Natürlich gab es immer einzelne, die „außerhalb“ arbeiteten wie etwa in Pfarreien. Aber das hielt sich in Grenzen, jedenfalls offiziell. Und dass jeder betet, einen geistlichen Lebensrhythmus hat, das sicherte die Abfolge der Gebetszeiten nach außen hin ab. Darüber gesprochen wurde

selten, zumindest außerhalb der Formationszeiten wie Noviziat.

Auch damals schon konnte die zweifache Verpflichtung von Gebet und Arbeit ganz schön eng werden, wenn etwa die Schichtzeiten einer Krankenstation mit den Gebetszeiten konkurrierten oder dafür sorgten, dass der Tag (Betrachtung / Gottesdienst) bereits zu sehr früher Stunde begann. Oder wenn zu den ganz normalen Aufgaben eines Lehrers wie selbstverständlich am Wochenende noch der pastorale Aushilfsdienst in rundum liegenden Gemeinden dazu kam. Natürlich galt es auch zu dieser Zeit bereits zu differenzieren zwischen Frauen- und Männergemeinschaften, zwischen kontemplativen, monastischen und apostolisch ausgerichteten

Gemeinschaften – wobei das Lebensmodell der letzteren sich stark anlehnte an den klösterlichen Rhythmus, zumindest als „gefühlte Idealform“. Als nach dem Konzil und den äußeren und inneren Unruhen der 68er Jahre auch in der Kirche die Formen in Frage gestellt wurden, gab es vor allem in den in Seelsorge und Caritas „tätigen“ Gemeinschaften Austrittswellen. Ohne dass hier entsprechende Erhebungen vorliegen, lässt sich wohl sagen, dass es vor allem mit überkommenen Autoritätsstrukturen Unzufriedene und Suchende waren, denen das Kleid der Gemeinschaft zu eng geworden war und die sich vom frischen Wind der Freiheit versprochen, mehr zu sich selbst zu kommen.

Jetzt, fast 50 Jahre später, ist individualisiertes Leben nach wie vor ein Thema hinter Klostermauern, die es ja in alter Form oft auch nicht mehr gibt. Inmitten einer Zeit sterbender Konvente und Gemeinschaften, inmitten einer von älteren und alten Mitgliedern (wie gesamtgesellschaftlich auch!) dominierten Ordenspräsenz steht die Frage nach dem guten Leben des / der Einzelnen und lässt eine gemeinsame Lebenskultur alles andere als einfach gegeben erscheinen.

So ist es nicht selbstverständlich, dass gerade dort, wo sich durch Berufungen für eine Gemeinschaft Zukunft eröffnet,

- Schwestern und Brüder einen geistlichen Weg gehen und so menschlich-spirituell wirklich in die Tiefe wachsen;
- im Miteinander der Generationen liturgische Formen gefunden werden, in denen auch jüngere sich beheimatet wissen;

- Projekte von einzelnen, beauftragt und wertgeschätzt durch die Gemeinschaft, in einen Gesamtplan, eine apostolische Grundaussage eingebunden sind;
- nach dem Wegfallen von bzw. dem Weggang aus Institutionen es noch Orte der Zusammenarbeit gibt, die miteinander verbinden, die das Bewusstsein des Einander-Brauchens stärken und die somit gemeinschaftliche Identität stiften;
- die anfallende Arbeit, verteilt auf immer weniger Schultern, in einem sinnvollen Verhältnis zur kontemplativen Seite der Lebensform steht und nicht als willkommene Entschuldigung für fehlende innere Stille dient;
- bei gemeinschaftlichen Anlässen in offener Weise über diese Fragen gesprochen wird.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Es geht dem Autor nicht darum, die Errungenschaft in Frage zu stellen, dass der Weg jedes einzelnen Mitglieds religiöser Gemeinschaft einzigartig und kostbar ist. Es hat lange gedauert, bis etwa die Ordenskongregation in ihrem Schreiben über Fragen der Autorität und des Gehorsams dies ausdrücklich anerkannte.¹ Ein damit verbundenes Postulat scheint jedoch dringlich zu sein, zumal im Hinblick auf wieder mehr nach dem Erleben von Gemeinschaft suchende Interessenten: Welche Erfahrung und welches Bewusstsein macht den bunten Blumenstrauß von individuellen Wegen und Zielen zu einem kommunitären, vom Nachfolge-Motiv geprägten Leben? Wie kann die oft vorherrschende, isolierende Haltung der Machbarkeit aus eigenen Kräften umgeformt werden zu einer Angewiesenheit auf Gott und die konkrete Ge-

meinschaft? Will nicht die Ausdrucksform der evangelischen Räte in ihrem Verzicht auf Ressourcen, Autonomie und familiäre Fruchtbarkeit genau dorthin führen? Und schließlich: Wie kann die persönliche wie kommunitäre Teilnahme am verwandelnden Ostermysterium wieder mehr in die Mitte der Aufmerksamkeit und Motivation rücken – als Gegenmittel zu einer oft eher depressiven, resignativen Schau in die Zukunft, die sich in überraschend scharfer Kritik an der eigenen Gemeinschaft festmacht?

Fischen gehen und Osterdurchgang

Die Daseinsbedingung und Lebendigkeit geistlicher Gemeinschaft gründet in der Schrift und in der dort bezeugten Gegenwart des gekreuzigten und auferstandenen Herren. Jegliche Motivation, die nicht von dort ausgeht, verleugnet ihr Proprium, ihr Eigentliches. Deshalb sei in die Mitte dieses Nachsinnens über aktuelle Aspekte der Lebensform religiöser Gemeinschaft ein österlicher Erfahrungsbericht gestellt, in dem eine Gruppe der Jünger Jesu ihn als lebendig erlebt. Es ist die Erscheinung aus dem Nachtragskapitel im Johannes-Evangelium (21), wiedergegeben hier nach der Züricher Übersetzung:

Danach zeigte sich Jesus den Jüngern noch einmal, am See von Tiberias. Und er zeigte sich so: Simon Petrus und Thomas, der Didymus genannt wird, und Natanael aus Kana in Galiläa und die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren beisammen. Simon Petrus sagt zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagen zu

ihm: Wir kommen auch mit dir. Sie gingen hinaus und stiegen ins Boot und fingen nichts in jener Nacht.

Als es aber schon gegen Morgen ging, trat Jesus ans Ufer; die Jünger wussten aber nicht, dass es Jesus war. Da sagt Jesus zu ihnen: Kinder, ihr habt wohl keinen Fisch zum Essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sagt zu ihnen: Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus, und ihr werdet einen guten Fang machen. Da warfen sie es aus, und vor lauter Fischen vermochten sie es nicht mehr einzuziehen. Da sagt jener Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr. Als nun Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, legte er sich das Obergewand um, denn er war nackt, und warf sich ins Wasser.

Die anderen Jünger aber kamen mit dem Boot – sie waren nämlich nicht weit vom Ufer entfernt, nur etwa zweihundert Ellen – und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her. Als sie nun an Land kamen, sahen sie ein Kohlenfeuer am Boden und Fisch darauf liegen und Brot. Jesus sagt zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt. Da stieg Simon Petrus aus dem Wasser und zog das Netz an Land, voll von großen Fischen, hundertdreiundfünfzig. Und obwohl es so viele waren, riss das Netz nicht. Jesus sagt zu ihnen: Kommt und esst! Keiner von den Jüngern aber wagte ihn auszuforschen: Wer bist du? Sie wussten ja, dass es der Herr war. Jesus kommt und nimmt das Brot und gibt es ihnen, und ebenso den Fisch. Das war schon das dritte Mal, dass Jesus sich den Jüngern zeigte, seit er von den Toten auferweckt worden war.

Warum dieser Text? Er beginnt mit der Tätigkeit des Fischens, welche zum Kompetenzbereich der Jünger gehört. Trotzdem müssen sie, ähnlich wie in der Berufungsszene bei Lukas (5. Kapitel), eine Erfahrung machen, die irritiert. Sie gehen einfach ihrer gelernten Arbeit nach und werden dabei frustriert. Bis dahin läuft alles so, als ob es den Herrn als Grund und Kraft ihres Tuns nicht gäbe. Von daher passt diese Stelle gar nicht so recht in die Zeit nach Ostern – so wenig wie das Tun von Christen, die sich einmal von der Faszination des Auferstandenen angezogen fühlten und dann wieder auf nur die eigenen Ressourcen zurück schalten. Es ist die Nacht des Misserfolgs: „Ohne mich vermögt ihr nichts.“ (Joh 15, 5) Und dann der Morgen der nicht ausdenkbaren Überraschung: Da ist einer, der einlädt in sein neues Leben, in seine Weise, Frucht zu bringen, nicht mit menschlichem Maß. Der Herr ist da, doch sie erkennen ihn nicht, analog zu anderen Osterberichten, wie etwa dem im Kapitel zuvor mit Maria Magdalena. Davon aber, ihn zu erkennen, hängt alles ab. Sonst ist die Gefahr zu groß, den reichen Fischfang auf das Konto des eigenen Könnens zu buchen; jeder für sich. Es ist nicht Petrus, der erste der Jünger, welcher „sieht“. Der „Lieblingsjünger“ meldet sich zu Wort, wie zuvor nur in der Identifikationsszene des Verräters im Kapitel der Fußwaschung. Und wie in der lukanischen Wundererzählung schämt sich Petrus seines Stolzes und wohl auch seines Verkennens Jesu. Jetzt liegt der Schwerpunkt nicht mehr wie bei Lukas auf der Wunder- und Sendungsgeschichte. Jetzt geht es darum, die Gegenwart des Auferstandenen wahr zu nehmen, mit liebendem Blick.

Die Offenbarung, das „sich zeigen“ des Auferstandenen liegt auf einer ganz anderen Ebene als jeder mögliche Erfolg. Die Frustration des „sich ohne ihn Abmühens“ und die beglückende Erfahrung des „in ihm“ vermag dafür die Augen zu öffnen. Aber – diese Erkenntnis wird nicht dem einzelnen für sich zuteil, sie wird dem Liebenden für die Gemeinschaft geschenkt.

Deswegen gibt es, anders als bei Lukas, am Schluss der Szene ein Mahl. Er, der immer wieder mit den Seinen Mahl hielt und sein Sterben im Mahl deutete, lädt ein. Die Jünger sollen von dem Ihrigen bringen, dabei ist das Mahl eigentlich schon bereit. Das, was zusammenschließt, ist das gemeinsame Erkennen: Sie wussten, dass es der Herr ist. Es ist ein Wissen der Liebe, nicht des Verstandes. Es ist der Primat, der jetzt, nach der österlichen Umkehr, Seinem Wirken eingeräumt wird, nicht mehr dem eigenen Projekten und Plänen. Es ist die Angewiesenheit auf Ihn und die Gemeinschaft, in der er sich zeigt.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Deswegen muss Petrus in der folgenden (bekannt, hier nicht zitierten) Szene seine Liebe zu ihm nochmals reinigen lassen. In der dreifachen Frage „Liebst du mich?“, in der schmerzhaften Erinnerung an sein Versagen bekommt er jene Liebe neu geschenkt, die ihn dann befähigt zum einigenden Amt in der Gemeinschaft.

Es sind grundlegende Lebenslinien, welche die nachösterliche Gemeinde sich in diesem Kapitel ins eigene „Stammbuch“ schreibt. Und wenn Leben nach den evangelischen Räten im Osterdurchgang, in der Geburtsstunde neuen Lebens wurzelt, dann gehören diese Haltungen mit den dazu gehörigen Wandlungsprozessen in Erinnerung gerufen, sozusagen als Kompass für eine Reform, für das Finden einer neuen Form des Lebensstils.

Anders-Ort: Welt in Wandlung

Da ist der große Schritt vom Fischen nach den individuell gesteckten Zielen hin zur Abhängigkeit von Christus und der Gemeinschaft mit Ihm in der Mitte. Inmitten der „Welt“ mit ihren Gesetzen und Regeln kann so im Leben religiöser Gemeinschaft eine Anders-Welt entstehen, gekennzeichnet durch die Werte und Verheißungen des Reiches Gottes. Die amerikanische Biblikerin und Ordenstheologin Sandra Schneiders betont in ihrer Trilogie über postkonziliares Leben apostolischer (Frauen-) Gemeinschaften immer wieder neu, dass diese Lebensform untrennbar mit dem Osterdurchgang verbunden ist.² Nur in der Erfahrung des neuen Lebens durch den Tod der Hingabe hindurch ist es möglich, als einzelne und miteinander Zeugnis zu geben für ein Leben, das nicht nur vom ängstlichen Sorgen um sich selbst, sondern von der Zuwendung Gottes geprägt ist. Nur so ist ein Lebensstil möglich, der sich nicht stillschweigend dem Mainstream anpasst, der nicht verbürgerlicht, der sich seinen prophetischen Ruf bewahrt. Es geht um Ökonomie, Umgang mit den inneren und äußeren Gütern. Schneiders unter-

scheidet zwischen einer Ökonomie der Dinge, der Ware, der Auswahl, des Konsums (commodity economy) und einer Ökonomie der Gabe, des Geschenkes, der Armut, der Angewiesenheit (gift economy). Erstere ist Individualismus in seiner destruktiven Form. Jeder schaut auf sich selbst, versucht aus dem begrenzten Angebot an Habe-Möglichkeiten das meiste herauszuholen. Fischen gehen im Alleingang, Gemeinschaft als Dienstleister für die eigenen Bedürfnisse. Dem gegenüber, als Anders-Haltung, steht die Ökonomie der Gabe. Hier kommt der Mensch nicht durch Haben zu sich selbst, sondern durch Sein, durch geschenktes Sein. Es ist die Erfahrung der Jünger beim reichen Fischfang und noch mehr beim Mahl mit dem Auferstandenen. Dort fragt niemand mehr, weil alle wissen, dass der Herr, die Quelle des Lebens, mitten unter ihnen ist. Gabe-Ökonomie ist die Alternative zur Selbstisolation. Sie ist die Haltung, Gemeinschaft nicht als (manchmal lästigen) Zusatz zur eigenen Glückssuche zu sehen, sondern als inneres und äußeres Beziehungsnetz, in dem alle voneinander leben und Wachstumsimpulse bekommen. Es ist die österliche Atmosphäre, in welche die Jünger in der Begegnung mit dem zunächst Fremden eintauchen. Freilich haben sich, das macht Schneiders für den nordamerikanischen Kontext sehr deutlich, die äußeren Bedingungen für eine solche Haltung im Umgang mit den Ressourcen grundlegend verändert. Und zunächst scheint es, als ob sie eine Ökonomie der Gabe erschweren, ad absurdum führen. Die Zeiten einer selbstverständlichen Selbstfinanzierung religiöser Gemeinschaften durch eigene Institutionen

oder durch den starken Rückhalt eines tragenden Milieus sind vorbei. Die Notwendigkeit, für die eigene Gemeinschaft „zu verdienen“, vermehrt oft die Last der Arbeit, in der Verbindung zwischen auswärtigem bezahlten Dienst und den in der Gemeinschaft zu verrichtenden Aufgaben und Ämtern. Hinzu kommen die offenen Fragen und die oft existenziell gespürte Unsicherheit einer immer mehr globalisierten Welt.

Anders gewendet: All dies bedeutet nicht nur eine Schwierigkeit auf dem Weg der Nachfolge. Vielmehr ist es auch ein Kairos. Es provoziert – allgemein, aber auch speziell in der Lebensform der evangelischen Räte – die Frage nach Sinn, auf wen oder was Menschen ihr Verlangen, ihre Hoffnung setzten. Hier ist jeder in seiner Freiheit gefragt. Es besteht kein Automatismus darin, dass Lebens-Frustrationen zu einer Erkenntnis des Auferstandenen führen. Erfahrungen wollen gedeutet sein, verlangen nach innerer Ausrichtung, der Bereitschaft, den Weg nicht ohne ihn zu gehen, auch dort, wo gerade zurzeit keine Fische „anbeißen“, wo es keinen vorgefertigten Plan gibt und die Antworten von gestern offensichtlich nicht ausreichen. So ist der Osterdurchgang nie ein für alle Mal „geschafft“ – die Rückkehr in die vom Evangelium umschriebene, von Ihm erfüllte Welt ist ständige Aufgabe.

Deshalb ist es ein untrügliches Zeichen für die Echtheit spirituellen Wachstums, wenn bei einzelnen und bei der ganzen Gemeinschaft das Vertrauen darauf wächst, sich einander und dem in vielfältigen überraschenden Momenten sich offenbarenden Herrn in der Mitte anvertrauen zu können. Wenn die Hingabe an einen Dienst für Arme, der

nicht lukrativ ist, von dritter Seite mit getragen wird. Wenn gerade im gemeinsamen Exodus, im Hinausgang aus geschützten Komfortzonen eine Kraft der Liebe sich zeigt, die – siehe das Gespräch zwischen Petrus und Jesus! – von Seiner Liebe zeugt. So ist Ökonomie der Gabe nie nur eine wirtschaftliche Kategorie, sie weist vielmehr hin auf ein umfassendes Selbstverständnis.

Bevor jetzt aus dem Gesagten einige Konturen für ein notwendiges Gespräch über den Lebensstil religiöser Gemeinschaften gezogen werden, soll sich der Blick noch kurz auf die Vielfalt von Beziehungen richten, welche oft gerade in religiösen Gemeinschaften das Leben prägen. Auch hier haben sich in den letzten Jahrzehnten enorme Veränderungen vollzogen, die längst nicht mehr nur die jüngere Generationen betreffen. Diese ist es jedoch, die wie selbstverständlich ihr „soziales Netzwerk“ in den neuen Lebensbereich mitbringt. Selbst da, wo Klöster noch Mauern haben, sind diese längst durchlässig für die unterschiedlichen Beziehungsgefüge, welche die konkrete Gemeinschaft über den Kreis der Schwestern und Brüder, der Angestellten und Sympathisanten hinaus weiten. Hinzu kommen die bleibenden Kontakte zur Ursprungsfamilie, die – besonders wenn leibliche Geschwister fehlen – eine Pflicht der Liebe gegenüber den Eltern darstellen.

Hier eröffnen sich durch globalisierte Kommunikation – bei allen Risiken und Gefahren, welche Abhängigkeit von E-Mail-Antworten und Facebook-Likes darstellen – ganz neue Möglichkeiten gerade für einzeln oder in sehr kleinen Gruppen lebende Mitglieder. Es ist nicht mehr nur die physikalisch unter einem Dach lebende Kommunität; diese öffnet

sich für vielfältige Kontakte. Schwestern und Brüder können über die Kontinente hinweg skypen, einander stützen, am Leben teilnehmen, mit- und füreinander beten.

In einer Zeit kleiner werdender Gemeinschaften kommt wohl auch denen eine besondere Bedeutung zu, die in irgendeiner Form von Assoziation oder auch in großer Treue ohne äußere Bindung am Leben teilnehmen und die, so ist zu hoffen, nicht nur als willkommene Ehrenamtsarbeiter und Wohltäter angesehen werden. Oft sind sie es ja, von denen eine Dynamik ausgeht, welche dort fehlt, wo eine Gemeinschaft nur im „eigenen Saft brät“. Sowohl bei diesen „Sympathisanten“ wie auch bei aus dem Ausland kommenden und mitlebenden Mitgliedern hängt wohl viel davon ab, wie weit sich die „Stammkommunität“ öffnet und miteinander Wege beschritten werden, die alleine, ohne einander nicht möglich wären.

In Freiheit gebunden

Lassen sich diese Hinweise nun verdichten auf einige Konturen, welche stilbildend sein könnten?

Um menschlich zu sein, um aus der Mitte leben zu können, braucht es Herz und Atem. Diese innere Mitte, für die jede und jeder einzelne Verantwortung trägt, ist die Beziehung zu Jesus Christus. Vor aller Sendung, vor jeder Beauftragung zu einem kirchlichen Dienst steht die Frage nach der Liebe. Sie ist der Lebensstrom, der im Gleichgewicht bleiben will zwischen ein- und ausatmen. Unmissverständlich macht dies der nachträgliche Schluss des Johannesevangeliums klar. Es ist der Weg der Sehnsucht, die sich in den einzelnen

Lebensphasen unterschiedlich zeigt. Aber immer geht es darum, über die kleinen Bedürfnisse hinaus sich auszustrecken und weit zu werden. Das ignatianische und so oft in der Geschichte der Spiritualität wiederholte „Gott in allem suchen und finden“ stellt die Herausforderung jeder Zeit da. Je weiter die menschlichen Möglichkeiten reichen, umso wichtiger ist es, Selbst- und Gottfindung nicht zu trennen, die Gegenwart des Auferstandenen zu universalisieren. Dies ruft nach einer Gebetsweise, die bewusst über das Endlich-Begrifflich-Denkbar hinaus geht, die Atem und Leib einbezieht. Dass die menschlich-göttliche Beziehungsgeschichte Zeiten der Stille, regelmäßiges Innehalten braucht, sei genauso angemerkt wie auch die Not, innergemeinschaftlich dafür eine Sprache zu finden. Gerade dies aber wäre ein enormer Zugewinn an geistlicher Solidarität, wenn ältere und jüngere Mitglieder lernen würden, über das miteinander zu sprechen, worauf sie ihre Hoffnung setzen; wenn sie über die „Eucharistie als Höhepunkt“ hinaus liturgische Formen finden könnten, sich in dieser Hoffnung Gott zuzuwenden; wenn sie sich bei großer Wertschätzung der individuellen, einzigartigen Suchwege darin eins wüssten.

Ein weiteres Stilelement geht aus vom Wort des Auferstandenen an Petrus, das im zitierten Johannes-Kapitel gegen Ende überliefert ist: „Als du jünger warst, hast du dich selber gegürtet und bist gegangen, wohin du wolltest. Wenn du aber älter wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und führen, wohin du nicht willst“ (Joh 21,18). Einmal abgesehen von der im folgenden Vers gegebenen

Interpretation, dass Petrus wie sein Herr selbst ums Leben kommen wird, ist hier eine tiefe menschliche Weisheit ausgedrückt. Die einmal getroffene Entscheidung für Gemeinschaft beinhaltet Bindung, so wie jede Entscheidung die Anzahl wählbarer Möglichkeiten eingrenzt und so das Leben in der Tiefendimension erst möglich macht. Gerade in einer Zeit, in der sich das Verhältnis zwischen Autonomie und Gemeinschaft zuungunsten der letzteren verschoben hat, gilt es zu erinnern: Wo Menschen sich in existenzieller Tiefe, d.h. hier in der Christusnachfolge, aufeinander einlassen, entsteht eine neue Qualität des Lebens, die ohne einander nicht möglich ist. Dies ruft in allen Spannungen und Unterschiedlichkeiten nach einer Haltung, welche die Zusammensetzung der Gemeinschaft als Fügung versteht: „Der Herr gab mir Brüder“ (Franziskus). Ein wechselseitiges Einander-Brauchen sei hier ins Wort gebracht, in aller Wachsamkeit gegenüber der menschenmöglichen Perversion von Abhängigkeit und Instrumentalisierung. Der einzelne ist mit seinen Gaben und Fähigkeiten immer ergänzungsbedürftig, wie in der Johannes-Stelle das Miteinander von Petrus und dem Lieblingsjünger zeigt. Das heißt dann auch, dass die Idee einer isolierten Verwirklichung der eigenen Person illusorisch ist. Auch wenn es paradox klingt: Bindung in Beziehung schafft Freiheit. So ist es wohl eine gute Übung(!), Gemeinschaft nicht in erster Linie als Dienst am Selbstwerden oder als Objekt (berechtigter oder unberechtigter) Kritik zu sehen, sondern als Ort des Verdankt-Seins.

Bei diesem Bleiben in und Halten von Beziehungen kommt gerade der älteren

Generation eine wichtige Rolle zu. Mit ihrem Lebenszeugnis der Treue – man denke an die nicht aufhörenden Turbulenzen der letzten 50 Jahre in religiösen und kirchlichen Fragen! – vermögen sie zu integrieren, den Schatz der Tradition elastisch weiterzugeben, den eigenen, oft bewiesenen Mut zum Aufbruch auch den wenigen, jetzt jüngeren Schwestern und Brüdern zuzutrauen und zuzumuten. Ihnen selbst, den Älteren, wird jedoch zugemutet, Umbruch und Brüche, Spannungen und offene Zukunftsfragen nicht nur auszuhalten, sondern in gutem Sinne zu „halten“, mitzutragen. Öffnen sich denn überhaupt noch Möglichkeiten, offene Horizonte für morgen? Zunächst: Kirche als ganze wie auch religiöse Gemeinschaften haben ihren Daseinsgrund nicht in sich selber: „... damit wir nicht mehr für uns selbst leben, sondern für ihn, der für uns gestorben und auferstanden ist.“ (4. Hochgebet) Ansonsten führt das Faktum der Endlichkeit, der menschlichen Begrenztheit und des Todes zu Resignation und Bitterkeit. Die Erkenntnis des lebendigen, gegenwärtigen Jesus Christus („Es ist der Herr!“) geht jeder Inanspruchnahme, jedem Dienst, jedem neuen „Projekt“ voraus. Das erste ist nicht die konkrete Arbeit, der Auftrag, die Verkündigung. Primär, auch in der Aufmerksamkeit, ist die innere Haltung, Ihm zu gehören, Ihm zu begegnen in den Menschen, in ihrer Not und Bedrängnis. Nur so wird es möglich sein, dass religiöse Gemeinschaften ihren originären Beitrag leisten zur Heraus- und Überforderung unserer Zeit. Wenn der gesamten westlichen Gesellschaft klar wird, dass sie nicht mehr die wohlbehütete Insel sein kann, dass sie vielmehr Teil eines in vieler Hinsicht äch-



zenden und leidenden Globus ist, dann mag das, was Gemeinschafts-Christen hier „leisten“ können, oft als verschwindend gering erscheinen. Umso mehr stellt sich die Frage danach, wie Berufung eine Erfahrung der Gegenwart ist. Wo brennt heute das Feuer, bei dem der Herr einlädt zu dem Mahl, das er selbst bereitet hat und das seine Jünger zusammen führt? Wo ist, inmitten von Hilflosigkeit und Armut, Leben in Fülle spürbar? Diese Fragen richten sich nicht nur an einzelne, sie zielen auch auf das Miteinander innerhalb von und zwischen Gemeinschaften. Hier sind wohl längst noch nicht alle eingefahrenen Autonomie-Haltungen überwunden. Nur langsam gibt es z.B. im Bereich der Formation gemeinsame Unternehmungen, welche sich aufgrund der grundlegenden, für alle Gemeinschaften gleichen oder ähnlichen spirituellen und theologischen Grundlagen mehr als nahelegen. Auch der bisherige Kontakt älterer und jüngerer Gemeinschaften lässt sich intensivieren. Oft müssen drängende Fragen finanzieller Natur oder des akuten Sterbens einer ganzen Gemeinschaft dafür sorgen, Ausschau nach „Bündnispartnern“ zu halten. Die (gedachte, gefühlte?) Dominanz des Eigenen ist hinderlich sowohl bei der Bildung von internationalen Kommunitäten wie auch bei dem Blick über den Tellerrand auf der Suche nach neuen Konstellationen, um wirklich geistliche Gemeinschaft leben zu können.

Denn dies, darauf macht Sandra Schneiders aufmerksam, gilt ja für jegliche Form eines Engagements: Es hat „ministry“ zu sein – Dienst im jesuanischen Sinne. Die Frage der Finanzierung darf dabei freilich nicht außen vor

bleiben. Sie ist jedoch nicht damit zu beantworten, dass jedes Gemeinschaftsmitglied für die eigenen Bedürfnisse sorgt. In einer (noch) wohlhabenden Kirche und Gesellschaft sind wohl Quellen zu erschließen, welche indirekt auch solche Dienste mittragen, die kein Entgelt beanspruchen können, die im biblischen Sinne des Wortes „umsonst“ sind. Sowohl für die Leitung als auch für das Mitglied der Gemeinschaft ist hier die innere Unterscheidung gefragt, die ehrliche, transparente und gemeinschaftliche Suche nach dem Ort, wo der Auferstandene einlädt, die Netze auszuwerfen. Betrachtet man abschließend den Lebensstil religiöser Gemeinschaften mit Blick auf Umgangsformen in einer postmodernen und wohl auch postsäkularen Gesellschaft, so legt sich – zumindest in der Möglichkeit – der Buchtitel des italienischen Ordenstheologen Rino Cozza nahe: „La custodia dell’ umano – die Bewahrung, der Schutz des Menschlichen.“³ Der wunderbare Glanz menschlichen Lebens sei hier nicht als ein Geheimwissen verstanden, mit dem sich Ordensleute zu brüsten hätten – vielmehr als ein Dienst, welcher denen abverlangt ist, die mitten in der endlichen, begrenzten Wirklichkeit („... finden sie nichts“) das neue Leben, das von Paulus beschriebene „Sein in Christus“ erkannt haben, in aller Armut und Unvollkommenheit: „Keiner wagte ihn zu fragen, sie wussten, dass es der Herr ist.“ Zu dieser von Gott in Christus angenommenen Menschlichkeit gehört eine persönliche und damit auch individuelle Freiheit, die sich nicht an der Auswahl von Möglichkeiten misst. Vielmehr weiß sie um den Wert von Entscheidung, Bindung, Verzicht. Den Brunnen des Eigenen und der Gemein-

schaft in die Tiefe zu graben, das verlangt Entschiedenheit, in der ein Mensch auf sinnvolle Weise zu sich findet, zu dem „Ich“, das immer wieder neu im Osterdurchgang geboren werden will. Mehr als in der Vergangenheit – in der es viele vorgefertigte Strukturen gab – kommt es auf diesen Menschwerdungsprozess des / der einzelnen an, mit dem er / sie als persönliches Charisma Gemeinschaft aufbaut. Die erste Zielsetzung ist nicht das WAS, sondern das WIE der Lebensvollzüge. Gelangen Christen hier miteinander zu einer inneren Klarheit, wird dies der ganzen Gemeinschaft Dynamik und Kraft geben. Auch wenn solche Zellgruppen sehr klein sind, wenn sie (sehr biblisch!) in der „Zerstreuung“ leben, werden sie für Kirche und Gesellschaft relevant sein: inmitten einer Kirche, die Abschied nimmt von großen Zahlen zugunsten lebendiger Glaubensgemeinschaften; inmitten einer Gesellschaft, welche in den sozialen und weltanschaulichen Turbulenzen droht, Menschlichkeit zu verlieren. Da „im Grunde, in seiner Sehnsucht“ jeder Mensch um das weiß, was wirklich menschlich ist, braucht es einzelne und Gemeinschaften, die offenbar machen und leben, was Menschsein in Fülle bedeuten kann. Nicht geringer sollte der Anspruch sein, wenn es darum geht, in der konkreten Situation in der Gemeinschaft Fragen des Lebensstils offen anzusprechen. Möge dies in einer Atmosphäre geschehen, in welcher Schwestern und Brüder den Mut haben, die damit verbundene Herausforderung und den darin verheißenen „Schatz im Acker“ mit- und füreinander ins Wort zu bringen – nicht als unberechtigte Kritik, in Besserwisserei; vielmehr in der Sorge, dass Leben nicht

verloren geht, sondern mit Blick auf den Herrn gewonnen wird. Diese Sorge wird sich nicht zuletzt darin äußern, dass jede Gemeinschaft darauf schaut, dass das Verhältnis von Gebet und Arbeit nicht aus dem Blick gerät, sondern dass beides sich gegenseitig durchdringt. In dem Maße, wie jemand wirklich bei sich ist, d.h. wie er sein Wirken („fischen“) immer wieder hinein stellt in die Beziehung zum Herrn – in diesem Maße wird er fruchtbar. Der persönliche Dienst des Gebetes, sei es in einer kontemplativen, monastischen oder apostolischen Gemeinschaft, gehört zum unverzichtbaren Stilelement einer Lebensform, die ihren Daseinsgrund verliert ohne lebendige Beziehung zu dem, der immer schon am Ufer steht und wartet.

.....

- 1 „Die stark auf das Subjekt konzentrierte Kultur unserer westlichen Gesellschaft hat dazu beigetragen, die Achtung für die Würde der menschlichen Person als Wert zu verbreiten sowie deren freie Entfaltung und Autonomie positiv zu beeinflussen. Die Tatsache dieser Anerkennung stellt einen der bedeutendsten Wesenszüge der Neuzeit dar und ist gottgewollt.“ (Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens: Der Dienst der Autorität und der Gehorsam, Nr. 2 – Rom 2008).
- 2 Vgl. zum folgenden S. Schneiders, *Buying the Field – Catholic Religious Life in Mission to the World*, New York 2013, v.a. S. 102ff; 223ff.
- 3 Bologna 2014.

Bernhard A. Eckerstorfer OSB

P. Dr. Bernhard A. Eckerstorfer OSB, geboren 1971, studierte Geographie und Theologie und promovierte über nordamerikanische Theologie. Im Jahr 2000 trat er in das Benediktinerstift Kremsmünster ein. Er ist Novizenmeister seiner Abtei, in der Berufungspastoral tätig und unterrichtet am klostereigenen Stiftsgymnasium.



Bernhard A. Eckerstorfer OSB

Junge Ordensleute?*

Erneuerung unserer Gemeinschaften

In diesen Ausführungen soll ich einige Überlegungen vorlegen, wer die jungen Menschen in den Orden sind, was sie von unseren Gemeinschaften erwarten und wie sie sich einbringen können. Warum wird diese Frage überhaupt mit solcher Dringlichkeit gestellt? In einer Zeit, in der die Ordenshäuser im Großen und Ganzen jedes Jahr etliche Zugänge verzeichneten, ging es vor allem darum, wie denn die neuen Mitglieder sich in eine konkrete Gemeinschaft einfügen und sich ihre Geschichte und Spiritualität möglichst gut aneignen können. Bleibt der Ordensnachwuchs aber weitgehend aus, fragt man zurecht vermehrt: Wer sind denn überhaupt die wenigen Jungen, die heute in einen Orden eintreten?

Auf die Jungen schauen

Die Frage, wer sich heute einem Institut geweihten Lebens anschließt, ist deshalb unerlässlich, weil es um unsere Zukunft geht. Das klingt allzu selbstverständlich, ist es aber in der Betriebssamkeit unseres Ordenslebens beileibe nicht. Wir sind so sehr damit beschäftigt, alles am Laufen zu halten, dass es eine bewusst deklarierte Zeit dafür braucht, diesen Überlegungen Raum zu geben.

Wollen die Orden heute und auch morgen eine Option¹ sein, müssen wir wahrnehmen, wer diese jungen Leute sind, was sie denken und mit Religion verbinden. Wir können angeblich nach der Generation X und der Generation Y

(den „Millennials“) mittlerweile von der Generation R sprechen, von der *relaxed generation*. Diese *digital natives* sind von klein auf mit der heutigen Kommunikationstechnologie vertraut, sie bekamen sozusagen das Handy in den Kinderwagen gelegt und sind dann auf Smartphones mit vielfältigen Vernetzungsmöglichkeiten umgestiegen. Sie verstehen mit den Widrigkeiten des Lebens kreativ umzugehen, suchen jedoch ständig nach Anerkennung. Vielleicht noch vertraut mit den Boomers (Geburtsjahrgänge bis 1965) ist uns höchstens noch die Generation X (bis 1980) ein Begriff, die nachkommenden Jugendlichen scheinen uns fremd, weil wir so wenige Junge in unseren Orden haben. Das wurde mir kürzlich bewusst, als auf unserer Anschlagtafel im Kloster unser jüngster Mitbruder keckerweise einen Zettel zur Information aushängte, wo meist nur die Oberen und der Gastmeister ihre Mitteilungen machen. Auf diesem Aushang fanden sich der informellen Wortwahl entsprechend auch drei Smileys. Das hatte ich seit meinem Eintritt vor fünfzehn Jahren noch nie an dieser Stelle gesehen! Die Welt war ein kleines Stück weiter ins Kloster gekommen – machen doch Smileys einen guten Teil der schriftlichen Kommunikation junger Menschen aus. :-)

Bei einer Tagung der Novizenmeisterinnen und Novizenmeister meines Ordens wurde die Sinus-Milieustudie 2015 thematisiert. In Kleingruppen sollten wir unsere Konvente sowie die jungen Menschen, die bei uns anklopfen, zuordnen. Das Ergebnis bei den verschiedenen Gruppen war ähnlich: Unsere Gemeinschaften sind vor allem im traditionellen und bürgerlichen Milieu zuhause, während die jungen Mitbrüder

oder Mitschwestern aus verschiedenen Milieus kommen, etwa dem sog. adaptiv-pragmatischen Milieu oder aus der Welt der Sozialökologischen oder Performer. Auch wenn man die Sinnhaftigkeit der Sinus-Studie für unsere Frage anzweifeln oder ihre Methode überhaupt kritisieren mag, eines dürfte ihre Anwendung für uns auf jeden Fall bestätigen: Einem eher homogenen Konvent meist älterer Mitbrüder oder Mitschwestern stehen plurale Lebenswelten der jüngeren Generationen gegenüber. Wir stellen doch immer wieder fest, dass früher ein relativ einheitlicher Weg in einen Orden führte, während es heute ganz verschiedene Zugangswege gibt und auch das Eintrittsalter stärker variiert.

Verkörpert nun ein Konvent ein traditionelles bzw. bürgerliches Leben (vergängerischer Jahrzehnte!), finden junge Menschen erschwert Anschluss. Das alleine muss freilich kein Hindernis sein, in einen Orden einzutreten. Ringt sich jemand zu diesem Entschluss durch, will er ja gerade sein bisheriges Leben ändern, sozusagen aussteigen und ein neues Leben beginnen. Das gelingt jedoch nur, wenn dieses auf dem Alten aufbauen, also – um die Jugendsprache zu verwenden – am Alten andocken kann und nicht an dem vorbei geht, was jemand jahrelang dargestellt und womit er sich identifiziert hat.

Der Provinzial der östlichen Dominikanerprovinz in den USA erzählte mir einmal von einem neuen Angebot seines Ordenshauses, das viele junge Katholiken von Washington, D.C. anzieht. Das Highlight dieses Abends ist die Anbetung, zu der die jungen Leute auch Speisen mitnehmen sollen – allerdings nicht für sich selbst. Diese werden vor

die Monstranz gelegt und nach der Anbetung von den Teilnehmern selbst zu einer Armenausspeisung eine Straße vom Dominikanerkloster entfernt gebracht. Hier wurde also ein alter Brauch wieder eingeführt (Anbetung), aber neu inszeniert (Nahrungsmittel für Obdachlose). Das Neue atmet den Geist des Alten, das Alte wird durch einen neuen Akzent aktuell. Interessant war die Reaktion einiger älterer Mitbrüder, wie der Provinzial nachdenklich bemerkte: Sie warfen ihren jungen Mitbrüdern vor, wegen der Anbetung die Jugend dem Traditionalismus geneigt zu machen bzw. dadurch vor allem Charismatiker anzuziehen. Ein Reflex der Konzilsgeneration, der uns in der Alten Welt nicht unbekannt sein dürfte und auch die Jungen in unseren Gemeinschaften trifft. Gerade um gängige Missverständnisse zwischen den Generationen zu vermeiden, halte ich es für bedeutsam, sich die Beweggründe anzusehen, warum heute jemand in einen Orden eintritt.

Was suchen junge Leute in einem Orden

Spannend wäre natürlich zu ergründen, wie denn ein Orden aussehen sollte, damit Neuzugänge zu verzeichnen sind. So könnte man junge Leute befragen, wie sie sich eine Gemeinschaft wünschen, die für ihresgleichen möglichst interessant erscheint. Doch ich halte solche Überlegungen für allzu hypothetisch. Eine Befragung junger Italienerinnen und Italiener über ihr Bild vom Ordensleben hat m. E. vor allem gezeigt, mit welchen Vorurteilen und Schablonen junge Menschen die Orden wahrnehmen.²

Es bringt wohl wenig, einen Modellorden zu entwerfen, der den Vorstellungen

junger Leute entspricht, um möglichst alle zehn von der Sinus-Studie aufgezeigten Milieus abdecken zu können. Einen echten Erkenntnisgewinn erhalten wir dagegen, wenn wir uns in der Ordenslandschaft über die *best practices* austauschen, zum Beispiel auf die erwähnten amerikanischen Dominikaner schauen, die besonders in den östlichen Staaten offensichtlich eine hohe Anzahl gesunder junger Männer anziehen. Auf alle Fälle sind Beispiele von Ordenshäusern lehrreich, die eine erfolgreiche Berufungspastoral machen oder denen sich aus diesem oder jenem Grund viele Junge angeschlossen haben. Allerdings sehen wir dabei, wie schwierig es ist, Erfahrungen von einem Ort auf den anderen zu übertragen. Was im einen Fall zu Eintritt führt, bewirkt im anderen Fall keine herzeigbaren Ergebnisse. Berufungen bleiben – Gott sei es gedankt – unserem Willen und Planen entzogen.

Am Zielführendsten ist es wohl, von den jungen Ordensleuten selbst auszugehen. Um wirklich sie selbst sprechen und wirken zu lassen, scheint es mir unerlässlich, dass jene, die schon länger einem Orden angehören, nicht gleich die eigenen Kategorien über die Jungen stülpen. Nehmen wir einfach einmal wahr, wer die Jungen in unseren Orden sind! Und lassen wir einfach auf uns wirken, was junge Leute wollen, wenn sie in einen Orden eintreten.

Wir können uns ein gutes Bild verschaffen durch eine breit angelegte Befragung in den USA, die meines Wissens nach noch kaum im deutschen Sprachraum rezipiert wurde. Sie wurde von der *National Religious Vocation Conference* (NRVC) in Auftrag gegeben. Diese nationale Vereinigung für Beru-

fungspastoral in den Orden wurde 1989 gegründet und hat ihren Sitz in Chicago. Neben einer Jahresversammlung bietet die NRVC in verschiedenen Teilen der USA Schulungen für Verantwortliche der Berufungspastoral an und zieht aus Untersuchungen konkrete Schlüsse, die sie selbst aktiv werden lässt. So hat eine Studie über die Verschuldung amerikanischer Uni-Absolventen und die negativen Auswirkungen auf einen möglichen Ordenseintritt zur Schaffung eines Fonds geführt, aus dem Kandidaten bis zur Ewigen Profess für die Darlehensrückzahlungen unterstützt werden, falls ein Orden diese Rückzahlungen nicht übernehmen kann. Derzeit ergründet – angeregt durch den Familien-Schwerpunkt von Papst Franziskus – eine Untersuchung, aus welchen familiären Hintergründen heutige Kandidaten kommen und wie die Berufungspastoral diese Erkenntnisse nutzbar machen kann.

Die für unseren Zusammenhang relevante Studie stammt aus dem Jahr 2009 und wurde vom *Center for Applied Research in the Apostolate* der renommierten katholischen Georgetown University erstellt. In den Jahren 2008 und 2009 wurden Kandidaten, Novizen und zeitliche Professoren, die seit 1993 in sämtlichen katholischen Gemeinschaften der USA gemeldet waren, erfasst. Die Anzahl der (ehemaligen) jungen Ordensleute beläuft sich auf fast 4.000, von denen sich immerhin 40% der Befragung stellten. Die Rücklaufquote der Befragung der Ordensoberen war derart hoch, dass Gemeinschaften mit insgesamt über 62.000 Mitgliedern erfasst wurden, was für das Stichjahr 2008 80% aller Mitglieder von Instituten gottgeweihten Lebens in den USA be-

deutete. Die Studie mit dem Titel „Recent Vocations to Religious Life“ findet sich leicht zugänglich auf der Homepage der NRVC.³ Der Umfang und die ausgeklügelte Methodik lassen diese Untersuchung einzigartig erscheinen; freilich müssen wir uns vor Augen halten, dass sich die amerikanische Situation von unserer auch unterscheidet.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Geistliches Leben in Gemeinschaft

Bei Männern lag das Durchschnittsalter beim Eintritt bei 30 Jahren, bei den Frauen bei 32. Die Befragten gaben an, schon früh den Wunsch verspürt zu haben, in einen Orden einzutreten: Über zwei Drittel dachten bereits vor ihrem 21. Lebensjahr daran, Ordensmann oder Ordensfrau zu werden; über die Hälfte hatte diesen Wunsch schon vor dem 18. Lebensjahr. Bei 27% der jüngeren Ordensfrauen meldete sich sogar bereits vor dem 14. Lebensjahr die Sehnsucht, einmal in einen Orden einzutreten (bei den Männern waren es 14%).

Neun von zehn Personen des erfassten Ordensnachwuchses sagten, sie wurden katholisch erzogen. 73% hatten in irgendeiner Phase ihrer Schulausbildung eine katholische Institution besucht, was besonders vor dem Hintergrund der Geschichte der katholischen Kirche in den USA gesehen werden muss; als Minderheit war (und ist) es bedeutsam, eine spezifische religiöse Ausbildung

anzubieten, in der nicht zuletzt die Orden eine Schlüsselfunktion übernehmen. Die Hälfte der neuen Ordensmitglieder gab an, in pfarrlichen Ausbildungsprogrammen tätig gewesen zu sein. Auch hier schwingt die Lage der Kirche Nordamerikas mit, deren Pfarren angesichts fehlenden Religionsunterrichts in den staatlichen Schulen viel katechetischer ausgerichtet sind als bei uns.

Für 85% war der Kontakt zu Ordensleuten und ihr Beispiel wichtig, selbst diesen Schritt zu gehen. Ein junger Ordensmann schrieb: „Natürlich konnte ich mir nur vorstellen, selbst Jesuit zu werden, weil ich das freudige und manchmal auch mysteriöse Beispiel meiner zukünftigen Mitbrüder vor Augen hatte.“⁴ 78% gaben an, durch den Eintritt dem Gebet in ihrem Leben eine zentrale Stellung geben zu wollen, 73% hielten als eine Hauptmotivation fest, dass sie ein geistliches Leben führen möchten, das sie in dieser Form nur im Orden finden würden. Eine große Rolle spielt bei den Gründen für einen Ordenseintritt auch die Gemeinschaft: „Als Laien können wir alle karitative Tätigkeiten im Namen Gottes verrichten; doch was uns als gottgeweihte Personen unterscheidet, ist unser Leben in Gemeinschaft.“

Im Vorwort zur Untersuchung schrieb der Direktor der *National Religious Vocation Conference*, Br. Paul Bednarczyk CSC: „Wie uns die Studie zeigt, rufen uns die neuen und jungen Ordensleute dazu auf, die katholische Liturgie, die ordenseigene Identität und das Gemeinschaftsleben neu zu schätzen.“ Auch wenn es etwas amerikanisch klingt, trifft m.E. diese Einschätzung die Haltung der jungen Generation in den Or-

den: „Ich glaube, diese Studie fordert uns alle heraus, unter den katholischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine Berufungskultur zu schaffen (*to promote a culture of vocation*). Von unserer Untersuchung aus müssten wir mit diesen Schwerpunkten beginnen: Katholische Identität, Gebet und Gemeinschaft.“

Arbeit nicht an erster Stelle

Auffallend ist, dass die Arbeitsfelder nicht im Zentrum für die Motivation stehen, in einen Orden einzutreten, wie es vielleicht stärker in den früheren Generationen der Fall war. Ein junger Ordensmann schrieb: „Es ist nicht die Arbeit, die meine Berufung ausmacht.“ Und eine junge Schwester, die in einen apostolischen Orden eingetreten war, gab zu Papier: „Es war für mich nicht wichtig, welche Arbeit ich verrichten würde, solange sie mich in die Gemeinschaft aufnahmen! Ihr Gebet und Zusammenleben zog mich mehr an als ihre apostolische Tätigkeit.“ Die gestiegenen Gemeinschaftswerte bei der jungen Generation sehen wir auch bei der hohen Bedeutung, die sie der *gemeinsamen* Arbeit zumessen – 77% für die *Millennial Generation* gegenüber 52% für die Konzilsgeneration.

Erhoben wurde auch, warum jemand genau diesen oder jenen Orden wählte. 91% gaben an: „die Spiritualität des Ordens“ – und 90%: „die Gemeinschaft des Ordens“. Ein Bruder schrieb: „Warum diese Opfer bringen, die das Ordensleben uns abverlangt, wenn ich das Gleiche auch als Laie machen könnte?“ Und wieder ist klar die Priorität des geistlichen Lebens in Gemeinschaft hörbar, wenn ein anderer Vertreter der

Jungen schreibt: „Es ist die Lebensform (*way of life*), die mich ruft und im Orden hält, nicht so sehr ein bestimmter Dienst (*particular ministry*).“

Generationenunterschiede

Die *generational gaps* sind immer wieder ein Thema. Das beschäftigte sichtlich den Direktor der NRVC, der selbst knapp vor der Pension steht: „Eine klare Identität als katholische Christen ist für junge Ordensleute ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal ihres Glaubens. Jene, die vor oder während des Zweiten Vatikanums aufwuchsen, würden das erneute Interesse an traditionelleren Haltungen und Formen so interpretieren, als wollten die Jüngeren wieder zurück gehen. Aber sie sehen das selbst gar nicht so. Für sie bedeutet vorwärts zu gehen schlicht und einfach, eine klarere katholische Identität zu haben, die sie nicht zu verstecken brauchen.“ Z.B. hat die Eucharistische Anbetung für 75% der Ordensleute, die nach 1980 geboren wurden, einen wesentlichen Stellenwert, während dies bei der Konzilsgeneration nur für 35% zutrifft.

Die befragten Ordensleute der jüngeren Generation gehen optimistischer und mit mehr Freude am Glauben bzw. am Ordensleben in die Zukunft als ältere Generationen. Das kann freilich auch damit zu tun haben, dass sie die Enttäuschungen und Abnutzungserscheinungen, die jedes Leben mit sich bringt, noch nicht so kennen wie die Älteren. Umso wichtiger ist es, ihre Sicht und ihr Empfinden in unseren Orden hörbar zu machen. Von den zahlenmäßigen Einbrüchen wollen sie sich etwa nicht lähmen lassen: „Wir werden zwar weniger, aber das heißt doch nicht, dass unsere

tägliche Hingabe weniger werden muss oder unsere Gemeinschaft keine Zukunft hat“, schrieb ein junger Bruder.

Mit welchen Problemen kämpfen die Jüngeren in den Orden? Natürlich gibt es auch hier eine große Bandbreite, die eine auf Mehrheitsmeinungen ausgerichtete Studie einzuebnen in Gefahr steht. Aber gerade diese wichtigsten Linien sind erhellend: Ein großer Teil erlebte Widerstand von Eltern, Geschwistern und Freunden. Erschreckend ist die Angabe vieler, dass – neben der Skepsis aus Arbeitsumfeld und Pfarrgemeinde – selbst der Pfarrer und oder ein Priester, dem sie sich anvertrauten, ihrem Wunsch nach dem Ordensleben reserviert gegenüberstand. Ist das nur ein Alarmzeichen in Nordamerika oder trifft Ähnliches nicht auch die Situation unserer saturierten Kirche, die den radikalen Schritt eines Ordenseintritts nicht mehr nachvollziehen kann oder diesen – schlimmer noch – für überflüssig hält? Zu schaffen macht den jungen Ordensleuten entsprechend dieser Untersuchung aus den USA aber nicht nur das allgemeine gesellschaftliche und kirchliche Klima, sondern die fehlende größere Anzahl Gleichaltriger in ihrer Gemeinschaft, mit der sie auf Pilgerschaft in eine ungewisse Zukunft gehen könnten.

Folgerungen für unsere Orden

In diesen Ausführungen geht es nicht darum, wie junge Ordensleute zu begleiten, über sich selbst hinauszuführen und kritisch zu betrachten, sprich zu korrigieren sind.⁵ Ich bat eingangs, die Jungen für sich selbst sprechen zu lassen und sie nicht sofort in unsere alten Kategorien einzuteilen oder für unsere

(praktischen oder auch ideologischen) Zwecke einzuspannen. Wir haben nur diejenigen, die zu uns kommen wollen. In vielem können sie selbst Wegweiser für eine Erneuerung unseres Ordenslebens sein.

Die zitierte US-Studie legt den Schluss nahe, in die Erziehung junger Menschen immer neu zu investieren. Wird nicht auch bei uns oft eine Berufung in einer katholischen Privatschule als Möglichkeit vor Augen geführt und gefördert, die dann oft einem anderen Orden oder Priesterseminar zu Gute kommt? Ein Desiderat scheint mir der Kontakt mit Studierenden zu sein. In den USA führen die Orden viele Colleges und Universitäten und sind viel mehr als bei uns in der Universitätsseelsorge engagiert. Die Früchte meine ich erkennen zu können. Wenn diesseits und jenseits des Atlantiks nicht mehr wie früher noch vor dem Schulabschluss die Berufs- und erst recht nicht die Berufungsfrage entschieden wird, sind es die jungen Erwachsenen während ihrer Ausbildung oder in den ersten Jahren des Berufslebens, die als mögliche Kandidaten zu uns stoßen werden.

Anziehend finden offenbar junge Menschen, die in einen Orden eintreten, eine gediegene Pflege der Liturgie, die Möglichkeit privaten Gebets und der Beschäftigung mit geistlichen Texten. Manches mag unter einem idealistischen Gewand der Vergangenheitsverklärung daherkommen. Steht dahinter aber nicht oft die authentische Sehnsucht nach dem Heiligen, nach der Priorität eines Lebens für Gott, für das natürlich der Dienst an den Mitmenschen eine logische Folge ist, jedenfalls sein muss? Die Bedeutung äußerer Formen und gehaltvoller Riten müssen zu

keinem Ästhetizismus führen, sondern könnten durchaus das einlösen, was das Zweite Vatikanische Konzil vor einem halben Jahrhundert anstoßen wollte: Rückkehr zu den Quellen mit einer frischen Verheutigung – aber eben nicht *Aggiornamento* ohne *Ressourcement*.

In diesem Sinne zeigten viele Äußerungen im Rahmen der Studie aus den USA, wie sehr manche Junge in den Orden unter zynischer Kritik an der Kirche leiden, ein sarkastischer Grundton gegenüber kirchlicher Hierarchie und Tradition Kandidaten geradezu abstößt. Was für viele ältere Ordensleute selbstverständlich war und ist, müssen sich ihre jungen Mitbrüder oder Mitschwester in einem nicht mehr homogen katholischen Umfeld mühsam erwerben, weshalb Identität, äußerlicher Vollzug und Bekenntnis zur Kirche unter anderen Vorzeichen stehen und neue Bedeutung erhalten. Letztlich ist der gefühlte Generationenunterschied in einem gelungenen Gemeinschaftsleben mehr eine Bereicherung als Ursache von Konflikten. An der Gemeinschaft entscheidet sich wahrhaft viel. Eine junge Schwester schrieb: „Ordensleben hat kaum Sinn, wenn es keine Gemeinschaft gibt. Für mich war bisher das Gemeinschaftsleben die größte Lehrmeisterin, und es stellte mir auch die größten Herausforderungen.“

Wie Gemeinschaft in den Orden gelebt wird, ist auch schon Teil ihrer Mission. Eine Ordensfrau in den ersten Jahren fasste gut die Ausstrahlungskraft gediegener Gemeinschaften für Kirche und Welt zusammen: „In unserer Zeit, die so oft aus dem Gleichgewicht kommt, könnte der größte Beitrag des Ordenslebens darin liegen, ganzheitlich und gesund gemeinsam für Gott zu leben.“

Die Gemeinschaften wurden in der Untersuchung über Ordensberufungen der jüngsten Zeit gebeten, ihre eigene Berufungspastoral zu beschreiben. Daraus lassen sich Zusammenhänge zwischen der Förderung geistlicher Berufungen und Eintrittszahlen belegen: Jene Orden, die eine volle Anstellung einer für die Berufungspastoral verantwortlichen Person hatten, haben nachweislich mehr Eintritte als andere Orden. Natürlich kann ein zahlreicher Ordensnachwuchs bei einem Schwerpunkt der Berufungspastoral genauso damit erklärt werden, dass agilere Orden ohne dezidierte Berufungspastoral die gleichen Zugänge hätten. Aber selbst dann wäre der Schwerpunkt für die Berufungspastoral nicht umsonst. Schafft nämlich ein Orden Raum für junge Menschen und ihre Entscheidungsfindung, kommt das auch anderen Instituten geweihten Lebens und den Priesterseminaren zu Gute. Beispiele ließen sich im deutschen Sprachraum leicht finden, wo freigestellte Patres und Schwestern für eine Vielzahl junger Menschen entscheidende Wegbegleiter waren.

Zwei Drittel der Jungen in den Orden waren laut der US-Studie vor ihrem Eintritt in geistlicher Begleitung; Exerzitien und Angebote des Mitlebens spielten bei der Mehrheit eine große Rolle. Wenn uns der Ordensnachwuchs ein Anliegen ist, müssen sich die Brüder und Schwestern in den Orden als Experten für die Entscheidungsfindung verstehen. Durch ihren eigenen Lebensweg und das erprobte geistliche Leben ihrer Kommunitäten haben sie ein großes Reservoir für die Anleitung gerade junger Menschen zur Verfügung. Je intensiver Ordensleute daraus schöpfen und es wach mit Suchenden in Bezie-

hung bringen, werden sie merken, wie viel sie nicht nur selbst geben können, sondern im Austausch mit jungen Menschen empfangen – für sich und die Erneuerung ihres Ordens.

.....

- * Dieser Artikel geht zurück auf einen Vortrag bei der Generalversammlung der Superiorenkonferenz der männlichen Ordensgemeinschaften Österreichs am 23. November 2015 in Wien.
- 1 Ich verwende bewusst diesen Begriff. Vgl. die Diskussion um Charles Taylors Ein säkulares Zeitalter. Frankfurt a.M. 2009.
- 2 Vgl. Giovanni Dalpiaz (Hg.): *Giovani e vita consacrata: Ricerca promossa da CISM-USMI nel Nordest d'Italia su come i giovani vedono i consacrati e le consacrate*. Padova 2006.
- 3 Vgl. www.nrv.net. Der hunderte Seiten langen Dokumentation geht eine 132 Seiten lange Executive Summary voraus, welche die wesentlichen Inhalte übersichtlich – auch mit Graphiken – präsentiert.
- 4 Die Zitate junger Ordensleute übernehme ich der viermal jährlich von der NRVC herausgegebenen Zeitschrift *Horizon*, die in den Jahrgängen 2009 und 2010 die Studie diskutierte.
- 5 Dazu habe ich mir Gedanken gemacht etwa in diesen beiden Publikationen: *Aufnahme und Begleitung junger Ordensleute*, in: *Ordensnachrichten* 51/1 (2012) 28-38; *Die Zukunft der Ordensausbildung*, in: *Geist und Leben* 88 (2015) 71-92.

Veronica Krienen OSB

Sr. Veronica Krienen OSB, Jahrgang 1962, ist Benediktinerin in Köln, Dipl. Psychologin, Geistliche Begleiterin und Exerzitenbegleiterin, systemische Supervisorin, als Referentin im Edith-Stein Exerzitienhaus des Erzbistums Köln und in der Formation ihrer Gemeinschaft tätig.



Veronica Krienen OSB

Bemerkungen zu den Herausforderungen der Ordensformation am Beginn des 21. Jahrhunderts

Erst seit einem guten Jahr arbeite ich in der Formation unserer Gemeinschaft mit, insofern lebt mein Blick auf das Thema noch weniger aus dieser Erfahrung, sondern ist auch wesentlich geprägt durch meine Wege mit jungen Ordensmännern und -frauen unterschiedlicher Gemeinschaften in der therapeutischen-, geistlichen- und supervisorischen Begleitung.

Wenn wir der inzwischen schon 25 Jahre alten Analyse von Johann Baptist Metz weiterhin zustimmen, dass die Orden heute „starke Subjekte [brauchen], bei denen Lebensgeschichte und Glaubensgeschichte authentisch ineinandergreifen“¹, stellt dies hohe Anforderungen an die Auswahl und Aus-

bildung unserer nächsten Ordensgeneration. Die Ausbildung umfasst dabei die Aufgaben der *Einführung* in die Lebensform, der *Begleitung* bei der persönlichen Aneignung der Lebensform und auch der *Prüfung*, ob eine hinreichende Eignung vorliegt; denn auch die Frage, ob der Sehnsucht nach dem Ordensleben die Bereitschaft und das Vermögen entspricht, in einer vielfach begrenzten Realität in dieses Leben hineinzuwachsen, gehört zu den Aufgaben innerhalb der Formationsphase.

Ich werde im Folgenden versuchen, diese Herausforderungen in den Schritten der Eingliederungsphasen auf unterschiedlichen Ebenen zu bedenken: Wie kann es gelingen, dass der Neukom-

mende sich einfügt und einfindet, wie kann es gelingen, dass die Noviziatszeit zur Chance und Herausforderung wird, sich als Persönlichkeit weiter zu entwickeln, die eigene Christusbeziehung zu vertiefen und dem Gebetsleben eine passende Gestalt zu geben?

Die Phase der Kandidatur und die Entscheidung zum Eintritt

Welche Männer und Frauen gehen heute ins Kloster? Im Vergleich zu früheren Zeiten sind sie im Regelfall etwas älter und lebenserfahrener. Sie sind gewohnt, ihr Leben selbst zu gestalten und aus einem unübersehbaren Angebot an Optionen die eigene Biographie zu *basteln* (Ulrich Beck). Der Wunsch, sich einer Ordensgemeinschaft anzuschließen, zeugt von einer stark wertebasierten Lebensausrichtung, in der sich die Männer und Frauen entschieden haben, die Werte des Evangeliums in einer Gemeinschaft zu leben, in der diese Werte das ganze Leben alltäglich durchprägen. In der Regel bringen sie bereits eine persönlich durchformte Frömmigkeit mit. Und so steht vor der Eintrittsentscheidung zumeist die bewusste Suche nach einer Gemeinschaft, in der die Werte des Evangeliums authentisch, in sich stimmig, überzeugend und zur Kandidatin mit ihren konkreten Gaben und Interessen passend gelebt wird.

Die Eintrittsentscheidung ist im Regelfall in unseren Breiten heute eine Entscheidung zu einer insgesamt schlichteren und ärmeren Lebensform. Die zu leistenden Verzichte sind je nach Lebensalter sehr unterschiedlich. Recht jung eintretende Männer und Frauen verzichten auf einen objektiv großen Möglichkeitsraum, der umso riesiger

erscheint, je jünger der eintretende Mann oder die eintretende Frau und je unerprobter die Optionen sind. Je älter die eintretenden Männer und Frauen, desto mehr verschiebt sich der Verzicht auf konkrete und erprobte Lebensmöglichkeiten und wird zudem erschwert durch gefestigte Lebensgewohnheiten.

Eintritt und Postulat – der Anfang im klösterlichen Leben

Der Eintritt selbst ähnelt einer Expedition in ein exotisches Land mit fremder Kultur.

Natürlich kennen die jungen Männer und Frauen, wenn sie eintreten, die Gemeinschaft; sie haben bereits einige Zeit mitgelebt, entsprechende Lektüre gelesen... und trotzdem: Näher besehen kommen sie mit wenig konkreten und zum Teil recht unzutreffenden Vorstellungen darüber, wie das Leben im Kloster „funktioniert“, und sie begeben sich mit ihrem Eintritt in ein neues und fremdes Lebensbiotop.

Eine solche Expedition gibt reichlich Möglichkeit zur Selbsterfahrung im Umgang mit Fremdheit. Und es ist zunächst immer wieder spannend [und gibt dem Formationsleiter wertvolle Informationen], wie unterschiedlich und wie charakteristisch Menschen sich auf diese Herausforderung vorbereiten und dann in ihr reagieren: Da sind jene, die sicherheitshalber mit einer Fünfjahresration Duschgel eintreten und jene, die [obgleich sie bei ihren Besuchen sicher anderes beobachtet haben können] davon ausgehen, all ihre Kontakte mit dem Zeitpunkt des Eintritts kappen zu müssen und vieles andere Wunderliche mehr. Diese erste Phase gibt zu erkennen, wel-



che Lebens- und Überlebensmechanismen jemand gelernt und eingeübt hat, um z.B. mit Fremdheit [in der Sprache, in den Gebetsformen, in den normalen Lebensvollzügen, im privaten Wohnumfeld...] umzugehen. Wie bereitwillig, wie defensiv oder wie offensiv ein Mann, eine Frau darauf zugeht, wie es eher erduldet oder eher gestaltet wird, wie jemand versucht kein Aufsehen zu erregen oder nach Erklärungen fragt und forscht, gibt der Gemeinschaft gleich einer Ouvertüre einen Vorklang, wer er oder sie ist und wie sie sich vermutlich in die Gemeinschaft einbringen wird.

Diese erste Fremdheit und die Reaktionen und Rückmeldungen des neuen Postulanten gibt auch der Gemeinschaft die Gelegenheit über die Anschlussfähigkeit ihrer Sprache, ihrer Lebensweise und über die Qualität deren Vermittlung jeweils neu nachzudenken. Als Unterscheidungskriterium wird dabei immer neu dienen: Was braucht es, um die Ideale des Ordens ins 21. Jahrhundert hinein zu konkretisieren, und was in der Lebensform sind eher Relikte der gutbürgerlichen Gewohnheiten der z.Zt. tragenden und prägenden Generation [von der Raumästhetik über den Speiseplan bis hin zu kleinen Eigengebeten vor oder nach dem Stunden- oder Tischgebet]. Es gilt zu beantworten, wo vom Postulanten/Novizen ein Sich-Einfügen gefordert ist [in der Hoffnung, dass es hinwächst zum Sich-Einfinden] und wo neue, andere Formen dem Wert des Ordensgedankens und der Kontinuität der Ordenstradition keinen wirklichen Abbruch tut. Dabei ist jeweils auch eine Frage, wieviel offenen Diskurs über die Gebräuche der Gemeinschaft die nachfolgende Generation

braucht und wieviel offener Diskurs den älteren Schwestern und Brüdern zuzumuten ist.

In jedem Fall verpflichten uns die gleichermaßen wunderbaren und nervenden Warum-Fragen der Postulanten und Novizinnen, immer wieder schlüssige Begründungen zu liefern, und formbar in der lebendigen Ausrichtung auf das Evangelium zu bleiben.

Keine Frage, viel Neues wird die Postulantin in Sachen Lebensweise und Gebräuche der Gemeinschaft lernen, wie man eine neue Sprache lernt, um sie irgendwann so sicher zu beherrschen, dass sie sich später in die Prozesse der Weiter-, Um- und Neugestaltung einbringen kann, damit das Ordensleben ein glaubhaftes und lebendiges Zeugnis eines wertvollen und lohnenden Lebensentwurfes bleibt – und als solches von der jeweiligen Gesellschaft verstanden werden kann.

In der Folge ist das Postulat eine Zeit, in der nach und nach die idealisierten *Vorstellungen* über das klösterliche Leben [möglicherweise konfliktuell] in Berührung kommen mit der *konkreten* klösterlichen Gemeinschaft. Der Zuwachs an innerem und äußerem Wissen über die konkrete Gemeinschaft bewirkt dabei notwendig auch eine Desillusionierung: Auch die Gemeinschaft hat eine Art *Ideal-Wir* und *Real-Wir*: Die Werte, die sie propagiert, sind durch zahlreiche Ausnahmen durchlöchert, die Schwestern sind ganz normale Menschen mit Stärken, Schwächen und mit charakterlichen Einseitigkeiten. Es gibt sehr besondere Gestalten unter ihnen, deren Eigenheiten nicht immer nur lebenswert sind... Um die Formationsphase zu meistern, braucht es Frustrationstoleranz und die Bereitschaft, sich immer

wieder liebevoll der Realität zuzuwenden, ohne dabei die Ideale und Werteorientierung aus dem Blick zu verlieren. Im Unterschied zu vielen Neuanfängen, die der Postulant, die Novizin bereits gemeistert hat, umfasst die Einführung in die Klostergemeinschaft alle Lebensbereiche: Essen und Schlafen, Beten und Arbeiten, Wohnen und Außenkontakte – alles will an die neuen Lebensumstände angepasst werden und fließt ein in das Gespräch mit der Formationsleitung – für einen erwachsenen Mann, eine erwachsene Frau eine ziemliche Herausforderung.

Von Seiten der Gemeinschaft und der Formationsleitung erscheint es mir in Postulat und Noviziat eine echte Aufgabe, in eine Lebensform, die Gehorsam als eine ihrer Grundlagen definiert, so einzuführen, dass die Postulantin/der Novize nicht in die Regression gezwungen wird. Natürlich werden während der komplexen inneren Wege der Auseinandersetzung und Integration einzelne Phasen und Ausprägungen von Regression beinahe unvermeidlich auftreten. Dennoch ist auf Seiten der Gemeinschaft größter Wert darauf zu legen, ein möglichst *erwachsenes* Herfinden in die neue Lebensform und die Gemeinschaft zu ermöglichen.

Noviziat und Entscheidung zur Profess – Aufgaben in der Formationsphase

Die Reduktion der Außenreize im (kanonischen) Noviziat und die Einführung in ein geregeltes Leben von Arbeit, Lesung und Gebet führen zu vertiefter Eigenwahrnehmung und Selbsterkenntnis. So kommt es beinahe automatisch dazu (zumal in einem Noviziat, in dem

andere Novizinnen vorbildgebend dabei sind), die eigene Lebensgeschichte, das eigene Gewordensein neu zu betrachten und schließlich (manchmal auf langen Wegen und durch große Schmerzen) neu zu sich zu nehmen. Idealerweise führt das zu dem, was Guardini die *Annahme seiner selbst* nennt.²

Die Bedingungen der Reduktion und Zentrierung im Kloster und zumal im Noviziat führen weiterhin dazu, sich über die eigenen Bedürfnisse und Werte neu klar zu werden, sich mit den eigenen Bedürfnissen kritisch auseinanderzusetzen, die eigenen Strategien zu deren Erfüllung zu erkennen und zu modifizieren.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das Noviziat ist in jedem Fall ein Erfahrungsraum, in dem unweigerlich zutage tritt, wo der Bruder, die Schwester auf dem Weg der persönlichen Reifung steht. Die Frage, ob der Novize sich selber als im Kern gut und wertvoll erfährt und sich aus diesem positiven Grundgefühl für den eigenen *Selbstwert* auf den Weg machen kann, bildet die Grundvoraussetzung. Das im Noviziat eher enge Leben in der Gemeinschaft ist ein sehr feiner Indikator für *soziale Kompetenz*. Die Auseinandersetzungsprozesse, die durch das Leben und durch Unterrichtsimpulse angesto-



Ben werden, können nur aufgenommen werden, wenn eine gute Möglichkeit und Bereitschaft zur *Selbstreflexion* vorhanden ist. In einzelnen Phasen brauchen die Herausforderungen im Arbeits- und Gemeinschaftskontext und immer wieder vorkommende Kritikgespräche ein gutes Maß an *Belastbarkeit* und *Selbstvertrauen* sowie die Fähigkeit, in Kränkungen und enttäuschenden Erfahrungen nicht hängen-zubleiben und sie langdauernd weiter „zu pflegen“, sondern zu integrieren und weiterzugehen. Denn die Selbstreflexivität muss immer wieder auch für die Gemeinschaft erlebbar in *Veränderungsbereitschaft* einmünden. Und jede Veränderung will so gelebt werden, dass die *Selbstverantwortung* gegenüber dem eigenen Personkern zu keinem Zeitpunkt aufgegeben wird. Ein Lebensbereich sei hier explizit herausgegriffen: Meiner Erfahrung nach braucht es im Noviziat deutliche Erlaubnis und Einladung, im vertraulichen Rahmen auch über die eigene Sexualität zu sprechen. Dabei kann es schon reichen, [vielleicht im Unterricht] mit großer Selbstverständlichkeit entsprechende Vokabeln anzubieten und das Thema als besprechbar zu markieren. Immer wieder habe ich in Beratungen erlebt, dass die persönliche Gestaltung einer ehelosen und sexuell enthaltsamen Lebensform im Kontext der Noviziatsausbildung nur sehr abstrakt und theologisch besprochen wurde – das ist in jedem einzelnen Fall schade, braucht es doch unbedingt die Eroskraft, um all die geforderten Wege des menschlichen und geistlichen Wachstums hin zur Hingabe des eigenen Lebens an Jesus Christus und in den Dienst an seinem Reich zu gestalten.

All diese Aspekte zeigen, wie ein Noviziat Chance und Herausforderung bildet, sich durch alle bewussten und unbewussten Widerstände hindurch als Persönlichkeit weiter zu entwickeln. Eine solche intensive Entwicklungszeit braucht intensive Begleitung. Ähnlich der Priesterausbildung kennt auch die Formation in den Orden die Bereiche des Externum und Internum. In unserer Gemeinschaft liegt auch die Begleitung des Internum im Postulat und Noviziat in den Händen einer [wählbaren] Schwester der Gemeinschaft. So kann gewährleistet werden, dass die wichtigen Lebensthemen vor der Professentscheidung in der persönlichen Bearbeitung vorkommen und nicht umgangen werden.

Neben der vertieften Selbstwahrnehmung schreitet auch der Prozess des Hineinwachsens in den Orden fort. Die Novizin bekommt durch ihr nun immer freier werdendes Mitleben in der Gemeinschaft zahlreiche Informationen aus der Fremdwahrnehmung der Gemeinschaft (oft auch durch die Erfahrungen von Reibungen und Grenzen), die zu einer vertieften Charakterbildung einladen oder sie sogar fordern. Schließlich können und sollen im Noviziat Idealprojektionen in die Gemeinschaft zunehmend zurückgenommen werden und das tatsächliche Werteprofil der Lebensform, des Ordens und der konkreten Gemeinschaft mit dem Profil der eigenen Werte abgeglichen werden, um so zu einer tragfähigen Professentscheidung zu finden. Neben der Annahme seiner selbst will es auch zur Identifikation und zur liebevollen Annahme der konkreten Gemeinschaft mit deren Grenzen und Defiziten kommen.

Und über allem: Einführung ins Geistliche Leben

Das besondere Biotop, das das Kloster zumindest in der Zeit des Postulates und Noviziates darstellt, bietet die Chance einer Art *Laborsituation*, die neben der anfänglichen Fremdheit durch Verlangsamung und Prozesse der Bewusstmachung gekennzeichnet ist und die dadurch in besonderer Weise auch für die Einführung in das Abenteuer des geistlichen Lebens geeignet ist, die im Postulat beginnt und im Noviziat fortgeführt und intensiviert wird.

Die Aufgabe der Formationsphase ist es, die [mehr als drei] Räte des Evangeliums, die großen Ideale des Ordenslebens und die geistliche Weisheit der eigenen Ordensspiritualität in das eigene Leben des Novizen schrittweise einzufügen und so zu integrieren, dass es nicht fremd bleibt und aufgesetzt wirkt, sondern organisch zum Bestand der Persönlichkeit wird.

Ein Teil dieser großen Aufgabe ist das Kennen- und Liebenlernen der ordenseigenen Gebetsformen und Gebetsüberlieferung, die möglicherweise mit den Frömmigkeitsformen in Einklang gebracht werden wollen, die das eigene Leben bis zum Eintritt getragen haben. Die Inspiration durch die ordenseigene Gebetstradition wird dabei einhergehen mit dem Bemühen, den Novizen und Novizinninnen viele unterschiedliche Gebetsformen vorzustellen und zur Einübung einzuladen, damit während des Noviziates möglichst ein für den einzelnen passender Gebetsweg gefunden werden und eine personal durchformte Christusbeziehung lebendig gestaltet werden kann.

Dieser geistliche Weg ist dabei im Wesentlichen ein Prozess, das Leben [neu] lesen und deuten zu lernen. Die Folien, die Lesehilfen bieten hierzu vor allem „das Evangelium und die Texte der entsprechenden Ordensüberlieferung. Zunächst geht es darum, das Evangelium und unser Leben ständig in Beziehung zu setzen; in dem Mut, sich in diese Geschichte hineinzubegeben. Es gilt, den Sinn der biblischen Erzählungen aufgrund der eigenen Lebenserfahrung immer neu und tiefer entdecken zu suchen und die mächtigen Bilder des Evangeliums wirken zu lassen, damit sie allmählich den Fluss unseres eigenen Lebens beleuchten, auslegen und verwandeln“³. Das Evangelium wird so zum Deuteraum des eigenen Lebens und des eigenen Alltags, und die Beziehung zu Jesus Christus wird zur zentralen Lebensbeziehung.

Im Fortgang des klösterlichen Lebens im Noviziat wird die Literatur der monastischen Überlieferung (und/oder andere spezifische Ordensliteratur) und deren Lebensdeutungslinien persönlich angeeignet. Dabei gewinnen nach und nach Grundworte der geistlichen Tradition wie *Gebet und Selbsterkenntnis, die Annahme der eigenen Wahrheit, die Freundschaft mir Christus, der Weg in die Kontemplation* u.v.a.m. an existentieller Bedeutung, denn sie werden verknüpft mit den oben beschriebenen Schritten des Reifens und des Hineinwachsens in die Gemeinschaft.

All diese im Noviziat angebotenen Lese- und Lebefolien weisen darauf hin, wie im geistlichen Leben Selbstwerdung nicht durch die Konzentration auf das eigene Leben und in der Suche nach Selbstverwirklichung zu erreichen sind. In der christlichen Erfahrung führt der

Weg zur Sinnerfüllung durch das Schauen auf den Anderen, die Orientierung am Evangelium und die Beziehung, das Maßnehmen und Sich-Angleichen an die Person Jesu Christi. In diesen Prozessen und Auseinandersetzungen des Noviziates lichtet sich gleichzeitig das Motivbündel des Eintritts, es beginnt sich zu entwirren. Tragfähige und weniger tragfähige Motive werden deutlicher und nach und nach wächst das Gefühl, in dieser Lebensform, in dieser Gemeinschaft *richtig* zu sein. Und trotzdem bleibt das Noviziat eine erste Zeit der Einführung – viele der hier angerissenen Prozesse werden weit über die Noviziatszeit hinaus weitergehen. Nach dem Noviziat *haben wir keine fertig ausgebildeten Ordensleute, bestenfalls konnten wir die Brüder und Schwestern zu einer gut reflektierten, durch das Gebet im Evangelium fundierten und tragfähigen Lebensentscheidung begleiten.*

Nach der ersten Profess

Mit der Entscheidung der Profess zur Hingabe des eigenen Lebens an Christus in der Gemeinschaft, ist der Raum frei, in der Zeit des Juniorates die nächsten Schritte zu tun: Es gilt die ganz persönliche Sendung (weiter und tiefer) zu entdecken, es gilt zu entwickeln, wie der Bruder, die Schwester mit ihrer Lebens- und Liebeskraft diese Lebensform persönlich durchformen und gestalten will und kann, wie sie sich in die Gemeinschaft einbringen will und kann und so langsam zu einem unverwechselbaren, mitprägenden und fruchtbaren Mitglied der Gemeinschaft wird. Im besten Fall wird der Bruder, die Schwester auf diesem Weg entdecken,

wie das Leben in der Gemeinschaft, das Leben in den „*losigkeiten*“ – oder benediktinisch ausgedrückt: das hinhörende, treue Leben in der *conversio*, der stets neuen Hinkehr zu Christus, ihn oder sie frei macht und sein und ihr Leben zu *mehr* Glück und Erfüllung führt.

.....

- 1 Johann Baptist Metz, Gottespassion. Zur Ordensexistenz heute, Freiburg 1991, S.39.
- 2 In dieser Phase kann es durchaus auch sein, dass die Psyche bislang verdrängte tiefe Verletzungen oder Traumata an die Oberfläche spült. Auf diesem Wegstück ist eine kompetente Begleitung unerlässlich und manchmal kann es geraten sein, für eine Zeit eine Fachbegleitung von außen dazuzunehmen.
- 3 Tomáš Halik, Berühre die Wunden. Über Leid, Vertrauen und die Kunst der Verwandlung, Freiburg 2013, S. 10.

Lucia Wagner OSB

Sr. Lucia Wagner OSB, Jahrgang 1938, war von 1993 bis 2010 Priorin der damaligen Kommunität Venio und von 1998 bis 2005 Delegierte der deutschsprachigen Benediktinerinnen in der *Communio Internationalis Benedictinarum*. Die promovierte Germanistin und Theologin arbeitete über 25 Jahre im wissenschaftlichen Dienst der Bayerischen Staatsbibliothek und ist Mitglied in der Theologischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie.



Lucia Wagner OSB

Wie immer – nur anders

Nachdenken über benediktinischen Führungsstil und seine Veränderungen

„Wie immer – nur anders“. Mit diesen Worten informierte das Freisinger Diözesanmuseum seine Besucher über die notwendige Sanierung und die daraus folgende Veränderung der Ausstellungsmöglichkeiten. Ich fühlte mich von dem Titel spontan angesprochen, schien er mir doch kurz und griffig auch die Situation zu treffen, in der wir uns heute in unseren Klöstern befinden. Wie immer – nur anders. Das ist es. Und heißt das für uns anderes als: Findet Wege, Tradition und Innovation zu verbinden, die Kontinuität zu bewahren und sich trotzdem für neue Ansätze zu öffnen? Ist das nicht eine der vordringlichen Aufgaben für benediktinische Führungskräfte?

Doppelte Herausforderung: In der Tradition stehen und auf die Gegenwart hören

Seit über fünfzig Jahren lebe ich in der benediktinischen Gemeinschaft Venio in München. Nach dem Studium 1964 eingetreten, beflügelt durch die Hoffnungen, die das Zweite Vaticanum gebracht hat und suchend nach einer Möglichkeit, Glauben und Leben zusammenzuführen. Ein halbes Jahrhundert benediktinisches Leben – eine lange Zeit, die viele und zum Teil gravierende Veränderungen mit sich brachte, in Politik, Gesellschaft, Kultur und Kirche, Veränderungen, die auch die Ordensgemeinschaften nicht unberührt ließen. Meine

Überlegungen zu Veränderungen im benediktinischen Leitungsstil, meine Beobachtungen und Fragen, gehen zurück auf das Leben in der Abtei Venio in München und Prag. Andere Gemeinschaften werden nur gestreift.¹ Es ist ein persönliches Nachdenken. Wir sind eine kleine und – verglichen mit anderen benediktinischen Klöstern – verhältnismäßig junge Kommunität², haben aber dennoch eine schon fast 90jährige eigene Geschichte. Wir richten unsere Lebensweise nach einem aus dem 6. Jahrhundert stammenden Dokument, der Benediktsregel³, und sind mit Überzeugung der benediktinischen Tradition verpflichtet, wenngleich wir uns von klausurierter Benediktinerinnenklöstern in manchen Punkten, vor allem durch die außerhäusliche Berufstätigkeit der Schwestern, unterscheiden. Benediktinisch leben in der Spannung zwischen Tradition und Veränderung – was fordert das von einer Gemeinschaft und von den die Gemeinschaft Leitenden? Stabilität gilt als Kennzeichen des Benediktinischen. Aber lässt sich denn tatsächlich Stabilität noch in Einklang bringen mit den Zeichen der Zeit, mit rasant schnellen Veränderungen, viel Wechsel, Instabilität, dem Überdruß am Hergebrachten und der überall verbreiteten Sehnsucht nach Neuem? Die Richtung für eine mögliche Antwort zeigen eine Benediktinerin mit dem Hinweis: „Wir haben zwei Ohren: eines muss auf die Geschichte, das andere auf die aktuelle Situation gerichtet sein“ und ein Mönch mit seiner Antwort in einem Interview: „Bisher hatten wir eine stabile Tradition. Wenn wir sie fortsetzen wollen, müssen wir elastischer werden und Bewährtes in neue Formen gießen.“⁴

Für die Entwicklung eines Leitungsstils, folglich auch für seine Veränderungen, spielt die Dauer der Amtszeit eine bedeutende Rolle. Für Benedikt ist die Leitungsaufgabe in erster Linie eine geistliche Aufgabe, in die der jeweilige Abt, die Äbtissin erst nach und nach hineinwächst. Benedikt kennt nur die lebenslange Amtsdauer, und diese galt auch bis vor zwei Jahrzehnten für fast alle benediktinischen Klöster. Gesellschaftliche Entwicklungen brachten es aber mit sich, dass auch im Benediktinischen zeitlich begrenzte Amtszeiten möglich wurden (z.B. zwölf Jahre mit Möglichkeit von Wiederwahl oder die Empfehlung, das Amt mit dem 70. Lebensjahr zur Verfügung zu stellen). Auch die Tatsache der erheblich verlängerten Lebenserwartung der Menschen und die immer vielfältigeren Anforderungen an die Leitungskräfte könnten bei dieser Veränderung eine Rolle gespielt haben.

Leitung und Gemeinschaft: ein Wechselspiel mit Folgen

Unabhängig von der Amtszeit aber gilt, dass jede Gemeinschaft geprägt wird von der Person des Leitenden. Das bringt mit sich, dass sich auch die Gemeinschaft mit wechselnder Leitung verändert, verändern muss. Viermal⁵ habe ich den Wechsel in der jeweils langjährigen Leitung meiner Gemeinschaft erlebt: von unserer Gründerin, die der Kommunität mehr als vierzig Jahre vorstand, zu ihrer Nachfolgerin, deren Amtszeit über zwanzig Jahre dauerte, dann den Übergang zur 3. und 4. Priorin. Die Wahl der 3. Priorin hatte *mich* getroffen; nach fast 17 Leitungsjahren stand die Weitergabe des Amtes

an mit wiederum zeit- und personenbedingten Veränderungen. Es zeigt sich mir deutlich: Es gibt nicht nur einen, „den“ Leitungsstil, und: Die Individualität des Leitenden spiegelt sich in gewisser Weise im Leben der Gemeinschaft. Kontinuität im Leitungsstil scheint mir früher selbstverständlicher gewesen zu sein als heute, und die Veränderungen im Leitungsstil werden immer schneller. In früheren Zeiten, als es einen Konsens gab, wie sich eine Führungskraft zu verhalten habe, als Konventionen das Tun noch viel mehr bestimmten, waren Veränderungen vorsichtiger, verhaltener, und Leitungswechsel eventuell nicht so spürbar wie heute, wo sich das Individuum, eben auch das Individuum der Leitung, einer Äbtissin, eines Abtes freier entfalten kann. Je nach Persönlichkeit wirkt sich dies konkret stärker oder schwächer aus, doch in jedem Fall beeinflusst es eine Gemeinschaft, wie sehr die leitende Person ihre Eigenart, ihre speziellen Charismen - und auch ihre Begrenzungen - in die Gemeinschaft einbringt. Der Blick auf verschiedene Gemeinschaften zeigt mir zusätzlich, dass, wiewohl es generelle Tendenzen gibt (z.B. mehr kollegialer Leitungsstil), sich gleichzeitig sehr unterschiedliche Leitungsstile entwickeln bzw. halten können.

Umgekehrt gilt aber auch, dass die Gemeinschaft selbst den Leitungsstil stark beeinflusst. Ein Abt hat es einmal so ausgedrückt: „Eine Gemeinschaft macht sich ihren Oberen selbst“. Damit ist gemeint, dass es auf das Zusammenspiel von Leitendem und der Gemeinschaft ankommt, dass das Miteinander von Gemeinschaft und Äbtissin z.B. Auswirkungen auf deren Leitungsstil hat. Im Hinblick auf Veränderungen spielt es

also nicht nur eine Rolle, ob die Äbtissin einen weiten Blick hat, sondern auch, ob die Mitglieder der Gemeinschaft in ihrer Mehrheit die Notwendigkeit von bestimmten Entscheidungen, auch von Veränderungen erkennen oder nicht, solche also erleichtern, möglich machen, unterstützen oder verzögern, verkomplizieren, eventuell sogar zu verhindern versuchen.

Vielleicht ist eine kurze Rückbesinnung auf die eigentliche Bedeutung von „Vita communis / Gemeinsames Leben“ hilfreich. „Communis / gemeinsam“ hängt nämlich nicht nur, wie viele annehmen, mit „unus / eins“ zusammen. „Gemeinsam“ (ahd. „gimeini“) geht auf die Wurzel „mei“ zurück, die „tauschen, austauschen“ bedeutet. Demnach ist Kommunität Austausch, Gemeinsamkeit aus Vielfalt. Das lateinische „communis“ gehört zu „munis“, „dienstfertig“, und bedeutet „mitverpflichtet, mitleistend“. Das heißt also: In Gemeinschaft tun sich Viele zu einem Dienst zusammen, den ein Einzelner nicht leisten könnte. Einander Ergänzung sein. Damit soll eine Oberin rechnen dürfen: dass sich mit ihr die anderen zusammentun, dass die Gaben der anderen die ihrigen ergänzen.

Der Abt „muss wissen, welch schwierige und mühevoll Aufgabe er auf sich nimmt, Menschen zu führen und der Eigenart vieler zu dienen. ... Nach der Eigenart und Fassungskraft jedes einzelnen soll er sich auf alle einstellen und auf sie eingehen.“ (RB 3,31). „Rege animas et multorum servire moribus“ legt Benedikt dem Abt, der Äbtissin ans Herz. Es ist nicht verwunderlich, dass dieses Wort Benedikts zu einem Motto für Leitung und Führung überhaupt wurde.

Bereits im 6. Jahrhundert wird gefordert, dass Leitung die Individualität des einzelnen Menschen berücksichtigt. Nicht erst heute steht das Individuum im Mittelpunkt. Auf die individuelle Eigenart eines jeden Menschen einzugehen, ist schon für Benedikt unabdingbar notwendig. Gott hat jeden Menschen anders geschaffen, ihm je eigene Gaben verliehen. Die heute verstärkte erlebte Individualisierung ist kein Übel, sondern gottgegeben, ist in sich weder gut noch böse. Die Frage ist nur, wie mit Individualität umgegangen wird. Wurde die Betonung der Individualität eine Zeit lang wie ein Befreiungsschlag erlebt, so zeigte sich doch schon sehr bald, dass Führung sich für das gemeinsame Leben um eine ausgewogene „Mischung“ sorgen muss, dass Einseitigkeiten nicht über Hand nehmen dürfen, dass es auf gegenseitigen Respekt, Ergänzung und Zusammenführung der Individualitäten ankommt. „Der Eigenart vieler dienen“, es soll gelebt werden, auch heute. Es soll den Leitungsstil prägen.

Leitung braucht Beratung – von innen wie von außen

Am deutlichsten sichtbar wird das vielleicht in Entscheidungsprozessen. Es wird niemand bezweifeln, dass sich hier in den letzten Jahrzehnten deutliche Veränderungen entwickelt haben. Die stärkere Berücksichtigung der Individualität hat die einzelnen Individuen gefördert. Zugleich aber hat sie sie in stärkere Mitverantwortung hineingenommen. Das zeigt sich ganz konkret u.a. darin, dass die einzelnen Kommunitätsmitglieder heute viel mehr in Entscheidungsprozesse einbezogen sind.

Wie aktuell ist die Benediktsregel: Bereits in einer von großem Autoritätsbewusstsein geprägten Zeit hat Benedikt dem Rat der Brüder ein eigenes Kapitel gewidmet, das dritte seiner Regel, gleich nach Kapitel 2 über den Abt. Hier fordert er, dass der Abt „den Rat der Brüder anhören soll“, danach „mit sich selbst zu Rate gehe“ und erst dann „tue, was er für zuträglicher hält“ (RB 3,2). Eine Begründung dafür lautet, „weil der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das Bessere ist“ (RB 3,3). Nur für Benedikts Zeit eine verblüffende Aussage? Wie oft hören wir doch von jüngeren Menschen, dass sie zu wenig gefragt werden, dass ohne sie wichtige Zukunftsentscheidungen getroffen werden, ihre Ansichten und Sehnsüchte zu wenig Geltung bekommen! Die alte Regel mit Anregungen für den Leitungsstil auch von heute!

Allerdings spielt die Art und Weise, *wie* Vorstellungen eingebracht werden, eine große Rolle, gestern und heute. Benedikt fordert, dass die einzelnen ihren Rat „in aller Demut und Unterordnung“ geben: „Sie sollen nicht anmaßend und hartnäckig ihre eigenen Ansichten verteidigen“ (RB 3,4). Niemand wird bezweifeln, dass dies auch für heute gilt. Schwieriger wird einzelnen jedoch, dass „die Entscheidung im Ermessen des Abtes“ liegen solle, der sich verpflichtet weiß, „seinerseits alles vorausschauend und gerecht zu ordnen“ (RB 3,5f). Manches Mal wird es eine große Herausforderung an die Leitung, auf die vielen von den Mitgliedern vorgebrachten Ansichten in Geduld zu hören, sachliche Kritik zu berücksichtigen, die Begrenzung der eigenen Ansicht zuzugeben, manches Mal wird es aber auch heißen, Mut aufzubringen, die eigene

Entscheidung gegen Zweifel durchzusetzen und zu seiner Entscheidung zu stehen. Mehrheitsentscheidungen sind nicht eo ipso die richtigen, die weiterführenden. Von einem guten Leitungsstil darf man erwarten, dass nichts unterlassen wurde, was dazu helfen kann, dass möglichst viele für eine getroffene Entscheidung wenn schon nicht Zustimmung, so doch wenigstens Verständnis aufbringen können. Werden Entscheidungen im Dialog getroffen, so ist dies eher gewährleistet. Wird nur angeordnet, entziehen sich die nicht miteinbezogenen Mitglieder der Verantwortung. Die Entscheidungen werden im besten Fall hingenommen, Fehlentscheidungen einzig dem Entscheidungsträger angelastet. Die Nicht-Gefragten bleiben unbeteiligt und unengagiert. Interessant ist, dass heute auch in den Gremien nicht mehr nur erfahrene ältere Schwestern oder Brüder entscheiden, sondern grundsätzlich oder wenigstens von Fall zu Fall vom Choralter her jüngere Mitglieder des Konvents hinzugezogen werden. Es hängt von der Weitsicht des einzelnen Oberen ab, wie weit im Hinblick auf Zukunft die Auffassungen, Sehnsüchte und Gedanken der verantwortungsbewussten und einsatzfreudigen nachkommenden Generation berücksichtigt werden. Beim Lesen der Jahreschroniken der Klöster ist mir aufgefallen, wie sehr sich Dialog in den Klöstern zur Selbstverständlichkeit entwickelt hat. Von wie vielen Beratungsgremien, gemeinsamen Überlegungen und Zusammenkünften zur Entscheidungsfindung bei wichtigen Projekten konnten wir lesen!

Auch manches vielleicht zunächst nur äußerlich Erscheinende mag Anzeichen

für sich verändernden Führungsstil sein. Ich beobachte eine Entwicklung, die weniger die Leitung als vielmehr die Lebens- und Weggemeinschaft betont. In meiner Gemeinschaft wurde 1993 die bislang gewohnte Anrede „Mutter“ gegen das untereinander übliche „Schwester“ ausgetauscht.⁶ Der Akzent liegt mehr auf der Zusammengehörigkeit aller Glieder der Gemeinschaft, das Leitungsamt wird nicht mehr betont herausgehoben. Dies ist wohl auch der Grund dafür, dass in verschiedenen Klöstern bei Neugestaltung der Chorkapelle der Abts- bzw. Äbtissinenthron abgebaut wurde und Abt bzw. Äbtissin jetzt als erste in der Reihe ihrer Brüder bzw. Schwestern sitzen.⁷

Nicht nur äußerlich rückt die Äbtissin aber näher an ihre Mitschwestern heran. Meist wird von ihr auch ein engerer Kontakt zu den Schwestern erwartet oder sogar gefordert. Die meist nicht geradlinig verlaufene biographische und religiöse Entwicklung der Einzelnen fordert ihr besondere psychologische Kenntnisse ab. Anselm Grün trifft den Punkt, wenn er „Menschen führen“ gleichsetzt mit „Leben wecken“.⁸ Zugleich zeigt er damit das Ziel aller Leitung an. Doch wie viel Einsatz, Uneigennützigkeit, Vertrauen und Zuversicht sind dafür aufzubringen, wie viel Geduld ist einzusetzen! Immer schon galt, dass die Oberin „mehr helfen als herrschen soll“ (RB 64,8). Zum Respekt vor der Eigenart der einzelnen Person gehört auch der Respekt gegenüber der Eigenart des Führungsstils. Gewohnte Stile dürfen nicht zementiert werden, seien sie auch noch so gut gewesen. Die Gemeinschaft darf nicht auf die persönliche Prägung der Oberin verzichten oder gar erwarten, dass diese

sie aufgibt. Das wäre ein Verlust für die ganze Gemeinschaft.

Da die Leitung einer geistlichen Gemeinschaft komplexer geworden ist, wird es immer notwendiger, dass die Leitenden Hilfe bei der Ausübung ihres Amtes in Anspruch nehmen. Die Möglichkeiten dafür sind wiederum vielfältig. Neben dem wohl seit eh und je persönlich gepflegten Austausch ist seit längerem schon der offizielle Austausch mit Amtskolleginnen und -kollegen üblich geworden. Turnusmäßige ordenseigene und ordensübergreifende Zusammenkünfte regionaler, überregionaler und auch internationaler Ausrichtung sind selbstverständlich geworden. Wer sich diesen fernhält, gerät ins Abseits, in Isolierung. Dass die damit zusammenhängenden Treffen nicht nur Gewinn, sondern auch Belastung darstellen, sei nicht verschwiegen. Sie erfordern zeitlichen und persönlichen Einsatz in einem oft nicht geringen Maß. Als Beispiel nur die Verpflichtungen der Äbtissin einer Gemeinschaft wie Venio: Teilnahme an der Versammlung der Benediktinerinnen des deutschsprachigen Raums, am Treffen der Bayerischen Benediktiner und Benediktinerinnen, Einladung als Gast zu den Zusammenkünften der Föderation der Bayerischen Äbtissinnen, Teilnahme an den Zusammenkünften der Oberinnen der Erzdiözese München und Freising, ggf. Teilnahme an den Treffen der *Communio Internationalis Benedictinarum*, dem Zusammenschluss der Benediktinerinnen aus aller Welt, sowie Mitarbeit im Vorstand einiger Vereinigungen und als Referentin bei den Tagungen. Von verschiedenen Seiten her werden nationale und internationale Fortbildungen zum Thema „Führen und

Leiten“ angeboten. Eine Gemeinschaft sollte ihrer Oberin die Teilnahme an solchen Kursen gerne gewähren. Dem ständigen Gefordert-sein und Geben-müssen einer Oberin wird hier ein Bekommen entgegengesetzt, der eigene Lernprozess wird gefördert, die eigene Spiritualität wird vertieft, Bewegungen und Veränderungen im Ordensleben werden von vielerlei Seiten her angeschaut und hinterfragt u.v.m. Dass es diese Kurse sowie auch die Möglichkeiten für Supervision heute gibt, ist von unschätzbarem Wert.

Eine benediktinische Gemeinschaft will unter der Führung des Evangeliums die von Gott gezeigten Wege gehen (vgl. RB Prol21). Welche Instrumente stehen dem, der die anderen auf diesem Weg begleiten soll, zur Verwirklichung zur Verfügung?

Der Abt „muss das göttliche Gesetz genau kennen, damit er Bescheid weiß und einen Schatz hat, aus dem er Neues und Altes hervorholen kann“ (RB 64,9). Man beachte: Neues steht an erster Stelle! Dem Neuen ist Wertschätzung entgegenzubringen, auch wenn es ungewohnt ist. „Ich verstehe nicht, warum die Menschen Angst vor neuen Ideen haben. Ich habe Angst vor den alten“, soll der Komponist John Cage gesagt haben.⁹ Ist es nicht aussichtsreicher und nachhaltiger, alte und neue Erkenntnisse mutig zu verbinden? Neues und Altes zusammen bilden den wertvollen Schatz.

Auch Benedikt greift in seiner Regel in vielen Teilen auf ältere Traditionen zurück. Er bringt diese jedoch mit den Erfordernissen seiner Zeit zu einer Synthese. Schon seine Regel ist also ein Dokument für Veränderung. Benedikt ist in seinen asketischen Forderungen weit weniger rigoros als seine Vorgän-

ger, er hat Milderungen zugelassen, sucht alles „Zu viel“ zu vermeiden. Für seinen Leitungsstil sind die Suche nach dem rechten Maß und der Blick auf den Einzelnen charakteristisch. Wiewohl Benedikt oft klare Regelungen fordert, ist ihm immer Rücksicht auf die konkreten Umstände wichtiger als festgesetzte Strukturen. Als Konsequenz ergäbe sich daraus, so schreibt ein erfahrener Mönch,¹⁰ dass eine benediktinische Gemeinschaft geradezu gezwungen sei, sich zu bewegen. Bewegung, Veränderung als Charakteristikum benediktinischer Lebensweise, Veränderung erkannt als etwas Notwendiges für Leben! An einem entscheidenden Zeitpunkt seines Lebens, in seiner Profess, verspricht der Benediktiner „Beständigkeit, klösterlichen Lebenswandel und Gehorsam“ („promittat de stabilitate sua et conversationem morum suorum et oboedientiam“ RB 58,17). Die gute Balance zu finden zwischen Beständigkeit, Bleiben, Treue der Tradition und sich selbst gegenüber und conversatio, Beweglichkeit, Mut zur ganzheitlichen Umwandlung, zu Veränderungen, diese Balance zu finden und zu halten, bleibt für den einzelnen, die Gemeinschaft und ihre Leitung immer Aufgabe, jeweils neu und nicht selten riskant.

In der Leitung neue Wege gehen: Wechselnde Verantwortung

In einem letzten Abschnitt sei noch ein Blick auf eine besondere Herausforderung an den Leitungsstil unserer Gemeinschaft geworfen. Das wohl größte Wagnis in der Entwicklung unserer Kommunität gingen wir ein, als wir die Bitte von Abtprimas Notker Wolf bejah-

ten, die Verantwortung für eine neu zu gründende benediktinische Gemeinschaft in der Tschechoslowakei zu übernehmen. Keine von uns konnte ahnen, was sich daraus schließlich nach Jahren ergab: die Gründung einer Venio-Niederlassung in Prag im Jahr 2007. Die Geschichte des Werdens dieses Klosters kann hier nicht dargestellt werden,¹¹ in unserem Zusammenhang aber sollen Veränderungen benannt werden, die von uns viel Einsatz verlangten und verlangen, die aber letztlich die Gemeinschaft in übervollem Maß beschenkt, bereichert haben. Wir sind nun eine Gemeinschaft an zwei Orten, Venio in München und Prag.

Nur vier Schwestern, drei Tschechinnen und eine Deutsche, leben in Prag. Die Venio-Lebensform auf eine so kleine Gemeinschaft zu übertragen und in die Prager Welt zu „inkulturieren“, das ist eine eigene Aufgabe für Schwestern und Leitung. Die Äbtissin kann verständlicherweise in Prag nur jeweils sporadisch vor Ort sein. Nach intensiverer Begleitung in den Anfangsjahren hat sich ein vierteljährlicher mehrtägiger Besuch eingespielt. Interessant nicht nur im Fragen nach dem benediktinischen Leitungsstil ist ein von uns „ad experimentum“ nun seit fünf Jahren praktizierter Versuch. Es gibt in der Prager Gemeinschaft keine eigene Hausoberin, sondern die vier Konventschwwestern übernehmen wöchentlich abwechselnd die Verantwortung für die Gruppe (Liturgie, Einteilung der Dienste, Terminplanung, Außenkontakte etc.) Nur langfristige und größere Projekte und Probleme werden in direktem Kontakt mit München angegangen. Die Praxis der wöchentlich wechselnden Verantwortung wurde jährlich neu

überdacht. Konnte anfangs diesem Versuch auch nicht jedes Mitglied der Gruppe innerlich zustimmen, so hat sich doch auch bei der Überprüfung 2014 wieder gezeigt, dass die Weiterführung nicht nur als den Verhältnissen angemessen angesehen, sondern von allen gewünscht wird. Die Schwestern, vor allem die jüngeren, sind dadurch in eine größere Verantwortung hineingewachsen. Für die Leitung in München heißt es, den Pragerinnen als Gemeinschaft großes Vertrauen entgegenzubringen. Benediktinisch gesehen mag dies Modell ungewöhnlich sein, vielleicht aber wirft es auch ein neues Licht auf die Rolle von Oberen, auf den Führungsstil einer Oberin: „Mehr wahrzunehmen, was wächst und sich auf tut, und diese kleinen Pflanzen bewusst zu hegen und zu pflegen“.¹²

Wie immer – nur anders? Das ist nicht nur eine Anfrage an benediktinischen Führungsstil. Es ist auch eine Antwort.

.....

- 1 Die Beobachtungen betreffen vor allem Frauenklöster. Vieles gilt aber ähnlich für Männerklöster. Im Text wird die weibliche und männliche Form „Äbtissin / Abt“ etc. gemischt verwendet.
- 2 Die Gemeinschaft entstand im Zusammenhang mit der Liturgischen Bewegung Ende der Zwanzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts. Als Gründungsjahr gilt 1926. Erst 1992, also nach fast 70 Jahren „Existenz“, erhielt die Gemeinschaft durch Friedrich Kardinal Wetter den Status eines selbständigen benediktinischen Priorats bischöflichen Rechts und den Anschluss an die Confoederatio Benedictina. (Vgl. dazu: Stephan Haering: Kanonische Errichtung der Kommunität Venio OSB in München. In: Erbe und Auftrag 69, 1993, S. 157-160). 2013 erhob Reinhard Kardinal Marx, der Erzbischof von München und Freising, das Priorat Venio zur Abtei. - Zu Venio siehe Eustochium Bischopink: Venio. In: Germania Benedictina, Bd. II,2. 2014, S. 1265-1273.
- 3 Regula Benedicti / Die Benediktusregel. Lateinisch/deutsch. Hrsg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz. Beuron 42005. Zitiert: RB.
- 4 Michael Hochschild: Benediktiner zwischen Kontinuität und Wandel. Erkenntnisse aus einem internationalen Forschungsprojekt. In: Erbe und Auftrag 89, 2013, S. 22-44, Zitat S. 30.
- 5 Konkret stellt es sich so dar: M. Agnes Johannes (1900-1993)Gründerpriorin 1926-1973, M. Agape Gensbaur (1922-2015) Priorin 1973-1993, Sr. Lucia Wagner (*1938) Priorin 1993-2010, Sr. Carmen Tatschmurat (*1950) Priorin seit 2010, auf Grund der Erhebung unseres Priorats zur Abtei seit 2013 Äbtissin.
- 6 Beim Amtswechsel 2010 wurde die Anrede „Schwester“ beibehalten, ebenfalls nach der Einsetzung der Priorin als Äbtissin 2013. „Ehrwürdige Mutter“ oder „Hochwürdige Frau Äbtissin“ wird nur noch im offiziellen Schriftverkehr gebraucht. Die Anrede „Schwester“ für ihre Äbtissin verwenden hausintern heute auch andere Abteien, z.B. Dinklage.
- 7 So u.a. geschehen in der Benediktinerabtei Plankstetten und erst jüngst in der Benediktinerinnenabtei Frauenwörth im Chiemsee.
- 8 Anselm Grün: Menschen führen – Leben wecken“. Münsterschwarzach 42002.
- 9 Zitiert nach MDG. Inspiration 03/2015, S. 6.
- 10 Vgl. Athanasius Polag: Der Orden – Gabe und Last. In: Monastische Informationen Nr. 165. 2015, S. 17.
- 11 Dazu Anežka Najmanová und Lucia Wagner: Die Venio-Kommunität in Prag. In: Ordenskorrespondenz 52, 2011, S. 49-59.
- 12 Vgl. Bernhard A. Eckerstorfer: Wie können wir weitergehen? Zukunftsperspektiven benediktinischer Gemeinschaften. In: Erbe und Auftrag 89, 2013, S. 45-65, Zitat S. 57.

Johanna Domek OSB

Sr. Johanna Domek OSB, Jahrgang 1954, trat 1974 in das Kloster der Benediktinerinnen vom hlst. Sakrament in Köln ein. Von 1986 bis 1992 und von 1996 bis 2010 stand sie ihrer Gemeinschaft als Priorin vor. Von 1998 bis 2013 war sie zudem Vorsitzende der deutschen Föderation der Benediktinerinnen vom hlst. Sakrament. Sie ist für das das „Ordensnetzwerk alternde Gemeinschaften“ der Deutschen Ordensobernkonferenz tätig.



Johanna Domek OSB

Die Annahme der Wirklichkeit als christliche Lebensgestaltung

Reflexion über den Weg der Ordensgemeinschaften hierzulande in dieser Zeit

Wir sind nicht das Maß der Dinge, niemand von uns. Wir sind nicht der Kern des Ganzen. Wir sind ein Teil des Ganzen, jeder von uns ist ein von Gott geliebter und zur Liebe befähigter Teil des Ganzen.

Der Kern des Ganzen ist die Liebe Gottes, die allem Leben und Atem gibt, Würde und Raum. Das Maß der Dinge ist für uns das Evangelium Jesu Christi. Je mehr es uns Maß *aller* Dinge wird, ist es jetzt schon unser Glück. Als Menschen der Kirche wissen wir darum, sei es in den Bistümern, sei es in den Orden. Gottes Liebe trägt uns, sein Geist erfüllt uns und Christus ist in unserer Mitte lebendig.

Gott ist lebendig in der Wirklichkeit, in der wir leben. Eingebunden in die Welt von heute und gesandt in diese Welt, leben Bistümer und Orden in verschiedenen Gestalten und Strukturen aus dieser Mitte. Manchmal ist die Verschiedenheit Grund für Spannungen im Miteinander. Aber sie kann uns auch eine Quelle gegenseitiger Inspiration sein in unserm Bemühen, besser zu verstehen was geschieht.

Das Evangelium der Liebe Gottes und unsere Wirklichkeit, sie sind unzertrennlich. In uns fließen sie ineinander, finden sie sich in einer Konkretheit, die ich hinreißend finde. Nichts soll von dir mich trennen, sage ich zu Christus. Und

er hält mir seine Welt hin und unsere Wirklichkeit darin und sagt: da, schau hin und versteh, was du siehst. So will ich auf die Wirklichkeit der Orden hierzulande schauen und damit die Frage verbinden, ob, was sich da zeigt, nicht auch die Wirklichkeit mancher anderer struktureller Formen im diözesanen Bereich angeht. Beim Propheten Ezechiel lesen wir:

Du wohnst mitten unter einem widerpenstigen Volk, das Augen hat, um zu sehen, und doch nicht sieht, das Ohren hat, um zu hören, und doch nicht hört. Pack deine Sachen, als würdest du verschleppt, und geh am hellen Tag vor ihren Augen weg, als ob du vor ihren Augen von deinem Wohnsitz an einen andern verschleppt würdest. Vielleicht sehen sie es ja. Trag dein Gepäck bei Tag vor ihren Augen hinaus wie ein Mann, der verschleppt wird. Am Abend aber geh selbst vor ihren Augen hinaus wie die , die in die Verbannung ziehen. Brich dir vor ihren Augen ein Loch in die Wand und kriech hindurch! Vor ihren Augen nimm das Gepäck auf die Schulter! Bring es in der Dunkelheit weg! Verhülle dein Gesicht, damit du das Land nicht mehr siehst. Denn ich habe dich zum Mahnzeichen für das Haus Israel gemacht. Ich tat, was mir befohlen wurde. Bei Tag trug ich mein Gepäck hinaus wie ein Mann, der verschleppt wird. Am Abend brach ich mit den Händen ein Loch durch die Wand; in der Dunkelheit kroch ich hindurch. Dann nahm ich vor ihren Augen das Gepäck auf die Schulter. Am nächsten Morgen erging das Wort des Herrn an mich: Hat nicht das Haus Israel zu dir gesagt: Was machst du da? Sag: Ich bin ein Mahnzeichen für euch:

Was ich getan habe, das wird mit ihnen geschehen; ... Dann werden sie erkennen, dass ich der Herr bin (Ez 12, 2-9, 11, 16b).

Es ist das Zeichen von der Wand und vom Loch in der Wand, um das es mir hier geht. Es kommt auch schon früher bei Ezechiel vor: *Ich sah: Ein Loch war in der Wand. Er sagte zu mir: Menschensohn, durchbrich die Wand! Ich durchbrach die Wand - da war ein Eingang. (Ez 8, 7b+8)* Wieviel Wände, die einmal ihren Sinn hatten und Raum gaben, stehen nur noch zwischen uns. Die Räume passen nicht mehr. Nicht selten brauchen Wände und Räume mehr Aufmerksamkeit und Energie als das Leben, um das es Gott mit uns geht. Schauen wir auf die Realität der Orden hierzulande. Zur DOK, der Deutschen Ordensobernkonzferenz, gehören etwa 430 Ordensgemeinschaften, davon sind knapp 120 Männergemeinschaften. Dabei sind beispielsweise Einzelklöster wie Benediktiner und Benediktinerinnen oder Ursulinen, aber auch viele größere Orden und Kongregationen, die in Provinzen organisiert sind und agieren. Sie sind in verschiedenen Zeiten und Umständen entstanden, oft als aktuelle Antwort auf eine Situation in ihrer Zeit. Sie leben nach verschiedenen Regeln, sie setzen verschiedene Akzente und Schwerpunkte, sei es auf die Liturgie bei den benediktinischen Gemeinschaften, auf das innere Gebet in den Klöstern des Karmel, die Predigtstätigkeit in der dominikanischen Tradition, die Volksmission hierzulande mit der Exerzitienarbeit, die Mission in anderen Kontinenten, die Krankenpflege und vieles mehr. In den Orden hat sich ein ungemein brei-

tes Engagement entwickelt, das sich in vielen Werken und Institutionen ausgestaltet hat.

Aber es zeigt sich: die große Zeit der großen Werke in den Orden ist hierzulande zu Ende gegangen. Die Gesichter vieler Schwestern und Brüder sind alt geworden, ohne dass viele neue, junge Gesichter dazukämen. Es gibt in Deutschland derzeit etwa 500 Männer und Frauen in den Noviziaten und Junioraten der verschiedenen Gemeinschaften. Das ist nicht wenig, aber viel zu wenig, um weiterzumachen wie bisher, was immer man auch machte. In unserm ganzen Land verändert sich die Landschaft der Orden.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In der Landschaft der Orden sehe ich drei Felder und Bereiche, wo für die allermeisten hiezulande die Herausforderungen besonders deutlich sind. Weder Moraltheologie, noch Soziologie und Psychologie reichen, diese Phänomene angemessen zu deuten. Gott hat uns dahin kommen lassen, damit wir etwas lernen in unserer Geschichte mit ihm, und den Weg weitergehen.

Wir sind als Gruppen wie als Einzelne oft den Ägyptern nicht unähnlich, wie Psalm 105 - ein Loblied auf Gott den Herrn der Geschichte - sein Lied davon zu singen weiß. Gott will die israelitischen Stämme aus Ägypten herausführen, aber die Ägypter wollen sie nicht ziehen lassen. Das hat mit ökonomi-

schen oder politischen Gründen zu tun und sicher auch mit der Macht der Gewohnheiten in Verhältnissen, die sie nicht lassen wollen. Durch die Plagen, die ihnen widerfahren, kommen die Ägypter dahin, dass sie schließlich zunächst erleichtert und froh sind, als die Leute ausziehen. Vieles lassen wir alle nicht freiwillig sondern notgedrungen. Die große Herausforderung für die Ordensgemeinschaften, liegt in der Offenheit für den Heiligen Geist und die Verbundenheit mit Jesus Christus in der Wirklichkeit von heute. Sie manifestiert sich flächendeckend deutlich in drei Bereichen. Das sind:

1. Die Verabschiedung von den großen Werken und Einrichtungen

Bereits seit Jahren verabschieden sich Gemeinschaften von den großen Werken und Einrichtungen die generationenlang meist segensreich das Erscheinungsbild der Orden prägten. Wie da Werke und Einrichtungen in andere Hände abgegeben und übergeben worden sind und werden, wie Verantwortung wahrgenommen wurde, wie Strukturen verändert wurden und weiter verändert werden, beeindruckt mich. Nicht, dass alles gelang oder gelingt, aber wie es versucht worden ist und versucht wird und wie vieles gelang, das ist enorm. Es war Mal für Mal alles andere als eine kleine Sache, sich von den großen Werken zu lösen, weil es nicht mehr ging, und die Kräfte, die da waren, begannen ihre Werke ganz anders zu tun. Da braucht es gläubigen Mut, Wände hinter sich zu lassen oder ein Loch in die Wand zu schlagen und einen Ausgang zu finden und einen Eingang ins noch Unbekannte und Ungestaltete.

2. Die Sorge für die und mit den altgewordenen Mitgliedern der Gemeinschaften

Im Lebensentwurf der Ordensleute gilt, was immer galt, was Paulus an die Römer schrieb: *ob wir leben oder ob wir sterben, wir gehören dem Herrn (Röm 14,8)*. Aber erstmals in solchem Ausmaß wird heute das Sterben am Ende des Lebens nicht nur Thema des einzelnen Menschen, Christen, der einzelnen Ordensfrau, des einzelnen Ordensmannes, sondern das Thema ganzer Ordensgemeinschaften. Nicht bloß dass wir sterben und Formen des Lebens aufgeben, sondern wie wir das tun ist ein entscheidender Punkt im Leben jedes Christen. Hat doch Christus, dessen Spur wir mit unserm Leben folgen wollen, seine Liebe und unsere Erlösung, die ihn sein ganzes Leben und Menschwerden bewegte und trieb, besiegelt in seinem Tod am Kreuz. Sein Sterben war nicht nur Tod, sein Sterben war Hingabe. Und so soll es auch für die werden, die ihm glauben. (Wer nichts weiß, für das er oder sie zu sterben bereit wäre, weiß auch nicht viel, für das es sich zu leben lohnt.) Paulus schrieb: *Keiner von uns lebt sich selber, keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir nun leben oder sterben, wir gehören dem Herrn. (Röm 14, 7+ 8)*. Dem Herrn gehören und nicht für sich selbst bloß leben, sondern für ihn, mit andern und für andere, darum geht es in allen Weisen des Ordenslebens und zu jeder Zeit, in jeder Phase des Lebens. Groß ist das Bemühen in vielen Gemeinschaften, ihren alt gewordenen Mitgliedern den Raum zu geben, den sie dazu brauchen. Manche üben als Ordensgemeinschaften heute das Sterben ein, aber immerzu

üben die Ordensgemeinschaften auch das Leben ein. Und in beidem gehören sie Christus, dem Herrn.

3. Die Befreiung zu neuen Weisen, das Zeugnis für das Evangelium von Gottes Liebe und der Erlösung durch Jesus Christus heute zu leben und zu gestalten

In der Realität der jeweiligen Welt und Geschichte wollten und wollen Ordensleute, inspiriert vom Evangelium Jesu, immer eine deutliche, ganzheitliche und zeichenhafte Antwort geben auf die Themen ihrer Zeit. Oft waren und sind das auch von der Gesellschaft noch nicht wahrgenommene Themen. Was das ist, ist immer zweitrangig. Viele sind einzeln oder als kleine Gruppen, um das Bild des Ezechiel aufzunehmen, mit der ganzen Unsicherheit, die dazugehört, durch das Loch in der Wand ins Freie gekrochen, um neue Wege und Weisen zu finden Gott ihre Antwort und den Menschen ihr Zeugnis zu geben.

Ich kenne in Köln eine Gemeinschaft von vier Franziskanerinnen, die leben in einem Haus in der Stadt. Eine ist Provinzoberin, eine leitet einen Kindergarten, eine arbeitet in einem sozialen Brennpunkt, eine macht zusammen mit einem Franziskaner Obdachlosen- und Straßenarbeit in unserer Stadt. In ihrem Haus bemühen sie sich um Gastfreundschaft. Morgens beten sie miteinander und am Abend auch. Nicht mehr in eigenen Institutionen, nur als Personen geben sie unter den Leuten unserer Stadt Christus und der Kirche ein Gesicht. Die entscheidende Figur im Zeugnis heute ist radikal wieder die Person, - letztlich war immer die Person die entscheidende Größe. Die Person, die mit andern zusammen lebt, die sich um Gottes willen, um der Liebe Christi willen personal

einbringt in unsere Welt, in unsere Gesellschaft und die Menschen von heute. Es ließen sich inzwischen ganz viele solcher Beispiele nennen. Ich glaube, ohne die Not des geringeren Nachwuchses hätten sich die Ordensgemeinschaften den neuen Herausforderungen auf diesem Feld nicht so geöffnet.

Was ich hier für die Orden aufgezeigt habe, gilt in anderer Hinsicht auch in den Gemeinden und Bistümern. Vielleicht sind die Ordensgemeinschaften ihnen da nur einen Schritt voraus. Es scheint unumgänglich, dass erlebt wird, was nicht mehr ist, was nicht mehr geht. Aber das ist es nicht nur! Sehen wir auch das Loch in der Wand, den Durchgang, den Eingang, von dem Ezechiel schrieb.

Nicht jeder Mensch, nicht jede Gruppe ist berufen, ein prophetisches Loch in die Wand zu schlagen und hindurchzukriechen, weder zu Ezechiels Zeiten

noch heute. Aber wo wir solches sehen unter uns, in Köln oder sonstwo hierzulande, schauen wir hin, verstehen wir die Zeichen, fragen wir wenigstens nach: *Was machst du da?* Vielleicht ist es Gott, der uns etwas sagen und zeigen will.

Der Kern, von dem ich zu Anfang sprach, bleibt die Begegnung mit Christus und die ganze Bereitschaft sich darauf einzulassen. Das gilt natürlich nicht nur für Männer und Frauen in den Orden, es gilt für jeden und in jeder Lebensphase und zu jeder Zeit. Von diesem Kern her, dem innersten Punkt, kommt alles in Bewegung und Beziehung, all die Charismen der Menschen in allen Lebensweisen und Strukturen und Veränderungen leuchten von daher. Von daher lassen sie sich in Dienst nehmen, bringen sich ein und mischen sich ein, sind sie ein Teil des Ganzen, immer geliebt und zur Liebe befähigt.

»Nicht mehr in eigenen Institutionen,
nur als Personen geben sie unter den
Leuten unserer Stadt
Christus und der Kirche ein Gesicht.«

Johanna Domek OSB

Johanna Wiese OSB

Benediktinische Architektur zwischen Ästhetik und Bescheidenheit?!*

ordensleben

Alle zwei Jahre treffen sich die Äbtissinnen und Priorinnen der VBD (Vereinigung der Benediktinerinnen im deutschen Sprachraum) in Maria Laach. An der Tagung vom 5. – 10. Oktober 2015 beschäftigten sich die Oberinnen mit dem Thema „Benediktinischer Lebensstil – Balance zwischen Ästhetik und Bescheidenheit“.

In ihrem Einführungsreferat zeigte Sr. Michaela Puzicha OSB, Varenzell, dass der heilige Benedikt Extreme vermeiden will. Benedikt möchte in seinen Klöstern weder Dürftigkeit noch Luxus. In seiner Mönchsregel geht es um das rechte Mass in allen Dingen. Dies kommt im Kapitel 55 der Benediktsregel „Kleidung und Schuhe“ treffend zum Ausdruck. Benedikt schreibt hier: „Der Abt Sorge aber für das rechte Mass, dass die Kleider nicht zu kurz sind, sondern, denen die sie tragen, passen.“ Um zu sehen wie wir unser benediktinisches Leben im 21. Jahrhundert gestalten, gaben verschiedene Mitschwestern zu einzelnen Themen wie Wohnen, Mahlzeiten, Freizeitgestaltung, Kultur oder Kleidung, ein Statement und zeigten auf, wie dies in ihrer Gemeinschaft gelebt wird. Diese Impulse ermöglichten aufbauend auf das Referat von Sr. Michaela einen anregenden und praxisbezogenen Austausch.

Die Überlegungen zum Neubau eines Klosters für eine kleinergewordene Gemeinschaft von Sr. Johanna Wiese OSB, die im Folgenden wiedergegeben werden, rundeten das Thema ab.

Monastisch lebende Gemeinschaften, wie die Benediktinerinnen, sind „Lovers of the place“¹ - „Liebhaber des Ortes“, wie Francis Kline OCSO in seinem gleichnamigen Buch schreibt. Diese Aussage gibt die innere Haltung wieder, aus der heraus sie ihren Ort prägen und gestalten. Die Liebe zu einem ganz konkreten Ort betrifft in diesem Sinne die Gebäude ebenso wie die Gartengestaltung und die Inneneinrichtung des Klosters. In dieser materiellen Gestaltung muss die Spannung von „irdischer Verortung“ und „himmlischer Ausrichtung“ ebenso ihren Ausdruck finden, wie die Balance zwischen „Bleiben“ und „Wandel“, wie es in unseren Gelübden heißt.³ Heute würden wir vielleicht die Spannung von Nach-

haltigkeit und Provisorischem hinzufügen. Die Frage ist: Hat der monastische Lebensstil über die Jahrhunderte eine eigene Architektur oder Formensprache entwickelt? Und wenn ja, was sind die Merkmale, an denen man sie festmachen kann? Auf der Suche nach allgemeingültigen Antworten soll uns als konkretes Beispiel das Kloster Kylemore Abbey in Connemara, Irland begleiten.

Kylemore: Geschichte der irischen Benediktinerinnen

In einer Zeit der Katholikenverfolgung im Irland des 17. Jahrhundert gründeten irische Katholikinnen ein Benediktinerinnenkloster im flämischen Ypres,



Kloster Kylemore Abbey in Connemara, Irland

da dies im eigenen Land nicht möglich war. Die Nonnen nahmen sich der Bildung von Mädchen an und gründeten eine Schule mit Internat, um gerade Töchtern irischer Auswanderer eine katholische Erziehung zu ermöglichen. Während des ersten Weltkrieges geriet Ypres in die Frontlinie und wurde weitestgehend zerstört – ebenso das Kloster der irischen Damen. Sie flohen über England zurück nach Irland und kamen auf Umwegen nach Connemara in den Westen Irlands. Dort übernahmen sie 1920 das alte Castle am See Lough Pol-lacappul, welches von 1867-1871 Mitchell Henry, einem englischen Großindustriellen, als Familiensitz erbaut worden war. So begann die kleine Gemeinschaft ihr Apostolat wieder aufzunehmen und gründete ein neues Mädcheninternat. Daneben standen einige Räume des Schlosses Gästen als Pension zur Verfügung - bis zum Großbrand 1959. Danach wurde dieser touristische Übernachtungsbetrieb nicht wieder auf-

genommen. Die bis 1960 stark wachsende Gemeinschaft musste schauen, wie sie die Räumlichkeiten des alten Schlosses so nutzte, dass monastisches Leben darin möglich war und die Mädchenschule ihren separaten Raum bekam. Der alte Ballsaal im zweiten Stock würde zur Klosterkirche umgebaut und an beiden Seiten des Schlosses konnten Gebäudeflügel hinzugefügt werden: Ein Bereich für die Schlafräume der Mädchen und einen Trakt für die Zellen der Schwestern. Die größeren Gemeinschaftsräume befanden sich im Schloss. Zum Anwesen gehörte auch noch eine große Farm, dessen Bewirtschaftung in der Hand der Gemeinschaft lag.

Mit Beginn der 1990er Jahren veränderte sich die Situation stark: Durch die Hilfe von europäischen Fördermitteln konnten die Restaurierungen der gotischen Kapelle (1997) und des Viktorianischen Gartens (1999) realisiert werden, welche den Tourismus anwachsen ließen. Damit verbunden war die Erweite-

rung der Infrastruktur durch Café und Laden, Parkplätze und einem erweiterten Wegenetz. Auf Seiten der Schwesterngemeinschaft bedingte Nachwuchsmangel, verbunden mit den extrem hohen Unterhaltskosten der alten Gebäude, dass das Mädcheninternat im Jahre 2010 geschlossen werden musste. Aufgrund all dieser Bewegungen stellte sich nun die dringliche Frage, wie eine neue Konzentration des geistlichen Lebens gelingen könnte. Der Wunsch nach einem eigenen Klosterbau stand im Raum und damit verbunden die Frage nach dem Ausdruck monastischen Lebens im 21. Jahrhundert an diesem konkreten Ort.

Monastischer Lebensstil – Das Raumprogramm der Benediktsregel

Wenn wir in der Regel des Heiligen Benedikt nach Hinweisen suchen, wie ein Kloster aussehen soll, wie oder in welchem Stil es zu bauen ist, dann finden wir keine direkte Antwort. Benedikt ist kein Architekt oder Baumeister, deshalb legt er uns keinen Bauplan vor, sondern er beschreibt in seiner Regel die innere Struktur seines Domus Dei, des Ortes, der den Mönchen zur Schule des Herrn werden soll.

Benedikt verteilt sein klösterliches Raumprogramm auf die verschiedenen Kapitel seiner Regel. Hier eine kleine Spurensuche: Im Kapitel über den Pförtner (RB 66) spricht er von der Pforte, die immer besetzt sein soll, von dem weisen, älteren Bruder, der dort auch sein Bett hat, und davon, dass sich alles Notwendige innerhalb des Klosters befinden soll: Mühle, Werkstätten, Bach und Garten. Er sagt, dass es einen Raum gibt, in dem die Brüder schlafen (RB

Johanna Wiese OSB



Sr. Johanna Wiese OSB, geb. 1973, hat vor dem Eintritt in die Abtei St. Scholastika (Burg Dinklage) als Architektin gearbeitet. Heute ist sie u.a. für die Organisation der Sanierungs- und Umbaumaßnahmen der „Klosterbaustellen“ zuständig. Seit 2010 begleitet sie die Benediktinerinnen in Kylemore, Irland, auf ihrem Weg zum neuen Kloster. Das „Raumschaffen für Gott“ gehört zu ihren Leidenschaften.

22), und einen, in dem sie essen (RB 37 o. 41). Er spricht vom Raum für die Gäste (RB 53,21) und vom Raum der Novizen, wo sie wohnen und lernen (RB 58). Eine Küche gibt es für Gäste und Brüder getrennt (RB 53,16). Er spricht vom Oratorium als einen Raum, in den man die Gäste gleich nach der Begrüßung hineinführt (RB 53) und als einen Ort, der einzig dem Gebet vorbehalten sein soll: nichts anders soll hier getan und aufbewahrt werden (RB 52). Das Wort „Kirche“ findet keine Erwähnung. Sodann gibt es den Raum für die Kranken (RB 36) und den „Gemeinschaftsraum“, in dem alle Brüder täglich zusammenkommen (RB 3 und RB 42,3). Von einer Bibliothek, einem Musikraum oder Räumen für Arbeitsgespräche („Chat rooms“) spricht er nicht, aber von der Kleiderkammer (RB 55,13) und der Möglichkeit zum Bad (RB 36,8).

Bei diesen räumlichen Bezügen spricht Benedikt von dem, *was* gebraucht wird, nicht *wie* es sein soll. Benedikt ist Pragmatiker, mit Schönheit und Ästhetik um ihrer selbst willen scheint er nichts am Hut zu haben. Monastisches Leben ist kein ästhetisches Leben, nicht idealistisch sondern realistisch. Benedikt geht davon aus, dass Gottsuche mit Mühe verbunden ist. So kommt in seiner Regel all das vor, was notwendig ist für dieses monastische Leben und was notwendig und hilfreich ist für die Suche nach Gott, was Raum schafft zu Lesung, Meditation und Gebet, was gemeinschaftsstiftend und versöhnungsfördernd ist und was dem Lebensunterhalt der Brüder dient. Schönheit ist da wichtig, wo sie die Gottsuche der Brüder fördert und sie unterstützt. Am deutlichsten wird das in den Liturgiekapiteln (RB 8-19), die Benedikt so ausführlich beschreibt. Ich bin sicher, dass sich Benedikt in diesem Sinne eine „schöne“ Liturgie wünscht.

Kylemore: Baubeginn mit Kirche oder Kloster?

Nach bald 100 Jahren klösterlichen Lebens – seit 1920 – in Teilbereichen des Schlosses, war die Balance zwischen ausreichender Privatsphäre und „touristischer“ Gastfreundschaft nicht mehr gewährleistet. Dieser Hauptspannungspunkt führte zunächst zu dem Wunsch, das neue Kloster abseits auf die grüne Wiese zu bauen. Im weiteren Nachdenken zeigte sich, dass der Wunsch die benediktinische Gastfreundschaft zu leben ebenso groß war, wie die Schönheit dieses Ortes mit anderen Menschen zu teilen. Zudem entsprach sie dem Ur-Apostolat der Gemeinschaft. Der touristische Betrieb hatte sich zur stabilen

Einnahmequelle entwickelt und die Frage war nun: Wie kann es gelingen Räume der Zurückgezogenheit zu gestalten und gleichzeitig den Ort offen zu halten. Deutlich wurde, dass das Verbleiben im Schloss als „klösterlichem Wohnraum“ ausschied. Erste Schritte waren bereits geschehen: Da die Pflege sechs älterer Schwestern innerhalb des bisherigen Klosterbereiches nicht mehr möglich war, siedelten diese ins örtliche Pflegeheim über. Für die Übergangszeit zog dann ein Teil der Schwestern ins benachbarte Farmhaus, was in den letzten Jahrzehnten Teil des Internatsbereiches gewesen war. Das Dringlichste wurde in dieser Phase die Gestaltung eines neuen Gebetsraumes, der für alle Schwestern gut zu erreichen war. Zu dem Zeitpunkt wäre ein gesamter Klosterneubau planerisch nicht absehbar und finanziell nicht möglich gewesen. Aber eine Kirche zu bauen, ohne zu wissen, ob und wann das dazugehörige Kloster finanzierbar werden würde, war ebenfalls gewagt. Der Blick fiel auf die alte Turnhalle der Schule. Sie befand sich in einem baulich minderen Zustand, lag aber strategisch günstig: Am Weg, der die Touristen zum Schloss führt mit Blick auf den See und in einem Bereich, für den noch kein Eintrittsgeld erforderlich ist. Zudem sollte die Gestaltung der Kirche den Menschen zeigen, dass hier eine benediktinische Frauengemeinschaft zuhause war. Das alles fiel in die Zeit, als die Missbrauchskandale die irische Kirche besonders erschütterten. Das Bild der „gebrochenen“ Kirche war in Kopf und Herz – auch darauf sollte die Architektursprache Antwort geben. Es war nicht die Zeit für „herrschaftliche“ Kathedralen – zumal im irischen Westen die Schönheit der Land-



Die alte Turnhalle der Schule vor dem Umbau

schaft gerade im Rauhen und Kargen liegt. Als Budget standen nicht einmal 500 000,- € zur Verfügung - ob dafür „Schönheit“ zu bekommen war?

Ästhetik

Im Allgemeinen ist das Wort Ästhetik heute positiv besetzt. Etwas, das wir als ästhetisch bezeichnen, sei es Architektur, Kunst, Musik oder Mode, empfinden wir als schön. Wir verwenden ästhetisch und schön synonym. Aber Ästhetik hat dazu den Beiklang des Edlen oder Wertvollen. Dem Wortsinn nach heißt das altgriechische Wort αἴσθησις [aísthēsis] schlichtweg „Wahrnehmung“ bzw. „Empfindung“. In diesem Sinne bedeutet Ästhetik wörtlich: Die Lehre von der Wahrnehmung bzw. vom sinnlichen Anschauen. Der antike Blickwinkel war die Suche nach dem Wahren, Guten und Schönen, der ἀλήθεια [áletheia], die den Menschen erbaue. Sie galt als objektive

und für alle erkennbare Seinsweise der Dinge und war nicht abhängig von ihren Betrachtern. Vitruv (* 84 v. Chr.)³, ein römischer Baumeister, übertrug dieses Prinzip der Antike auf die Architektur. Er fand heraus, dass mit Hilfe bestimmter Maßverhältnisse, der Geometrie und dem Zueinander von Proportionen, sich die Gebäudestruktur so ordnen ließ, dass ein harmonisches Ganzes entstand. Das Grundmaß dieser Proportionslehre ist der Mensch.⁴ Ästhetik und Schönheit liegen hiernach in der „richtigen“ Anwendung dieser Maßverhältnisse begründet. Die Übereinstimmung aller Faktoren „erzeugt“ das Erlebnis vollkommener Schönheit.⁵ Auch die „wahre“ Anwendung der Materialien spielt dabei eine Rolle.

Seit der Neuzeit hat sich diese Perspektive geändert. Mit der Zeit der Aufklärung rückt das Individuum in den Mittelpunkt und damit die Subjektivität des Betrachters. So beispielsweise Kant: Die

Schönheit an sich gibt es nicht mehr. Sie wohnt nicht mehr den Dingen inne, sondern die Dinge erhalten ihre Schönheit durch die Art und Weise, mit der das Subjekt sie wahrnimmt. Die Beurteilung bzw. das Empfinden ist nicht mehr absolut, sondern setzt sich zusammen aus den Emotionen, Erfahrungen und Erkenntnissen des Einzelnen. Nicht mehr der „Mensch“ als Gattung ist das Grundmaß, sondern die Vielheit einzelner, subjektiver Individuen. Der vorhandene Gemeinsinn ist für Kant eine bloße idealistische Norm, die kaum mehr als exemplarische Gültigkeit besitzt.⁶ Die „objektive“ Schönheit verliert ihre Gültigkeit und macht einer „angehängten“ Schönheit Platz. Dies führt in der Architektur zu einem Auseinanderfallen von Konstruktion und Dekor.

Was heißt das für unsere Frage nach einer monastischen Architektur und ihren Merkmalen? Vielleicht lässt sich an dieser Stelle der St. Galler Klosterplan einfügen, der nicht im eigentlichen Sinne ein Bauplan, sondern mehr ein Struktur- oder Ordnungsplan ist. Hier könnte man eine Verwandtschaft zur antiken Proportionslehre sehen: Beiden geht es um die Verhältnisse der einzelnen Teile zueinander und zum Ganzen, um die Harmonie oder das reibungslose Funktionieren des Klosteralltags. Dieser klösterliche Idealplan aus dem 8. Jahrhundert zeigt vor allem die Ordnung und Anordnung der Nutzungs- und Beziehungsräume im Klosterbereich auf: Beispielsweise, wo sich die Bereiche für Gäste, Mönche und Arbeit befinden oder wie sich die Kirche zu den Essens-, Schlaf- und Arbeitsräumen verhält und wie sie zueinander angeordnet sind, damit die Wege kurz bleiben. Und er zeigt,

wie die Bereiche der Laienbrüder sich zu denen der Chormönche verhalten, wie die Räume der Kranken und der Novizen zum Konvent angeordnet sind und in welchem Verhältnis sich die Arbeitsbereiche zum klösterlichen Kern des Kreuzganggevierts Kirche-Kapitel-Refectorium (mit Küche und Dormitorium darüber) befinden. Diese klösterliche „Idealordnung“ hat die mittelalterlichen Klosteranlagen stark prägen können, da sie sich je nach Ort, Lage und Budget eines Klosters anpassen ließ.

Können wir heute in Zeiten des pluralen Individualismus und der „Privatisierung“ von Wahrnehmungen einen gemeinsamen Ausdruck des monastischen Lebensstils finden? Ästhetik als „sachliche Schönheit“ ist dabei vielleicht zu äußerlich gedacht. „Ästhetik“ der griechischen Übersetzung nach, als Lehre der „Wahrnehmung“ bzw. „Empfindung“ zu definieren, entspricht dem Monastischen durchaus. Wie nehmen Mönche die Dinge wahr, die sie umgeben? Tun sie dies aus einer Haltung der Ehrfurcht heraus, wie es Benedikt in Kapitel 31,10 empfiehlt? Da heißt es: Alle Geräte und den ganzen Besitz des Klosters betrachte der Mönch als heiliges Altargerät. Dies gilt dann auch mit Blick auf die Architektur.

Ob ein Raum, Gebäude oder Kloster als Ganzes schön „erscheint“, mag im Ermessen des Betrachters liegen, was er aber betrachtet, ist ganz konkret – Stein, Holz, Glas – und für alle gleich. Wahrnehmung als „das für wahr - nehmen, was ich sehe, fühle, empfinde“, das ist ganz und gar monastisch. Die inneren Regungen betrachten, beobachten und reflektieren. Wenn uns das Kloster, in dem wir nun leben, nicht zu Beginn als schön „erschienen“ wäre,

verbunden mit positiven Empfindungen, dann wären wir nicht dort eingetreten.⁷ Man kann sagen, dass es ein gemeinsames Schönheitsempfinden der Schwestern bzw. Brüder gibt, die an einem Ort leben, einen „common sense“ sozusagen.

Kylemore: Von der Turnhalle zur Klosterkirche

Der spielerische Umgang mit dem Turnhallenmodell machte schnell deutlich, dass der Raum an sich eine gute Proportion hat und die Türen und das Fensterband an der richtigen Stelle waren. Dieses Raumvolumen sollte nicht durch abgehängte Decken oder raumhohe Wände geteilt werden. So kamen als Gliederungselemente eigentlich nur halbhohe Wände in Frage, eingestellt wie „Möbel“. Konkret lautete die Aufgabe einen Gottesdienstraum zu schaffen,

in dem es einen „privaten“ Chorbereich für ca. 12 Schwestern gibt, der so zu gestalten ist, dass auch eine kleinere Zahl von Schwestern dort die Vesper singen kann, ohne sich im Raum zu verlieren. Dazu Altar und Priestersitz und der Bereich für die Gemeinde. Es sollte ein abgetrenntes, verglastes Foyer geben, damit Touristen, die nur kurz reinschauen wollen, nicht das Gebet stören. Wichtig waren der Ort des Tabernakels und der Wunsch der Schwestern nach einer Möglichkeit zur persönlichen Anbetung – nicht einsehbar von den Gästen. Ferner war die Frage, was aus der alten Klosterkirche mitgenommen werden könnte – als Wunsch der Kontinuität oder auch, weil für eine neue Ausstattung nicht genug Geld da war.

Mit dem vorhandenen Budget war nur eine Sanierung auf einfachem Niveau möglich. Dies bedeutete konkret: die



Die ehemalige Turnhalle nach ihrem Umbau zur Klosterkirche

Außenwände wurden so belassen, ebenso die Fenster, das alte Dach blieb und wurde mit einer „Regenhaut“ überzogen, innen wurden die Wände mit Styropor und Gipskarton gedämmt, die Decke unterhalb der Betonträger als Installationsdecke abgehängt, der Boden als aufgeständerter Industrieholzfußboden ausgeführt und Standardheizkörper an die Wände montiert. Die Konzentration galt der Gestaltung des Innenraumes: Eine geschwungene Wand „umfließt“ die elliptische, einstufige Altarinsel, die sich in den Raum schiebt. Sie ist so groß, dass auch der Schwesternchor dort Platz hat. Links der Altarinsel wölbt sich die geschwungene Wand in den Raum hinein, so dass dahinter ein separater Raum entsteht – zur persönlichen Anbetung für die Schwestern mit direktem Ausgang nach hinten in die Sakristei. Im Zenit dieser Wölbung befindet sich in einem raumhohen Schlitz das Schmuckstück der Kirche: Die gläserne, rot und gelb leuchtende Feuersäule – Zeichen des vorangehenden Herrn. Dies war ein Bild, was der Gemeinschaft in ihren Zeiten der Not wichtig geworden war. Auf halber Höhe der Feuersäule ist der Tabernakel installiert. Der aus der alten Kirche mitgenommene Messingkubus, mit keltischem Kreuzrelief und blauem Edelstein in der Mitte, scheint fast in der Feuersäule zu schweben. Die Rückseite wurde geöffnet und durch eine runde, in Kupfer gefasste Opalglascheibe wieder geschlossen – Sinnbild der Hostie und sichtbar im rückwärtigen Raum für die Schwestern. Eine kleine Erbschaft kam zur passenden Zeit, um die Herstellung der gläsernen Feuersäule in Auftrag geben zu können. Für die weitere Ausstattung musste auf Vor-

handenes zurückgegriffen werden: Einige Bänke aus der alten Kirche, ausrangierte Holzstühle aus dem Café, eine kleine Elektroorgel. Ebenso wurden aus der alten Kirche die Kreuzwegstationen und das Kreuz über dem Altar mitgenommen. Alles fügte sich wunderbar ein und auch die Statuen von Benedikt und Scholastika fanden einen neuen Platz. Das Gegenüber zur geschwungenen Wand hinter dem Altar bildet eine Halbrunde im Eingangsbereich. Hier ist die Gestaltung eines Tauffernungsortes angedacht, mit einer großen, gläsernen Wasserschale als Pendent zur Feuersäule und als Umsetzung der Taufkatechese, die Benedikt in seine Regel hineingewoben hat. Aufgrund fehlender Gelder konnte dieser Teil noch nicht verwirklicht werden. So gab es dort noch viel Platz für den Mädchenchor, als im Juni 2013 die Einweihung der neuen Kirche mit Erzbischof Michael Neary gefeiert wurde.

Die Kirche, in gewisser Weise ein Provisorium, schiebt sich noch zurecht – stehen die Stühle in zwei Blöcken dem Altar gegenüber oder passen sie sich der Rundung der Altarinsel an? Der Versuch Ambo und Altar als gegenüberstehende liturgische Orte zu setzen, mit entsprechend paralleler Bestuhlung, fand keine Zustimmung – der Raum aber lässt alle Varianten zu. Wege, sowie Ein- und Auszüge sind neu zu prüfen, wie überhaupt alle Bewegungen im Raum. Das Experimentierfeld ist freigegeben – Liturgie wird wieder zum heiligen Spiel. Inzwischen haben dort drei Beerdigungen von Schwestern stattgefunden, zwei Hochzeiten von Paaren aus der Umgebung, die Taufe des Kindes eines Mitarbeiters und verschiedene Pilgergottesdienste. Anrührend war die Beer-

digung des eigenen Hausmeisters, der sich die Feier in „seiner“ Kirche gewünscht hatte, an deren Fertigstellung er selbst mit Hingabe gearbeitet hatte.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Bescheidenheit

Inwiefern ist die Bescheidenheit ein Parameter der Architektur im Kirch- bzw. Klosterbau? Bescheidenheit als Tugendhaltung verstanden, die sich zurücknimmt, mit wenig auskommt und/oder freiwillig auf „Größe“ verzichtet, finden wir in der Architekturgeschichte selten. Ein Beispiel ist vielleicht die zisterziensische Klosterreform um 1100, die eine sehr reduzierte Formensprache festlegt. Ein dem Bauen zugehöriger Begriff ist eher die Einfachheit. Heinrich Tessenows (1876-1950) „Das Einfache ist nicht immer das Beste, aber das Beste ist immer einfach“, bringt einen Gestaltungswillen ein, der die Architektur seit der Moderne prägt. Gerade vor einigen Wochen erschien ein Sonderheft der Zeitschrift *das münster* unter dem Titel „Edle Einfachheit“⁸, ein Ausdruck der Liturgiekonstitution des 2. Vatikanischen Konzils, in Bezug auf die Feier der Liturgie, die Räume in denen sie gefeiert wird, und auf die „Gegenstände“, die dort benutzt werden. Die Konzilstexte sind sicher geistgewirkt aber auch von Menschen in einer bestimmten Zeit geschrieben. Die liturgische Bewegung, die in den 1930er

Jahre begann, aber erst ab den 1960er Jahren den Kirchbau bestimmte, postuliert eine radikale Reduzierung auf das Wesentliche als Antwort auf komplizierte Riten und die überladene Fülle in den Kirchräumen ihrer Zeit. Es bedurfte vielleicht erst einer inneren und äußeren Zerstörung wie durch den 2. Weltkrieg, die ein Aufräumen und Wegwerfen ermöglichte, um dann neue Räume zu schaffen für „verheutigte“ Antworten aus den Quellen heraus – wie es das Konzil vorschlug. Das betraf sowohl die Architektur, wie die Ordnung der Liturgie. Viele der zuletzt neu gebauten und grundsanierten Sakralgebäude strahlen eine unglaubliche Ästhetik und Klarheit aus, die gut mit der „Edlen Einfachheit“ zu verbinden ist aber auch mit einem sichtbar hohen Preisniveau. Einfach in diesem Sinne meint nicht arm oder ärmlich, sondern ausgewählt und reduziert in Material, Farbe und Formsprache.

Es ist jedoch zu beobachten, dass heutige Menschen diese leeren und weiten Räume oft nicht aushalten können und die Gemeinden sie sich wieder „wohnlich“ aneignen. Was edel und ästhetisch ist, das mag man gern anschauen, aber täglich darin zu „wohnen“ ist etwas Anderes. Mit Blick auf die Architektur von Klöstern, die ja Sakralräume und Wohnräume gleichermaßen sind, stellt sich die Frage nach Art und Maß dieser Räume noch einmal anders.

Bescheidenheit heißt in der Benediktusregel „discretio“ und durchzieht alle Lebensbereiche des Mönches. Sie wird gebraucht im Zusammenhang mit der rechten Unterscheidung und dem Maßhalten. Benedikt nennt sie in Kapitel 64,19 die Mutter aller Tugenden. Der Mönch muss lernen, das rechte Maß zu finden und sich mit dem ihm zugeteilten

Maß zufrieden zu geben. So soll er alles mit Maß und nach Weisung des Abtes tun (RB 31,12). Keine Übersättigung soll sich einschleichen, weder beim Essen (RB 39,7.10), noch beim Trinken (RB 40, 5.6). Und auch beim Verkauf der Klosterprodukte nehme man lieber weniger Geld um der Habgier keinen Vorschub zu leisten (RB 57,7.8).

Dieses „Mehr-haben-wollen“ kennen wir auch in räumlichen Bezügen im Kloster: eine größere Zelle oder einen größeren Arbeitsplatz. Die anwachsende Bücherzahl verlangt eine größere Bibliothek. Die Ausstattung der Küche oder des technischen Equipments unserer Computer „müssen“ erweitert werden. Die Dinge und Wünsche vermehren sich automatisch.

Wie schon zuvor gesagt, schreibt Benedikt nicht direkt etwas zum Maß der Gebäude, der Räume oder zur Ausstattung des Klosters. Nicht darüber, ob Kissen im Chorgestühl vorgesehen sind oder ob und wo im Haus Blumen oder Bilder sein sollen. Er sagt auch nicht, wie viele Stufen zum Altar hinaufführen oder wie lang der Tisch des Abtes ist. Aber er spricht über den „Habit“ der Mönche, das Kleid in dem sie „wohnen“ (habitare). Das Übertragen der Weisungen Benedikts aus RB Kapitel 55 „Schuhe und Kleidung der Brüder“ auf die Architektur, könnte uns eine gute Richtung für bescheidenes bzw. maßvolles Bauen geben:

- RB 55,1 Die Kleidung, welche die Brüder erhalten, soll der Lage und dem Klima ihres Wohnortes entsprechen;
- RB 55,7 Über Farbe oder groben Stoff dieser Kleidungsstücke sollen sich die Mönche nicht beschweren; man nehme alles so, wie es sich in

der Gegend, wo sie wohnen, findet, oder was man billiger kaufen kann.

- RB 55, 8 Der Abt Sorge aber für das rechte Maß, dass die Kleider nicht zu kurz sind, sondern denen, die sie tragen, passen.

Das lässt sich gut auf den Habitus der gemeinsamen „Wohnräume“ des Klosters übertragen: Der Abt Sorge dafür, dass die Größe und Ausstattung des Klosters zu der Gemeinschaft passt. Es soll nicht so klein und eng sein, dass die Stille und das Alleinsein nicht möglich sind. Aber es soll auch nicht so groß sein, dass sich die Mönche in ihre Winkel verkriechen und dem Gemeinschaftsleben aus dem Weg gehen – und das kann sich für Gemeinschaften durchaus verändern, beispielsweise wenn sie kleiner und älter werden. Ferner soll das Kloster der Lage und dem Klima der Gegend entsprechen. Ein italienisches Stadtkloster braucht eine andere Architektur als ein afrikanisches Wüstenkloster. Es soll zur regionalen Baukultur der Umgebung passen, wie man die Materialien in der Gegend bekommen kann und was die Handwerker vor Ort verarbeiten können – auch dies ist in unserer globalisierten Welt mit Blick auf den Klimawandel und die Nachhaltigkeit wieder neu zu bedenken. Benedikt gibt für die Kleider kein Schnittmuster vor. Entsprechend würde er keinen bestimmten Baustil oder Idealplan vorlegen. Aber er schlägt eine Weise vor, mit den Menschen und Dingen des Klosters umzugehen, die dem monastischen Lebensstil entsprechen. Hierin ließen sich Fragen einordnen, wie die, ob die monastische Zelle ein eigenes Bad und einen Internetanschluss haben kann oder nicht. Die Antwort aus Kapi-

tel 55 wäre: Wenn es dem „Standard“ dessen entspricht, was sie in ihrer Umgebung vorfinden. Oder gelten hier die Verse 20-21: Der Abt erwäge aber immer jenen Satz der Apostelgeschichte: „Jedem wurde so viel zugeteilt, wie er nötig hatte.“ So berücksichtige der Abt die Schwäche der Bedürftigen, nicht die Missgunst der Neider.

Parallel zur „discretio“ finden wir bei Benedikt auch den Begriff der Einfachheit (simpliciter) als monastische Seinsweise, z.B. im Kapitel über das Oratorium (RB 52): „Wer beten will, der trete *einfach* ein und bete.“

In Kapitel 61.3 ist dies die vorbildliche Haltung eines fremden Mönches, wenn er sich ohne Umstände, also einfach, mit dem, was er vorfindet, begnügt. Es geht nicht so sehr um das Wort „simpliciter“ als um die damit gemeinte Haltung. An vielen Stellen seiner Regel bezieht Benedikt sich auf dieses Einfache und Notwendige und nicht auf das Komplizierte und Übermäßige: Eine Schreibtafel, eine Nadel, ein Stift, ein

Messer, zwei Gewänder – damit man eines waschen kann bzw. man eines für die Nacht hat.⁹ Diese Einfachheit ist heute im Vielerlei des klösterlichen Alltags einem gewissen Kulturverlust ausgesetzt. Die vielfältigen Aufgaben und die Möglichkeiten der World-Wide-Web-Kommunikation erwarten oft Multitasking von uns. Die Einfachheit, in der das Eine nach dem Anderen getan werden kann, in der ich ganz da und präsent bin, wo ich gerade bin, ist sicher im Sinne Benedikts. Kann die klösterliche Architektur dabei helfen?

Kylemore: Klosterbau in Planung

Die Fertigstellung der „Turnhallen-Kirche“ hat eine folgenreiche Entwicklung nach sich gezogen. Auf Seiten der Gemeinschaft hat der neue Raum weitere innere Räume geöffnet. Es ist etwas in Bewegung gekommen, was gleichzeitig die Dynamik und die Stabilität in der Gemeinschaft verändert hat. Die Identifikation mit einem gemeinsam entwi-



Die „Turnhallen-Kirche“ in der Außenansicht

ckelten Gebetsort stiftet Heimat in der begonnenen Vorwärtsbewegung und festigt neu die Wurzeln der eigenen Geschichte an diesem Ort. Die Hoffnung ist neu auf Gott gesetzt, dass er den ganz großen Schritt tut, wenn wir nur das Kleine uns Mögliche tun. Und auch für diesen großen Schritt Gottes gibt es schon sichtbare „Ergebnisse“. Die katholische Universität Notre Dame, Indiana, USA mit einem Institut für Irische Geschichte und Kultur, war schon länger auf der Suche nach einem Außenstandort für ihre Studierenden in Irland. Gewünscht und gesucht wurde ein Ort mit spiritueller Ausprägung. Die Ausstrahlung des ganzen Ortes und das Erleben der Liturgie vor Ort in der neuen Kirche waren mit ausschlaggebend die Beziehung zur Gemeinschaft in Kylemore aufzunehmen. Inzwischen gibt es erste Verträge und ein Schlossflügel befindet sich in der Umbauphase zu Studentenzimmern. Ab Mai 2016 soll das „Education Center“ mit den ersten Sommerkursen an den Start gehen. Weitere Umbaumaßnahmen im Bereich der alten Schule sind im Gespräch. So setzt sich auf andere Weise das Apostolat der Schwestern in Kylemore fort. Gleichzeitig ermöglichte der Verkauf zweier Cottages ein ausreichendes Startkapital, um realistisch an einen Klosterneubau zu denken. Die derzeitig aus 10 Schwestern bestehende Gemeinschaft hat auf Leben gesetzt. Nun ist klar, dass das neue Kloster neben die Kirche gehört. Den Abstand und das Abgrenzungsbedürfnis zum Tourismus muss die Architektur leisten. Das Schloss muss und soll Touristenmagnet bleiben, das neue Kloster soll sich „stiller“ einordnen ins Gelände. Drei zweigeschossige Gebäudeflügel, die sich an die Kirche angliedern, sind ge-

plant. Einer davon ist für die Unterbringung der Kloster Gäste (6 Zimmer), einer für den Zellenbereich der Schwestern (15 Zimmer inklusive Noviziat und Infirmerie) und der verbindende Flügel ist den schwesterlichen Arbeits- und Gemeinschaftsräume vorbehalten. Gestalt und Materialien ortsüblich. Die aktuelle Planung des neuen Klosters liegt zur Baugenehmigung vor. Demographisch betrachtet: verrückt. Aber Gott ist es, der in seiner Langzeitperspektive die Dinge verrückt.

Resümee

Die Ausgangsfrage war: Hat der monastische Lebensstil eine eigene Architektur oder Formensprache entwickelt? Und wenn ja, was sind die Merkmale, an denen man sie festmachen kann?

Die Antwort auf diese Frage lautet: Nein. In der Regel wurden die benediktinischen Klöster dem Baustil der jeweiligen Zeit entsprechend gebaut, ob gotisch, romanisch, barock oder „modern“ in unserem Sinne und in den jeweiligen ortstypischen Baumaterialien.

Die klare Vorstellung der Benediktinsregel, wie ein Domus Dei geordnet sein soll, ist mehr als ein bloßer „Common sense“ von Gleichgesinnten. Im Sinne der antiken Ästhetikdefinition, wie oben beschrieben, zieht diese Ordnung eine Schönheit nach sich, die im rechten Maß der baulichen Verhältnisse liegt, ganz unabhängig vom jeweiligen Baustil. Der Sankt Galler Klosterplan zeigt eine solche ideale Musterstruktur für die Nutzungs- und Beziehungsräume des Klosters. Mit dieser Nutzungsdefinition „gemeinsame Gottsuche“ verschiebt sich der Gestaltungswille von der sichtbaren auf die unsichtbare Ebene, von der äu-

Beren Form auf die innere Haltung. Hier ist es die Aufgabe der Architektur, immer wieder an diese „unsichtbare“ Dimension des monastischen Lebens zu erinnern, damit aus der Liebe zum Ort nicht Liebhaberei wird.

Die Ästhetik könnte dabei Richtschnur und Entscheidungshilfe sein, um mit sichtbaren Mitteln, wie natürliche Materialien, freie Blickrichtungen, leere Wände, akzentuierende Bildsetzungen, ausgewählte Kunstwerke, schlichte Möblierung und Verzicht auf Gemütlichkeit und Bequemlichkeit, die Einfachheit des monastischen Lebens zu unterstützen.

Den philosophischen Gedanken der „objektiven und allgemeingültigen“ Schönheit, die aus dem rechten Maß und der rechten Ordnung besteht, und der „subjektiven“ Schönheit, die aus Emotionen, Erfahrungen und Erkenntnissen des Betrachters gebildet wird, möchte ich ein Drittes hinzufügen: Die „gegenwärtige“ Schönheit. Sie entsteht dort, wo sich Menschen an einem Ort über lange Zeit Gott zuwenden. Dort entsteht eine Beziehung zwischen den Menschen und dem Ort selbst. Eine unserer alten Schwestern sagt immer wieder: „Man merkt, dass unsere Scheunenkirche inzwischen ganz und gar durchbetet ist. Und das merken auch Gäste oder Besucher.“ Das Gegenwärtige ist dort letztlich Gott selber. Er hat sich den Ort zu Eigen gemacht dadurch, dass die Menschen ihm dort immer wieder Raum gegeben haben. Es gibt architektonisch und ästhetisch sehr gelungene Flughäfen, Bahnhöfe und Museen, die allesamt eine sakrale Ausstrahlung haben, aber ihrer Nutzung nach kein dauerhaftes Verweilen in der Gegenwart fördern. Andererseits gibt es Gemeinschaften, die bestehende Häuser oder Gehöfte bezogen

haben und darin monastisch leben, obwohl sie weder dafür gemacht noch geeignet sind. Ein Beispiel dafür ist das alte, irische Landschloss der Gemeinschaft von Kylemore Abbey.

Und es gibt eine Schönheit des „Verwohnten“, wo Flure, Treppen und Wege schon so lange bewohnt sind, dass man ihnen die Spuren der Geschichte ansehen kann. Und das ist kein Makel, sondern unterstützt die Treue des monastischen Lebens. Thomas Merton fasst dies auf schöne Weise zusammen:

„Wenn die Gegenstände, die uns im Kloster umgeben, sprechen könnten, so würden sie sagen: „Indem du mich im Dienst Gottes gebrauchst, heiligst du mich zusammen mit dir. Und so geschieht es, dass wir, die wir vom ersten Augenblick an als Geschöpfe Gottes gut waren, einander helfen, in Ihm heilig zu werden.“ Dies erklärt, warum manche Klostergebäude und die Dinge, die dort hergestellt und gebraucht werden, so schön sind. Die Reinheit des Geschmacks in einem Kloster ist nicht nur eine Frage der ästhetischen Einübung. Es fließt aus etwas Höherem – aus der Reinheit des Herzens. Die einfachen, klaren Linien einer Klosterkirche, die vielleicht von ungeschickten Händen in der Wildnis errichtet wurde, kann in ihrem Lobpreis Gottes unter Umständen mehr aussagen als die effekthaschenden Größenphantasien eines kostspieligen Glanzes, der eher zur Bewunderung als zum Gebet errichtet zu sein scheint.“¹⁰

.....

* Dieser Artikel entstand im Nachklang eines Vortrages bei der VBD-Tagung 2015 in Maria Laach unter dem Leitthema „Monastischer Lebensstil – Balance zwischen Ästhetik und Bescheidenheit“.

- 1 Lovers of the Place: Monasticism Loose in the Church. By Francis Kline Collegeville, MN: The Liturgical Press, 1997.
- 2 Beständigkeit (Stabilitas), Gehorsam (Obedientia) und monastischer Lebenswandel (Conversatio Morum).
- 3 Vgl. Vitruv, Die 10 Bücher der Architektur, hier am wichtigsten Buch 1: drei Kategorien, denen gute Architektur genügen muss: firmitas (Festigkeit), utilitas (Zweckmäßigkeit), venustas (Anmut). Für die Anmut sind sechs Grundbegriffe zu berücksichtigen: ordinatio, dispositio, eurythmia, symmetria, decor und distributio.
- 4 Vgl. Leonardo da Vinci „Die Quadratur des Kreises“ und den „Modulor“ von le Corbusier.
- 5 Ebd.
- 6 Historische Texte und Wörterbücher; <http://www.textlog.de/kant-10.html> ; Immanuel Kant / Ästhetik.
- 7 Beachte: die Resonanz der Stille z.B., liegt nicht im Raum an sich sondern im Menschen. Auf ihn wirkt der Raum – Architektur von sich aus kann das nicht leisten.
- 8 www.schnell-und-steiner.de; das münster, 2015, 68. Jahrgang, Sonderheft „Edle Einfachheit“.
- 9 Vgl. RB 55,19; Kukulle, Tunika, Socken, Schuhe, Gürtel, Messer, Griffel, Nadel, Tuch, Schreibtäfel; so kann sich keiner damit entschuldigen, es habe ihm etwas Notwendiges gefehlt.
- 10 The silent life, Thomas Merton, p.29; Chap. 3 In Many labours – eigene Übersetzung: “If the things around us in the monastery could talk to us, they would say: “By using me in your service of God, you consecrate me to Him along with yourself. And thus both of us, who were good from the first as creatures of God, help one another to become holy in Him.’ This explains why some monastic buildings, and things which are made and used there, are so beautiful. The purity of taste in a monastery is not merely a matter of aesthetic training. It flows from something far higher – from purity of heart. The simple, chaste lines of a monastic Church, built perhaps by unskilled hands in the wilderness, may well say infinitely more in praise of God than the pretentious enormities of costly splendor that are erected to be looked at rather than to be prayed in.”

»Das Experimentierfeld
ist freigegeben -
Liturgie wird wieder zum
heiligen Spiel.«

Johanna Wiese OSB

Barbara Offermann OP

Sr. Barbara Offermann OP war in verschiedenen Bereichen der Verwaltung tätig, sowohl in der Kongregation der Dominikanerinnen von Bethanien als auch in den Bethanien Kinderdörfern. Seit einem Jahr ist sie für die Öffentlichkeitsarbeit der Kongregation freigestellt.



Barbara Offermann OP

„Nach der Komplet ist offline“

Als Ordensfrau im Internet

Es ist jetzt etwa sechs Jahre her, dass eine Schwester einer anderen Kongregation mich per E-mail einlud, ihre Facebook-Freundin zu werden. Zuerst kümmerte ich mich nicht darum, weil mir dieses Medium nicht viel sagte. Dann aber wurde ich nach Lettland versetzt, wo ich meine alten Freunde vermisste. Ich erinnerte mich dieser Einladung – und entdeckte ungeahnte Kommunikationsmöglichkeiten.

Facebook – ein guter Ort für Ordensleute

Schnell wurde mir klar, dass ich dieses Medium nicht nur nutzen darf, sondern dringend nutzen sollte, wenn ich nach guter apostolischer und dominikani-

scher Manier dorthin gehen will, wo die Menschen sind. Als ich damals anfang, hatte Facebook noch etwa 500 Mio Nutzer weltweit, inzwischen sind es über 1,5 Milliarden¹. Ein guter Ort für Ordensleute – wenn wir v.a. von den Jüngeren noch wahrgenommen werden wollen.

Dabei komme ich mir manchmal vor wie auf der Katholikentagsmeile: dort sind unglaublich viele Menschen unterwegs und schlendern umher, sehen sich die Stände an und unterhalten sich. Ich habe auf facebook auch zwei solche „Stände“: die Seite der Dominikanerinnen von Bethanien und die Seite von Schwester Barbara Offermann. Je interessanter und klarer profiliert diese „Stände“ sind, desto mehr Leute werden

anhalten. Deswegen suche ich fast täglich etwas Neues für beiden Seiten: Bibelzitate, Artikel aus online-Zeitungen, Karikaturen... Meine „private“ Seite unterscheidet sich deutlich von der Gemeinschaftsseite, denn diese soll ja schließlich alle unsere Schwestern vertreten.

Allerdings zählen in den sozialen Netzwerken v.a. kurze, prägnante Formulierungen und Bilder; mit längeren Texten kommt man nicht weit. So suchte ich bald eine Ergänzung, eine Möglichkeit, etwas ausführlicher zu schreiben – und fand sie im Blog.

Unser Blog – Schaufenster, Kanzel und Kolumne

Unser Blog² war dabei zunächst genau das, was das Wort bedeutet: ein Web-Logbuch, ein Tagebuch im Internet. Ich schrieb mehr oder weniger alltägliche Begebenheiten auf und gab ihnen eine fromme Pointe. Gleichzeitig lud ich andere Schwestern ein, ebenfalls mitzubloggen. Das haben im Laufe der Jahre auch etliche getan, von der Kandidatin bis zur Generalpriorin, auch ein Mitglied unserer Laiengemeinschaft, jede mit einem ganz eigenen Stil. Die Idee war dabei, die Vielfalt unserer Gemeinschaft zu zeigen.

Das Blog³ ist also eine Art Schaufenster. Wir öffnen unsere Klausur und zeigen den digitalen Besuchern Ausschnitte unseres Lebens, nach dem biblischen Motto „Komm und sieh!“ Nun ist Werbung gut und wichtig, aber als Dominikanerinnen haben wir einen Predigt-auftrag. Und dabei sollten wir nicht zuerst von unserer Welt erzählen, sondern mehr an der Welt der anderen anknüpfen.

In dieser Welt, in der auch einfache Glaubensinhalte fremd geworden sind, fingen wir an, die Feste im Kirchenjahr zu erklären oder hin und wieder kleine Katechesen in unser „Schaufenster“ zu stellen. Später wurde daraus die Reihe „Frag doch mal die Schwester“, in der ich Fragen beantworte, die mir tatsächlich gestellt worden sind. Das reicht von „Wie machen Schwestern Urlaub?“ über „Gibt es eine Hölle?“ oder „Gibt es eine kurze und knackige Zusammenfassung des Zweiten Vatikanischen Konzils?“ bis zu „Was findet ihr Christen eigentlich so toll an Jesus?“ Diese Fragen werden mir meist gestellt, wenn ich auf Facebook unterwegs bin. Ich beantworte sie im Blog, die Antwort kann man sowohl auf unserer Homepage als auch auf Facebook lesen und diskutieren.

Ein größeres Echo finden jedoch die Blogartikel, die sich nicht mit Glaubensfragen sondern z.B. mit gesellschafts- oder kirchenpolitischen Themen beschäftigen. Auch dazu äußere ich mich seit einigen Jahren, denn Dominikaner/innen predigen mit Bibel und Zeitung.⁴ Während ich dies schreibe, ist die Silvesternacht in Köln noch in den Schlagzeilen. Dazu müssen wir Ordensleute etwas sagen, gerade weil viele von uns sich in der Flüchtlingshilfe engagieren. Oder z.B. die Angst vor der Islamisierung des Abendlandes: Sind wir Ordensleute nicht geradezu prädestiniert, etwas zur Bewahrung unseres kulturellen Erbes zu sagen – inklusive „Nostra aetate“?

Schutz des Lebens, Genderdebatte, Bewahrung der Schöpfung... Es gibt viele gesellschaftliche Themen, zu denen „die Kirche“ etwas sagt und sagen muss. Wenn sie absichtlich oder unabsichtlich missverstanden wird, habe ich die Mög-

lichkeit, dazu Stellung zu nehmen. Auch wenn unser Blog relativ klein ist, so erlebe ich doch immer wieder, dass Menschen für dieses Forum und die Möglichkeit zum Austausch dankbar sind. Dennoch muss ich mich nicht in jedes Thema einmischen und auch nicht auf jede Provokation eingehen.

Der Mensch am anderen Rechner - Internetseelsorge

Im Internet ist die Hemmschwelle niedrig, nicht nur für Provokationen. Man begegnet sich ja mit großer Distanz, oft anonym. Ich bin als Ordensfrau erkennbar, und ich werde wesentlich leichter angesprochen als auf der Straße. Die Leute können erst einmal unerkannt mitlesen, was ich so schreibe, bevor sie selber aktiv werden. Hier trauen sie sich auch eher, (öffentlich oder per E-mail) Fragen zu stellen oder von Problemen zu erzählen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Damit bin ich nach Werbung und Verkündigung bei der Seelsorge angekommen, mit allen Besonderheiten, die sie im Internet hat. Es ist schon speziell, mit jemandem über seine Glaubenszweifel oder persönlichen Nöte zu schreiben, ohne die Chance, ihn zu sehen oder zu hören. Und doch erlebe ich immer wieder, dass solche Begegnungen echt und hilfreich sind.

Natürlich hat das enge Grenzen. Wenn ich merke, dass jemand schwerwiegende Probleme hat, kann ich nur zu einem persönlichen Gespräch raten, mit dem Pfarrer, einem Therapeuten, dem Partner, usw. Aber viele Menschen brauchen tatsächlich einfach jemanden, der sich ihren Kummer anhört, tröstet oder einen allgemeinen Rat gibt. Und das geht eben auch online.

Drei Plattformen – ein Apostolat

So haben wir inzwischen drei verschiedene Internetplattformen – mit jeweils anderer Funktion: Unsere Homepage bietet v.a. Informationen über die Kongregation an und beantwortet damit die Frage: „Was ist Bethanien?“ Ein Element darauf ist das Blog, das inhaltlich variabler ist. Hier können wir den Klosteralltag illustrieren oder zu aktuellen Anlässen in Politik und Kirche Stellung beziehen. Das beantwortet eher die Frage: „Wie ist Bethanien?“ Auf Facebook wird diskutiert und geplaudert, und dort finden auch die vertraulichen „Gespräche“ statt. Hier sind eher die persönlichen Seiten einzelner Schwestern⁵ interessant, denn die Frage ist: „Wer ist Bethanien?“ Und natürlich ist das alles miteinander vernetzt: Wer uns sucht, soll uns schnell und einfach finden können.

Diese Arbeit hat sich nach und nach zu einem eigenen Apostolat entwickelt, das inzwischen mein Leben und Denken prägt. Die Begegnungen im Internet beschäftigen mich, viele Menschen bitten mich um mein Gebet, und wenn mir im Alltag etwas Interessantes begegnet, überlege ich unwillkürlich, ob ich darüber bloggen kann (deswegen habe ich auch immer eine Kamera in der Tasche).

Zwei Welten – verknüpft?

Dabei versuche ich, diese digitale Welt mit meinem sonstigen Leben zu verknüpfen, doch das gelingt nicht immer. Die Menschen, denen ich persönlich begegne, regen mich bei meiner Arbeit im Internet an; was ich den Tag über erlebe, fließt teilweise unmittelbar in die Texte ein. Umgekehrt ist es schwieriger: Von den 16 Schwestern meines Konventes kennen zwar einige unsere Homepage mit dem Blog – aber Facebook? Wenn ich versuche, am Mittagstisch davon zu erzählen, stoße ich häufig auf Ratlosigkeit: sind die Begegnungen dort auch „echt“?

Auch meine Arbeitszeiten haben sich geändert. Facebook ist ein Echtzeitmedium: hier kommt es entscheidend darauf an, wann ich veröffentliche, denn die Beiträge werden auf einer Zeitleiste von den jeweils neuesten nach unten geschoben. Die meisten Benutzer sind dort morgens auf dem Weg zur Arbeit, in der Mittagspause und nach Feierabend. Abends entstehen auch die intensivsten Diskussionen, wenn die Menschen entspannt sind und Zeit haben.

Das passt nicht immer zu meinem normalen Klosteralltag – oder zu dem, was die Internetgemeinde dafür hält. „Nach der Komplet ist offline“ schrieb mir mal ein Facebook-Freund, als ich an einem Freitag spät abends noch mitdiskutierte. Er meinte das wohl nicht böse, aber es war ihm durchaus ernst.

Und er hat Recht! Wenn nach der Komplet das Silentium beginnt, dann müsste das auch für die digitale Welt mit ihrer Geschwätzigkeit gelten. Nun konnte ich in dieser Situation munter „So ist es!“ antworten, denn wir beten an Werkta-

gen die Komplet privat. Trotzdem bleibt es eine dauernde Herausforderung, den Lebensrhythmus, den mir meine Gemeinschaft vorgibt, mit meiner Arbeit im Internet in Einklang zu bringen.

Andererseits ist das gerade im Dominikanerorden nichts Neues, sondern nur eine moderne Variante der Spannung zwischen Aktion und Kontemplation. Thomas von Aquin brachte sie auf die Formel: *contemplari et contemplata aliis tradere*. Es ist unser Auftrag, betend zu betrachten und das in der Betrachtung Geschaute anderen weiterzugeben – auch im Internet.

.....

- ¹ <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/37545/umfrage/anzahl-der-aktiven-nutzer-von-facebook/>.
- ² „Bethanien bloggt – Dominikanerinnen zwischen Rom und Riga“ auf www.bethanien-op.org.
- ³ Der Duden erlaubt inzwischen freundlicherweise auch „der Blog“.
- ⁴ Ursprünglich sagte Karl Barth, man mache Theologie mit der Bibel und der Zeitung. Vincent de Couesnongle, ein früherer Ordensmeister des Dominikanerordens, hat das im April 1983 in seinem „3. Brief an die Laien im Orden des Hl. Dominikus“ auf die Predigt und das dominikanische Apostolat übertragen.
- ⁵ Etwa 11% unserer Schwestern haben ein eigenes Facebook-Profil.

Christoph Jacobs¹, Eckhard Frick SJ², Arndt Büssing³, Vojtech Bohac⁴
Angela Koch⁴

Die Ordensleute in der Seelsorgestudie

Eine Seelsorgestudie hat über mehrere Jahre hinweg die Zufriedenheit, Gesundheit und das Engagement der Seelsorgenden in der Katholischen Kirche in Deutschland untersucht. Sie ist ein Projekt unabhängiger Wissenschaftler und wurde am 16. April 2015 vorgestellt. Der vorliegende Beitrag zeichnet ein Profil der Ordensleute in der Seelsorge. Sie machen beinahe zehn Prozent der repräsentativen Stichprobe aller Seelsorgenden der Seelsorgestudie in Deutschland aus. Etwa 68% sind als Priester und insgesamt 32% als Diakone, Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten, Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten tätig. Die Gruppe der Ordensfrauen ist aufgrund der Stichprobengewinnung durch Gestellungsverträge in den Diözesen stark unterrepräsentiert. Kennzeichen der Gruppe der Ordensleute ist eine höhere Gesamtzufriedenheit in den Indikatoren der Zufriedenheit und die im Vergleich förderlichere Wahrnehmung der Arbeitsgemeinschaft und Lebensgemeinschaft als Ressource für die Tätigkeit. Ein weiteres Kernmerkmal der Ordensleute sind höhere Ausprägungen in allen Dimensionen des spirituellen Lebens: dies gilt sowohl für die Häufigkeit und die Erfahrungsstärke als auch für die Ressourcenstärke der Spiritualität. Im Bereich von Persönlichkeit und Gesundheit finden sich nur wenige, eher tendenzielle Unterschiede, die allerdings positiv sind. Die Dynamik des seelsorglichen Arbeitsfeldes ist gekennzeichnet von vergleichsweise höherem Engagement bei geringerer Belastung. Ordensleute in der Seelsorge erleben eine hohe Lebensqualität und eine förderliche Gemeinschaftsqualität. Sie leben ihr Engagement mit hoher spiritueller Prägung im Alltag. Dieses sehr positive Gesamtbild wird im Kontext der problematischen Gesamtsituation der Orden diskutiert.

Ordensleute in der Seelsorge: Eine Gruppe mit Profil?

Die Deutsche Seelsorgestudie ist ein Projekt einer Gruppe unabhängiger Forscher verschiedener deutscher Universitäten zur Erforschung von Zufriedenheit, Gesundheit und Engagement der Seelsorgenden in der deutschen Kirche (Jacobs, Baumann, Büssing, Weig, & Frick, 2015). Es soll der Förderung ihrer Lebensqualität, ihrer Spiritualität und ihrer seelsorglichen Tätig-

keitsbedingungen in Zeiten des belastungsintensiven pastoralen Wandels dienen. Im Rahmen der Seelsorgestudie wurden von 2012 bis 2014 ca. 22.000 Seelsorgende in Deutschland angeschrieben (Frick, Büssing, Baumann, Weig, & Jacobs, 2015). Von den ca. 8600 teilnehmenden Personen gehören knapp zehn Prozent zur Gruppe der Ordensleute.

Doch wer sind diese „Ordensleute in der Seelsorge“? Was ist ihr geistliches, ihr menschliches und ihr „organisationa-

les“ Profil? Was können wir eventuell von der Gruppe der Ordensleute für die Gesundheit, Engagement und Spiritualität lernen? Der hier vorgelegte Beitrag versucht dieser Frage nachzugehen.

Schon immer ist die Gruppe der Ordensleute für Forscher eine hoch „attraktive“ Gruppe zur Untersuchung der person- und der umweltseitigen Bedingungen von Gesundheit und Krankheit und der Faktoren gewesen, die für ein konstruktives Gesundheitsverhalten und organisationale Gesundheitsförderung wichtig sind. Bereits seit 250 Jahren existieren Studien an Ordensleuten, in denen die Lebenserwartung von Mönchen und Nonnen erforscht wird. In diesen Studien „ermittelten die meisten Autoren für die Klosterbevölkerung eine höhere Lebenserwartung im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung“ (Luy, 2002, S. 40), die zumeist andere Lebensbedingungen und ein anderes Gesundheitsverhalten aufweist. Gemäß einer (konservativen, das heißt auf sachliche Skepsis getrimmten) Metaanalyse von allen zugänglichen Mortalitätsstudien an Priestern und Ordensleuten, hauptsächlich aus dem amerikanisch-englischen Sprachraum, ergibt sich folgendes Bild (Flannelly, Weaver, Larson, & Koenig, 2002): Im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung beträgt der Überlebensvorteil a) von katholischen Nonnen mehr als 20%, b) von katholischen Mönchen und Priestern mehr als 10%.

Speziell für Deutschland erscheint die Sachlage etwas komplizierter. Die Daten liefert ein seit fünfzehn Jahren laufendes außergewöhnliches Großprojekt der epidemiologischen Demographieforschung: die große „Klosterstudie“ an annähernd 12.000 deutschen und österreichischen Ordensleuten, von dem ers-

te Auswertungen bereits vorliegen (Luy, 2002, 2009; Luy & Wegner, 2011; Wiedemann, Marcher, Wegner-Siegmundt, Di Giulio, & Luy, 2014). In Übereinstimmung mit den Entwicklungen der Mortalität in der Gesamtbevölkerung hat sich die Lebenserwartung der Ordensleute stetig erhöht. Besonders auffällig ist der Vorteil der Lebenserwartung bei den Männern, der vor allem auf weniger Herz-Kreislaufkrankungen, weniger Tumorerkrankungen und weniger Atemwegserkrankungen zurückgeht. Hier steht vermutlich ein gesundheitsbewussterer Lebensstil im Vordergrund. Bei den Frauen ist die Differenz zur Allgemeinbevölkerung geringer, steigt aber stärker an. Der Überlebensvorteil von in Klöstern lebenden Männern ab dem (durch den Eintritt bestimmten) Alter von 25 Jahren beträgt ca. 4,5 Jahre. Genauer gesagt liegt der Vorteil in der Lebenserwartung mit einer Wahrscheinlichkeit von 95% zwischen 3,7 und 5,3 Jahren. Noch im Alter von 75 Jahren liegt der Überlebensvorteil immerhin bei ca. 1 Jahr (Luy, 2002, S. 112). Die bei Ordensfrauen älterer Generationen höhere Mortalitätsrate lässt sich vornehmlich durch die hohe Tuberkulosesterblichkeit und Stressbelastung im Krankendienst und weitere Selektionseffekte erklären. „Insgesamt lässt sich schlussfolgern, dass der klösterliche Lebensstil, der insbesondere durch einen geregelten und bewusst gestalteten Tagesablauf geprägt ist, einen positiven Effekt auf die Lebenserwartung hat“ (Luy & Wegner, 2011, S. 17). Die Frage lautet: Finden sich vergleichbare Effekte nicht nur für die Lebenserwartung, sondern auch z.B. für Lebensqualität und Engagement im seelsorglichen Alltag?

Das Konzept der Seelsorgestudie und ihre Methodik

Aus *theologischer* Perspektive ist das dreidimensionale Berufungsmodell von Hermann Stenger ein guter hermeneutischer Horizont, wie er es nicht nur in seinem grundlegenden Werk „Eignung für die Berufe der Kirche“ sondern auch spezifisch für die Orden in der Ordenskorrespondenz im Jahre 1994 vorgelegt hat (Stenger, 1994, 1988). Aus existentiell-gläubiger Sicht handelt Gott in seiner Berufung am Menschen in einem ganzheitlichen Geschehen in drei unentwirrbar miteinander verflochtenen Dimensionen, die er auch die drei Dimensionen des christlichen Berufungsereignisses nennt: 1. die Ermächtigung zum Leben (Berufung zum Leben), 2. die Erwählung zum Glauben (Berufung zum Glauben), 3. die Berufung zum Dienst (Berufung zum pastoralen Dienst). Für Hermann Stenger gilt: „Immer verhält es sich so, dass die Gewährung von Ermächtigung, Erwählung und Berufung zum pastoralen Dienst aufeinander aufbaut“ (Stenger, 1988, S. 35). Berufungsentwicklung ist niemals abgeschlossen, sondern als *vocatio continua* immer *creatio continua*, *redemptio continua* und *missio continua* einem fortwährenden Entwicklungs- und Gestaltungsprozess unterworfen. Dazu gehören auch die Selbst-Entwicklung und die Selbst-Gestaltung der Person. Daher ist es sinnvoll und notwendig, die Existenz der Ordensleute in der Seelsorge humanwissenschaftlich zu erforschen.

Die Seelsorgestudie basiert auf einer heilsorientierten (salutogenetischen) Hermeneutik (*salus* = Heil und Gesundheit). Es ist der Kern der christlichen

Botschaft, dass der Mensch in Schöpfung und Erlösung durch Gott auf sein Heil hin ins Leben gerufen und gerettet ist (Ratzinger, 1960; vgl. auch Jacobs, 2012). Die Heilwerdung des Menschen an Seele und Leib (*Salutogenese*) ist zunächst Gnadengeschenk Gottes – und andererseits der Sorge des Menschen mit allen Mitteln der Kunst überantwortet. Dazu passt analog das gesundheitswissenschaftliche Salutogenese-Modell, das sich in den letzten 40 Jahren als ressourcenorientiertes Paradigma konzeptübergreifend etabliert hat. Ursprünglich von Aaron Antonovsky formuliert, wurde der salutogenetische Ansatz vor allem auch durch die Weltgesundheitsorganisation zum Oberbegriff für Modelle, die in Theorie und Praxis auf die Stärkung von Person- und Umweltressourcen fokussiert sind (Antonovsky, 1987; vgl. auch Jacobs, 1997). Die gesundheitswissenschaftliche Grundfrage lautet: „Wie kann ich, wie können wir Ressourcen fördern?“. Die Nebenfrage lautet: „Wo sind Probleme, Defizite; wie lassen sie sich vermeiden?“.

Aus psychologischer Perspektive versteht sich die Seelsorgestudie als Untersuchung zu Zufriedenheit, Gesundheit und Engagement in der Seelsorge. Für alle Bereiche spielt bei „hochreligiösen“ Personen die Spiritualität eine entscheidende Rolle. Daher untersucht die Seelsorgestudie die Person und ihre psychosozialen Merkmale, ihr Tätigkeitsfeld in der Pastoral und die Spiritualität im Kontext von Person und ihrem Lebensraum in der Organisation. Ebenso wie der theologische Berufungsbegriff geht das Konzept der Studie davon aus, dass menschliche Eigenschaften, der Lebensraum in der Seelsorge und die spirituel-

le Dynamik wesentlich für ein Gelingen des Berufungsweges sind.

Ein Missverständnis gilt es zu vermeiden: Die Seelsorgestudie möchte nicht als allgemeine Studie zur Pastoral oder zur seelsorglichen bzw. spirituellen Identität missverstanden werden. Auch versucht sie, jede Reduktion von spirituellem Leben auf psychologische Faktoren zu vermeiden.

Drei Modelle aus der Gesundheitspsychologie und der Arbeits- und Organisationspsychologie liefern den Forschungs- und Erklärungsrahmen; sie sind das Kriterium für die Auswahl der Forschungsinstrumente (Jacobs & Büsing, 2015):

1. Das Anforderungs-/Ressourcenmodell der Gesundheit: Eine Person nimmt eine gesunde und gelingende Lebensentwicklung, wenn auf die Dauer die nutzbaren Ressourcen der Person in ihrer Umwelt größer sind als die Anforderungen und Belastungen.
2. Das Modell der Passung von Person und Umwelt: Die Qualität der Seelsorge und zugleich die Zufriedenheit und die Gesundheit der Person sind dann hoch, wenn die Person mit ihren individuellen Einstellungen und Werten ihren persönlichen Stärken und Möglichkeiten auf der einen Seite und die organisationalen Anforderungen und das „Gesamtklima“ im unmittelbaren Lebensraum und in der Organisation auf der anderen Seite zueinander passen. Entsteht ein Missverhältnis, dann wird die Person krank, geht in die innere Emigration bzw. verlässt die Organisation – und die Arbeit leidet.
3. Das Modell der Gratifikationskrisen: Eine Person nimmt dann eine gesunde und gelingende Lebensentwicklung,

wenn das Verhältnis von Anstrengung und Verausgabung auf der einen Seite und erfahrener Wertschätzung bzw. Anerkennung (materiell bzw. immateriell) auf die Dauer positiv ist.

Schlaglichter zu den zentralen Ergebnissen der Seelsorgestudie

Thesenartig seien einige wichtige Ergebnisse der Seelsorgestudie insgesamt genannt. Ausführlichere Darstellungen und wissenschaftliche Begründungen sind in den bisherigen Fachpublikationen nachzulesen; ein Sachbuch befindet sich in Vorbereitung – Publikationen zur Seelsorgestudie vgl. www.seelsorgestudie.com).

1. Die Lebenszufriedenheit ist hoch – deutlich höher als der Wert der Durchschnittsbevölkerung (7,6 zu 7,0), aber auf gleicher Höhe wie bei ähnlichen Berufen. Ihre Arbeitszufriedenheit ist ähnlich hoch wie bei der Durchschnittsbevölkerung, ihre Zufriedenheit mit den organisationalen Bedingungen ist im Vergleich zu Personen in anderen sozialen Institutionen jedoch niedriger.
2. Die Tätigkeitsfelder und -bedingungen (d.h. auch die jeweiligen Lebensbedingungen) haben Auswirkungen auf das Engagement, die Zufriedenheit und die psychosomatische Gesundheit der Seelsorgenden. Keine feststellbaren Auswirkungen hat die reine Größe der Seelsorgeeinheiten im Gesamtkollektiv (was aber nicht ausschließt, dass es individuumsbezogen sehr wohl entsprechende Belastungen geben kann).
3. Die Indikatoren für körperliche und seelische Gesundheit liegen im Nor-

malbereich der Bevölkerung. Bei den Priestern liegen sie im Vergleich unter den Werten, wie sie aus den USA bekannt sind. Die Burnout-Werte sind unauffällig; sie sind sogar vergleichsweise geringer als bei Berufsgruppen, die sich ebenfalls mit Menschen befassen (Ärzte, Lehrer). Der Anteil der Personen mit Adipositas ist unter Seelsorgenden jedoch höher als in vergleichbaren Berufen (37%).

4. Die Grunddaten der Persönlichkeit („Big Five“) liegen im Normalbereich der Bevölkerung. Die „gesundheitsrelevanten Persönlichkeitsdispositionen“ (dies sind erworbene Eigenschaften, die für die Wahrscheinlichkeit einer gelassenen Lebensbewältigung und für mehr Gesundheit als Krankheit verantwortlich sind), liegen zwar im Normalbereich, sie sind aber für Personen mit Führungsverantwortung und höherer zeitlicher und emotionaler Arbeitsbelastung vergleichsweise geringer ausgeprägt.
5. Die Spiritualität spielt eine bedeutsame Rolle für das seelsorgliche Engagement, die Lebenszufriedenheit und somatische und psychische Gesundheit. Die geistliche Erfahrung der Gegenwart Gottes im Alltag steht in bedeutsamer Beziehung zu Lebensqualität, Engagement und Belastungserfahrungen in der Seelsorge. Am wichtigsten ist die Erfahrungsdimension. Was an „Transzendenzerfahrung“ empirisch fassbar ist, ist gut vorherzusagen durch: a) die Praxis des persönlichen privaten Gebets, b) die Erfahrung von Dankbarkeit und Ehrfurcht und c) Lebenszufriedenheit.
6. Die Lebenskultur hat eine große Bedeutung für Gesundheit und Engagement. Alle Berufsgruppen geben eine

im Vergleich zur Normalbevölkerung hohe subjektiv empfundene soziale Unterstützung an. Für die Mehrheit der Priester (61%) ist ihre zölibatäre Lebensform hilfreich für ihren Dienst; 34% sehen ihn als Last an. Der Umgang mit dem Zölibat korreliert moderat mit der Lebenszufriedenheit der Priester. Das Wohn- und Lebensumfeld der Priester steht in Zusammenhang mit dem Wohlergehen: Wer in Gemeinschaft lebt, berichtet von höherer Lebensqualität, mehr Identifikation mit der zölibatären Lebensform und mehr seelsorglichem Engagement bei weniger Belastung.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Ordensleute in der Seelsorgestudie

Demographische Beschreibung der Gruppe der Ordensleute

Aus 22 von 27 deutschen Diözesen haben ca. 8600 Personen geantwortet. Von 230 Personen ($\approx 2,7\%$) fehlt die Antwort (ja/nein), ob sie einer Ordensgemeinschaft angehören. Insgesamt geben 821 der antwortenden Personen die Zugehörigkeit zu einer Ordensgemeinschaft an. Somit beträgt der Anteil der Ordensleute in der Seelsorgestudie 9,8%. Davon sind 649 Personen Ordensmänner und 172 Personen Ordens-

frauen. Das Verhältnis von Männern und Frauen unter den Ordensleuten in der Seelsorgestudie beträgt damit 4:1. Der Anteil der Ordensleute an der Gruppe der Männer beträgt 10% und bei den Frauen 8%. Die Gruppe der Ordensfrauen ist für manche vergleichende statistische Auswertungen mit Blick auf die Berufsgruppe der Laienseelsorgerinnen vom Umfang her zu gering (ca. 2000 Frauen gegenüber ca. 170 Frauen). Daher werden für den vorliegenden Beitrag vergleichende Auswertungen in der Regel nur für die Gruppe der Priester unter 75 Jahren vorgestellt.

Das aus den Altersgruppen berechnete mittlere Alter der Ordensleute beträgt 58 ± 14 Jahre und liegt damit 2 Jahre höher als das der Nicht-Ordensleute. Das mittlere Alter der Männer liegt bei 59 ± 15 Jahren; das mittlere Alter der vergleichbaren Männergruppe liegt ebenfalls bei 59 ± 14 Jahren. Das mittlere Alter der Frauen liegt bei 54 ± 11 Jahren; das mittlere Alter der Frauen bei den Nicht-Ordensleuten ist mit 48 ± 10 Jahren signifikant und bedeutsam geringer. Berücksichtigt man die Altersgrenze bei den Gestellungsverträgen der Frauen, ist die Alterskurve der Or-

densfrauen im Vergleich deutlich nach oben verschoben.

Tätigkeitsfelder der Ordensleute in der Seelsorgestudie

Bei der Frage nach dem seelsorglichen Dienst lassen sich die Berufsstände (Priester, Diakone, Pastoralreferent(inn)en, Gemeindeferent(inn)en und die Tätigkeitsfelder (territorialer Bereich und kategorialer Bereich) unterscheiden.

Von den Ordensleuten leben und arbeiten 68% als Priester (560 Personen), 8% als Diakone (63 Personen), 8% als Pastoralreferenten (68 Personen) und 16% als Gemeindeferenten (132 Personen). Die Verteilung bei den Einsatzbereichen ist für Ordensleute insgesamt kaum anders als für die Vergleichsgruppe: Bei den Ordensleuten (< 66 Jahre) arbeiten 60% in der territorialen und 40% in der kategorialen Seelsorge; in der Vergleichsgruppe ist es ebenso. Die seelsorglichen Tätigkeitsfelder sind bei den verschiedenen Berufsgruppen schwerpunktmäßig unterschiedlich verteilt; dies ist in der folgenden Tabelle übersichtlich dargestellt:

Ordensleute (n=546) (<66 Jahren)	Territoriale Dienste	Kategoriale Dienste - KS = Klassische Kategorialseelsorge - DA = Diözesane/andere Aufgaben
Priester	67%	33% Davon: KS 53% / DA 46%
Diakone	44%	56% Davon: KS 27% / DA 73%
Pastoralreferenten	27%	73% Davon: KS 61% / DA 40%
Gemeindeferenten	60%	40% Davon: KS 52% / DA 48%

Bei den Ordens-Priestern (< 66 Jahre) in der Territorialeseelsorge arbeiten 50% als „Leitender Pfarrer“, 26% als Kooperator/Pfarrvikar und 24% als Kaplan/Vikar.

Bildet man bei der vertraglichen Arbeitszeit drei Gruppen (1: bis 20 Stunden, 2: zwischen 20 und 38 Stunden; 3: über 38 Stunden), dann arbeitet die Gruppe der Ordensleute, die nicht Priester sind, zu 15% bis 20 Stunden, zu 11% zwischen 20 und 38 Stunden und zu 75% über 38 Stunden. Dies entspricht ziemlich genau der Verteilung bei den Nicht-Ordensleuten.

Vergleicht man mit dem Wissen aus der gesamten Seelsorgestudie die „Einsatzmuster“ zwischen den Ordensleuten und den Nicht-Ordensleuten, so bestätigt sich der Eindruck, dass es den Orden gelingt, ihre Mitglieder in der Seelsorge mit Blick auf biographische Merkmale und Ressourcenpotenziale in einer größeren Passung von Person und Tätigkeit zu platzieren, so dass sie „charismenorientierter“ seelsorglich wirken können.

Zufriedenheit und Identifikation mit der Lebensform

Ein guter Einstieg in die Beurteilung der Lebensqualität ist der Blick auf die Zufriedenheit und die Identifikation mit der gewählten Tätigkeit bzw. der gewählten Lebensform. Die Zufriedenheit sollte dabei nicht eindimensional, sondern stets multidimensional und differenziert betrachtet werden. Bewährt haben sich die drei Dimensionen von a) allgemeiner Lebenszufriedenheit, b) Zufriedenheit mit der Tätigkeit und c) Zufriedenheit mit der Organisation (gemessen z.B. in der Dimension des „Organisationsklimas“).

In der Seelsorgestudie wurden dafür sowohl gebräuchliche „Standard-Fragen“ (z.B. jährlich erneuert gestellt Demoskopie-Einzelfragen) als auch standardisierte Fragebogenmodule verwandt (z.B. die sogenannte „Diener-Skala“ zur Lebenszufriedenheit mit fünf Einzelfragen, der „Arbeitsbeschreibungsbogen“ nach Neuberger sowie eine Skala aus einem Fragebogen zur Erfassung des Organisationsklimas).

Es zeigt sich, dass die Ordensleute mit signifikanten (schwachen bis mittleren) Effekten allgemein zufriedener mit ihrem Leben sind (speziell mit ihrer Tätigkeit) sowie zufriedener mit dem Klima der Organisation in der Diözese (z.B. dem Umgang mit den Mitarbeitern, den Zielen und dem Vertrauen in die Zukunftsfähigkeit).

Darüber hinaus identifizieren sie sich mehr mit ihrer persönlichen (zölibatären) Lebensform und der Tätigkeit in der Seelsorge. Sie denken auch weniger darüber nach, ihre Lebensform bzw. ihre Tätigkeit aufzugeben oder zu verlassen.

Gemeinschaft als Ressource: Vertrauen, Klima, Beziehungsgestaltung

Das wichtigste Kennzeichen der Ordensleute ist ihre Zugehörigkeit zu einer Lebensgemeinschaft, die im Geiste eines Ordensgründers bzw. einer Ordensgründerin lebt und ihren Auftrag in der Welt verwirklicht. Sie vertrauen darauf, dass ihre Gemeinschaft für sie der richtige Ort ist, die eigene Berufung zu verwirklichen. Im Idealfall ist ihre Gemeinschaft für sie Kraftquelle, Inspiration für das Engagement und Ort der Solidarität in der Bewältigung des Alltags. Eine entscheidende Rolle spielt bei ih-

nen die Selbstverpflichtung auf den evangelischen Rat des Gehorsams. Dies bedeutet das Versprechen, den eigenen Oberen mit Blick auf lebensrelevante und arbeitsrelevante Entscheidungen zu vertrauen und die eigenen handlungsrelevanten Entscheidungen auf die Oberen und die anderen Mitglieder der Gemeinschaft transparent zu machen und zu verantworten.

Angesichts des hohen Wertes von Gemeinschaft und der hohen Investition in gemeinschaftliche Prozesse im Alltag dürften folgende Annahmen im Blick auf einen Vergleich mit den Nicht-Ordensleuten angemessen sein:

1. Die Partizipation in Entscheidungsprozessen ist höher.
2. Das tätigkeitsbezogene Vertrauen im alltäglichen Umgang ist höher mit Blick auf den Vorgesetzten.
3. Das Klima im „Team“ ist besser mit Blick auf den Zusammenhalt.
4. Das Vertrauen in die Person des Vorgesetzten ist höher.

Die (in Vorbereitung befindlichen) Einzelergebnisse unserer Studie bestätigen die Annahmen: Partizipation im Alltag, Vertrauen im Arbeitsprozess, das Klima im „Team“, Vertrauen in die Person des Vorgesetzten sind bei den Ordensleuten höher ausgeprägt als bei den Nicht-Ordensleuten.

Dass diese Ergebnisse ein Kennzeichen der Gruppe der Ordensleute sind, ermöglicht eine differenzierte Auswertung mit Blick auf die Gruppe der Ordenspriester im Vergleich zur Gruppe der Ordensfrauen in Anstellung durch die Diözesen. Da angenommen werden kann, dass bei den Ordenspriestern in der Regel die Priester im Team mit Priestern aus der Gemeinschaft arbeiten und die Laien (Pastoralreferenten und

Gemeindereferenten) in der Regel im Team mit Weltpriestern und „weltlichen“ Teams arbeiten, können die Effekte auf Unterschiede überprüft werden. Tatsächlich ist der positive Effekt der Ordensleute vor allem unter den Priestern zu finden: Leben und Arbeiten unter dem Vorzeichen und nach den Regeln von Gemeinschaft führt zu messbaren positiven Effekten beim Vertrauen zwischen Verantwortlichen und Mitarbeitern und im Team untereinander. Die gefundenen Effekte sind statistisch signifikant, jedoch zumeist nur von mittlerer oder schwacher Ausprägung. Am stärksten sind sie beim Vertrauen in das Wohlwollen und die Integrität des Vorgesetzten. Dies ist gekoppelt mit der Möglichkeit einer höheren vertrauensvollen Selbstöffnung. Diese vorteilhafte Praxis kann empirisch im Mittel über alle Ordensleute das gemeinschaftliche Leben in der Seelsorge positiv prägen.

Spiritualität als Kernmerkmal und „Markenzeichen“ der Ordensleute

Das Identitätsmerkmal der Ordensleute ist ihre Lebenshingabe, ihr „geweihtes Leben“ als menschliche Antwort auf die von Gott ergangene Berufung. Sowohl aus der Perspektive der Ordensleute selbst wie aus der Perspektive der Gesellschaft profiliert sich das Ordensleben in der Hochschätzung und der Praxis eines besonders gestalteten spirituellen Lebens.

Wie bereits aufgezeigt, spielt in der Seelsorgestudie die Dimension der Spiritualität eine herausragende Rolle. Auch hier soll noch einmal in Erinnerung gerufen werden, dass die Seelsorgestudie kein umfassendes Erhebungs-

instrument zur Spiritualität sein kann und nicht sein will – schon gar nicht mit Blick auf die Vielfalt und die in der gesamten kirchlichen Tradition und Gegenwart große Lebensbedeutung der Praxis geistlichen Lebens.

In den letzten zwanzig Jahren hat die psychologische Erforschung spiritueller Praxis bedeutende Fortschritte gemacht. Angefeuert wurde der Forschungsprozess vor allem durch die Erkenntnis der Epidemiologie: Gesunde Spiritualität steht häufig in positivem Zusammenhang mit guter Lebensqualität und körperlicher und seelischer Gesundheit. Spiritualität wird in der Psychologie weniger theoretisch definiert als praktisch erfragt, d.h. „gemessen“. Das Verständnis von Spiritualität ist bewusst so breit angelegt, dass die Vielfalt der geprägten „Spiritualitäten“ – auch den Ordens-Spiritualitäten – darin Platz haben kann. Im Focus des Interesses steht das spirituelle Erleben und Verhalten und die Wechselwirkung zwischen dem Erleben und Verhalten. In der Seelsorgestudie wurden folgende Dimensionen berücksichtigt: a) Häufigkeit spiritueller Praxis (z.B. Eucharistiefeier, Beichte, Geistlicher Begleiter), b) Wichtigkeit spiritueller Praxis (z.B. Beichte, Stundengebet), c) inhaltliche Prägung spiritueller Praxis (z.B. existentielle Praxis, diakonische Praxis), d) Gestaltung des Alltags mit Hilfe spiritueller Praxis (Ressourcen, Belastungsbewältigung), e) Transzendenzerfahrung im Alltag, f) geistliche Trockenheit. Berechnet wurden dann z.B. die Wechselwirkungen mit Parametern der Persönlichkeit, der Lebenszufriedenheit und der Gesundheit.

Die in der Seelsorgestudie antwortenden Ordensleute berichten eine stärkere

Ausprägung in folgenden Bereichen der Spiritualität:

1. In der Häufigkeit der Grundformen gemeinschaftlich bzw. individuell gefeierter Liturgie: Tägliche Eucharistiefeier, Stundengebet;
 2. In der Häufigkeit bzw. „Intensität“ der Praxis des privaten Gebetes und der Schriftlesung: Häufigkeit und Länge;
 3. In der Häufigkeit der Praxis des Empfangs des Bußsakramentes und der Teilnahme an Exerzitien;
 4. In der Häufigkeit der Praxis, für das eigene Leben in geistlicher Begleitung zu sein;
 5. In der Bedeutung des Glaubens als Ressource im Alltag und in Belastungssituationen;
 6. In den Erfahrungsdimensionen der Stärke der Transzendenzerfahrung im Alltag (stärkere Transzendenzerfahrung, weniger Erfahrung geistlicher Leere, stärkere Beziehungserfahrung in der Freundschaft zu Gott).
- Keine Unterschiede zeigen sich bei der wahrgenommenen Wichtigkeit verschiedener Formen einer spirituellen Praxis.

Persönlichkeit

Mit Blick auf Merkmale der Persönlichkeit, die in der Seelsorgestudie gemessen wurden, ist zwischen drei Ebenen zu unterscheiden:

- a) generelle Persönlichkeitsmerkmale mit Anlehnung an die „Big-Five“; (Extraversion/Introversion, Stabilität/Labilität der Persönlichkeit („Neurotizismus“), Offenheit, Gewissenhaftigkeit, Verträglichkeit);
- b) generell gesundheitsrelevanten Persönlichkeitsdispositionen wie Kohä-

- renzgefühl, Selbstwirksamkeitserwartung oder Resilienzgefühl;
- c) weitere Persönlichkeitsdispositionen wie soziale Unterstützung, Kontrollüberzeugungen, Unsicherheitsintoleranz, Risikobereitschaft.

Es zeigt sich, dass sich die Ordensleute von den Nicht-Ordensleuten zumeist nicht unterscheiden. Nur für drei Dimensionen lassen sich marginale Unterschiede im Sinne von Tendenzen feststellen: stabilere Persönlichkeit (weniger Neurotizismus), verträglicherer Umgang und günstigere „Lebenssicherheit“ im Sinne des Kohärenzgefühls.

Gesundheit

Im Bereich der Gesundheit im engeren Sinne wurden untersucht: a) Parameter zum Gesundheitsverhalten (Body Mass Index; Häufigkeit des Trinkens von Alkohol und des Zigarettenrauchens), b) Parameter zur Selbsteinschätzung der somatischen und der seelischen Gesundheit (Wahrnehmung von depressiver oder ängstlicher Symptomatik). Die Ergebnisse sind einfach darzustellen: Bei den Männern gibt es keine Unterschiede zwischen den untersuchten Gruppen. Allenfalls gibt es bei den Ordensmännern eine Tendenz zu einem geringfügig geringeren Body Mass Index. Bei den Ordensfrauen findet sich ein signifikanter Unterschied im Alkoholkonsum und beim Zigarettenkonsum im Vergleich zu den Nicht-Ordensfrauen: Hier sind die Werte niedriger.

Tätigkeit: Engagiert, aber nicht ausgebrannt

Entscheidende Bausteine in der Seelsorgestudie sind die Fragestellungen zur

seelsorglichen Tätigkeit: zum Engagement in der Seelsorge, zur Wahrnehmung von Belastung und zu den möglichen motivationalen Folgen.

Es zeigt sich, dass sich die Kennzeichen im Arbeitsbereich bei den Ordensleuten in den meisten Bereichen von ihrer Vergleichsgruppe unterscheiden - und zwar in positiver, förderlicher Art und Weise. Die Effekte sind von schwacher bis mittlerer Größe. Die Ergebnisse stellen sich im Einzelnen wie folgt dar:

1. Das Engagement in der Seelsorge ist höher. Für Ordensleute ist ihre Tätigkeit gekennzeichnet durch größere Vitalität, durch größere Hingabe und durch größere positive „Selbstvergessenheit“.
2. Die wahrgenommene Arbeitsbelastung ist geringer, die wahrgenommene Wertschätzung und die Fähigkeit zur gesundheitsförderlichen Distanznahme von der Tätigkeit sind höher. Der aus dem Verhältnis von wahrgenommener Arbeitsbelastung und wahrgenommener Wertschätzung berechnete „Gratifikationskrisenquotient“ auf der Grundlage des oben beschriebenen Gratifikationskrisenmodells, d.h. das Verhältnis von Arbeitsbelastung und Wertschätzung, ist dadurch ebenfalls deutlich günstiger für die Ordensleute.
3. Die wahrgenommene Burnout-Belastung ist in der Tendenz etwas geringer; es handelt um einen schwachen Effekt. Die Detailanalysen zeigen, dass dieser Wert aus der geringeren wahrgenommenen emotionalen Erschöpfung und der geringeren Abstumpfung im Umgang mit den Menschen („Depersonalisation“) und nicht aus der Dimension der persönlichen Leistungsfähigkeit resultiert.

4. Die wahrgenommene Autonomie und die wahrgenommene Arbeitsvielfalt sind tendenziell geringer.

Die Werte zum größerem Arbeitsengagement und der geringeren Belastung erhalten eine besondere Bedeutung dadurch, dass sie nicht mit einer geringeren Arbeitszeit einhergehen, was man hätte vermuten können. Ordensleute sind also engagierter im Dienst und erleben keine höheren Belastungen, obwohl sie zeitlich auf ebenso hohem Niveau arbeiten.

Somit lässt sich zum Arbeitsfeld festhalten: Ordensleute erleben eine im Vergleich positive Arbeitsdynamik in der Seelsorge. Sie sind engagiert, haben aber ein geringeres Risiko auszubrennen.

Sichtung der Ergebnisse und Diskussion

Die Seelsorgestudie ist eine Befragung von Seelsorgenden in deutschen Diözesen, keine Untersuchung zur spezifischen Lebens- und Arbeitssituation von Ordensleuten. Gleichwohl tragen die Ordensleute mit fast 10% der Antwortenden erheblich zum Gesamtergebnis der Seelsorgestudie bei. Dies ist ein Zeichen für die Bedeutung der Ordensleute für die Pastoral in den deutschen Diözesen zum Untersuchungszeitpunkt.

Die in diesem Beitrag zusammengefassten Ergebnisse (für die eine detaillierte Veröffentlichung in Vorbereitung ist) bestätigen die Annahme der Seelsorgestudie: die Ordensleute weisen auf Gebieten, die mit ihrer Lebensform zusammenhängen, günstigere Befunde auf. Dies gilt vor allem für die Ordenspriester. Bei einem bedeutsamen Teil der

untersuchten abhängigen Variablen gelten ähnliche Befunde auch für die Ordensfrauen, für die aufgrund der kleinen Stichprobe die Vergleichsmöglichkeiten sehr begrenzt sind.

Aus der Fülle der Vergleichsresultate sollen fünf wesentliche Bereiche zusammenfassend fokussiert werden:

1. Die Ordensleute nehmen sich im Gesamtkollektiv insgesamt als zufriedener (Lebenszufriedenheit, Arbeitszufriedenheit, Organisationszufriedenheit) als die Nicht-Ordensleute in der Seelsorge wahr. Sie identifizieren sich mehr mit dem, was sie sind und was sie tun.
2. Unterscheidendes Kernmerkmal der Gruppe der Ordensleute in der Seelsorge ist ihr spirituelles Leben. Sie unterscheiden sich zwar nicht in der Betonung der Wichtigkeit verschiedener Formen der Spiritualität von anderen Seelsorgern, aber in der gelebten Praxis. Dies gilt für die Bereiche des „In-Kontakt-Seins-mit Gott“ im Alltag, der gemeinschaftlich gefeierten Liturgie, des privaten Betens und der spirituellen Praxis von Beichte, Exerzitien und Geistlicher Begleitung und vor allem auch der Ressourcenstärke des Glaubens im Alltag.
3. Leben und Arbeiten in Selbstverpflichtung auf Gemeinschaft ist – statistisch gesehen – positiv verbunden mit einem „Mehr“ an Partizipation, an Vertrauen in vorgesetzte Personen, Entscheidungen, Arbeitsprozesse und einem besseren Gesamtklima im Team. Dies legt die Interpretation nahe, dass Leben und Arbeiten in der Seelsorge im Kontext einer Ordensgemeinschaft eine stärkere „Vertrauenswelt“ darstellt, eine Welt größeren Wohlwollens und zumeist auch des

größeren unterstützenden Zusammenhalts untereinander.

4. Ordensleute unterscheiden sich in der Persönlichkeit und ihren Gesundheitsindikatoren nicht wesentlich vom Vergleichskollektiv.
5. Der Tätigkeitsbereich der Ordensleute in der Seelsorge ist gekennzeichnet durch ein höheres Arbeitsengagement bei geringerer wahrgenommener Belastung trotz zeitlich vergleichbarem Arbeitsvolumen. Das Verhältnis von wahrgenommener Wertschätzung und Anerkennung ist günstiger.

Diskutiert man diese Resultate im Theoriekontext der Seelsorgestudie, so könnte man sie in aller Vorsicht zum jetzigen frühen Auswertungsstand wie folgt interpretieren:

Das Leben als Ordensmann und Ordensfrau in der Seelsorge hat viele salutoge-

Eckhard Frick SJ



Der Koordinator der Seelsorgestudie ist Facharzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Psychiater und Psychoanalytiker. Er lehrt in München Anthropologie und Spiritual Care an der Hochschule für Philosophie und an der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie (Klinikum rechts der Isar der TU München) und ist Schriftleiter der Zeitschrift SPIRITUAL CARE.

ne (\approx Individuums-bezogene und kulturell-organisational heilsame) Merkmale, die sich in merklicher Zufriedenheit in allen Bereichen, in stärkerem Engagement und vergleichsweise geringerer Belastung manifestieren. Zwei große Lebensbereiche scheinen aufgrund ihrer Prägnanz im Vergleich dafür von besonderer Bedeutung zu sein: der Bereich des Lebens in Gemeinschaft und der Bereich der Spiritualität.

Auch wenn es empirisch zu früh ist, Kausalbeziehungen zwischen den Bereichen Spiritualität und Gemeinschaft auf der einen Seite und Zufriedenheit, Identifikation mit dem gewählten Leben und Engagement auf der anderen Seite zu behaupten, so darf man auf Grund der Prägnanz der Ergebnisse begründet davon ausgehen:

Eine Existenz mit Engagement, Identifikation und Zufriedenheit in der Seelsorge, wie wir sie bei den Ordensleuten finden, steht in bedeutsamer Beziehung zu einem Leben, das durch eine vergleichsweise „starke“ Praxis der Spiritualität und ein durch vergleichsweise qualitativ förderliche Faktoren des Lebens in Gemeinschaft geprägt ist. Die Ressourcen, die das Ordensleben bereitstellt, sind somit „stark“ mit Blick auf die Bewältigung der Anforderungen des Lebens und der seelsorglichen Tätigkeit im Besonderen. Ordensleben in der Seelsorge steht in einem günstigen Zusammenhang mit Lebensqualität und seelsorglichem Engagement.

Darüber hinaus gilt mit Blick auf die anfangs erwähnte Passung von Person und Umwelt sicher auch folgendes: Für viele in der Seelsorge lebende Ordensleute gibt es eine konstruktive Stimmigkeit zwischen Person und Tätigkeitsfeld. Diese gute Passung zeigt sich in ausge-

**Christoph
Jacobs**



Priester und Klinischer Psychologe. Professor für Pastoralpsychologie und Pastoralsoziologie an der Theologischen Fakultät Paderborn; Lehrbeauftragter für Pastoraltheologie am Priesterseminar Paderborn. Er arbeitet für Diözesen und Ordensgemeinschaften in der Persönlichkeitsentwicklung (Geistliche Begleitung, Supervision, Therapie) und in der Arbeits- und Organisationsentwicklung. Schwerpunkte der Forschung sind Persönlichkeit und Gesundheitsförderung (Salutogenese) pastoraler Berufe.

prägenderem Engagement und in einem günstigeren Verhältnis von Anerkennung und Anstrengung. Da dieses Verhältnis wesentlich auch von systemischen Faktoren der Würdigung abhängt, kann man folgern, dass der Einsatz der Ordensleute in der Seelsorge geschätzt und gewürdigt zu sein scheint. Umgekehrt darf man sicher auch sagen, dass sich viele Ordensleute in der Seelsorge wohl zu fühlen scheinen und sich wohl auch als „am richtigen Platz“ zu empfinden.

Diese Ergebnisse klingen vorteilhaft für die Ordensleute. Zu vorteilhaft, um wahr zu sein oder ernst genommen werden zu können?

Es gehört zum „guten Stil“ empirischer Studien, gerade angesichts positiver

Ergebnisse auf vorhandene Begrenzungen hinzuweisen, Probleme zu benennen und Bedenken zu aktivieren (vor allem dann, wenn ihre Nichtberücksichtigung zu falschen Interpretationen führen bzw. der konstruktiven Rezeption schaden könnten). Was wäre hier zu sagen?

1. Aus psychologischer Perspektive ergeben die Ergebnisse mit Blick auf die eingangs gestellte Frage nach den Gründen für die höhere Gesamt-Lebenserwartung der Ordensleute nur erste Anhaltspunkte, noch keine endgültigen Antworten. Es bleiben weitere Fragen offen. Wenn sich die Gruppe der Ordensleute in der Seelsorge sowohl in ihren Persönlichkeitsmerkmalen wie auch in den Merkmalen der Gesundheit nur wenig von den anderen Seelsorgenden unterscheidet: Sind es die Langzeiteffekte von Engagement, Zufriedenheit, „vorteilhaft geregelter“ Gemeinschaftsleben und ausgeprägtem spirituellem Leben, die zu ihrer hohen Lebenserwartung führen? Führen diese Ressourcen auf lange Sicht auch zu einem schlussendlich „gesunden“ Leben? Anders gefragt: Was sind die Hintergründe für das positive Fazit der sogenannten „Nonnenstudie“: „Aging with grace“? Was sagen uns die Ordensleute wirklich über ein längeres, gesünderes, sinnvoller Leben? (Snowdon, 2001a, 2001b).
2. Wären die positiven Ergebnisse möglicherweise zu relativieren, weil sie „subjektiv positiv gefärbt“ sind – vor allem angesichts der objektiv schwierigen Über-Lebenssituation vieler Ordensgemeinschaften, besonders der Frauenorden? Allerdings: Bedacht werden müsste dabei, dass

die Subjektivität der Aussagen selbstverständlich auch für die Vergleichsgruppen in den diözesanen Strukturen gilt. Und im Vergleich sind die Ergebnisse tatsächlich vorteilhafter. Aus Sicht der Gesundheitsforschung gilt eine wichtige Einsicht: Für Zufriedenheit, Gesundheit und Engagement ist die subjektive Perspektive die entscheidendere. Man könnte sogar folgern: Selbst in bedrängter Situation bleibt der Vorteil der Ordensleute bestehen.

3. Könnte es sich bei der Gruppe der Ordensleute in der Seelsorge um eine „positive Selektion“ von ressourcenstarken Personen in die Seelsorgsumgebung der Diözesen handeln? Schärfere gefragt: Bedienen sich die Diözesen der „besten Köpfe und Herzen“ („brain drain“ – „heart drain“ (vgl. Pistone & Hoeffner, 2007)) auf Kosten der Ordensgemeinschaften? Oder umgekehrt: Senden die Ordensgemeinschaften ihre guten Leute aufgrund ökonomischer Überlegungen (Gestaltungsgelder) in die Diözesen? Suchen Ordensleute aufgrund der (vermuteten) Zukunftslosigkeit eigener Werke im diözesanen Dienst Nischen, mit denen sie selber zufrieden sind, aber langfristig der eigenen Gemeinschaft wichtige Ressourcen entziehen? Die Ergebnisse der Seelsorgestudie können auf diese Fragen keine Antwort geben, geben aber auch keine Anhaltspunkte solche Vermutungen. Ein Blick in die Personalgestaltung der Ordensgemeinschaften fordert allerdings nicht ohne weiteres zur der Annahme auf, dass der größere *und* der „stärkere“ Teil der Mitglieder in die diözesane Seelsorge entsandt wird.

4. Wenn es den Ordensleuten in der Seelsorge so gut geht: Gibt es versteckte Kosten an anderer Stelle, die nicht in der Studie gemessen worden sind? Was bedeuten die Ergebnisse für die Berufungswege junger Ordensleute (Karl, 2015)? Was bedeuten die Befunde für die Attraktivität der Ordensgemeinschaften mit Blick auf Nachwuchs? Was bedeuten die Befunde für die Schnittstelle zwischen Ordensberufung einerseits und diözesanem Engagement von Ordensleuten andererseits? Gibt es einen Rückfluss von Erfahrungen aus der Seelsorge in die Gemeinschaften? Öffnen sich die Gemeinschaften diesen Erfahrungen?

Auch diese Fragen wird die Studie mit ihrem gesundheitswissenschaftlichen Ansatz nicht direkt beantworten. Allerdings darf festgehalten werden, dass der Lebensraum des pastoralen Dienstes in den Diözesen für Biographien von Ordensleuten sehr förderlich sein *kann*, wie die Ergebnisse zeigen. Es gälte darüber hinaus zu untersuchen, ob die günstigen Ergebnisse der Seelsorgestudie auf alle Ordensleute generalisiert werden können, also auch auf diejenigen, deren Lebensraum innerhalb der Gemeinschaften liegt bzw. deren Gestaltungsraum ausschließlich von dort her bestimmt wird. Zwar ist dies anzunehmen, aber der Nachweis steht aus. Die Seelsorgestudie unterstreicht mit ihren empirischen Ergebnissen zu den Ordensleuten in der Seelsorge das hohe Potenzial pastoraler Räume im diözesanen Kontext für die aktuelle Verortung des Ordenslebens. Es darf vermutet werden, dass die positive Dynamik der Ordensleute in der Seelsorge förderlich auf den Stand der Ordensleute und die

Gemeinschaften wirken kann. Mit Blick auf das Eigenleben der Gemeinschaften braucht es allerdings eine gute „Unterscheidung der Geister“, damit die win-win-Situation menschlich, spirituell und ökonomisch für alle Beteiligten eine Zukunft hat.

Zusammenfassung

Die Ordensleute stellen in der Deutschen Seelsorgestudie einen überraschend hohen Anteil von zehn Prozent der Seelsorgenden. Ihr Leben als Ordensmann und als Ordensfrau in der Seelsorge ist gekennzeichnet durch viele Ressourcen mit positiver Bedeutung für Lebensqualität und Engagement. Die Investitionen in spirituelles Leben und das Leben in Gemeinschaft sind nicht nur schon immer Kernmerkmale ihres Selbstverständnisses, sondern quantitativ messbar und zugleich qualitativ wirksam. Gemeinschaftsleben, Spiritualität, Engagement, Zufriedenheit und Identifikation mit der Lebensform und der Tätigkeit zeichnen sich durch vergleichsweise günstigere Werte aus. Darin liegt viel Ermutigung, allerdings auch die Aufforderung zur Unterscheidung der Geister. Von dort her ergeben sich Chancen für Erneuerung und Transformationsprozesse. Die Berufung zum Ordensleben führt in einen geprägten Lebensstil, der auch in seiner Qualität in die jeweilige Zeit hinein neu buchstabiert werden muss. Gerade angesichts der Knappheit von Ressourcen braucht es in den Gemeinschaften einen sensiblen Umgang mit Menschen auf ihren Berufungswegen. *Ordensfrau und Ordensmann zu sein, scheint mit Blick auf Lebensstil, Lebens-*

qualität und sinnvolle Lebensperspektiven in heutiger Zeit eine gute Wahl zu sein. Hingabe an Gott und die Menschen in spirituell geprägter Gemeinschaft hat auch empirisch etwas von der Fülle, von der das Evangelium spricht. Wenn man wollte, könnte man damit „werben“. Die Ressourcen des Ordenslebens stellen auch und gerade in heutiger Zeit einerseits für die Ordensleute selbst, andererseits auch für die gesamte Kirche wertvolle Potenziale dar.

.....

- 1 Professor für Pastoralpsychologie und Pastoralsoziologie, Theologische Fakultät Paderborn.
- 2 Professor für Anthropologie und Spiritual Care, Hochschule für Philosophie München und Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Klinikum rechts der Isar, Technische Universität München.
- 3 Professor für Lebensqualität, Spiritualität und Coping an der Universität Witten/Herdecke.
- 4 MitarbeiterIn im Team „Seelsorgestudie“ am Lehrstuhl für Pastoralpsychologie und Pastoralsoziologie, Theologische Fakultät Paderborn.

Literatur:

- Antonovsky, A. (1987). *Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well.* San Francisco: Jossey-Bass.
- Flannelly, K. J., Weaver, A. J., Larson, D. B., & Koenig, H. G. (2002). A Review of Mortality Research on Clergy and Other Religious Professionals. *Journal of Religion and Health*, 41(1), 57-68.
- Frick, E., Büssing, A., Baumann, K., Weig, W., & Jacobs, C. (2015). Do Self-efficacy Expectation and Spirituality Provide a Buffer Against Stress-Associated Impairment of Health? A Comprehensive Analysis of the German Pastoral

- Ministry Study. *Journal of Religion and Health*, 1-21. doi:10.1007/s10943-015-0040-7.
- Jacobs, C. (2000). Salutogenese. Eine pastoralpsychologische Studie zu seelischer Gesundheit, Ressourcen und Umgang mit Belastung bei Seelsorgern. Würzburg: Echter.
 - Jacobs, C. (2012). Salutogenese: Vom Zauberwort zum theologischen Paradigma. *Lebendiges Zeugnis*, 2(2012), 107-118.
 - Jacobs, C., Baumann, K., Büssing, A., Weig, W., & Frick, E. (2015). Überraschend zufrieden bei knappen Ressourcen – und die Kraft der Spiritualität. *Ergebnisse der Deutschen Seelsorgestudie. Herderkorrespondenz*, 69(6), 294-298.
 - Jacobs, C., & Büssing, A. (2015). Wie es Seelsorgerinnen und Seelsorgern heute geht. *Das pastoralpsychologische Konzept der Seelsorgestudie. Theologie und Glaube*, 105(2015), 228-248.
 - Karl, K. (2015). *Religiöse Erfahrung und Entscheidungsfindung: Eine empirisch-pastoraltheologische Studie zur Biografie junger Menschen in Orden und geistlichen Gemeinschaften im deutschsprachigen Raum*. Würzburg: Echter Verlag.
 - Luy, M. (2002). *Warum Frauen länger leben – Erkenntnisse aus einem Vergleich von Kloster- und Allgemeinbevölkerung*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
 - Luy, M. (2009). Unnatural deaths among nuns and monks: is there a biological force behind male external cause mortality? *Journal of Biosocial Science*, 41(06), 831-844.
 - Luy, M., & Wegner, C. (2011). *Lebe langsam - stirb alt. Eine geschlechterspezifische Studie über Klosterleben und Lebenserwartung. Ärzte Woche*, 24(46), 16.
 - Pistone, M. R., & Hoeffner, J. J. (2007). *Stepping out of the brain drain: applying Catholic social teaching in a new era of migration*: Lexington Books.
 - Ratzinger, J. (1960). *Heil. Theologisch*. In J. Höfer & K. Rahner (Eds.), *Lexikon für Theologie und Kirche. Zweite Auflage. Fünfter Band* (pp. 78-80). Freiburg: Herder.
 - Snowdon, D. (2001a). *Aging with Grace: What the Nun Study Teaches Us About Leading Longer, Healthier, and More Meaningful Lives*. New York: Bantam.
 - Snowdon, D. (2001b). *Lieber alt und gesund: dem Altern seinen Schrecken nehmen*: Blessing.
 - Stenger, H. (1994). *Die schwer zu beantwortende Frage nach der Eignung für das Leben in einer Ordensgemeinschaft. Ordenskorrespondenz. Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens*, 35(1), 1-13.
 - Stenger, H. (Ed.) (1988). *Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung - Beratung - Begleitung*. Freiburg: Herder.
 - Wiedemann, A., Marcher, A., Wegner-Siegmundt, C., Di Giulio, P., & Luy, M. (2014). *Der Gesundheits-Survey der Klosterstudie*.

... Dokumentation

Roland Weis

Dr. Roland Weis (geb. 1977 in Friedberg) hat in Augsburg Rechtswissenschaften studiert und dort auch promoviert. Er ist Justitiar der Pallottiner – Körperschaft des öffentlichen Rechts.



Roland Weis

Betreuerbestellung innerhalb von Ordensgemeinschaften*

Ein in der öffentlichen und rechtlichen Diskussion kaum betrachtetes Thema ist die Pflege- und Betreuungssituation von Ordensangehörigen. Diese zunächst abseitig wirkende Thematik erhält jedoch durchaus Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, dass in Deutschland ca. 22.000 Menschen in (katholischen) Ordensgemeinschaften leben (Stand 31.12. 2014, <http://www.orden.de/presseraum/zahlen-fakten/statistik-maennerorden/> sowie <http://www.orden.de/presseraum/zahlen-fakten/statistik-frauenorden/>). Dass dies in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wird, liegt nicht zuletzt an der

Struktur von Ordensgemeinschaften selbst, die für die Pflege- und Betreuungssituation selbstständig Vorkehrungen getroffen haben und auch weiterhin treffen werden. Nichtsdestotrotz lohnt der Blick auf die rechtlichen Grundlagen. Für die Gesellschaft außerhalb von Klostermauern ist dies auch deswegen interessant, weil im ordensgemeinschaftlichen, klösterlichen Umfeld demographische Tendenzen vorweggenommen werden, die der Gesellschaft noch bevorstehen. So sind in den zahlenmäßig bedeutenderen Frauenorden 84% der Ordensmitglieder älter als 65 Jahre (s. o.). Bei den Män-

nerorden ist die Tendenz ähnlich. Hier zeichnet sich also ein im Vergleich zur Gesellschaft noch einmal dringenderer Bedarf von Rechtsklarheit ab.

I. Problemstellung

Konkret soll vorliegend die Frage beleuchtet werden, inwieweit die Einschränkungen des § 1897 III BGB auf Ordensgemeinschaften anwendbar sind. Demnach dürfen Personen nicht mit der Betreuung anderer Personen befasst werden, die zu einem Heim, einer Anstalt oder sonstigen Einrichtung in einem Abhängigkeitsverhältnis oder einer sonstigen engen Beziehung stehen. In vielen Klöstern und Ordensgemeinschaften bestehen eigene Pflegeheime oder zumindest -stationen. Nach dem Wortlaut der Norm wäre der jeweilige Leiter des Heims bzw. der Station bzw. jeder der in einer sonstigen engen Beziehung zu diesem steht, von der rechtlichen Betreuung eines zu betreuenden Ordensmitglieds ausgeschlossen. Für den Fall, dass dieser Leiter - oder gar sämtliche dort Beschäftigte - ebenfalls Angehörige der Ordensgemeinschaft sind, wäre eine rechtliche Betreuung des Ordensmitglieds durch Mitordensmitglieder unmöglich, da jeder Ordensangehörige gerade durch seine Ordenszugehörigkeit in enger Beziehung zu dieser Ordensgemeinschaft steht. Die (auch) rechtliche Betreuung von Ordensangehörigen durch andere Ordensangehörige entspricht in vielen Ordensgemeinschaften jedoch dem von allen Beteiligten Gewünschten.¹ So wird regelmäßig der oder die jeweilige Höhere Obere, mithin beispielsweise der Provinzial oder der Abt, der jeweiligen Ordensgemeinschaft² durch die Ordens-

mitglieder in einer Betreuungsverfügung als Betreuer vorgeschlagen. Diesen Vorschlag hat nach § 1897 IV BGB das Betreuungsgericht bei der Auswahl eines Betreuers zu berücksichtigen.

II. Anwendbarkeit des § 1897 III BGB auf Ordensgemeinschaften

Demnach ist der Frage nachzugehen, ob diese Regelungen ausnahmslos auf Ordensgemeinschaften anwendbar sind. Dem stehen nach Ansicht des Verfassers gewichtige Gründe entgegen.

1. Tatbestand

a) *Anstalt, Heim oder sonstige Einrichtung.* Zunächst setzt der Wortlaut des § 1897 III BGB das Vorhandensein einer Anstalt, eines Heims oder einer sonstige Einrichtung voraus. Dass die Betreuungseinrichtungen in Ordensgemeinschaften, so vorhanden, Heime, Anstalten oder sonstige Einrichtungen im Sinne der Norm darstellen, dürfte unstrittig der Fall sein, ist der Begriff des Heims nach klarer Aussage des Gesetzgebers doch weit anzusehen.³ Sind in Ordensgemeinschaften jedoch keine Betreuungseinrichtungen mit Heimcharakter vorhanden, scheiden diese Ordensgemeinschaften aus dem Anwendungsbereich des § 1897 III BGB von vorneherein aus. Für die Bestellung von Ordensmitgliedern als Betreuer gibt es demnach keine Hindernisse.⁴

b) *Abhängigkeitsverhältnis.* Nach dem Wortlaut des § 1897 III BGB sind Personen ausgeschlossen, die zu einer o. g. Einrichtung in einem Abhängigkeitsverhältnis oder sonstigen engen Bezie-

hung stehen. Fraglich ist hierbei bei Ordensgemeinschaften gerade das Vorliegen eines Abhängigkeitsverhältnisses oder einer sonstigen engen Beziehung. Ordensmitglieder sind selbst Teil der Ordensgemeinschaft und somit nicht abhängig im Sinne der Norm wie beispielsweise Arbeitnehmer. Das Ordensmitglied übernimmt nach c. 598 § 2 CIC durch den Inkorporationsakt Profess⁵ - das Ablegen der Gelübde bzw. Versprechen der Ehelosigkeit, des Gehorsams und der Armut - die Rechte und Pflichten der Mitgliedschaft nach Art eines gegenseitigen Vertrags zwischen Mitglied und Verband. Demnach stellt sich das Ordensmitglied vollumfänglich der Gemeinschaft zur Verfügung. Diese wiederum ist zur Sorge für das Ordensmitglied verpflichtet.⁶ Auf Grund dieser fundamentalen Eigenheit der Ordensgemeinschaft verbietet sich auch die Annahme einer vergleichbaren - sonstigen - engen Beziehung.⁷ Diese Eigenheiten wiederum sind durch das kirchliche Selbstbestimmungsrecht aus Art. 140 GG iVm Art. 137 III WRV gedeckt. Dies wird auch durch die weltliche Verfasstheit vieler Ordensgemeinschaften als Körperschaft des öffentlichen Rechts bestätigt, in welchem sich Ordensgemeinschaften rechtlich organisieren können. Die Körperschaft des öffentlichen Rechts - wie alternativ auch der Verein - ist mitgliederschaftlich verfasst, dh dass die Mitglieder selbst Teil der Körperschaft sind und kein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Körperschaft und Mitglied besteht. Mithin scheidet ein Abhängigkeitsverhältnis eines (jeglichen) Ordensmitglieds zu seiner Ordensgemeinschaft aus. Erst recht muss dies gelten, wenn zwischen den Ordensmitgliedern keine Hierarchieabstufung

besteht, also wenn das zur Betreuung vorgeschlagene Ordensmitglied keine Leitungsfunktion innehat. Diese rein mittelbar durch die gleiche Ordenszugehörigkeit bestehende Verbindung kann kein Abhängigkeitsverhältnis iSd § 1897 III BGB begründen.⁸

2. Schutzzweck

Schutzzweck des § 1897 III BGB ist der Schutz des Betreuten vor Interessenkonflikten und der Erhalt eines Vertrauensverhältnisses zwischen Betreuer und Betreutem.⁹

a) Vermeidung von Interessenkonflikten.

aa) *Potenzielle finanzielle Interessenkonflikte.* Der Schutzzweck der Vermeidung von Interessenkonflikten ist zumindest in finanzieller Hinsicht in Ordensgemeinschaften in der Regel schon dadurch erfüllt, dass die Ordensmitglieder qua Armutsgelübde bzw. -versprechen freiwillig vermögenslos sind. Demnach liegt die von § 1897 III BGB vorausgesetzte Gefahr des Missbrauchs der Betreuerstellung im Falle von Ordensangehörigen in der Regel schon nicht vor und muss deswegen auch nicht gesetzlich geregelt werden. Dies würde für eine einschränkende Auslegung der Norm sprechen in Fällen, in welchen durch Armutsgelübde bzw. -versprechen bereits der Schutzzweck entfallen ist. Dem stünde jedoch der Charakter des § 1897 III BGB als absoluter Ausschlussgrund entgegen.¹⁰ Dieser ist auch nicht in Fällen zu durchbrechen, in welchen er auf einem Wunsch des Betreuten basiert.¹¹ Hier bedarf es aber nach Ansicht des Verfassers einer teleologischen Reduktion der Norm für Fälle, in welchen der Schutz-

zweck von vornherein strukturell nicht betroffen sein kann.

Hintergrund des absoluten Ausschlussgrunds war die Sorge des Gesetzgebers wegen der „erheblichen Gefahren für den Betreuten“.¹²

Etwas anderes muss jedoch nach Ansicht des Verfassers gelten, wenn einerseits eine freiwillig gewählte und strukturell bedingte Vermögenslosigkeit vorliegt und diese auf der anderen Seite durch einen Sicherungsmechanismus kompensiert wird. Dergestalt verhält es sich bei Ordensgemeinschaften, da die Vermögenslosigkeit kraft Gelübde bzw. Versprechen in der Regel konstitutiv für den Status Ordensmitglied ist und andererseits die Versorgungspflichten der Ordensgemeinschaft dem kompensatorisch gegenüberstehen. Zudem handelt es sich bei der Vermögenslosigkeit des Betreuten um eine freiwillig getroffene Entscheidung. Zusätzlich zu dem Anspruch des Ordensmitglieds gegen die Gemeinschaft ist hierbei auch auf das Grundverständnis einer Ordensgemeinschaft Rücksicht zu nehmen. Das Grundanliegen von Ordensgemeinschaften ist gerade die Rücksichtnahme auf Schwächere und als Teilaspekt hiervon die Erhaltung der Handlungsfähigkeit bei zunehmender Einschränkung. Das Ordensmitglied erfährt mithin kraft Ordenszugehörigkeit also gerade jenen Schutz, den im weltlichen Bereich der Gesetzgeber erst statuieren muss.

bb) *Potenzielle unmittelbare Interessenkonflikte.* Abgesehen vom finanziellen Aspekt besteht auch keine sonstige erhebliche Gefahr im Sinne eines unmittelbaren¹³ Interessenkonflikts für den Betreuten, die den Schutzzweck des § 1997 III BGB berühren würde. Insbe-

sondere Fragen nach der Aufenthaltsbestimmung sind im Rahmen der Ordenszugehörigkeit durch das Versprechen des Gehorsams abgedeckt. Wenn ein Geschäftsfähiger sich freiwillig dem Gehorsamsversprechen unterwirft, das auch das Recht der Ordensleitung beinhaltet, den Aufenthalts- bzw. Tätigkeitsort des Ordensmitglieds zu bestimmen, so verliert das Ordensmitglied im Falle der Betreuungsnotwendigkeit keine weitergehenden Rechte, als diejenigen, auf welche er (geschäftsfähig) bereits freiwillig verzichtet hat. Die Eingriffsintensität durch die Betreuerbestellung ist mithin niedriger als die von ihm selbst freiwillig abgelegten Versprechen im Rahmen der Profess.

b) *Vertrauensverhältnis zwischen Betreuer und Betreutem.* Das Vertrauensverhältnis, welches durch den kirchenrechtlichen Inkorporationsakt sowie das Leben in Gemeinschaft begründet wird, steht demjenigen durch Gesetz vorausgesetzten offensichtlich in nichts nach. Dies wird schon deutlich, wenn man die freiwillig auferlegten Einschränkungen durch die Gelübde bzw. Versprechen der Armut, des Gehorsams und der Ehelosigkeit betrachtet. Da das Ordensleben mithin eine weit engere Bindung und daraus ein weit größeres Vertrauensverhältnis mit sich bringt, ist der Schutzzweck „Vertrauensverhältnis“ im weltlichen Sinne als gar überobligatorisch erfüllt zu betrachten. Dieses Argument hält auch der Gegenprobe stand, indem man sich vergegenwärtigt, dass ein viel diskutiertes Problem der Betreuerbestellung im weltlichen Bereich die zu anonyme und massenhafte Bestellung von Betreuern auf Grund des Mangels von zur Verfügung stehenden Personen ist.¹⁴

Durch diesen Umstand kann ein Vertrauensverhältnis gerade nicht etabliert werden. Das gesamte (weltliche) Betreuungsrecht kann mithin lediglich einen gewissen Mindeststandard schaffen.

3. Zwischenergebnis

Somit ist festzuhalten, dass die Betreuung eines Ordensmitglieds durch ein anderes Ordensmitglied bereits tatbestandlich und auf Grund des Schutzzwecks der Norm nicht von § 1897 III BGB erfasst ist.

4. Weitere Gesichtspunkte

Über dieses Ergebnis hinaus sprechen noch weitere Argumente gegen eine Anwendung des § 1897 III BGB auf Ordensgemeinschaften.

a) *Differenzierung der Orden nach Organisationsform.* Die Beantwortung der Frage nach der Anwendbarkeit des § 1897 III BGB hängt auf Grund der unterschiedlichsten Ausprägungen von Ordensgemeinschaften überdies stark von der konkreten Organisationsform der jeweiligen Gemeinschaft ab. Demgemäß hat hier eine Differenzierung dieser stattzufinden. Alternativ müsste eine Betrachtung des jeweiligen Einzelfalls erfolgen,¹⁵ die im Entscheidungsalltag der Betreuungsgerichte jedoch einen deutlichen Mehraufwand zur Folge hätte. Zusätzlich zur Unterscheidung danach, ob eine Ordensgemeinschaft eine eigene Pflegeeinrichtung unterhält¹⁶ ist dabei auf ihre grundlegende Struktur abzustellen.

So stellt einen grundlegenden Unterschied in der Ordenswelt die Einteilung in so genannte monastische Ordensge-

meinschaften und solcher mit einer eher zentralistischen Organisationsform¹⁷ dar, wobei bei ersteren die jeweilige Niederlassung rechtlich selbstständig - monastisch - und bei letzteren ein räumlich übergreifender „Hauptsitz“ besteht, der die Niederlassungen - „zentralistisch“ - mitverwaltet. Bei Ordensgemeinschaften - gleich ob monastisch oder zentralistisch - ohne eigenen Betrieb von Heimen scheidet eine Anwendung mangels Vorliegens „einer Anstalt, eines Heims oder einer vergleichbaren Einrichtung“, wie bereits erwähnt, schon tatbestandsmäßig aus dem Anwendungsbereich des § 1897 III BGB aus. Von Bedeutung ist die Unterscheidung jedoch bei Ordensgemeinschaften mit eigenem Heimbetrieb. So lebt in monastischen Orden der Betreute naturgemäß in derselben Einrichtung wie der zu Betreuung vorgeschlagene Betreuer, in der Regel der Abt der Ordensgemeinschaft.

Bei zentralistischen Ordensgemeinschaften gilt diese Grundsätzlichkeit jedoch nicht, da der Betreuer, in der Regel der Provinzial, nicht zwingend in der Einrichtung lebt, in der der Betreute lebt. Somit erlangt zusätzlich zu oben ausgeführten Erwägungen des abstrakten Vertrauensverhältnisses und der finanziellen Missbrauchsgefahr die Struktur einer eher zentralistischen Ordensgemeinschaft auch eine rein tatsächlich-konkrete Bedeutung, da ein Vertrauensverhältnis eine örtliche Nähe voraussetzen würde.

Vielmehr würde es eher problematisch sein, das Ordensmitglied zum Betreuer zu erwählen, das die jeweilige Niederlassung leitet. Daraus wird ersichtlich, dass der Höhere Obere in der Regel der weniger mit dem Problem der Interes-

senkollision Belastete sein wird. Dieser muss mithin allein schon aus rein tatsächlichen - und zusätzlich zu den für alle anderen Konstellationen vorliegenden - Gründen aus dem Ausschluss des § 1897 III BGB ausscheiden.

b) *Vergleich der Ordenslebensform mit der Familie*, Art. 6 GG. Überdies stellt das Leben in einer Ordensgemeinschaft für Ordensmitglieder faktisch eine Familie dar. Dies ist die zwingende Kehrseite des Versprechens der Ehelosigkeit. In Bezug auf das Aufeinandertreffen von „Familienmitglied“ und „Betreuung“ hat das BVerfG im Hinblick auf Art. 6 II GG bereits eine Ausnahme anerkannt, für den Fall, dass die Geschäftsführerin der Einrichtung, in welcher der Betreute lebt, die Mutter desselben ist.¹⁸ Dies ist in der Frage der Betreuungsbestellung eines Ordensmitglieds zumindest vergleichend heranzuziehen. Ferner ist es Wesenselement von Ordensgemeinschaften, der Familie vergleichbar füreinander Sorge zu tragen. Die Personenfürsorge ist - vergleichbar der elterlichen Fürsorge nach § 1626 BGB - nach can. 618 CIC explizit Aufgabe des Höheren Oberen.¹⁹ Die Vergleichbarkeit der Ordenslebensform mit der Familie wurde zumindest in steuerrechtlichen Belangen auch höchststrichterlich durch den BFH bestätigt. Demnach besteht zwischen einem Orden und seinen Mitgliedern ein „familienähnliches Verhältnis eigener Art“.²⁰

c) *Selbstbestimmungsrecht der Kirche*, Art. 140 GG iVm Art. 137 III WRV. Ferner begegnet ein Ausschluss eines Höheren Oberen von der Betreuung eines Ordensmitglieds auch grundsätzlichen verfassungsrechtlichen Bedenken. Nach

Art. 140 GG iVm Art. 137 III WRV haben die Kirchen das Recht, ihre rechtlichen Angelegenheiten weitgehend allein zu regeln. Dieses Selbstbestimmungsrecht steht unstrittig zumindest den Ordensgemeinschaften zu, die vor Inkrafttreten der Weimarer Reichsverfassung Körperschaften des öffentlichen Rechts waren.²¹ Auch für Ordensgemeinschaften, auf die dies nicht zutrifft, ist nach der Rechtsprechung des BVerfG von der Anwendung auszugehen, da hiernach nach Art. 140 GG iVm Art. 137 III WRV nicht nur die organisierte Kirche und die rechtlich selbstständigen Teile dieser Organisation, sondern alle der Kirche in bestimmter Weise zugeordneten Einrichtungen ohne Rücksicht auf ihre Rechtsform Objekte sind, bei deren Ordnung und Verwaltung die Kirche grundsätzlich frei ist, wenn sie nach kirchlichem Selbstverständnis ihrem Zweck oder ihrer Aufgabe entsprechend berufen sind, ein Stück Auftrag der Kirche in dieser Welt wahrzunehmen und zu erfüllen.²² Die ordensinterne Betreuung im Alter und in Krankheit ist ein Wesenselement des Ordenslebens.²³ Es ist mithin nicht ersichtlich, durch welche Ausnahme dieser Teilaspekt nicht dem Selbstbestimmungsrecht der Kirche unterfallen sollte.

In diesem Zusammenhang zeigen auch vergleichende Blicke in andere Rechtsgebiete, dass das Selbstbestimmungsrecht der Kirche weitgehende Konsequenzen hat. So sind konsequenterweise Ordensmitglieder nach § 5 I 1 Nr. 3 SGB VI von der gesetzlichen Rentenversicherung befreit, da die Ordensgemeinschaft die Sorge²⁴ - in diesem Zusammenhang die Altersvorsorge - für sie wahrnimmt. Ferner entfaltet das Selbstbestimmungs-

recht der Kirche in anderen Rechtsgebieten sogar Auswirkungen auf nicht dem kirchlichen Hoheitsbereich unterliegenden Personen, allen voran im Arbeitsrecht.²⁵ Wenn also das Selbstbestimmungsrecht der Kirche sogar Regelungskraft in das weltliche Recht hinein und auf Dritte entfalten kann, muss es im rein innerkirchlichen Bereich erst recht volle Entfaltung finden. Im Vergleich zu den genannten - im Übrigen hochpolitischen - Beispielen Rentenversicherung und Arbeitsrecht wäre es folglich hochgradig inkonsequent, das Betreuungsrecht als nicht vom Selbstbestimmungsrecht der Kirche umfasst anzusehen.

d) *Religionsfreiheit*, Art. 4 GG. Nicht zuletzt griffe ein Ausschluss eines Ordensmitglieds auch in die nach Art. 4 GG geschützte Religionsfreiheit des Betreten ein. Zu dieser gehört nach dem BVerfG nicht nur die Freiheit, einen Glauben zu haben, sondern auch die Freiheit, nach den eigenen Glaubensüberzeugungen zu leben und zu handeln.²⁶ Ein Ordensmitglied hat sich gerade bewusst aus religiöser Überzeugung für die Eingliederung in eine verfasste Ordensgemeinschaft mit ihren Regeln entschieden. Es wäre auch absurd - abgesehen von den verfassungsrechtlichen Bedenken -, ihm den Schutz dieser Regeln just im Moment seiner Betreuungsbedürftigkeit und Hilflosigkeit zu entziehen und würde seinen Willen ins Gegenteil verkehren.

III. Fazit

Nach Ansicht des Verfassers ist jeglicher gesetzliche Schutzzweck des § 1897 III BGB dem Wesen einer Ordens-

gemeinschaft inhärent und demnach entfallen. Überdies überlagert das Selbstbestimmungsrecht der Kirche die staatlichen Regelungen. Zudem führt ein Vergleich mit der Lebensform der Familie in Verbindung mit der verfassungsrechtlichen Rechtsprechung hierzu zu dem Ergebnis, dass eine gesetzliche Beschränkung der Betreuungsmöglichkeit nicht nur unnötig, sondern sogar verfassungswidrig wäre. Dies gilt auch im Hinblick auf die Religionsfreiheit des betreuten Ordensmitglieds nach Art. 4 GG. Selbst bei Außerachtlassung dieser Argumente entfielen bei vielen Konstellationen bereits die Tatbestandsvoraussetzung „Heim“ des § 1897 III BGB und in allen diejenige des Abhängigkeitsverhältnisses.

Im Ergebnis können Ordensmitglieder nicht von Betreuung von anderen Ordensmitgliedern nach § 1897 III BGB ausgeschlossen sein. Dies gilt auch für Höhere Obere unabhängig von der Organisationsform der Ordensgemeinschaft, also sowohl bei eher zentralistisch strukturierten als auch bei monastischen Ordensgemeinschaften.

.....

* Erstmals erschienen in: Weis, NZFam 2015, 948. Der Nachdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags C.H. Beck.

1 Vgl. Meyer, FS Bienwald, 2006, S. 195.

2 Vgl. zu den Organen zur Wahrnehmung der Autonomie von Ordensgemeinschaften: Haering in List/Schmitz, HdB d. katholischen Kirchenrechts, § 58, S. 598 f.; vgl. Rhod in Meier/Kandler-Mayr/Kandler, 100 Begriffe aus dem Ordensrecht, 2015, Oberer, S. 308 ff.

3 BT-Drs. 11/4528, 126.

4 Vgl. Meyer, FS Bienwald, 2006, S. 199.

5 Vgl. Meier in Meier/Kandler-Mayr/Kandler (o. Fn. 2), Profess, S. 369 ff.

- 6 Haering in Listl/Schmitz (o. Fn. 2), § 58, S. 601; Meier, in Meier/Kandler-Mayr/Kandler (o. Fn. 2), Versorgungsverpflichtung, S. 493 ff.
- 7 So im Ergebnis auch Meyer, FS Bienwald, 2006, S. 200.
- 8 So auch Meyer, FS Bienwald, 2006, S. 201.
- 9 Vgl. Begründung des Gesetzentwurfs, BT-Drs. 11/4528, 126.
- 10 BT-Drs. 11/4528, 126; BayObLG, NJW-RR 2001, 1514 = FamRZ 2002, 702; Palandt/Götz, BGB, 74. Aufl. 2015, § 1897 Rn. 8, zur Diskussion über eine Lockerung des absoluten Ausschließungsgrundes im Gesetzgebungsverfahren s. Bienwald in Bienwald/Sonnenfeld/Hoffmann, Betreuungsrecht, 5. Aufl. 2011, § 1897 Rn. 17, 49.
- 11 BayObLG, NJWE-FER 1997, 83 = FamRZ 1997, 245.
- 12 Begründung des Gesetzentwurfs, BT-Drs. 11/4528, 126.
- 13 BT-Drs. 11/4528, 126, Bienwald in Bienwald/Sonnenfeld/Hoffmann (o. Fn. 10), § 1897 Rn. 43.
- 14 Vgl. BT-Dr 13/10331; Pitschas, BtPrax 2011, 8; Thar, BtPrax 2007, 201; Leeb, NZFam 2014, 238.
- 15 Eine konkrete Prüfung des Einzelfalls wird bspw. bei der Frage nach den zu berücksichtigenden Verwandtschaftsgraden eines potenziellen Betreuers bejaht, vgl. BayObLG, FGPrax 1998, 180 = FamRZ 1999, 50 amtl. Leitsatz: „Die Beschäftigung eines nahen Angehörigen eines vorgeschlagenen Betreuers [...] kann im Einzelfall eine enge Beziehung des Betreuers zu dieser Einrichtung herstellen, die eine Bestellung des Vorgeschlagenen ausschließt.“ Vgl. auch Bienwald in Bienwald/Sonnenfeld/Hoffmann (o. Fn. 10), § 1897 Rn. 51.
- 16 So Meyer, FS Bienwald, 2006, S. 199.
- 17 Vgl. Haering, 100 Begriffe aus dem Ordensrecht, Kongregation, S. 250 ff.; Haering in Listl/Schmitz (o. Fn. 2), § 58, S. 598 f.
- 18 BVerfG, NJW-RR 2006, 1009 = FamRZ 2006, 1509; Palandt/Götz (o. Fn. 10), § 1897 Rn. 11; auch der BGH hat das Recht von Angehörigen in Betreuungsverfahren kürzlich gestärkt: BGH, NJW-RR 2014, 962; bespr. v. Lauck, NZFam 2014, 670.
- 19 Vgl. Can. 618 CIC: „Die Oberen haben im Geist des Dienens ihre von Gott durch den Dienst der Kirche empfangene Vollmacht auszuüben. Dem Willen Gottes also in der Ausführung ihres Amtes ergeben, haben sie ihre Untergebenen wie Söhne Gottes zu leiten und mit Achtung vor der menschlichen Person deren freiwilligen Gehorsam zu fördern, gern auf sie zu hören und ihre Einigkeit zum Wohle des Instituts und der Kirche zu fördern, unbeschadet allerdings ihrer Autorität, zu entscheiden und vorzuschreiben, was zu tun ist.“
- 20 BFH, Urt. v. 30.7.1965-VI205/64 U, BeckRS 1965,21001720.
- 21 So auch Meyer, FS Bienwald, 2006, S. 201 mwN.
- 22 BVerfGE 46, 73 = NJW 1978, 581.
- 23 Haering in Listl/Schmitz (o. Fn. 2), Versorgungsverpflichtung, S. 493 ff.
- 24 Vgl. Meier in Meier/Kandler-Mayr/Kandler (o. Fn. 2), Versorgungsverpflichtung, S. 493 ff. sowie Westinger, ebenda, Rentenversicherung, s. 423 ff.
- 25 Vgl. hierzu die aktuelle höchst- und sogar verfassungsrichterliche Rechtsprechung: BAG, NJW 2014, 104; NZA 2014, 1407; BVerfG, NZA 2014, 1387.
- 26 BVerfGE 93, 1 (15) = NJW 1995, 2477; BVerfGE 32, 98 (106) = NJW 1972, 327.

Gisela Fleckenstein OFS

Dr. Gisela Fleckenstein OFS, geboren 1962 in Ludwigshafen, studierte Geschichte und Germanistik und absolvierte eine Ausbildung zur Archivarin. Seit 2009 ist sie am Historischen Archiv der Stadt Köln und nebenamtlich für die Archive im Haus der Orden tätig. Sie ist Mitbegründerin des „Arbeitskreises Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ und Mitglied der Franziskanischen Gemeinschaft.



Gisela Fleckenstein OFS

Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./ 20. Jahrhundert

16. Wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften (IGR) der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 29. bis 31. Januar 2016

An der Hochschule in Vallendar trafen sich 37 an der modernen Ordensgeschichte Interessierte aus Deutschland, Österreich, Schweiz, Italien und den Niederlanden zu einer Tagung, die verschiedenste Aspekte der Ordensgeschichte aufgriff. Die Tagungsleitung hatten Prof. Dr. Joachim Schmiedl und Dr. Gisela Fleckenstein.

2014 erschien ein Bildband von Marcel Bauer mit weitgehend unbekanntem Aufnahmen zum Thema „Mission in frühen Fotografien“. Dies war für fünf Kirchen- und Missionswissenschaftler der Anlass zur Gründung einer Arbeitsgruppe, die sich der Sicherung gefähr-

deter Bildquellen der Missionsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts annehmen will. Prof. Johannes Meier (Mainz) sieht wie Marcel Bauer in dieser Arbeit eine „Sicherung des Gedächtnisses der Weltkirche“. Missionsfotografien können aufgrund ihres Gegenstandes heute nur interdisziplinär ausgewertet werden. Die Bilder sind heute für die ehemaligen Missionsländer eine wichtige Quelle, wobei das Interesse daran noch gering ist. Anliegen der Arbeitsgruppe ist es, zunächst festzustellen, wo in Deutschland Missionsfotografien vorhanden sind und diese nach bereits vorhandenen Modellen – beispielsweise KADOC in Belgien oder Historisches

Archiv der Baseler Mission – zu erschließen, zu sichern und für die Forschung zugänglich zu machen. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, die Bilder keinesfalls zu segmentieren – auch nicht digital – sondern in jedem Fall in ihrem Kontext zu belassen bzw. entsprechende Metadaten mit aufzunehmen. Die Arbeitsgruppe steht in den Anfängen und ist für Anregungen dankbar. Im Herbst wird es dazu eine Tagung in Mainz geben.

Die Kamillianer wurden 1582 in Rom als Ordensgemeinschaft für die Krankenpflege gegründet. Dies ist bis heute Aufgabe der weltweit verbreiteten Gemeinschaft. Im römischen Zentralarchiv des Ordens gibt es nicht nur Akten über die allgemeine Entwicklung, sondern auch Unterlagen über die Ordensprovinzen. Die Ordensleitung gab bei Fachhistorikern, anlässlich der Neuordnung des Archivs, eine Geschichte der ältesten Provinzen des Ordens in Auftrag: Römische Provinz, Spanische Provinz, Piemontesische Provinz, Lombardei-Venetien, Portugal, Frankreich und Deutschland. Alle Bände sollten bis zum 400. Todestag des hl. Kamillus 2015 vorliegen, was bis auf einen Band auch gelang. Jeder Band behandelt die Provinz von ihrer Gründung bis 1945. Die Autoren haben zum Teil ergänzende Quellen aus kirchlichen und staatlichen Archiven herangezogen. Die Provinzgeschichten erschienen sämtlich in italienischer Sprache. Was fehlt, so der Referent Dr. Gerhard Kuck (Rom), der über die deutsche Provinz geschrieben hat, ist eine Zusammenfassung der isoliert dastehenden Bände zu einer Ordensgeschichte. Eine Auswertung der Ergebnisse würde die Verbindungen der ein-

zelnen nationalen Gruppierungen aufzeigen müssen. Kuck plant eine um diese Aspekte erweiterte deutsche Ausgabe der deutschen Provinzgeschichte.

Dr. Bettina Blessing (Regensburg) schilderte den Alltag katholischer Krankenpflegeorden. Ein Kloster der Barmherzigen Brüder wurde 1750, eines der Elisabethinerinnen 1754 in München gegründet. Beide Gründungen, die mit einem Hospital verbunden waren, stießen zunächst aufgrund der Klosterdichte in der Residenzstadt auf Ablehnung. Das städtische Umfeld war aber notwendig für ihre Finanzierung, die wesentlich über Sammlungen, Schenkungen und Zinseinkünfte erfolgte. Die beiden Krankenpflegeeinrichtungen gehörten zu den Vorläufern des modernen Krankenhauses, weil sie nur Patienten mit einer Chance auf Heilung für eine befristete Zeit aufnahmen. Bei den Barmherzigen Brüdern waren die Priester für die seelsorgliche und die Laienbrüder für die leibliche Pflege der kranken Männer im Hospital zuständig. Die Elisabethinerinnen waren an die Klausur gebunden. Bei ihnen gab es Chor- und Laienschwestern. Letztere waren hauptsächlich für die Pflegedienste an Frauen – nur diese wurden aufgenommen – verantwortlich. Die beiden Orden hatten einen Spitalsarzt eingestellt, der die Aussicht der Kranken auf Heilerfolg beurteilen konnte. Das Verhältnis zwischen Spitalsarzt, Pflegekräften und Ordensoberen war nie spannungsfrei. Der Staat versuchte zunehmend Einfluss auf die Hospitäler zu nehmen und der Spitalsarzt Dr. Franz Xaver Haerberl setzte sich ebenfalls für die Auflösung der Konvente ein. Aufklärerische Gruppen warfen den Orden auch die Verfol-

gung rein weltlicher Zwecke vor. Das Aus für beide Ordensniederlassungen in München kam mit den Organischen Beschlüssen von 1809. Ihr Vermögen fiel an den Krankenhausfonds der Stadt München. 1809 wurde auf mit dem Bau des Allgemeinen Krankenhauses begonnen, das 1813 mit Direktor Haebel eingeweiht wurde. Er glaubte mit weltlichem Personal – dem man kündigen konnte und welches man nicht lebenslang versorgen musste wie die Ordensleute – günstiger arbeiten und ein Hospital fortschrittlicher leiten zu können. Mariensee, nahe bei Hannover, wurde um 1207 als Kloster der Zisterzienserinnen gegründet. In der Reformation wurde das Kloster nicht aufgelöst, sondern es wird bis heute als „evangelisches“ Kloster weitergeführt. Verwaltet wird Mariensee, welches zu den fünf Calenberger Klöstern gehört, von der Klosterkammer Hannover und dem Niedersächsischen Kultusministerium. Pfarrerin Dani Scherello (Zürich) stellte Fragestellung und erste Ergebnisse ihrer Promotionsarbeit vor. Sie zog Quellen aus dem Klosterarchiv heran – darunter vor allem die verschiedenen Klosterordnungen und die von den Äbtissinnen verpflichteten Jahreschroniken – und arbeitete kritisch mit Methoden der Oral History. Sie erfragte die Biographien und Lebensgrundlagen der heutigen Konventualinnen, darunter der Altäbtissin, die in den 1970er Jahren Mariensee nach außen hin geöffnet hat. Seitdem bieten die Konventualinnen Führungen durch das Haus, Konzerte, Seminare und andere begegnende Veranstaltungen an. Gleichzeitig widmete man sich in einer Geschichtswerkstatt der Klostergeschichte. Durch die Befragungen wurden vermeintliche Selbst-

verständlichkeiten herausgearbeitet, die letztlich die Substanz des heutigen evangelischen Klosterlebens ausmachen: Aufgaben und Verbindlichkeiten, Gebet, Spiritualität und die Gemeinschaft des Konventes. Jede trägt zum gemeinsamen Leben bei. Das Kloster – auch bedingt durch die in die Untersuchung miteinbezogenen Räumlichkeiten – ist ein geschlossener Ort mit Stabilität, in dem Gott als die Lebensmitte angesehen wird.

Kontakt

Siehe gedruckte Ausgabe.

Linksrheinisch wurden 1802 nur elf von 219 Klöstern von der Aufhebung in Folge der Französischen Revolution ausgenommen. Es betraf einige in der Schule und Krankenpflege tätige Orden. Rechtsrheinisch setzte die Säkularisation mit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 ein. Auch hier wurde den Orden verboten Novizen aufzunehmen und für die Professablegung war eine staatliche Genehmigung notwendig, die nur die Kapuziner für sechs von 14 Novizen erlangen konnten. In der Provinz Westfalen bestanden allerdings 1814 noch zwanzig Bettelordensklöster und das Stift Borken, dessen Aufhebung

man schlichtweg vergessen hatte. In Westfalen sind drei Phasen der Auflösung zu unterscheiden: a) 1814-1833 mit individuellen Auflösungen, b) im Juli 1834 die Auflösung der Kapuzinerklöster, obwohl der Verkauf der Klöster nicht zur Deckung der staatlichen Pensionszahlungen ausreichte und die Finanzierung aus dem staatlichen Pensionsfonds erfolgen musste, c) bis 1850, wo nur noch die Franziskanerklöster bestanden, die aber nach Verabschiedung der Preußischen Verfassung nicht mehr aufgelöst wurden. Prof. Reimund Haas (Köln) hat besonders die in mehreren Etappen erfolgte Auflösung des Essener Kapuzinerklosters untersucht (1831, 1834 und 1836), wo die Vermögensumschichtung von Kloster auf die Pfarrei nicht reibungslos funktionierte und das Kloster erst 1844 mit dem Tod des letzten Oberen aufgelöst wurde. Es gibt reichhaltiges staatliches Aktenmaterial zu dieser verzögerten Säkularisation, was aber noch einer genauen Bearbeitung harret, um dieses Phänomen besser erklären zu können, was vielleicht nicht nur mit finanziellen Aspekten begründet werden kann.

Von 1000 Jesuiten in Europa waren im Verlauf des Ersten Weltkriegs ca. 500 Patres und Brüder im Kriegseinsatz. Dazu gehörte der aus der Diözese Ermland stammende Konrad Nowak SJ, der mit 24 Jahren 1915 einberufen wurde. Er befand sich zu diesem Zeitpunkt im St.-Andreas-Kolleg in Charlottenlund in der Nähe von Kopenhagen. Dr. Clemens Brodkorb (München) stellte das im Archiv der Jesuiten vor kurzem aufgefundene Kriegstagebuch Nowaks vor. Das Tagebuch wurde, wie aus der Homogenität der Handschrift in den Heften und

aus einem späteren Typoskript zu erkennen ist, zusammenhängend geschrieben. Mitte der 1930er Jahre wurde das Tagebuch vom Provinzial zur Lektüre empfohlen. Zu dieser Zeit wollten die Jesuiten ihre patriotische Gesinnung für das Deutsche Reich zum Ausdruck bringen und beweisen, dass sie trotz des Verbots des Ordens im Kulturkampf, keine Vaterlandsfeinde waren, sondern treu ihren Dienst leisteten. Dazu gehörten auch weitere Zusammenstellungen von Kriegsbriefen und -erinnerungen. Musketier Nowak beschreibt seine Musterung in Flensburg, seinen ersten schweren Kampfeinsatz in der russischen Märzoffensive 1916 und schildert den Tod von Kameraden, die an der Front erfroren. Besonderen Raum nehmen in seinen Aufzeichnungen die Teilnahme an Feldgottesdiensten ein. Immer wieder vergleicht er das Soldatenleben mit seinem gewohnten geistlichen Leben im Kloster. Den Fronturlaub nutzt er regelmäßig für Exerzitionen. Im Bonifatiushaus 's-Heerenberg erfährt er 1917 von der Aufhebung des Jesuitengesetzes. Über Rumänien kommt er 1917 an die Westfront und erlebt den Stellungskrieg in Verdun. Er wird mehrmals verwundet und Ende 1918 aus der Armee entlassen. Sein Tagebuch endet mit dem Eintrag „Wenn Gott schlägt, so heilt er auch“. Der Jesuitenbruder war in verschiedenen Niederlassungen des Ordens tätig und starb 1971 in Hoheneichen. Es stehen über die Abfassung des Tagebuchs, dessen Intention und Verwendung noch weitere Untersuchungen aus.

Willi Eisele (Wolfratshausen) beschäftigte sich mit dem Abt, den man von Fotos mit der zum Hitlergruß erhobenen

Hand kennt. Es ist der Benediktiner Alban (Jakob) Schachleiter (1861-1937). Er studierte, wenn auch ohne Abschluss, Philosophie, Kunstgeschichte und Musik in Leipzig und trat 1882 in die zur Beuroner Kongregation gehörende Benediktinerabtei Emaus in Prag ein. 1886 zum Priester geweiht, engagierte er sich hauptsächlich für das Musikleben des Klosters und den Bonifatiusverein für Böhmen und Österreich. 1908 wurde Schachleiter zum Abt gewählt. Nach dem Ende der Donaunomarchie und der Gründung der Tschechoslowakei 1918 mussten die deutschen Benediktiner 1919 Prag verlassen. Schachleiter ging zunächst in das Stift St. Florian (Österreich) und dann nach St. Bonifaz in München, wo er sich um Kirchenmusik kümmerte. Er war ein Abt ohne Kloster und daher ein Problem für den Bischof. Bereits 1923 lernte er Adolf Hitler persönlich kennen. In öffentlichen Auftritten begrüßte er die Machtergreifung und wurde zeitweise von kirchlicher Seite von allen Ämtern suspendiert, weil er gegen das Gehorsamsgelübde verstoßen hatte. Eisele musste bei seinen Recherchen verblüfft feststellen, dass der Abt – entgegen anderslautender Veröffentlichungen – nie Mitglied der NSDAP war. Schachleiter besaß „Haus Gott Dank“ im oberbayerischen Feilnbach wo er, entgegen kirchenamtlicher Weisung, wohnte. 1924 hatte er als Abt von Emaus resigniert und die Würde eines Titularabts von Spanheim erhalten. Er hatte Anweisung, sich in ein Kloster zurückzuziehen, was er aber nur tageweise bei den Sternschwestern in Bad Aibling tat. Schachleiter war Ehrengast auf Nürnberger Parteitag. Die Münchner Universität verlieh ihm zum 75. Geburtstag

ein Ehredoktorat für „Choralpflege und Deutschtum“. Er wurde nach seinem Tod 1937 in der Allerheiligen-Hofkirche aufgebahrt und mit einem Staatsakt beigesetzt. Die Person Schachleiter ist in ihren Facetten schwer zu fassen. Durch das NS-Regime erhielt er Anerkennung, von seinen kirchlichen Vorgesetzten wurde er nach seinem politisch erzwungenen Weggang von Emaus nur diszipliniert. Der Beitrag verstand sich bewusst als Werkstattbericht.

Innozenz (Franz) Ploner (1865-1914) war Franziskaner, Lehrer und – was lange in Vergessenheit geraten war – Archäologe. Der Südtiroler, geboren in Villanders, trat 1882 in den Franziskanerorden ein und absolvierte ein Lehramtsstudium in Innsbruck. 1886 wurde er Priester und wirkte als Gymnasiallehrer für Mathematik und Naturgeschichte an verschiedenen Schulen der Ordensprovinz. Schon früh veröffentlichte er eine Reihe von überwiegend naturwissenschaftlichen Arbeiten in Schulprogrammen und Zeitschriften. Im Rahmen eines Forschungsprojektes über Tiroler Welt- und Ordenskleriker und ihre Bedeutung für die archäologische Erforschung in Tirol im 19. und frühen 20. Jahrhundert stieß Prof. Dr. Florian Martin Müller (Innsbruck) auf den Franziskaner und fragte, woher dessen archäologische Ambitionen kamen. Ploner wurde wahrscheinlich in seiner Schulzeit am Haller Franziskanergymnasium von seinem archäologieinteressierten Lehrer P. Flavian (Karl) Orgler auf eine noch ausstehende Beschäftigung mit Aguntum hingewiesen. Ploner war Lehrer, ging aber 1903/04 ein Jahr nach Jerusalem, wo er sich als

Pilgerführer engagierte, aber auch mit archäologischen Stätten in Berührung kam. Über seine Erlebnisse im Heiligen Land berichtete er in zahlreichen Zeitungsartikeln. 1910 musste er gesundheitsbedingt den Lehrerberuf aufgeben und ging als Seelsorger nach Lienz. 1912/13 führte er in der Römerstadt Aguntum (östlich von Lienz gelegen) Grabungen durch, die die bis dahin umfangreichste Untersuchung des Geländes darstellten. Es gelang P. Innozenz erhebliche Finanzmittel zu akquirieren. Er entdeckte die Stadtmauer, Teile der Thermen und eine römische Villa, was in ganz Österreich bekannt wurde. Der Laie Ploner war – was ihm geneidet wurde – erfolgreicher als das Österreichische Archäologische Institut unter Rudolf Egger, das kurz nach ihm dort Grabungen durchführte. Ploner hatte seine recht eigenwillige Grabungsdokumentation in einem Buch publiziert, was von der Fachwelt kritisch aufgenommen wurde. Sein früher Tod ließ P. Innozenz leider zunehmend in Vergessenheit geraten. Seine Intention, die Ausgrabungen zu erhalten und die Funde in einem Museum zu zeigen, ist heute verwirklicht.

Im Bistum Trier wurde am 2. März 2011 der Seligsprechungsprozess für P. Johannes Maria Haw (1871-1949) eröffnet. Diesem Tag waren viele kleine Schritte vorausgegangen, wie Sr. Celeste Gonçalves CSJ (Leutesdorf), Vizepostulatorin im Prozess, berichtete. Ein erster Anlauf war schon 1963 mit der Befragung von Zeugen genommen worden, die Pater Haw noch persönlich kannten. Durch verschiedene Gründe, u.a. überraschende Todesfälle, geriet das Verfahren ins Stocken. 2006 wurde

das Anliegen von den beiden von Haw gegründeten Orden der Johannes-schwestern und der Johannesmissionare wieder aufgegriffen und 2009 in Rom das notwendige Nihil obstat zur Durchführung der Causa beantragt, was 2010 vorlag. Im November 2011 wurde eine Historikerkommission ernannt (Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Dr. Gisela Fleckenstein, Dr. Martin Persch (+ 2013)). Eine theologische Kommission prüfte die Veröffentlichungen Haws. Im Oktober 2014 fand die Schlußsitzung in Trier statt. Alle Unterlagen waren kollationiert, kopiert, übersetzt und beglaubigt. 130 kg Papierunterlagen sind jetzt bei der zuständigen Kongregation in Rom. Jetzt steht die Abfassung der Positio, also die zusammenfassende Untersuchung über das Leben und die heroischen Tugenden noch aus und ebenso ein Wunder. Das Werk von Johannes Maria Haw lebt heute in den von ihm gegründeten Gemeinschaften fort, die in Portugal, Mozambique, Indien und Deutschland aktiv sind und für die Seligsprechung ihres Gründers beten.

Die Abtei Tholey wurde im Juli 1794 in Folge der Französischen Revolution aufgehoben. Am 8. Dezember 1949 wurde die Abtei St. Mauritius durch Papst Pius XII. wiedererrichtet. 23 Religiösen aus der Abtei St. Matthias in Trier kamen mit ihrem Abt Dr. Petrus Borne in der Osterwoche 1950 nach Tholey. Für den Weg dorthin mussten sie eine Grenze überschreiten, weil das Saarland von 1946-1956 französisches Protektorat mit eigener Verfassung und Verwaltung war. Frankreich schwebte immer noch die Gründung eines eigenen Saarbistums vor. Das Saarland gehörte zu den Bistümern Trier und Spey-

er. Man war dazu 1947/48 und 1950 in Rom vorstellig geworden. Jedoch ohne Erfolg. PD. Dr. August H. Leugers Scherzberg (Duisburg-Essen/Saarbrücken) und Prof. Dr. Lucia Scherzberg (Saarbrücken) stellten in einem laufenden Forschungsvorhaben die kirchlichen, politischen und theologischen Implikationen vor, die zur Wiederbesiedlung von Tholey führten. Die Abtei St. Matthias in Trier war 1922 gegründet, 1941 aufgelöst und 1945 wieder begründet worden. 1946 wurde die Neuwahl eines Abtes erforderlich, weil P. Basilius Ebel zum Abt in Maria Laach gewählt wurde. In Trier scheiterte der erste Wahlgang, in dem der in Rom weilende P. Petrus (Johannes) Borne (1910-1976) gewählt werden sollte. Eine Kandidatur von Eucharius Zenzen (1903-1963) kam hinzu, der sich aber in einem theologischen Konflikt (Erkenntnislehre, Mysterientheologie und Fragen der liturgischen Bewegung spielen eine Rolle) mit Abt Ebel befand. Zenzen zog 1947 seine Kandidatur zurück. In einem dritten Wahlgang wurde 1947 Petrus Borne gewählt. Für St. Matthias wurde in Frage gestellt, ob ein monastisches Leben mitten in der Stadt mit Pfarrei und Wallfahrt überhaupt möglich sei oder ob die ganze Abtei verlegt werden sollte. Die Beuroner Äbtekonzferenz entschied sich für einen Umzug des Trierer Konvents nach Tholey, dem Rom zustimmte. Doch nach einer Intervention der Trierer über Prälat Kaas, gelangte man zu einem Kompromiss: Trier behalten und Tholey schrittweise aufbauen. Abt Borne stand – zum Ärger des Trierer Generalvikars – in engem Kontakt mit dem Gouverneur des Saargebietes und der Saarregierung. Noch sind viele Fragen dieser Wiederbesied-

lung offen. Hatte Borne den Wunsch, mit politischer Unterstützung Saarbischof zu werden? Stand wirklich das Bedürfnis nach einem authentischen monastischen Leben im Vordergrund? Trier und Tholey habe unterschiedliche monastische Profile entwickelt. Zu untersuchen wäre auch noch, ob Frankreich wirklich noch ein eigenes Saarbistum wollte.

Dr. Jan Sloom (Utrecht) gab einen Überblick über die Entwicklungen bei den niederländischen Klarissen seit dem Zweiten Weltkrieg. 1965 gab es in der Niederlande drei Klarissenklöster mit insgesamt 100 Schwestern. Es waren viele Neueintritte erfolgt und die jungen Schwestern stellten die Dreiteilung des Klosters in Chor-, Laien- und Außen-schwester in Frage und die Sinnhaftigkeit anderer Bestimmungen. Die Bulle „Sponsa Christi“ von 1950 ermöglichte Veränderungen. In der 1953 gegründeten Föderation entdeckten die Klarissen, dass die Gemeinsamkeiten größer als die Unterschiede waren und, dass sie gar nicht nach der ursprünglichen Regel der Heiligen Klara lebten, sondern nach der Regel von Papst Urban IV. Sie kehrten 1954 zur Klararegel zurück. Die Unterscheidung in drei Schwesterntypen war damit obsolet. Man experimentierte mit dem Wegfall der Klausurgitter und stellte Kontakte zur Außenwelt her. 1967 wurde die Landessprache in die Liturgie eingeführt. 1969 wurde ein von den Franziskanern durchgeführter dreijähriger Theologischer Kurs in franziskanischer Spiritualität für die Klarissen abgeschlossen, der zu einer weiteren inneren Erneuerung der Konvente beitrug. Zwischen 1970-1980 begann man mit ver-

schiedenen Experimenten. Zum Teil waren Schwestern auch außerhalb des Klosters tätig. Nicht alles gelang. Seit den ruhigeren 1980er Jahren entwickelte man einen neuen kontemplativen Lebensstil. Zu kleine Gemeinschaften wurden aufgelöst und zu einer neuen in Nijmegen verschmolzen. Kontemplatives Leben mitten in der Stadt. Gäste, die Stille suchten sind im Kloster willkommen. Die Schwestern lernten die Spannung zwischen Individualität und Gemeinschaft zu leben. Jan Sloot sieht die Zukunft des religiösen Lebens in den kontemplativ ausgerichteten Gemeinschaften, die auch in der Postmoderne einen Auftrag haben. Die Aufgaben der sozial-caritativen Gemeinschaften hat der Wohlfahrtsstaat übernommen.

Den überwiegend aus Nachwuchsmangel notwendigen Rückzug aus der Fläche thematisierte Dr. Ute Feuerbach (Volkach). In der Diözese Würzburg unterhalten die Dillinger Franziskanerinnen ein Kloster mit einer Mädchenrealschule. Die zahlreichen kleinen Niederlassungen in umliegenden Orten mit Nähschulen und Kindergärten mussten fast alle aufgegeben werden. Aus diesem Filialnetz rekrutierte sich lange Zeit der Nachwuchs. Nach 1945 bot sich auch die Möglichkeit, in die Missionen der Dillinger Franziskanerinnen nach Brasilien zu gehen. Die letzte große Eintrittswelle war zwischen 1950-1960. Mit dem Rückzug aus der Fläche geht die Frage einher, wie sich die Zukunft einer Ordensgemeinschaft gestaltet, gerade wenn sie auf eine so lange Tradition zurückblickt. Die Dillinger wurden 1241 gegründet und gehören somit nicht zu den zahlreichen

neuen Kongregationen des 19. Jahrhunderts. Sie haben auch keine Gründerin und somit keinen „Personenkult“, sondern können sich ganz auf ihre franziskanischen Wurzeln besinnen. Die Referentin hält die persönliche Präsenz von Ordensfrauen für unabdingbar. Nur so und nicht über Medien können sie vermitteln, was und wie sie leben. In Volkach werden dieser persönlichen Begegnungen in den letzten Jahre aktiviert, in dem man Kontakte mit Pfarrei, mit Schülerinnen, ihren Eltern und ehemaligen Schülerinnen intensiviert hat.

Die lebhafteste Diskussion griff die These von Jan Sloot auf. Für Mitteleuropa scheint dies zutreffend. Die kontemplativen Orden haben nicht in der Menge, aber kontinuierlich Nachwuchs und viele neu entstehende Gemeinschaften beziehen immer kontemplative Aspekte ein. Die Rückzugsangebote in die Stille, die viele Klöster anbieten, sind stark nachgefragt. Daneben gibt es Gemeinschaften, die in den nächsten Jahren aussterben werden; einige gehen auch diesen Weg an ein Ende ganz bewusst. Die nächste Tagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte findet vom 3.-5. Februar 2017 in Vallendar statt. Wiederum wird es kein Schwerpunktthema geben. Beiträge aus allen Bereichen der modernen Ordensgeschichte, auch zur Quellengeschichte, sind erwünscht. Ein Call for papers wird im Sommer 2016 verschickt.

Konferenzübersicht:

- Prof. Dr. Johannes Meier (Mainz): Gefährdete Bildquellen der Missionsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts - Eine Initiative zur Sicherung des Gedächtnisses der Weltkirche

- Dr. Gerhard Kuck (Rom): Die Geschichte der Kamillianer im Spiegel ihrer Provinzen. Ansatz und Ergebnisse eines Projekts
- Dr. Bettina Blessing (Regensburg): Alltag katholischer Krankenpflegeorden – Das Beispiel der Münchener Barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinnen (1750-1809)
- Pfarrerin Dani Scherello (Zürich): „An die Substanz sind die gar nicht ran gekommen.“ Klostersubstanz: Spiritualität und Gedächtnis eines Mikrokosmos. Das Kloster Mariensee im Fokus der Zeitgeschichte
- Prof. Dr. Reimund Haas (Köln): „So fehlt es der diesseitigen Verwaltung an zureichenden Gründen, auf die Aufhebung der Klosters einzugehen“. Die „verspätete“ Aufhebung der westfälischen Bettelordenklöster 1816-1834
- Dr. Clemens Brodkorb (München): Wenn Gott schlägt, so heilt er auch. Das Kriegstagebuch des Musketier Konrad Nowak SJ (1914-1918)
- OStD i.R. Willi Eisele (Wolfratshausen): Abt Alban Schachleiter OSB (1861-1937) und sein Umfeld: Annäherung an eine schillernde Persönlichkeit – ein Werkstattbericht
- Prof. Dr. Florian Martin Müller (Innsbruck): Der Franziskanerpater Innozenz Ploner (1865–1914) und seine Bedeutung für die archäologische Erforschung der Römerstadt Aguntum in Osttirol
- Sr. Celeste Goncalves CSJ (Leutesdorf): Die Barmherzigkeit Gottes und P. Johannes Maria Haw. Sein Seligsprechungsprozess
- PD Dr. August H. Leugers-Scherzberg (Duisburg-Essen/Saarbrücken) / Prof. Dr. Lucia Scherzberg (Saarbrücken): Die Wiederbesiedlung der Benediktinerabtei Tholey 1949/50
- Dr. Jan Sloot (Utrecht): Entwicklungen bei den niederländischen Klarissen seit dem Zweiten Weltkrieg
- Dr. Ute Feuerbach (Volkach): „Aus den Augen aus dem Sinn.“ Der Rückzug aus der Fläche und der Mangel an Erinnerungskultur Faktoren der Destabilisierung alten Ordenslebens?

Aus Rom und dem Vatikan

Verzagt nicht und seid Propheten

Papst Franziskus hat die Ordensgemeinschaften aufgerufen, angesichts sinkender Mitgliederzahlen nicht die Hoffnung zu verlieren. Sie dürften nie das Bewusstsein für ihre prophetische Mission aufgeben und könnten den Menschen einen Weg zum Glück zeigen, sagte er am 1. Februar 2016 vor tausenden Ordensleuten im Vatikan. „Einige Kongregationen machen so etwas wie ‚künstliche Befruchtung‘ und nehmen alle auf, die kommen, und dann kommen die Probleme gleich mit“, so der Papst. Auch in der Krise müsse jede Berufung sorgfältig geprüft werden. Das Treffen in der Audienzhalle fand zum Abschluss des Jahres der Orden statt, das der Papst am Folgetag mit einer Messe im Petersdom beschloss. Auch ihn betrübe der Rückgang bei den Berufungen, so der Papst, „wenn ich die Bischöfe empfangen muss und frage, wie viele Seminaristen sie haben, vier oder fünf, oder wenn die Klöster einen oder zwei Novizen haben und immer älter werden, immer älter, immer älter“. Trotzdem dürften sich die Ordensleute nicht der Versuchung der Hoffnungslosigkeit hingeben.

Weiter mahnte der Papst, in den Gemeinschaften nicht schlecht über andere zu reden. „Wer lästert, der ist ein Terrorist, er wirft Wortbomben und geht

dann weg, er zerstört“, sagte Franziskus. Außerdem appellierte er an seine Zuhörer, das Geld mit Blick auf ihre Altersversorgung nicht zu wichtig zu nehmen. Vom Geld komme nichts Gutes, es ziehe die Menschen hinunter.

Die Nähe zu den Menschen und die Hoffnung seien Säulen des Ordenslebens, führte der Papst aus. Hinzu komme der Gehorsam - jedoch nicht in einem militärischen Sinn, sondern als prophetisches Zeichen gegen die Anarchie, die vom Teufel komme.

Franziskus dankte den Ordensleuten und ganz besonders den Frauen unter ihnen für ihren Dienst in der Kirche und für die Menschen. „Was wäre die Kirche, wenn es die Schwestern nicht gäbe“, betonte er. Franziskus sprach bei der Audienz frei und verzichtete auf das vorbereitete Redemanuskript. In dem vom Vatikan veröffentlichten Text beschreibt der Papst das „Jahr der Orden“ als Erfolg. Das Themenjahr habe den Wert und die Schönheit des gottgeweihten Lebens aufleuchten lassen. Viele Ordensleute hätten ihre Berufung mit neuer Freude erlebt. (kna)

Vatikan will Ordensbrüder stärken

Der Vatikan will die Rolle von männlichen Ordensleuten ohne Priesterweihe stärken. Dazu hat die Religiosenkongregation am 14. Dezember ein neues Do-

kument mit dem Titel „Identität und Sendung des Ordensbruders in der Kirche“ veröffentlicht. Das Schreiben solle dazu beitragen, dass diese Berufung innerhalb der Kirche mehr wertgeschätzt werde, sagte der Sekretär der Kongregation, Erzbischof Jose Rodriguez Carballo, im Vatikan. Zugleich wies er darauf hin, dass sich der Vatikan damit auch an Ordensfrauen richte, weil es große Ähnlichkeiten zwischen beiden Berufungen gebe. Ordensbrüder machen laut dem Dokument rund ein Fünftel aller männlichen Ordensleute aus.

Die Präsenz von Ordensbrüdern sei wichtig für die katholischen Männerorden, betonte auch der Präfekt der Religiösenkongregation, Kardinal Joao Braz de Aviz, bei der Vorstellung. Sie bildeten eine „permanente Erinnerung an die fundamentale Dimension der Brüderlichkeit in Christus“. Das Dokument zählt mehrere Tätigkeitsfelder auf, sogenannte „prophetische Dienste“, denen sich Ordensbrüder in besonderer Weise widmen sollten. Dazu zählt etwa die Gastfreundschaft gegenüber dem Anderen unabhängig von Religion, Rasse oder Kultur, der Einsatz zum Schutz des Lebens sowie das Gespräch und das Zuhören, um den Menschen den Blick für das Wesentliche im Leben zu vermitteln. (kna/dok)

Vatikanische Dokumente auf Deutsch erhältlich

Das dritte durch die Religiösenkongregation zum Jahr der Orden veröffentlichte Schreiben „Contemplate“ ist bei der Libreria Editrice Vaticana (LEV) auf Deutsch erschienen. Ebenfalls bei der LEV ist auf Deutsch das vatikanische

Dokument „Identität und Sendung des Ordensbruders in der Kirche“ erschienen (vgl. weiterer Artikel auf dieser Seite). In Deutschland sind beide Dokumente bei der Düsseldorfer Buchhandlung der Paulusschwestern erhältlich. Bestelladresse: Paulus Buchhandlung, Friedrich-Ebert-Str. 35, 40210 Düsseldorf, Tel. 0211/379760 Fax: 0211/3849971, E-Mail: PaulusBuchD@paulus-schwestern.de

Die beiden früheren Briefe „Freut Euch“ und „Erforscht“ hatte die DOK gemeinsam mit den Superiorenenkonferenzen Österreichs und der Schweiz ins Deutsche übersetzt und in einem Sonderheft der Ordenskorrespondenz veröffentlicht.

Neuwahlen bei der Union der Generaloberen (USG)

Am 25. November 2015 hat die Unio superiorum generalium (USG), der Dachverband der Generaloberen der männlichen Ordensgemeinschaften, eine neue Führungsspitze gewählt. Neuer Präsident ist der Schweizer Mauro Joehri OFM Cap, Generalminister des Kapuzinerordens. Die Wahlen zum Exekutivkomitee wurden in verschiedenen Gruppen durchgeführt, z.B. wählen Kanoniker, Mönche, Mendikanten und Leiter „Klerikaler Kongregationen“ jeweils eigene Vertreter. Das hatte bei dieser Wahl zur Folge, dass überproportional viele Deutsche in das Komitee aufgenommen wurden. Gewählt wurden: Generalabt Thomas Handgrätinger O.Praem. aus der Gruppe der Regularkanoniker, Abtpräses Jeremias Schröder als Vertreter der Mönche, P. Heinz Kulücke SVD, Generaloberer der Steyler Missionare, sowie der Generaloberer der



Herz-Jesu-Priester, P. Heiner Willmer SCJ, als Vertreter der Leiter Klerikaler Kongregationen.

Reliquien von Pater Pio nach Apulien zurückgekehrt

Die Reliquien des Hl. Pater Pio (1887-1968) sind nach San Giovanni Rotondo zurückgekehrt. Auf Wunsch von Papst Franziskus waren die Reliquien von Pater Pio und seinem Ordensbruder Leopold Mandic (1866-1942) anlässlich des Heiligen Jahres der Barmherzigkeit nach Rom gebracht worden. Beide Heilige waren bekannte und verehrte Beichtväter; der Papst will mit dem Jubiläumsjahr die Beichtpraxis in der katholischen Kirche wieder neu beleben. Vor der Rückkehr waren die Reliquien in P. Pios Heimatort Pietrelcina zur Verehrung ausgestellt worden. Von dort kamen sie in den Dom von Benevent, wo der Heilige die Priesterweihe erhalten hatte sowie für wenige Stunden in den Kapuziner-Konvent der Provinzhauptstadt Foggia.

Studie zu gottgeweihten Jungfrauen

Über gottgeweihte Jungfrauen, die in der Welt leben, gibt es eine neue Studie des Vatikans. Im Jahr 1970 stellte Papst Paul VI. den Ritus der Jungfrauenweihe wieder her, nachdem es viele Jahrhunderte hindurch nur wenige geweihte Jungfrauen in Form eines eigenen Standes gegeben hatte.

Inzwischen wirken laut der Studie rund 4.000 gottgeweihte Jungfrauen (im Jahr 2015) weltweit: In Europa 67 Prozent, in Amerika 27 Prozent, in Afrika vier Prozent, in Asien ein Prozent und in

Ozeanien etwas darunter. Seit 1970 ist die Zahl der geweihten Jungfrauen konstant gestiegen.

Diese Ergebnisse wurden durch die Studie basierend auf einer Erhebung der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und Gesellschaften apostolischen Lebens, in Zusammenarbeit mit 114 Bischofskonferenzen im vorigen September 2015 ermittelt.

Die Studie deutet die Berufung der geweihten Jungfrauen als eine Antwort auf pastoraler Ebene: In Ländern mit langer christlicher Tradition sei ihr Leben, ihre Arbeit und ihr Zeugnis eine Antwort auf die Säkularisierung. Aufgrund seiner flexiblen Struktur ermögli- che der Stand pastorale Tätigkeit diskret, aber nicht weniger effektiv. In den Missionsländern könnten gottgeweihte Jungfrauen auch in Strukturen der Zivilgesellschaft und nicht nur in religiösen Kontexten evangelisieren. (zenit)

Aus der Weltkirche

Europa

Ca. 50 Höhere Ordensobere und -oberinnen aus ganz Europa sind Anfang Februar 2016 zur 17. Generalversammlung der Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/innen (UCESM) in Rom zusammengetroffen. Die Versammlung beging den 35. Jahrestages des Bestehens der UCESM und erörterte heutige Herausforderungen und Zukunftsperspektiven. Im Rahmen der turnusmäßigen Vorstandswahlen wurde der Italiener P. Giovanni Peragine CRSP als Präsident der UCESM für die kommende, vierjährige Amtszeit wiedergewählt. Neue Mitglieder des UCESM-Vorstands sind: Sr. Danièle Faltz DCN aus Luxemburg, (Vizepräsidentin); Sr. Hedvig Deák OP aus Ungarn und P. Nicolai Dubinin OFM Conv. aus Russland.

Zweieinhalb Monate nach dem Start Mitte September fand der Pilgerweg für Klimagerechtigkeit in Paris Ende November seinen Abschluss. „Geht doch!“ war das wortspielerische Motto des ökumenischen Pilgerns für Klimagerechtigkeit von Flensburg bis Paris, zu dem kirchliche Organisationen - u. a. die DOK -, Entwicklungsorganisationen und Naturschutzverbände aufgerufen hatten. Insgesamt haben sich geschätzte 7.000 Menschen vom Klimapilgerweg in Bewegung bringen lassen. Hinzu kommen die vielen Menschen, die durch ihre Gebete die Pilger begleitet haben. So haben zahlreiche Ordensgemeinschaften während des Pilgerwegs Tag für Tag Gebets-

patenschaften übernommen. Fast 1500 Kilometer haben die Pilgerinnen und Pilger insgesamt zurückgelegt. Hunderte von ehrenamtlichen Helfern und Unterstützern haben den Weg mitorganisiert, begleitet, Programmpunkte gestaltet und den Pilgerinnen und Pilgern Unterkunft und Verpflegung gewährt.

Die Terrorangriffe im November in Paris erschütterten die Welt. Einige Pilgerinnen und Pilger hatten daraufhin den Weg abgebrochen, viele ließen sich aber nicht entmutigen und sind, wie geplant, bis nach Paris weitergepilgert, wo der UN-Klimagipfel stattfand, um auch unter dem Schatten der Attentate ein Zeichen für ein gerechtes Abkommen bei der Klimakonferenz zu setzen. Vertreter von Kirche und Hilfsorganisationen haben inzwischen das Pariser Klimaschutz-Abkommen, dass am 12. Dezember von 195 Staaten verabschiedet wurde, gewürdigt und auf eine gewissenhafte Umsetzung gepocht.

Ägypten

Im Dezember 2015 wurde das koptisch-orthodoxe Marien-Kloster al Baramos in Ägypten von Dschihadisten bedroht. Der Anwalt Yussif Malak vom ägyptischen Menschenrechtszentrum forderte angesichts dieser Entwicklung strengere Schutzmaßnahmen für koptische Kirchen und Klöster. Malak erinnert daran, dass ähnliche Drohungen bereits von dem Terroranschlag auf die koptische Kirche in Alexandria in der Silvester-nacht 2011 ausgesprochen worden waren, bei dem 23 Menschen starben und

rund einhundert verletzt wurden. Auch der Sprecher des Vereins der ägyptischen Kopten, Nader Shoukry, forderte das Innenministerium und die Sicherheitskräfte des Landes auf, die im Internet verbreiteten Drohungen gegen koptische Ziele ernst zu nehmen. Das Kloster al-Baramos ist eines der vier historischen Klöstern, die zuvor im November bei Überschwemmungen in der Region Wadi al Natrun verwüstet worden waren. (fides)

Algerien

In das algerische Kloster Tibhirine soll nach den Mönchsmorden von 1996 möglicherweise bald wieder eine religiöse Gemeinschaft einziehen. Das bestätigte der Vorsitzende der katholischen Bischöfe in Algerien, Bischof Paul Desfarges von Constantine, der französischen Tageszeitung „La Croix“. Der 20. Todestag der sieben Trappistenmönche solle im April diskret begangen werden. Mehr Informationen über die neue Gemeinschaft machte Desfarges nicht. Islamische Fundamentalisten hatten im März 1996 sieben Trappisten aus dem Kloster im Atlasgebirge entführt. Einige Wochen später wurden sie enthauptet aufgefunden. Bis heute ist unklar, ob sie von ihren Entführern oder irrtümlich vom algerischen Militär getötet wurden. Nach Angaben des Bischofs wurde das Kloster in Tibhirine seit dem Mord nie aufgegeben. Regelmäßig werde es von in Algerien lebenden Priestern besucht. Einige algerische Landarbeiter kümmerten sich um die rund 2.000 Obstbäume des Anwesens. Derzeit lebe ein geweihter Laie im Kloster; von 2011 bis 2013 habe sich ein katholisches Ehepaar im Ruhestand um Besucher und Pilger gekümmert. (kna)

Irak

Ein neuer Schub der Zerstörung christlicher Kulturgüter im Irak: die Terrormiliz des sogenannten „Islamischen Staates“ (IS) hat bei Mossul die Reste des weltberühmten Elias-Kloster (Deir Mar Elia) aus dem 6. Jahrhundert dem Erdboden gleichgemacht. Wie Satellitenaufnahmen von Mitte Januar zeigen, ist der gesamte Komplex des 1.400 Jahre alten Klosters vollständig eingeebnet. Erst 2008 hatten irakische Archäologen das Kloster Mar Elia untersucht, um den Erhaltungszustand der Ruinen und nötige Renovierungsmaßnahmen zu ermitteln. Die Stätte war ein bedeutendes Pilgerziel für chaldäische Christen. Der Gründermönch des Klosters, Mar Elia, wird als Heiliger verehrt. Die Unionsbundestagsfraktion hat die Zerstörung des Klosters scharf verurteilt. Der religionspolitische Sprecher der Fraktion, Franz Josef Jung (CDU), sagte am 21. Januar in Berlin, die Zerstörung reiße „eine tiefe Wunde in das kulturelle Erbe des Irak als einer der ursprünglichen Orte des Christentums“. (rv/kap/kna)

Israel

Israels Verteidigungsministerium muss den geplanten Verlauf der israelischen Sperrmauer im Cremisan-Tal bei Beit Dschalla nicht offenlegen. Israels Oberstes Gericht wies eine entsprechende Petition der katholischen Menschenrechtsorganisation Saint Yves Society zurück, wie das Lateinische Patriarchat von Jerusalem Anfang Februar 2016 mitteilte. In dem seit Jahren andauernden Rechtsstreit um den Mauerbau auf privatem, palästinensischen Land hatte Saint Yves das Gericht im Juli im Namen der be-

troffenen Salesianerschwestern zusammen mit der Stadt Beit Dschalla und betroffenen Landbesitzern aufgefordert, einen Baustopp für die Sperranlage anzuordnen. Dieser solle gelten, bis das israelische Verteidigungsministerium den geplanten Verlauf veröffentlicht und allen Parteien Einspruchsmöglichkeit eingeräumt habe. Die Veröffentlichungspflicht solle verhindern, dass Tatsachen geschaffen werden, ohne dass die Betroffenen zuvor angehört wurden, hieß es zur Begründung. Das Gericht wies die Forderung laut Saint Yves zurück und verwies auf ein Urteil von 2015, demzufolge Sicherheitsbedürfnisse den Bau der Sperranlage rechtfertigten. Gleichzeitig hatte das Gericht den betroffenen Landbesitzern, darunter 58 christliche Familien, zwei Klöster und eine Schule des Salesianerordens, das Recht eingeräumt, Einspruch gegen einen Mauerverlauf einzulegen, der ihr Recht auf freien Zugang zu ihren Ländereien gefährdet. Zahlreiche Kirchenvertreter, darunter die Deutsche Bischofskonferenz, verurteilten den Beginn der Bauarbeiten im August. (kna)

Spanien

Die spanische Justiz fordert von El Salvador offiziell die Festnahme und Auslieferung von 17 Militärangehörigen, die 1989 an der Ermordung von sechs Jesuiten beteiligt gewesen sein sollen. Der zuständige spanische Richter Eloy Velasco habe am 5. Januar den internationalen Haftbefehl und Auslieferungsantrag an die Interpol-Zweigstelle in El Salvador ausgestellt, berichteten spanische Zeitungen. Unter den Militärs befindet sich den Angaben zufolge auch ein ehemaliger Verteidigungsminister

des mittelamerikanischen Landes. Ihnen wird vorgeworfen, für das Massaker in der Katholischen Universität von San Salvador im November 1989 verantwortlich sein. Damals stürmte ein Kommando der Streitkräfte in die Universität und ermordete sechs Jesuiten, eine Haushälterin und deren 15-jährige Tochter. Bei fünf der Ordensmänner handelte es sich den Angaben zufolge um Spanier. Vergangenen Mai hatte der Oberste Gerichtshof in Madrid beschlossen, die zuvor eingestellten Mordermittlungen erneut aufzurollen. Das Gericht kritisierte in diesem Zusammenhang die Ermittlungen der salvadorianischen Justiz. Diese hätten die ehemaligen Militärs vor strafrechtlicher Verfolgung geschützt. Bei dem Prozess in El Salvador habe es keinerlei Garantien für ein unabhängiges und neutrales Gerichtsverfahren gegeben. Zudem gebe es Hinweise darauf, dass eine Bestrafung der Täter niemals vorgesehen gewesen sei, so die spanischen Richter. (kna)

Missions-Nachrichtenagentur Misna geschlossen

Die internationale Missions-Nachrichtenagentur Misna ist zum Ende des Jahres 2015 geschlossen worden. Das gab die Redaktion auf der Webseite des Dienstes bekannt. Die Missionskongregationen, die die Agentur betrieben, hätten die Entscheidung kurzfristig getroffen. Misna war 1997 gegründet und zuletzt in fünf Sprachen betrieben worden. Die Agentur stützte sich auf das große Netzwerk tausender Missionare und Missionarinnen im Süden der Welt und bot Informationen, die die Berichterstattung großer Medien hilfreich ergänzten oder korrigierten. (misna/rv)



Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Der Generalobere der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI) hat am 26. Januar 2016 *P. Stefan Obergfell OMI* (55) für eine zweite Amtszeit von drei Jahren zum Provinzial der Mitteleuropäischen Provinz der Gemeinschaft ernannt. Die Provinz erstreckt sich neben Deutschland auch auf Österreich und die Tschechische Republik. Die zweite Amtszeit von P. Obergfell beginnt am 21. Mai 2016.

Der Generalsuperior der Steyler Missionare hat am 19. Januar 2016 *P. Prof. Dr. Martin Üffing SVD* zum künftigen Provinzial für das Triennium 2016-2019 ernannt. Die Amtszeit beginnt am 1. Mai 2016. Er übernimmt die Aufgabe von P. Ralf Huning SVD. P. Üffing, geboren 1962 in Rheine-Mesum (Diözese Münster), trat 1981 in die Gemeinschaft der Steyler Missionare ein und legte 1986 die ewigen Gelübde ab. Er wurde 1988 zum Priester geweiht und promovierte über das Verhältnis der Deutschen Kirche zur Mission in Deutschland. Seit 2008 ist er Direktor des Missionswissenschaftlichen Instituts und seit 2013 Rektor des Missionspriesterseminars St. Augustin.

Das 19. Generalkapitel der Josefsschwwestern Trier hat *Sr. Remigia Ternes CSsJ* am 11. Januar 2016 für eine Amts-

zeit von vier Jahren als Generaloberin wiedergewählt. Das Generalkapitel der Gemeinschaft fand vom 3.-12. Januar 2016 in Trier statt.

Das Provinzkapitel der deutschen Ordensprovinz der Missionare von der Heiligen Familie hat am 9. Januar 2016 *P. Egon Färber MSF* für 3 Jahre zum neuen Provinzial gewählt. Er übernimmt die Aufgabe von P. Dieter Knoche und tritt sein Amt am 1. Februar 2016 an. Das Kapitel hat außerdem die Verlegung des Provinzialates von Mainz zum 1. Februar in das Kloster der Gemeinschaft in Betzdorf beschlossen.

Neue Sub-Regionaloberin der Schwestern Immaculate Heart of Mary Mother of Christ (Ordensgemeinschaft vom Unbefleckten Herzen Mariens) ist *Sr. M. Ebelechukwu Ugwa IHM*. Sie hat das Amt am 5. September 2015 angetreten. Der Sitz des Subregionalats wurde von Schliersee nach München verlegt.

P. Lukas Temme CP ist zum 23. November 2015 als Provinzial der süddeutsch-österreichischen Vizeprovinz der Passionisten zurückgetreten. Der Ordensgeneral beauftragte den 1. Konsultor, *P. Alban Siegling CP*, als Vikar der Vizeprovinz mit der Leitung bis zum nächsten Kongress im April 2016.

Das Generalkapitel der Anna-Schwwestern – Franziskanerinnen von Ellwangen – hat am 28. Oktober 2015 eine neue Generalleitung der Gemeinschaft gewählt. Sr. Veronika Mätzler wurde für eine dritte Amtszeit als Generaloberin wiedergewählt.

Neuordnung der Provinzen der Schönstätter Marienschwestern

Zum 1. Januar 2016 wurden mehrere Provinzen der Schönstätter Marienschwestern zu zwei neuen Provinzen zusammengeführt: Die eine Provinz umfasst das Territorium aller Diözesen im Norden und einiger in der Mitte Deutschlands; das Provinzhaus ist in Borken/Westfalen. Die andere Provinz schließt mehrere Diözesen in der Mitte und alle im Süden Deutschlands ein; das Provinzhaus ist in Rottenburg/Liebfrauenhöhe. In beiden Provinzen wurden zum 1. Januar 2016 neue Provinzoberinnen ins Amt berufen: *Sr. Marisa Spickers* ist neue Provinzoberin der Provinz Borken. Sie hat die Aufgabe von Sr. M. Antonja Schomberger übernommen, deren Amtszeit am 31. Dezember 2015 endete. Neue Provinzoberin der Provinz Rottenburg / Liebfrauenhöhe ist *Sr. M. Ilga Dreier*. Sie folgte zum ersten Januar 2016 im Amt auf Sr. M. Siglinde Hilser. Mit der Neuordnung kam es zur Auflösung mehrerer Provinzialate. Im Zuge dessen sind aus dem Amt der Provinzoberin zum 31. Dezember 2016 außerdem ausgeschieden: Sr. Marie-Gudrun Glückert (bisheriges Provinzialat Kösching), Sr. M. Josit Treese (bisheriges Provinzialat Koblenz), Sr. Marichristin Zindorf (bisheriges Provinzialat Künzell) sowie Sr.

M. Simona Flassig (bisheriges Provinzialat Friedrichroda)

Neues DOK-Mitglied: Delegation der Franziskaner-Minoriten der Krakauer Provinz

Neues Mitglied der DOK ist die Deutsche Delegation der Franziskaner-Minoriten der Krakauer Provinz. Zur Delegation gehören derzeit in Deutschland die Klöster in Ratingen, Oggersheim, Blieskastel, Neustadt/Waldnaab und Bogenberg. Brüder der Krakauer Provinz sind seit 1986 in Deutschland tätig und wurden zunächst durch die Deutsche Franziskaner-Minoriten-Provinz St. Elisabeth juristisch vertreten. Im Laufe der Jahre haben die Krakauer Minoriten die Klöster in Absprache mit dem jeweiligen Diözesanbischof von der Deutschen Franziskaner-Minoriten-Provinz St. Elisabeth übernommen. Delegat ist *P. Darius Zajac OFMConv.*; Sitz des Delegaten ist das Kloster in Ratingen.

Bischof Genn zum Abschluss des Jahrs der Orden: „Orte dienender Gemeinschaft“

Zum Abschluss des von Papst Franziskus ausgerufenen „Jahr der Orden“ hat der Vorsitzende der Kommission Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste, Bischof Dr. Felix Genn (Münster), die Ordensgemeinschaften als sichtbaren und unverzichtbaren Dienst an der Kirche gewürdigt. „Gerade die Schwestern und Brüder in den Gemeinschaften des geweihten Lebens entwickeln eine hohe Sensibilität für alle, die arm und bedrängt sind, und machen eine zu verbürgerlichte, in Strukturen denkende Kirche, aufmerksam auf Wunden, die

leicht übersehen werden“, erklärt Bischof Genn. „Die Gemeinschaften tun dies nicht, weil sie dem sozialen Wirken einen frommen Anstrich geben, sondern weil ihr Herz, erfüllt von der Liebe, sie dazu drängt.“

Bischof Genn betont, dass die Ordensangehörigen mit einer besonderen Nähe zu Christus und ihrer speziellen Lebensform ganz in der Gemeinschaft der Kirche ständen: „Beides gehört zusammen: Die je ganz persönliche Berufung des Einzelnen, die mit niemandem verwechselt werden kann, und das Eingefügtsein in eine Gemeinschaft. Die Berufung ist eingeordnet in den gesamten Kontext der Kirche. Sie nimmt teil an dem gemeinsamen Auftrag, den die Kirche hat, das Licht der Völker, Christus, den anderen zu bringen und sich in diesem Dienst bleibend zur Verfügung zu halten.“ Darauf habe das vom Papst initiierte Jahr der Orden in besonderer Weise aufmerksam gemacht.

Der Vorsitzende der Kommission Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste würdigte den Einsatz der Ordensgemeinschaften während dieses besonderen Jahres: „Durch offene Türen in den Klöstern, besondere Gebetsangebote und ein sichtbares öffentliches Engagement, gerade auch im sozialen Bereich, ist es gelungen, in diesem Jahr der Orden das Ordensleben und die geistliche Dimension der Ordensberufung einer breiten Öffentlichkeit verständlich zu machen. Dafür sind wir Bischöfe den Orden dankbar.“ Der Papst wolle, dass die Gemeinschaften sich untereinander vernetzen, vor allem im Blick auf das gemeinsame Zeugnis und den Dienst für die gesamte Kirche, so Bischof Genn. „Ordensleute sollen Experten der *communio* sein, aber auch ein Zeugnis

geben für eine Welt, die Einheit und Frieden immer wieder neu ersehnen und lernen muss. Dass bei den Orden gerade der Dienst für die Ärmsten der Armen seinen Platz hat, ergibt sich geradezu logisch: Denn sie sind es ja, die von der Gemeinschaft oft genug ausgeschlossen sind, an die Ränder gedrängt werden und deshalb nicht die Erfahrung machen können, dass Kirche ein Ort dienender Gemeinschaft ist.“ (dbk)

Erstes Treffen für Träger von Ordenschulen

Am 14. Januar 2016 fand in Würzburg das erste Treffen für Träger von Ordenschulen statt. Unter der Moderation von P. Josef Grüner SDB und P. Hubert Veiser SDS, ergab sich ein offener und konstruktiver Austausch unter den anwesenden zwanzig Höheren Oberinnen und Oberen über die Situation ihrer Schulen. Themenschwerpunkte waren die Zusammenarbeit der Schulen mit der jeweiligen Ordensgemeinschaft und das Ordensprofil in der Schule, erfolgreiche Trägermodelle und die Finanzierung sowie die Fortbildungsmöglichkeiten für Mitarbeitende.

„Nachdenklichkeit“ bei Ministerpräsident Seehofer

Im Nachgang eines offenen Briefes von 45 Ordensoberen aus Bayern an den bayerischen Ministerpräsident Seehofer (siehe OK 4/2015 S. 494) hat dieser am 4. Dezember mit fünf Ordensoberen knapp zwei Stunden über Flüchtlingspolitik gesprochen. Jesuitenprovinzial P. Stefan Kiechle SJ sprach im Anschluss vor der Münchner Staatskanzlei von einer differenzierten und konstruk-

tiven Unterredung. Dabei hätten die Ordensleute ihre beiden Kernanliegen noch einmal vorgebracht, alle nach Deutschland kommenden Flüchtlinge menschenwürdig zu behandeln und in der öffentlichen Diskussion auf die Sprache zu achten. Formulierungen wie „massenhafter Asylmissbrauch“ seien unangebracht. Seehofer und seine Mitarbeiter hätten ihnen interessiert zugehört. Die Würzburger Franziskanerin Mirjam Schambeck sagte, politische Rhetorik könne Menschen mitnehmen, aber auch verunsichern. Wenn die konstruktiven Kräfte gebündelt würden, sei in Deutschland „ganz viel möglich“. Mit dieser Botschaft hätten die Ordensleute beim Ministerpräsidenten auch „Nachdenklichkeit erzeugt“. Seehofer habe unter anderem eingeräumt, dass die Situation für Deutschland „wirtschaftlich gut zu schaffen“ sei.

Der dem Gespräch vorausgegangene Brief war am 11. November veröffentlicht worden. In dem Schreiben kritisierten die Unterzeichner eine politische Rhetorik, die Geflüchtete ins Zwielicht stelle, anstatt sie zuerst als Mitmenschen zu betrachten, die „unsere Solidarität“ bräuchten. Außerdem sprachen sich die Ordensleute gegen Transitzonen, Auffanglager und die Einschränkung von Einzelfallprüfungen in Asylverfahren aus.

P. Engelmar Unzeitig CMM als Märtyrer anerkannt

Papst Franziskus hat den Mariannahiller Missionar P. Engelmar Unzeitig offiziell zum Märtyrer erklärt. Er wird am 24. September im Würzburger Kiliansdom durch den Präfekten der vatikanischen Kongregation für die Selig- und Heilig-

sprechungen, Kardinal Angelo Amato, seliggesprochen. Unzeitig ist der erste Geistliche des Ordens, der seliggesprochen wird. P. Engelmar, 1911 in Greifendorf in Ostmähren geboren, begann 1934 im Missionshaus Sankt Paul in den Niederlanden sein Noviziat und wurde 1939 zum Priester geweiht. Weil er im Religionsunterricht und in seinen Predigten gegen die Verfolgung der Juden durch die Nationalsozialisten protestierte, wurde er 1941 durch die Gestapo verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Freiwillig meldete er sich dort 1944 zur Pflege von Flecktyphus-Kranken. Hunderten von Todkranken spendete er die Sakramente. Mitgefangene rettete er vor dem Hungertod, indem er ihnen von seiner Essensration gab. Mithäftlinge bezeichneten ihn als „Engel von Dachau“. Unzeitig starb am 2. März 1945 an Flecktyphus.

(dok/kna)

Opfer-Organisation Solwodi kritisiert Prostitutionsgesetz

Die Gründerin der Hilfsorganisation Solwodi, Sr. Lea Ackermann, hat scharfe Kritik an dem geplanten Prostitutionsgesetz geübt. Der „Neuen Osnabrücker Zeitung“ sagte die Frauenrechtlerin: „Das Gesetz ist absoluter Blödsinn und Augenwischerei.“ Ackermann kritisierte insbesondere, dass die große Koalition an der umstrittenen Kondom-, Melde- und Beratungspflicht festhält. Die Kondompflicht sei in der Praxis überhaupt nicht zu kontrollieren, so die Ordensfrau. „Wollen Sie etwa einen Polizisten in das Zimmer des Bordells stellen? Wenn der Freier dem Zuhälter 10 Euro zahlt, geht es auch ohne Kondom.“ Auch die Meldepflicht für Prostituierte



helfe nicht weiter, weil die Frauen oft von ihren Zuhältern in andere Städte zum Anschaffen geschickt würden. Ackermann forderte neue Gesetze nach dem Vorbild der skandinavischen Länder: „Wir brauchen ein Verbot von kaufbarem Sex. Der Freier macht sich dann strafbar, nicht die Frauen. Das würde die Menschen zum Nachdenken bringen.“ Die Frauenhilfsorganisation Solwodi gibt es seit 1985. Das Kürzel steht für „Solidarity with Women in Distress“ - Solidarität mit Frauen in Not. Die Organisation setzt sich für ausländische Frauen ein, die Opfer von Zwangsprostitution und Menschenhandel geworden sind und unterhält in Deutschland 18 Beratungsstellen. (kna)

1250 Jahre Benediktinerabtei Metten

Mit einer heiligen Messe zu Ehren des seligen Gründers Gamelbert am 17. Januar 2016 in Michaelsbuch – gewissermaßen dem Ursprungsort der Abtei Metten – hat Abt Wolfgang Hagl OSB das Jubiläumsjahr der Abtei Metten eröffnet. Gamelbert, Grundherr in Michaelsbuch, hatte das Waldgebiet nördlich der Donau urbar gemacht, in dem im Jahr 766 das Kloster Metten entstand. Weitere Feierlichkeiten folgen: Zum Benediktsfest hat sich der Apostolische Nuntius, Erzbischof Nikola Eterovic, angesagt. Am 23. Juli ist dann ein Schul- und Studiengenossenschaftsfest geplant, bei dem Abtprimas Notker Wolf den Festgottesdienst feiert. Der Abschluss des Jubiläums findet am Fest des seligen Utto am 3. Oktober statt. Der Einsiedler gilt gemeinsam mit Gamelbert als Gründer des Klosters, für das Karl der Große ihm der Legende nach den Auftrag erteilte.

200 Jahre Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria

Am 25. Januar 1816 wurde im französischen Aix-en-Provence die Gemeinschaft der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI) gegründet. Gründer der Gemeinschaft ist der heilige Eugen von Mazenod, der gemeinsam mit einigen Gleichgesinnten die Missionare der Provence gründete. Zehn Jahre später, bei der offiziellen päpstlichen Bestätigung, erhielt die Gemeinschaft ihren heutigen Namen „Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria“. In Deutschland ist sie auch unter Hünfelder Oblaten oder Oblatenmissionare bekannt. In den ersten Jahren konzentrierte sich die Arbeit der jungen Gemeinschaft auf die religiös vernachlässigte Landbevölkerung in Südfrankreich. Ab 1841 wurden dann immer stärker Missionsaufgaben außerhalb Frankreichs angenommen. Heute findet man mehr als 3700 Oblatenmissionare in rund 70 Ländern der Erde. Seit 1895 sind die Patres und Brüder der Gemeinschaft auch in Deutschland tätig. Gemeinsam mit Österreich und der Tschechischen Republik bildet Deutschland die Mitteleuropäische Provinz der Oblaten.

Zeitschrift „kontinente“ feiert 50-Jahr-Jubiläum

Die Ordens- und Missionszeitschrift „kontinente“ feiert ihr 50-jähriges Bestehen. Zu einem Festakt in Köln kamen der Botschafter des Papstes in Deutschland, Erzbischof Nikola Eterovic, und der Erzbischof von Accra in Ghana, Gabriel Charles Palmer-Buckle. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate und umfasst inklusive einer Ausgabe in holländischer Sprache eine Auflage von

200.000 Exemplaren. Angeregt durch das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) hatten 13 Missionsorden 1966 die Publikation gegründet, um über ferne und fremde Kulturen zu berichten und ein Sprachrohr für Arme zu schaffen. Vor zehn Jahren fusionierte die Zeitschrift „missio aktuell“ mit „kontinente“, die nun 27 Herausgeber zählt. Zum Jubiläum wurde die Zeitschrift einem optischen und inhaltlichen Relaunch unterzogen. Zudem erscheint sie mit dem Jubiläum in einer E-Paper-Version. Sitz der Redaktion ist Aachen, der Verlag befindet sich in Köln. (kna)

Klosterschließungen in Deutschland

Verschiedene Gemeinschaften haben in jüngster Zeit Klosterschließungen beschlossen. So hat der Konvent der Abtei Münsterschwarzach entschieden, das *Priorat im niedersächsischen Damme* (Landkreis Vechta) zum Jahresende 2016 zu schließen und die dort tätigen sechs Benediktiner zurückzurufen. Für die weitere Nutzung der Gebäude gibt es noch keine konkreten Pläne. Es soll nach Möglichkeit eine soziale Nutzung der Gebäude erreicht werden. (pow)

Die Schwestern der Congregatio Jesu (CJ) haben ihr *Kloster Damenstift* im niederbayerischen Osterhofen verkauft. Die im Gebäude betriebene katholische Mädchenrealschule hat weiter Bestand, da der Mietvertrag mit dem Schulträger, der Maria-Ward-Schulstiftung, nicht kündbar ist. Die Schwestern hatten das Kloster Damenstift im Mai 2015 verlassen. Im Jahr 2018 soll auch die *Mainzer Niederlassung* des Ordens geschlossen werden. Auch hier wird die Maria-

Ward-Schule mit Mädchengymnasium und zugehöriger berufsbildender Schule uneingeschränkt weitergeführt. (kna)

Die Provinzleitung der Deutschen Franziskanerprovinz hat beschlossen, das *Kloster Dettelbach* zum 31. Januar 2017 zu schließen. Ein genauer Zeitpunkt für die offizielle Verabschiedung der Ordensmänner aus Dettelbach steht noch nicht fest. Der Orden ist seit 400 Jahren in dem unterfränkischen Ort aktiv. (pow)

Bereits 2015 wurde das Klostergebäude des *Karmel St. Gabriel in Hainburg* (Hessen) an die Caritas im Bistum Mainz übergeben. In Zukunft ist hier das Kinder- und Jugendzentrum St. Theresia untergebracht. Die verbliebenen Schwestern sind in die Karmelzelle von der Menschwerdung, Hamburg-Finkenwerder, umgezogen bzw. in die Karmel Auderath und Essen übergetreten. (ocd)

Die Klarissen-Kapuzinerinnen lösen ihr *Kloster St. Clara auf dem Petrisberg in Trier* auf. Die zehn Trierer Schwestern werden von den Klarissen-Kapuzinerinnen von der Ewigen Anbetung in Mainz aufgenommen. Eine Bestätigung der Pläne aus Rom stand bei Redaktionsschluss noch aus. (tv)

Hochschule der Steyler Missionare droht das Aus

Der Philosophisch-Theologischen Hochschule (PTH) der Steyler Missionare in Sankt Augustin bei Bonn droht das Aus. Im November 2015 hatte das Provinzkapitel der Deutschen Provinz empfohlen, die 1925 gegründete PTH angesichts der künftigen finanziellen und personellen Entwicklung nicht



mehr weiterzuführen, teilte die Hochschule am 12. Januar 2016 offiziell mit. Ob die Empfehlung des Provinzkapitels umgesetzt werden soll, prüft nach den Angaben derzeit die Provinzleitung unter Berücksichtigung der damit verbundenen Konsequenzen und in Absprache mit staatlichen und kirchlichen Stellen. Der Schließung der Hochschule müsste die Generalleitung der Ordensgemeinschaft in Rom zustimmen. Die Entscheidung über die Zukunft der Hochschule soll noch vor Beginn der Einschreibefrist für das kommende Sommersemester im März fallen. „Sollte entschieden werden, den Lehrbetrieb einzustellen, würde dies in einem mehrjährigen Prozess erfolgen, um den derzeit an der Hochschule immatrikulierten Studenten den Abschluss ihres Studiums zu ermöglichen“, erklärte die Hochschule. An der PTH sind nach eigenen Angaben derzeit 156 Studierende aus über 20 Nationen eingeschrieben, die im Studiengang Katholische Theologie die Abschlüsse Magister, Lizentiat oder Doktorat anstreben. (kna/svd)

Aloisiuskolleg und Opfer arbeiten gemeinsam Missbrauch auf

Sechs Jahre nach Bekanntwerden von Missbrauchsfällen hat das Bonner Jesuiten-Gymnasium Aloisiuskolleg (AKO) einen neuen Weg der Aufarbeitung beschritten: Mit mehreren Mitgliedern der Opfergruppe „Eckiger Tisch Bonn“ sowie der Bonner Beratungsstelle gegen sexualisierte Gewalt hat die Schule eine Erklärung erarbeitet. Das am 13. Januar veröffentlichte Dokument benennt nicht nur die Übergriffe durch Jesuitenpatres und andere Kollegsmitarbeiter

seit den 1950er Jahren, sondern spricht auch vom „Versagen der Institution“ durch „Wegsehen und Weghören“. Die Missbrauchsfälle als „Teil der Kollegsgeschichte“ dürften nicht in Vergessenheit geraten, heißt es in der Erklärung zum Stand der Aufarbeitung. (kna)

Erstmals alkoholfreies Bier in Andechs gebraut

Die Klosterbrauerei Andechs hat erstmals ein alkoholfreies Weißbier gebraut. Es handelt sich um das erste alkoholfreie Bier überhaupt, das die Klosterbrauerei Andechs in ihrer Geschichte auf den Markt bringt. Dafür hat die Klosterbrauerei mehrere hunderttausend Euro in eine Entalkoholierungsanlage investiert. Diese Anlage arbeitet mit einer Membrantechnik und ist die erste dieser Art in Deutschland, die in einer mittelständischen Brauerei zum Einsatz kommt. (Kloster Andechs)

Neue Dauerausstellung im ehemaligen Kloster Chorin

In den Räumlichkeiten der ehemaligen Zisterzienserabtei Chorin wird eine Dauerausstellung eingerichtet: mit Erklärungen zur Historie des Klosters, mit Fundstücken und Modellen zur Baugeschichte des 1273 errichteten Backsteinensembles. Eröffnet werden soll die Ausstellung im März 2017. Mit diesem Datum will man Preußens Baumeister Karl Friedrich Schinkel ehren, der sich Anfang des 19. Jahrhunderts für den Erhalt der Anlage eingesetzt und empfohlen hatte, es als nationales Kulturdenkmal zu erhalten. Auf sein Betreiben wurde die Anlage gesichert und rekonstruiert. (Berliner Zeitung)

Stiftung verteidigt Entscheidung zu RTL-Sendung

Im Streit um die Austragung der Final-Show der RTL-Sendung „Deutschland sucht den Superstar“ im Kloster Eberbach hat die Stiftung die Entscheidung verteidigt. Es sei ein schwieriger Abwägungsprozess gewesen, ob die Sendung in dem 1803 säkularisierten Kloster stattfinden solle oder nicht, sagte der Stiftungs-Geschäftsführer Martin Blach der „Frankfurter Rundschau“. Er habe aber den Auftrag, die Anlage wirtschaftlich zu führen. Betrieb und Unterhalt des Klosters müssten eigenständig verdient werden, dies koste jährlich bis zu drei Millionen Euro. Kritiker, wie etwa die örtlichen Grünen, geben zu bedenken, die Sendung und das Kloster passten einfach nicht zusammen. Blach wies darauf hin, dass es in Kloster Eberbach häufig Konzerte gibt und dass die ehemalige Zisterzienserabtei schon oft Drehort für Film und Fernsehen war. So etwa für den 1986 ausgestrahlten Kino-Hit „Der Name der Rose“ nach dem gleichnamigen Roman von Umberto Eco. Im vergangenen Jahr wurden in der Basilika mehrere Trailer für die fünfte Staffel der Fantasy-Fernsehserie „Game of Thrones“ gedreht. (kna)

Caspar David Friedrichs „Mönch am Meer“ in neuem Glanz

Zwei der bekanntesten Bilder des Malers Caspar David Friedrich (1774-1840) erstrahlen im neuen Glanz. Das Bilderpaar „Mönch am Meer“ und „Abtei im Eichwald“ wurde von 2013 bis 2016 umfassend restauriert und wird seit Ende Januar in einer Sonderausstellung in

der Alten Nationalgalerie gezeigt, wie die Staatlichen Museen zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz am 21. Januar mitteilten. Beide Werke von 1810 seien in der „Radikalität ihrer Komposition“ und der „Unergründlichkeit ihrer Stimmung“ ein wichtiger Schritt hin zur Moderne. Der gebürtige Greifswalder Friedrich gilt als einer der bekanntesten Maler der Frühromantik. (kna)

Erste offizielle Witwenweihe der Neuzeit in Deutschland

Erstmals in der Neuzeit hat es in Deutschland wieder eine offizielle, bischöflich anerkannte Witwenweihe gegeben. Die 62-jährige Caritas-Mitarbeiterin Eliane Gruben aus dem Bistum Trier legte Mitte Februar 2016 in einer feierlichen Messe das Versprechen ab, nicht wieder zu heiraten, keusch zu leben und Gott und der Kirche dienen zu wollen. Im Eifelort Mayen spendete ihr Dechant Matthias Veit in Vertretung des Trierer Bischofs Stephan Ackermann einen Segen. Der Brauch der Witwenweihe hat sich in den Ostkirchen erhalten, geriet aber im Westen in Vergessenheit. Die heute gültigen liturgischen Bücher der römisch-katholischen Kirche sehen die Witwenweihe nicht vor. 1984 approbierte Rom auf Bitten des Pariser Kardinals Jean-Marie Lustiger einen „Ritus der Segnung von Witwen“, der seither in Frankreich praktiziert wird. Mit der Zustimmung des jeweiligen Diözesanbischofs geweihte Witwen finden sich inzwischen auch in Italien, Polen und seit 2014 in Österreich. (kna)

... Neue Bücher

Gabriele Ziegler

Die Wüstenmütter

Weise Frauen des frühen Christentums.

Reihe Camino.

Stuttgart: Katholisches Bibelwerk 2015. - 159 S.

Dass gerade die Gottes- und Lebenserfahrungen des frühen Christentums für unsere Zeit sinnvolle Hinweise be-reithalten, haben zahlreiche Veröffentlichungen der letzten Jahre schon gezeigt. Dass es in der Anfangszeit des Mönchtums in der Wüste nicht nur großartige Väter-, sondern auch Müttergestalten gab – die Geschichte hat in einseitig männlicher Sichtweise dies zwar immer wieder übermalt, jedoch nie ganz vergessen. Ein wohl sehr bekanntes Beispiel für diese Übermalung bildet die oft als Prostituierte und Büberin dargestellte Maria Magdalena. In dieser Figur zieht eine Tradition, die Sünde und Sexualität miteinander identifiziert, unterschiedliche Marien-gestalten (Sünderin, Geheilte, Jüngerin, Osterzeugin) der Heiligen Schrift zusammen. Erst wenn dieses verzeichne-te Frauenbild, das sich auch über das frühe Mönchtum legte, relativiert ist, kommen jene Frauen in den Blick, welche die Autorin als „überraschend starke, wenn auch nicht `typisch weibliche` und schon gar nicht `einfache` Frauen“ (25) charakterisiert. Zu den entsprechenden Quellentexten gehört z.B. die „Historia Lausiaca“, eine Reihe von monastischen Kurz-biografien, um 420 für Lausus verfasst, einen hohen Beamten des byzantinischen Kaiserhofs. Auch dieses Werk wie fast alle anderen einschlägigen Quellen sind natür-lich von Männerhand geschrieben, müssen deshalb auf die „Welt hinter dem Text“ befragt werden. Denn gerade in der spätantiken Gesellschaft mit ihrem sehr fest gefüg-ten Bild einer „normalen“ Biografie von Ehefrau und Mutter bedeutete deren „Aus-stieg“ einen ungeheuer mutigen und riskanten Schritt. In dem kleinen, absolut lesenswerten Buch werden dann einige Wüstenmütter mit Na-men und Lebenslauf vorgestellt, darunter Melania die Ältere, deren Todesjahr 410 zu-sammen fällt mit der Plünderung Roms durch die Westgoten. Sie gehört zu jenen Frauen, die nach ihrer Bekehrung zu einer radikalen Lebensweise in der Nachfolge Christi ein ungeheures Vermögen – also ein Leben in Sicherheit und Komfort – aufga-ben, oft zum Erstaunen und gegen den Widerstand ihrer Familien, oft auch gegen den Unwillen der von ihnen frei gelassenen Sklavinnen und Sklaven, die fortan zwar frei,



ISBN 978-3-460-50003-7.

€ 18.00.

aber brot- und arbeitslos waren. Es gibt noch einen weiteren Grund, warum die Geschichte Melanias nicht vergessen wurde. Sie war auch eine jener Frauen, die mit psychologischem Feingefühl und offener Rede Kirchen- und Klostermännern in Situationen der Krise geholfen haben. In diesem Falle war es Evagrius Ponticus, dessen Lehre über das Gebet in letzter Zeit wieder viel Beachtung gefunden hat.

Eine weitere „starke Frau“ – dieses Mal geografisch uns näher – ist die Amme des hl. Benedikt gewesen. Ohne sie wären die ersten, nach dem eigenen Weg suchenden Phasen im Leben des westlichen Mönchvaters undenkbar. So war sie Geburtshelferin im tiefen, spirituellen Sinn des Wortes.

Bei der Frage, „was wir heute von diesem Geschichten haben“, kommt die Autorin auf die notwendige Versöhnung zwischen männlich und weiblich zu sprechen, auf die Integration einer von Frauen geprägten religiösen Erfahrungswelt und Sprache in heutige Spiritualität. Dazu zitiert sie aus einem Werk von Johannes Cassian, das zwar mit „Collationes Patrum – Vätersammlung“ betitelt ist, das jedoch zweifelsohne auch von Frauen geprägte Sinnsprüche enthält, wie den folgenden:

„Die Beschaffenheit unserer Seele wird nicht unpassend mit allerfeinstem Flaum oder einem sehr leichten Federchen verglichen. Wenn es nicht verdorben wird durch Feuchtigkeit, die es von außen beschädigt oder innen durchnässt, wird es durch die Leichtigkeit seines Wesens mit dem Auftrieb schon des leisesten Windhauchs wie von selbst in himmlische Höhen getragen.“ (139)

Gabriele Ziegler arbeitet als Theologin, Psychoanalytikerin und Übersetzerin im Johannes-Cassian-Institut in Münsterschwarzach. So verbindet sie in eigener Person die monastischen Traditionen von Ost (Cassian) und West (Benedikt). Auf der Instituts-Homepage ist von ihr zu lesen: „Die Texte Cassians haben mir nicht nur die Regel Benedikts in ihrer Tiefe und Weite erschlossen. Sie sind eine große Herausforderung, aber auch sozusagen mein täglich Brot für meinen eigenen geistlichen Weg geworden.“ Dem entsprechend beschließt sie das besprochene Werk mit einem reichen, das Interesse der Leserinnen und Leser weckenden Literaturverzeichnis, das einen weiten Blick eröffnet gerade in die hier eher unbekanntesten spirituellen Schätze der Ostkirche.

Paul Rheinbay SAC

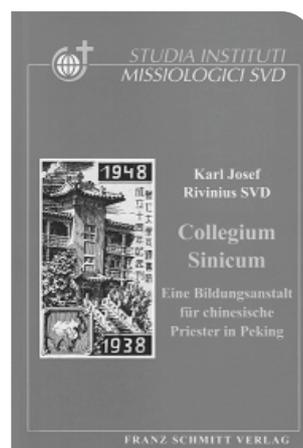


Karl Josef Rivinius SVD

Collegium Sinicum.

Eine Bildungsanstalt für chinesische Priester in Peking. –
Studia Instituti Missiologici SVD, Band 103. –
Siegburg: Franz Schmitt Verlag 2015. – 253 S.

Die Ausweisung der ausländischen Missionare aus China nach der Gründung der Volksrepublik beendete ein halbes Jahrhundert Erfolg versprechender Bildungsgeschichte. 1904 hatte die Einführung eines neuen Bildungssystems die staatliche Kontrolle sichergestellt, die in den Wirren nach dem Ende des Kaiserreichs zwar wieder verloren ging, doch 1929 wieder erneuert wurde. Die Initiative zu einem katholischen privaten Schulwesen ging vom Münsteraner Missionswissenschaftler Josef Schmidlin anlässlich einer Studienreise nach China im Jahr 1913 aus. Der Plan einer Universität in Jinan wurde von Franziskanern und Steylern gemeinsam erwogen. Nach dem Ersten Weltkrieg und dem damit einhergehenden Verlust der deutschen Kolonien waren die deutschen Missionare zeitweise von Ausweisung bedroht; weil China aber den Versailler Vertrag nicht unterzeichnet hatte, durften sie im Land bleiben. Ermutigt durch die Missionszyklika „Maximum illud“ wurden Projekte zur Hebung des Ansehens des Katholizismus durchgeführt: In Peking wurde von amerikanischen Benediktinern eine katholische Universität gegründet, die 1933 den Steylern übertragen wurde. Das Projekt einer Katholischen Enzyklopädie für China wurde begonnen, konnte jedoch nicht beendet werden. Um das Bildungsniveau des chinesischen Klerus zu steigern, wurde zunächst mit Sommerkursen begonnen. 1937 errichteten die Steyler das „Collegium Sinicum Ecclesiasticum“, um Priester in Naturwissenschaften und Literatur zu qualifizieren. Karl-Josef Rivinius, einer der besten Kenner der chinesischen Kirchengeschichte, beschreibt unter Auswertung der Literatur und der Quellen, von denen die wichtigsten mit ediert werden, die Entstehung und Entwicklung dieses Seminars, die personellen Schwierigkeiten sowie die Weiterentwicklung zu einem „Institutum Philosophicum“. Die kommunistische Machtübernahme beendete jedoch bald die Entwicklungen. 1949 wurde der dialektische Materialismus zum Pflichtfach, 1950 wurde die Universität konfisziert. Die Patres konnten vorerst noch bleiben, wurden aber im Juli 1951 interniert. Die meisten wurden 1952 des Landes verwiesen, einige zu Gefängnisstrafen verurteilt oder getötet.



ISBN 978-3-88095-280-5.
€ 16.90.

Joachim Schmiedl ISch

Michaela Sohn-Kronthaler / Willibald Hopfgartner / Paul Zahner (Hg.)
Zwischen Gebet, Reform und sozialem Dienst.

Franziskanisch inspirierte Frauen in den Umbrüchen ihrer Zeit.
Theologie im kulturellen Dialog. Band 29
Innsbruck: Tyrolia 2015. – 314 S.

Der hl. Franziskus von Assisi inspirierte von Anfang an viele Frauen zu unterschiedlichen Formen geweihten Lebens. Eine Tagung an der Universität Graz ging diesen Spuren nach. Herausgekommen ist ein buntes Panorama von Lebensformen, Varianten franziskanischer Spiritualität und sozialem Engagement aus acht Jahrhunderten. Mit franziskanischen Frauen im Mittelalter beschäftigen sich die ersten fünf Beiträge. Franziskus, der sich in seiner Bruderschaft als Mutter verstand, übte mit weiblicher Metaphorik einen großen Einfluss auf Frauen unterschiedlicher Herkunft und Standes aus. Die Beispiele reichen von Elisabeth von Thüringen, Angela von Foligno und Mechthild von Magdeburg im 13. Jahrhundert über Katharina Vigri im 15. Jahrhundert zu Maria Lorenza Longo zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Zentral sind dabei mystische Erfahrungen des In-Christus-Seins in der typischen Verbindung von Liebes- und Passionsfrömmigkeit. Dass es nicht leicht war, das franziskanische Charisma in eine weibliche religiöse Lebensform zu übersetzen, zeigt Paul Zahner an den Auseinandersetzungen um die Regel des Ordens der hl. Klara, die erst kurz vor deren Tod die kirchliche Approbation erhielt. Zwei Beispiele aus der Frühen Neuzeit veranschaulichen die Bewährung des franziskanischen Charismas. Den Widerstand der Nürnberger Klarissin Caritas Pirckheimer gegen die drohende Auflösung ihres Klosters nach dem Konfessionswechsel der Reichsstadt fasst Barbara Henze unter den Aspekten des Regelgehorsams und der geistlichen Freiheit, wie sie diese bei ihrer Ordensgründerin beobachten konnte. Den Weg der Elisabethinnen in Graz von der schwierigen Gründung bis heute zeichnet deren Generaloberin nach.

Der zweite Teil des Tagungsbandes geht auf die Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts ein. Michaela Sohn-Kronthaler differenziert ihre Übersicht über den „Frauenkongregationsfrühling“ nach Gründungen durch Frauen oder durch Kleriker unter Mitwirkung von Frauen. Die offene Drittordensregel ermöglichte Differenzierungen in der Praxis der evangelischen Räte und in den Aufgabengebieten. Drei Beispiele: Antonia Werr gründete 1855 in Würzburg die Dienerinnen der heiligen Kindheit Jesu mit dem Akzent, die Würde verlassener und ausgestoßener Kinder wieder herzustellen. Unter der „männlichen Dominanz“ des Kapuziners Theodosius Florentini entstanden



ISBN: 978-3-7022-3392-1.
€ 27.00.

die Menzinger und Ingenbohrer Schwestern. Markus Ries schildert die Schwierigkeiten von Maria Theresia Scherer im Umgang mit dem unternehmerisch tätigen Kapuziner, Paul Zahner den Beginn franziskanischer Missionsschwestern in Südamerika. Was es mit dem weltlichen Dritten Orden im Unterschied zu den regulierten Dritten Orden auf sich hat, ist Gegenstand der Untersuchung von Gisela Fleckenstein auf der Grundlage der Regelwerke seit Leo XIII.

Der Band wird mit zwei besonderen Beiträgen beschlossen. Begegnungen mit Franz von Assisi verwandeln – Simone Weils Besuch in Assisi sieht sie „auf der Schwelle der Kirche“. Sich als Frau und Theologin in einer Männerkirche durchzusetzen, sieht die Kroatian Rebeka Anic als Auftrag aus ihrem franziskanischen Charisma.

Den Autorinnen und Autoren ist ein faszinierender Einblick in sehr differenzierte franziskanische Lebensformen von Frauen gelungen. Die Kontinuitäten zu Klara von Assisi und die Wandlungen in acht Jahrhunderten werden gut sichtbar.

Joachim Schmiedl ISCh

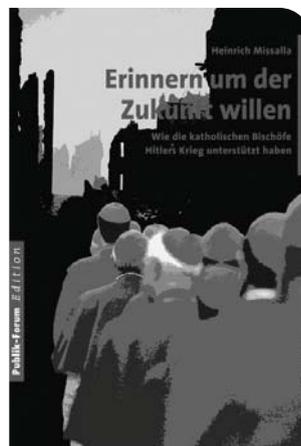
Heinrich Missalla

Erinnern um der Zukunft willen.

Wie die katholischen Bischöfe Hitlers Krieg unterstützt haben. – Publik-Forum Edition.

Oberursel: Publik-Forum Verlagsgesellschaft 2015. – 135 S.

Heinrich Missalla, Jahrgang 1926, ist ein streitbarer Priester und Autor. In mehreren Veröffentlichungen hat er sich bereits mit der Rolle der katholischen Kirche in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts befasst. Bei seinen Forschungen ist er auf verstörende Quellen gestoßen. In seinem neuesten Buch, das er unter dem hoffnungsvollen Aufbruch des Dialogprozesses der deutschen Kirche geschrieben hat, skizziert er die Anpassungsmentalität des Katholizismus der Vorkriegs- und Kriegsjahre. Im Reichskonkordat sieht er eine falsche Anpassung an das Hitler-Regime. Dadurch wurden die Bischöfe zu gehorsamen Dienern des Staates, was Missalla an vielen Beispielen verdeutlicht. Drei Aspekte sind ihm besonders wichtig: Den Gehorsam – innerkirchlich den Weisungen der Bischöfe gegenüber, gesellschaftlich dem Staat gegenüber –, vor allem den blinden soldatischen Gehorsam, sieht er als fragwürdig an. Den Krieg als eine Situation der Bewährung zu verstehen, ist seiner Meinung nach verfehlt und hat dazu geführt, dass Widerstand und Martyrium auch von kirchlichen Obern abgelehnt wurden.



ISBN 978-3-88095-280-5.
€ 16.90.

Und schließlich sieht er in der Sinngebung des Krieges als metaphysisches Kampfgeschehen und der Deutung des Soldatendaseins als priesterliche Existenz eine bewusste Verblendung.

Missalla möchte Anstöße geben, um aus der Geschichte zu lernen. Er fordert die Bischöfe auf, authentisch zu sein und zu lehren. Die Staatsnähe der Kirche sieht er als eine große Gefahr. Entscheidend für ihn ist der Wandel von einer Gehorsams- zu einer Verantwortungsethik. Missalla bürstet die Quellen gegen den Strich. Doch gerade das kann der Kirche insgesamt und auch den religiösen Gemeinschaften helfen, ihre eigene Haltung in NS- und Kriegszeit kritischer zu sehen und zu beurteilen.

Joachim Schmiidl ISch

George Augustin / Markus Graulich (Hg.)

Gelingendes Leben.

Wege von Ordenschristen heute.

Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk 2015. – 224 S.

Das Jahr des geweihten Lebens ist am 02. Februar 2016 zu Ende gegangen – die damit verbundene Thematik ist jedoch von bleibender Bedeutung. Das Thema ‚Gottgeweihtes Leben‘ ist und bleibt aktuell, denn die Kirche braucht das Leben, das ungeteilt Gott in den Mittelpunkt stellt. Die Hingabe von Ordenschristen ist eine Kraft und ein Zeugnis, die bzw. das für Kirche und Gesellschaft unverzichtbar ist.

Der zum Jahr des geweihten Lebens herausgegebene Sammelband „Gelingendes Leben. Wege von Ordenschristen heute“, der im Stuttgarter Verlag Katholisches Bibelwerk (2015) erschien, möchte dies bezeugen. Ein internationales Autorenteam stellt den unersetzlichen Wert und die bleibende Aktualität des geweihten Lebens in der Kirche in insgesamt 18 Beiträgen heraus. Alle Autoren sind Christen, die ihr Leben Gott geweiht haben, was diesem Band einen gewissen Zeugnischarakter verleiht. Die Herausgeber möchten mit dem 395 Seiten umfassenden Band „Impulse und Inspirationen geben, um die Bedeutung des Ordenslebens für die Kirche neu vor Augen zu stellen“ (S. 12). Um dieses Ziel zu erreichen, wird das gottgeweihte Leben aus verschiedenen Perspektiven in den Blick genommen, die im Folgenden kurz besprochen werden sollen. Mehrere Beiträge stellen das gottgeweihte Leben in Zusammenhang mit der Sendung der Kirche. Die Ordensgemeinschaften haben eine bleibende Sendung, tragen mit zur



ISBN 978-3-460-32147-2.

€ 19.99.

Erneuerung der Kirche und zur Neuevangelisierung bei. Diese Sendung lässt sich nur in der Verbundenheit mit Gott und der daraus hervorquellenden Freude vollziehen.

Eine weitere Perspektive, die im zugrundeliegenden Band eingenommen wird, ist das Ordensleben als Leben in der Nachfolge Christi. Unter diesem Blickwinkel werden unter anderem die evangelischen Räte thematisiert und die Bedeutung Mariens für das gottgeweihte Leben betrachtet.

Des Weiteren werden unterschiedliche Wege des geweihten Lebens aufgezeigt. In den diesbezüglichen Artikeln wird deutlich, dass Ordensgemeinschaften der Welt auch heute noch viel zu sagen haben. Unter diesem Aspekt werden Charismen, Spiritualitäten und Gründerpersönlichkeiten unterschiedlicher Ordensgemeinschaften vorgestellt. Zu guter Letzt runden einige Betrachtungen des gottgeweihten Lebens in Zusammenhang mit der Pastoral diesen Band ab.

Zusammenfassend darf gesagt werden, dass die Beiträge dieses Bandes Ermutigung und Stärkung für das Ordensleben geben und die Schönheit und das Fundament, das nur Gott selbst sein kann, für das geweihte Leben herausstellen.

Dieser Band bietet neben vielen spirituellen Impulsen einen hohen Informationsgehalt – er ist ein durchaus vielgestaltiges Werk, das die geistig-geistliche Dimension des Lesers anspricht und somit als theologisch-wissenschaftliche wie auch spirituelle Lektüre dient – und das nicht nur für Ordenschristen.

Stefan Laurs

Rino Cozza

La custodia dell'umano.

Nuovi orizzonti per la vita religiosa.

Problemi di vita religiosa.

Bologna: Edizioni Dehoniane 2014. - 127 S.

Der Autor gehört zur international (Amerika, Afrika, Süd-Indien) verbreiteten Kongregation des hl. Josef von Murialdo. Er schreibt aus reicher Begegnungs- und Lebenserfahrung, feierte er doch bereits vor drei Jahren das goldene Priesterjubiläum. Dies überrascht deswegen ein wenig, weil das kleine Bändchen sehr viel jugendlichen und nach vorne schauenden Geist atmet.

Der Titel – zu deutsch etwa: „Die Bewahrung (der Schutz) des Menschlichen“ deutet hin auf die anthropologische Wende des Konzils und führt diese Linie konsequent aus in die Fragestellung nach der Zukunft geweihten Lebens. Um es vorweg zu sagen: Auch hier findet sich kein Patentrezept, jedoch ein vertrauensvoller Aufruf, Bestehendes und Vertrautes aufzugeben und sich wieder auf die prophetische Dimension des Ordenslebens zu besinnen. Natürlich ist es keine Frage, dass die einbrechenden Mit-



ISBN 978-88-18-50739-1.
€ 15.50.

gliedern im deutschen wie auch im romanischen Sprachraum zum Aufgeben zwingen. Aber dem Autor geht es um etwas Grundlegenderes. Er will heraus aus der seit den Anfängen des christlichen Ordenslebens bestehenden exklusiven Alternative, entweder die eremitische oder die „konventuale“ Lebensform zu wählen, mit den jeweils damit verbundenen Strukturen, Institutionen, Regeln. Damit Ordensleben zu einem Schutzraum für Menschlichkeit werden kann, muss mehr als bisher ernst genommen werden, dass es um die Freiheit und die Berufung jedes und jeder einzelnen geht. In der Linie des Konzils und der letzten Aussagen von Papst Franziskus ist Gott gerade da zu finden, wo es um das Heil des bedrohten, verletzten, innerlich und äußerlich kranken Menschen geht. Dies aber hat als Konsequenz, dass es im geweihten Leben sehr wohl um Gemeinschaft und deren Ausstrahlungskraft geht, dass jedoch die konkreten Formen und Strukturen dieser Gemeinschaft ganz neu gedacht, ja neu er- und geschaffen werden müssen. Dies gilt mit dem Blick auf die Zugehörigkeit von Menschen mit unterschiedlichen Aufgaben; dies gilt aber genauso mit Blick auf das Leben von Gemeinschaften dort, wo sie ihren prophetischen Auftrag sehen, mitten unter den Menschen, im Wort und noch mehr im Lebenszeugnis.

„Das geweihte Leben ist also gerufen, das Leben zu bewohnen, jedoch nicht jenes von gestern. Denn drinnen wie draußen wird nur das erlöst, was angenommen ist: so das Gesetz der Inkarnation. Um sich auf diesem Weg in Bewegung zu setzen, bedarf es – wie man an den neuen Formen religiöser Gemeinschaften sieht – einer guten Dosis von Freiheit und Festesfreude. Nur so können wir den vielen entgegen treten, die der Kritik am Christentum Glauben schenken, dieses habe den Körper verachtet und die Lebensfreude mit Asche überdeckt. ... Die Qualität christlichen Glaubens und seine Glaubwürdigkeit basieren auf der Fähigkeit, den Menschen in vollem Sinne menschlich werden zu lassen und ihn damit für jenen Gott zu öffnen, der sich ganz enthüllt hat. Ihm können wir begegnen und zu ihm haben wir Zugang in jener glanzvollen Darstellung, die wir in der Menschheit Jesu gesehen und berührt haben.“ (67)

Unverkennbar ist die Sympathie des Autors für neue Formen von „Bewegungen“ in der Kirche. Gleichzeitig ruft er dazu auf, die durch den Strukturwandel hervorgerufene „Dispersion“ – also Zerstreuung, Vereinzelung, kleine Gruppen, Minderheit – als Chance zu sehen.

„Es wird notwendig, dass man von einer lokalen zu einer stärker gemeinschafts-bezogenen Konzeption von Orden wechselt, von einer quantitativen zu einer stärker qualitativen, ohne die das geweihte Leben sein Ziel verfehlt. Mit Blick auf die bereits jetzt in der Zerstreuung lebenden Mitglieder und mit Wertschätzung jedes einzelnen Charismas wird das Selbstverständnis nicht mehr nur von jenen geprägt, die zusammen wohnen, sondern von jenen, die zusammen kommen.... Die Urgemeinde von Jerusalem – auf die sich normalerweise in Sachen Gemeinschaft das geweihte Leben rückbezieht – war eine gemeinsam gelebte spirituelle Erfahrung und nicht notwendigerweise der gemeinsame Aufenthalt in geografischem Sinne. Unvermeidbar wird es daher sein, Gemeinschaft neu zu konfigurieren, mit anderen als den bisherigen Maßstäben.“ (103f.)

Dieses andere, neue Bild von religiöser Gemeinschaft öffnet die Grenzen bestehender fester Gemeinschaften, in die man „eintritt“. Es ist stärker charismenorientiert, ausgerichtet auf das gelebte „Für“ des geweihten Lebens in der Welt von heute. In letzter

Konsequenz ist es radikal weggehend von der Sorge einer einzelnen Gemeinschaft um Berufungen als Bestandsgarantie (auch solche, die aus Ländern mit Nachwuchs nach Europa geholt werden!), hin zu einer nicht weniger, sondern mehr engagierten Form des Miteinanders. Dieses orientiert sich an den Geistesgaben, die in einer Gemeinschaft präsent sind und sich in Dienst nehmen lassen. Wie das aussieht, kann in der Struktur verschieden sein: ganz dazugehörig oder nur in lockerer Bindung, auf Lebenszeit oder in vereinbarter begrenzter Zeit.

Inspirierend ist der Leitgedanke des Buches, dass Ordensleute dazu berufen sind, menschliches Leben in seiner vollen Qualität zu schützen und dass sie dies tun dürfen in je neuer, zeitbedingter Form. Dies lädt dazu ein, überkommene Muster positiv in Frage zu stellen, bevor sie durch die Fakten überholt und verunmöglicht werden.

Paul Rheinbay SAC

Martin Leitgöb

Bernhard Häring

Kirche im Zeichen der Barmherzigkeit.

Spiritualität und Seelsorge, Band 9.

Innsbruck: Tyrolia Verlag 2015. – 105 S.

Zwei aktuelle Anlässe gibt es für die Kurzbiographie von Martin Leitgöb über seinen Ordensbruder Bernhard Häring. Das von Papst Franziskus ausgerufene „Jahr der Barmherzigkeit“ spielt in der moraltheologischen Reflexion des Redemptoristen-Theologen eine große Rolle. Und auch für die heftig diskutierten Themen der Bischofssynoden 2014 und 2015 über Ehe und Familie hat Häring vor, während und nach dem Konzil wichtige Weichenstellungen gesetzt.

Der schwäbische Bauernsohn Bernhard Häring war mit einer missionarischen Berufung zu den Redemptoristen gegangen. Einer Entsendung nach Brasilien kamen die Obern mit der Bestimmung zum Lehrer der Moraltheologie zuvor. Die Erfahrungen als junger Priester und Soldat im Zweiten Weltkrieg sowie als „Rucksackpriester“ in der Aufbauphase danach prägten seine wissenschaftlichen Ansätze, die ihn zu einem Erneuerer der Moraltheologie werden ließen. Höhepunkt seines Lebens war das Zweite Vatikanische Konzil, an dem Häring als Berater teilnahm. Besonders im Ehekapitel der Pastoralkonstitution finden sich viele Formulierungen aus Härings Feder. Nach dem Konzil aber war es gerade auch Häring, der in Konflikt mit der Glaubenskongregation geriet. Die Interpretation der Enzyklika



ISBN 978-3-7022-3478-2.

€ 34.95.

„Humanae vitae“ sowie unterschiedliche Interpretationen neuer medizinethischer Fragestellungen überschatteten das Wirken Härings, der zu dieser Zeit an Kehlkopfkrebs erkrankt war. Die Bewältigung dieser Krankheit ließ in Häring das Mitgefühl mit kranken Menschen wachsen.

Vier Hauptaugenmerke macht Leitgöb in Härings Theologie aus. Sie sei christozentrisch, am Menschen orientiert, biblisch fundiert und ökumenisch offen. An zwei Themenbereichen gibt Leitgöb tiefere Einsichten in Härings Denken, illustriert mit prägnanten Zitaten aus seinen Werken. „Kirche im Zeichen der Barmherzigkeit“ ist für Häring eine Konkretisierung des Liebesgebots, sichtbar in der Eucharistie, bezeugt durch Priester, einen menschlichen Umgang mit Normen und eine flexible Anwendung des Kirchenrechts. Für die „Lebenswirklichkeit Ehe und Familie“ liegt der Beitrag Härings in einer ganzheitlichen Sicht auf die Ehe als Liebesbund und der Herausstellung der Pflicht der Eheleute zu einer verantworteten Elternschaft. Daraus entwickelte Häring eine umfassende Familienpastoral, die besonders auch denen galt, deren Beziehungen in Schwierigkeiten geraten waren.

Leitgöbs Häring-Biographie führt in knapper Form in aktuelle moraltheologische Kontroversen ein und zeigt gleichzeitig auf, dass und wie sich kirchliche Lehre und Praxis im letzten Jahrhundert gewandelt und angepasst hat.

Joachim Schmiedl ISch

Martin Kirschner, Joachim Schmiedl (Hg.)

Martyria. Den Glauben bezeugen

in der Welt von heute.

Katholische Kirche im Dialog, 3.

Freiburg: Herder 2015. – 184.

„Zeitsensible theologische Überlegungen“ präsentieren, die „zum Weiterdenken und zur kritischen Reflexion anregen“ (11), will dieser Band, der aus dem Dialogprozess innerhalb der katholischen Kirche hervorgegangen ist. Dabei geht es um Martyria und damit um einen „Grundvollzug von Kirche“ (7), denn es geht um das Bezeugen von Gottes Sein und Handeln in allen Lebensbezügen. In seiner thesenstarken Einführung legt Martin Kirschner dazu eine erste Spur, wenn er eine „neue Verkündigung des Evangeliums“ fordert, welche sich von den „Konflikten und Nöten der Zeit“ (15) inspirieren und verändern lasse. Dies sei allein in dem Wissen möglich, dass der christliche Glaube mittlerweile nur noch eine Suchbewegung unter zahlreichen anderen sei. Sich in



ISBN 978-3-451-32628-8.

€ 18.00.

dieser Situation als ganzer Mensch zum Zeugnis rufen zu lassen, sei nicht nur eine große Aufgabe, sondern zugleich auch ein substantieller Beitrag zur Erneuerung der Kirche, da dieses Zeugnis die gesamte Gemeinschaft der Glaubenden präge.

Die Voraussetzungen hierfür erscheinen allerdings nicht besonders günstig, wie Johann Evangelist Hafner erklärt. Von „Verkarstung“ (40-46) der Religion ist bei ihm die Rede und, nein, auf offene Ohren treffe die Verkündigung der Kirche gegenwärtig sicher nicht (25), bestehe ihre schier unlösbare Aufgabe doch darin, „auch dem noch etwas zu geben, der vermeintlich schon alles hat“ (49).

Vor diesem Hintergrund wird es verständlich, warum zahlreiche Beiträge ihren Blick auf das Wirken und den Kommunikationsstil von Papst Franziskus richten und ihn somit zum Hoffnungsträger einer erneuerten Kirche machen. Karlheinz Ruhstorfer nimmt den Papst und dessen Schreiben Evangelii Gaudium zur Grundlage seiner Auseinandersetzung mit Peter Sloterdijk und kommt zu dem Schluss, dass jedwede Anfrage von außen die Kirche im höchsten Maße inspirieren könne und solle (54), weil sie zu einem klaren Bekenntnis herausfordere. Gerade Sloterdijk lege den Christen zudem nahe, ihren Glauben wieder mehr als Exerzitium aufzufassen, um so ihrem Ideal Jesus Christus immer mehr zu entsprechen. Weiterführend hieße dies, dass Gott eben auch außerhalb „der Kirche und ihren Strukturen“, nämlich „in der Welt und in der Geschichte“ zu finden sei (65).

Wie zudem das Schreiben Evangelii Gaudium in den „großen Reformstau“ (69) der katholischen Kirche in inspirierender Weise hineinspricht (Gerhard Kuip), was überdies vom Kommunikationsstil des Papstes zu lernen ist (Manfred Becker-Huberti) und wie letztlich kirchliche Kommunikationsfehler und damit mediengerechte Skandale in guter und Transparenz schaffender Weise vermieden werden können (Eckard Bieger), findet in dem Band ebenfalls Raum. Zudem nimmt Monika Scheidler alle Religionslehrer/innen in die Pflicht, neben der pädagogischen Professionalität auch im Blick zu behalten, dass ihnen auch die „religiöse Bildung mit existentielltem Anspruch“ (131) obliegt. Dies bedeutet, dass auch der Religionsunterricht ein „Bewährungsort von Martyria und Glaubenszeugnis sein kann“ (133) und darf. Einen Ausblick formuliert schließlich Hubert Lenz, wenn er nicht nur das Ende der Volkskirche proklamiert, sondern zugleich dazu aufruft, Kirche als evangelisierend und missionarisch zu verstehen. Hier, wie in allen Beiträgen, kommen auch die „heißen Eisen“ der Diskussion zur Sprache wie etwa das Machtgefüge innerhalb der Kirche oder die Frage nach der Rolle der Frauen in Verkündigung und Amt.

Insgesamt handelt es sich um einen mutigen Band, der bisweilen schonungslos den Reformstau der Kirche benennt, Lösungsvorschläge anbietet, die allesamt auf ihre Erneuerung und ein neues Selbstverständnis ihres Personals abzielen, und zugleich den einzelnen Glaubenden in seinem Verkündigungsdienst in der Welt ernstnimmt und stärkt.

Sr. Nicole Grochowina

Tomáš Halík

Nicht ohne Hoffnung.

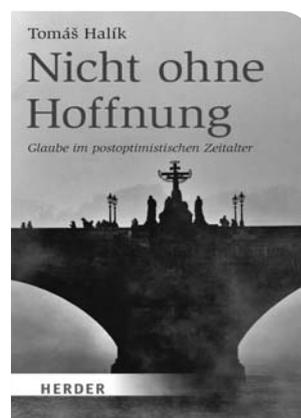
Glaube im postoptimistischen Zeitalter.

Freiburg: Herder 2014. – 256 S.

Die Bücher von Tomáš Halík waren vielen Menschen eine wahre Augenöffnung, wie man von Gott heute reden kann und wie man ihn wahrnehmen kann in einer Welt, die sich von Gott entfernt zu haben scheint. Nun ist 2014 die deutsche Übersetzung eines weiteren Buch des tschechischen Theologen und Philosophen erschienen, das er im Sommer 2009 in seiner „Einsiedelei im Rheinland“ (253) geschrieben hat. Er führt darin viele seiner Gedanken fort, spitzt sie aber zu auf das Thema der Hoffnung: „Wo ist der Ort in mir, wohin ich dich einladen kann, mein Gott?“ fragt Augustinus. Ich glaube, dass die Antwort Gottes lautet: es ist deine Hoffnung“ (253). Bevor Halík mit diesem Satz sein Buch schließt, nimmt er seine Leserschaft mit auf einen Weg, der von der Analyse der gegenwärtigen geistigen Situation der Religion und des Katholizismus schrittweise in die Mitte bis hinein ins Mysterium des Todes und der Auferstehung führt.

Halík benennt zunächst die „momentane Krise“ (26-41), die 2009 vor allem als Wirtschafts- und Bankenkrise erschien. Hier finden sich Gedanken über die „Vergötterung der Ökonomie“ (Höhn, zit. von Halík S. 31), die sich auch in der Enzyklika von Papst Franziskus „Laudato Si“ wieder finden. Dann setzt er sich kritisch mit der viel beschworenen These von der „Rückkehr der Religion“ auseinander, in der er die deutlichen Spuren fundamentalistischer Züge erkennt, mit denen er mit scharfer Zunge ins Gericht geht (49-60). Er diagnostiziert den „Misserfolg des liberalen Katholizismus der sechziger Jahre“ (61), dem die „Ausrichtung auf die Tiefe“ gefehlt habe (ebd.). Halík fragt skeptisch: „aus welchen Früchten der Mystik des 20. Jahrhunderts hätte damals die nachkonziliare Kirche schöpfen können?“ (62). Weder dem „synkretistischen Typ à la New Age“, noch dem „Fundamentalismus der Traditionalisten“ noch den „pfingstlichen Ekstatikern“ (67) traut er zu, auf die Krise der Moderne antworten zu können. Halík räumt ein, dass sein Blick vielleicht zu skeptisch sei, aber er habe „jenes große Zeichen der Hoffnung für die heutige Welt“ nicht erkennen können (67).

Im Kapitel „Hoffnung für alle“ (69-88) kommt er auf die Enzyklika „Spe Salvi“ von Papst Benedikt XVI zu sprechen mit dessen Grundgedanken, dass „wer Gott nicht kennt (...) ohne Hoffnung ist“ (79) und kommt zu dem Schluss, dass „das theologisch interessanteste Thema (...) gerade die ‚Hoffnung der Ungläubigen‘“ sei (79). Gerade die Krise ist die „Wiege der Hoffnung“. Diese Erfahrung vieler



ISBN: 978-3-451-33087-2.
€ 19.99.

Gläubiger belegt Halík eindrucksvoll im 5. Kapitel (89-108) mit seinem eigenen Leben, vor allem im Umgang mit den Enttäuschungen über und in der Kirche nach dem Jahr 1989 (97-105). Durch die Begegnung mit den Mystikern der 'dunklen Nacht' kam es zu einer Veränderung in seinem Leben: „An die Stelle der verlorengegangenen Sicherheit ist die Hoffnung getreten“ (103). Nun lernt er den „österlichen Glauben“ kennen, „der sterben und erst von den Toten auferstehen muss – und der die Stille des Karsamstags aushalten muss, wenn die Menschen am „Gottesgrab“ knien (ohne dass sie je über den 'Tod Gottes' gelesen hätten) und nur ahnen, dass sich irgendwo in der Tiefe der Scheol ein Kampf Christi mit den Mächten der Unterwelt abspielt“ (104).

Als die Rezensentin diese eindrücklichen Seiten las, dachte sie, ob nicht hier „das große Zeichen der Hoffnung“, das Halík in der nachkonziliaren Kirche vergeblich gesucht hat, doch zu finden sei und vielleicht sogar immer da war; entsprechend der Verborgenheit des Gegenstandes nicht in strahlenden Manifestationen, aber doch nicht ohne Wirkung. Die nachkonziliare Kirche konnte aus Früchten der Mystik des 20. Jahrhunderts schöpfen und hat es auch getan. Natürlich wurde Hans Urs von Balthasar nicht von großen Massen gelesen, doch seine Theologie des Karsamstags prägte die Spiritualität vieler Menschen und vor allem vieler Priester, die den Macht- und Relevanzverlust der Kirche oft schmerzlich erleben mussten. Simone Weil, auf die Halík mehrfach eingeht (115; 227-231) wurde sicher erst später in ihrer prophetischen Bedeutung erkannt; erreichten jedoch nicht das Ideal der Arbeiterpriester und Gestalten wie Kleine Schwester Madeleine von Jesus und Carlo Caretto die Herzen vieler junger Menschen? Sie alle führten die Kirche in eine immer größere „Unsichtbarkeit“, die eine Konsequenz ihres Standortwechsels auf die Seite der Armen war. In diesem Zusammenhang sind auch die großen Gestalten der Theologie der Befreiung als „Quelle der Mystik“ zu nennen. Auch aus den Früchten der Bewegung von Taizé, der Fokolare und anderer Bewegungen wie der Schönstatt-Bewegung hat die Kirche und nicht nur sie schöpfen können. Mutter Teresa, die selber aus einer Erfahrung der Nacht lebte, wie Halík selber schreibt (62), prägte doch das diakonische Gesicht des Christentums weit über die katholische Kirche hinaus. Und selbst wenn die Mystik Teilhard de Chardins „zu intellektualistisch“ (62) geblieben ist, so haben seine Gedanken doch viele Christen ermutigt, die Grenzen des verfassten Katholizismus zu überschreiten und sich auf das religiöse Denken anderer Kulturen einzulassen. Ohne solche Denker wäre ein Meilenstein des Konzils wie „Nostra Aetate“ nicht möglich geworden. So würde ich mit Halík gegen Halík argumentieren und meinen, dass, wenn man ernst macht mit der Rede von der Kenosis Gottes in die Gottferne, dies auch Auswirkungen darauf haben muss, wie wir das Wort Rahners vom Mystiker der Zukunft verstehen wollen (62f). Vielleicht haben sich unsere Augen noch nicht an die neue Gestalt Gottes gewöhnt, die sich im Unkenntlichen verbirgt? Denn Halík hat recht, wenn er schreibt, dass „der wahre Ort des Glaubens ... nicht das Wunder, sondern die Abwesenheit des Wunders“ sei (117), und dass sich Gott „noch in der Ambivalenz der Welt, hinter dem Paravent des doppelsinnigen Wörtchens vielleicht“ verbirgt (122).

Halik entfaltet und vertieft das Thema der Hoffnung in weiteren Kreisen und spricht wertvolle Dinge an wie die Vergebung (Kap. 9: „Der Kampf am Ufer der Hoffnung“, 148-159). Im 10. -12. Kapitel (160-205) folgen wir gebannt seiner Lektüre des Buches Ijob. „Gott, jener geheimnisvolle Kontext unseres Lebens, ist uns nur als Gegensand der Hoffnung gegeben“ (185). Das geheimnisvolle Wort Ijobs: „ich weiß, dass mein Goel lebt“, führt Halik in den Spuren der christlichen Deutung zum Gekreuzigten und jener „Antwort, die wir als ‚Auferstehung‘ bezeichnen“ (199), in der das letzte Ziel der Hoffnung besteht. Das führt konsequent in das 13. (206-225) und 14. (226-236) Kapitel, das die christliche Eschatologie zum Inhalt hat, und zum Bekenntnis, dass die „Parusie“ die zweite Ankunft des Erlösers, „schon hier und jetzt in den ‚geringsten Brüdern‘ beginnt“ (233). Zum Schluss kommt Halik auf seine zentrale Frage zurück: Wozu brauchen wir Gott?“ (237-253). Eine wesentliche Antwort: vor allem deswegen, „um zu begreifen, dass wir nicht Gott sind und uns nicht als Gott aufspielen sollen“ (243). Das Buch endet mit der Antwort Gottes auf Augustinus, mit der diese Rezension begann.

Margareta Gruber OSF

Heribert Arens / Martino Machowiak

Du hast mein Klagen in Tanzen verwandelt.

Schritte zu neuer Lebendigkeit - Ein Ermutigungsbuch.
Düsseldorf: Patmos Verlag 2015. – 212 S.

Bücher über das Gelingen des Lebens und über die Kunst des Altwerdens gibt es viele. Dieses Buch ist mehr: Es stellt sich in aller Offenheit den Beschwerden, Verletzungen und Verlusten des Lebens bis hin zum letzten Verlust im Sterben. Anstatt jedoch die dunklen Aspekte unseres Daseins als unveränderliches Schicksal zu beklagen, zeigen die Autoren Wege auf, wie das Leben gerade in Enttäuschungen, Krankheit, Trauer und Verlust sinnvoll gestaltet und positiv erfahren werden kann. In 7 Kapiteln werden mögliche Schritte der Annahme und Verwandlung aufgezeigt. Die Kunst zu klagen, zu trauern und humorvoll mit Lebensbrüchen umzugehen wird ebenso angesprochen wie die Chance der Versöhnung mit sich selbst und mit anderen. In den letzten Kapiteln geben die Autoren hilfreiche Impulse, wie Menschen in



ISBN 978-3-8436-0657-8.
€ 19.99.

neue Bücher – lebenshilfe

Würde altern, mit dem Tod lieber Menschen umgehen und sich glaubend und hoffend auf ihr eigenes Sterben vorbereiten können. - Dieses Buch ist weniger am Schreibtisch als vielmehr in der Praxis der begleitenden Seelsorge und aus der Erfahrung vieler Seminare mit Betroffenen entstanden. Dies sowie die Ausstattung mit vielen Fotos, Gedichten, Geschichten und Kurztexten macht es nicht nur für die persönliche Lektüre, sondern auch für Gespräche, Besinnungstage und Kurse mit Gruppen, Gemeinschaften und Gemeinden wertvoll.

Helmut Schlegel OFM

Im nächsten Heft...

... möchten wir den Blick auf die Ordensleute richten, die etwa 10 bis 20 Jahre im Orden sind. Wir haben Ordensfrauen und -männer in dieser Phase ihres Ordenslebens um Reflexionen zu der Thematik „Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter?“ gebeten. Im Hintergrund unserer Frage steht die Überlegung, dass die Motivation für den Eintritt in eine Ordensgemeinschaft mit den Jahren Wandlungen unterliegt. „Wie nehme ich meine Berufung im Orden heute wahr?“

Im Heiligen Jahr der Barmherzigkeit fragt die Ordenskorrespondenz, was „Barmherzigkeit“ heute für die Barmherzigen Schwestern heißt.

Das Jahr 2017 ist das Jahr des Reformationsgedenkens. Im Vorgriff darauf bringt OK 2/2016 einen Beitrag über die Benediktsregel im Urteil der deutschen evangelischen Theologie des 20. Jahrhunderts.

57. Jahrgang 2016, Heft 2

2016/Heft: 2

ok

ordens
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

Warum gehe ich
meinen Weg
im Orden weiter?

Berufung zur
Barmherzigkeit
heute

Die Regula Benedicti im
Urteil der deutschen
evangelischen
Theologie

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

57. Jahrgang 2016, Heft 2

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Sr. Lioba Zahn OSB.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.donbosco-druckdesign.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



Als eine fast ungehörige Zumutung habe ich selbst die Frage empfunden, mit der wir im Schwerpunkt des vorliegenden Heftes der Ordenskorrespondenz unsere Autorinnen und Autoren konfrontiert haben. „Warum gehen Sie Ihren Weg im Orden weiter?“ war die Frage an eine Reihe von Ordensfrauen und -männern, die etwa zehn bis zwanzig Jahre im Orden sind. Eine Zumutung, fordert sie doch zum einen zu einem Nachdenken heraus, das, so sich keine hinreichenden Antworten auf das „Warum?“ finden, zu einem Austritt aus der Gemeinschaft und zu einem Bruch des Ordensgelübdes führen kann. Zum anderen geht es bei der Antwort auf diese Frage um zutiefst persönliche Themen. Es ist keinesfalls selbstverständlich, über diese Dinge in der Öffentlichkeit einer Zeitschrift zu sprechen. Dass sich acht Ordensfrauen und -männer dennoch dazu bereit erklärt haben, auf diese Frage zu antworten, empfinde ich als großen Vertrauensbeweis unserer Zeitschrift und Ihnen - den Leserinnen und Lesern - gegenüber. Die Antworten, die wir erhalten haben, stellen sich dem Thema in großer Ernsthaftigkeit. Beeindruckt hat mich vor allem das Bekenntnis zu der eigenen Berufung, das in den Zeugnissen zum Ausdruck kommt - und die durchklingende Freude darüber, dass diese Berufung durch alles Suchen und Ringen hindurch trägt. Ergänzend reflektieren Provinzoberin Sr. Charlotte Oertel aus der Sicht einer Oberin sowie Sr. Michaela Leifgen SSpS und P. Franz Meures SJ aus psychologischer und anthropologischer Sicht die menschlich-geistliche Herausforderung, sein Leben lang im Orden zu bleiben. Wie man zu einem guten Verhältnis mit jenen Brüdern kommen kann, die sich entschieden haben, die Gemeinschaft zu verlassen, darüber berichtet Abt Michael Reepen OSB am Beispiel der Abtei Münsterschwarzach.

Dem Heiligen Jahr der Barmherzigkeit widmet sich diese Ausgabe der Ordenskorrespondenz mit einem Beitrag von Sr. M. Veronika Häusler. Er nimmt die Spiritualität der Barmherzigen Schwestern angesichts der Herausforderungen der Gegenwart in den Blick.

Karl Kardinal Lehmann zum 80. Geburtstag ist schließlich ein Beitrag des evangelischen Mönchtumsforschers Dr. Bernd Jaspert über „die Regula Benedicti im Urteil der deutschen evangelischen Theologie des 20. Jahrhunderts“ gewidmet.

Seit dem Jahr 2011 war Sr. Philippa Rath OSB aus der Abtei St. Hildegard, Eibingen, Mitglied des Ordenskorrespondenz-Beirates. Sie scheidet mit diesem Heft aus. Schriftleitung und Redaktion danken ihr herzlich für ihr Engagement. Neu in den Beirat berufen wurde Sr. Lioba Zahn OSB aus der Abtei Mariendonk. Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	129
--------------------------	-----

Ordensleben

Johanna Schulenburg CJ Begnüge dich mit nichts, was weniger ist als Gott (Maria Ward)	133	Thomas Väth OH Berufen zur Gastfreundschaft im Herzen	165
Jeremias M. Kiesel OSA Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter? Eine sehr persönliche Reflexion	139	Susanne Kamperdick Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter?	171
Beitrag aus dem Karmel Rankweil „Weil DU mich gerufen hast ...“ oder „Die weltweite Mission“	146	Michael Baumbach MSF Bleiben	177
Hellena Eun-Jin Jung OP Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter?	154	Michaela Leifgen SSpS Wenn es Wert ist	181
Edward Fröhling SAC Immer noch im Orden? Warum eigentlich nicht?	159	Franz Meures SJ „Ich werde mit ihnen einen neuen Bund schließen“ Jer 31,31	189
		M. Charlotte Oerthel Berufung will gepflegt sein.	196

Michael Reepen OSB
Omnes vos fratres 203

M. Veronika Häusler
Berufung zur Barmherzigkeit
heute 207

Dokumentation

Bernd Jaspert
Die Regula Benedicti im Urteil der
deutschen evangelischen
Theologie des 20. Jahrhunderts 213

Bertram Dickerhof SJ
Ashram Jesu 227

Leonhard Lehmann OFMCap
Freundeskreis
Kapuzinergeschichte 229

Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 231

Aus der Weltkirche 232

Aus dem Bereich der Deutschen
Ordensobernkonzferenz 236

Neue Bücher

Ordensgeschichte 244

Spiritualität 251

Flüchtlingskrise 254

Johanna Schulenburg CJ

Sr. Dr. Johanna Schulenburg CJ, geb. 1969, promovierte Juristin und Diplomtheologin, ist Provinzassistentin und Verantwortliche für die Berufungspastoral in ihrer Gemeinschaft. Als Mitarbeiterin des Kardinal König Hauses in Wien gehören geistliche Begleitung und Exerzitenleitung sowie die Ausbildung in diesem Bereich zu ihren Aufgaben. Sie ist Mitbegründerin der Initiative „Kontemplation in Aktion“.



Bild: Gerd Pfeiffer

Johanna Schulenburg CJ

Begnüge dich mit nichts, was weniger ist als Gott (Maria Ward)

Was motiviert mich heute – 12 Jahre nach Eintritt in die ignatianische Ordensgemeinschaft der Congregatio Jesu – zu meinem Leben als Ordensfrau? Sind es noch die gleichen Gründe wie damals? Haben sie sich geändert, sind einige weggefallen, ausgetauscht oder sind neue dazu gekommen? Was trägt und überzeugt mich jetzt?

Die Anfrage der Schriftleitung zu diesem Beitrag (ver-)lockte mich, beim Verfassen spüre ich, welche Herausforderung darin steckt. Diese Fragen lassen sich nicht „mal so eben“ beantworten. Sie rühren an meine eigene Existenz, mein Sein vor Gott und den Menschen. Wahrhaftigkeit ist gefragt, nicht fromme Plattitüden über das Ordensleben, und ebenso braucht es einen

barmherzigen Blick auf mich und meine Gemeinschaft. Meine Antwort wird bruchstückhaft bleiben, anfragbar. Es ist zutiefst meine persönliche Antwort. Die Antwort, die ich heute im Jahr 2016 formulieren kann.

Der Sehnsucht trauen

Als ich mich im Jahr 2003 entschied, um Aufnahme in die Congregatio zu bitten, folgte ich meiner Sehnsucht – meiner Sehnsucht, Gott Mittelpunkt meines Lebens sein zu lassen, mich ihm ganz zu überlassen und seinem Willen für mich Raum zu geben.

Ich war damals 34 Jahre alt, arbeitete als wissenschaftliche Assistentin an einer juristischen Fakultät, verfolgte das

Ziel der Habilitation und durfte auf eine erfolgreiche Hochschullaufbahn hoffen. Ich war mit meinem damaligen Leben sehr zufrieden. Ich liebte meine Arbeit, die Stadt, meinen Freundeskreis und fühlte mich auch in der Kirche vor Ort zu Hause. So gesehen zog mich nichts von dort weg.

Doch gut zwei Jahre zuvor hatte mich die Frage berührt „Wo ist Gott in meinem Leben?“ Sie schien aus heiterem Himmel zu kommen und war doch nicht neu. Sie meldete sich jetzt aber in einer derart drängenden Weise, dass mir deutlich wurde, dass ich mich damit ernsthaft auseinandersetzen musste, wollte ich sie nicht bewusst überhören. An eine Berufung zum Ordensleben dachte ich nicht. Ich hätte damals gar nicht sagen können, was eine Berufung ist. Ich setzte mich der Frage aus und suchte Rückzug in einem Kloster. Dort „traf“ mich dann eine weitere Frage: Könnte es tatsächlich sein, dass es für mich – in meinem Alter – noch dran sein könnte, in eine Ordensgemeinschaft einzutreten? Es schien unwahrscheinlich. Mein späterer geistlicher Begleiter – ein Jesuit – sagte damals: „Gott bricht eine Berufung nicht ab“ und meinte meine Hochschultätigkeit, für die ich bis dahin schon 12 Jahre lang studiert und gearbeitet hatte und die sich so positiv entwickelte. Aber nach gut einem weiteren Jahr des Hin- und Herhörens und Erspürens, ob in all dem eine Berufung liegen könnte, war uns beiden klar, dass ich konkreter suchen musste. Ich besuchte verschiedenste Klöster, schaute mich um.

Schon recht bald spürte ich, dass mich persönlich die ignatianische Spiritualität sehr anzog und lebendig werden ließ. Ich suchte ein weibliches Pendant

zu den Jesuiten und entdeckte so die Congregatio Jesu. Ich trat mit dieser Frauengemeinschaft gerade zu dem Zeitpunkt in Kontakt, als sie die vollen Konstitutionen der Gesellschaft Jesu übernahm. Als ich erfuhr, dass die Gründerin Maria Ward (1585 – 1645) in einer Vision den Auftrag erhalten hatte „nimm das Gleiche von der Gesellschaft“, d.h. den Jesuiten, „wusste“ ich, dass ich nicht weiter zu suchen brauchte. Sollte ich das Gefühl bekommen, dass ich in dieser Gemeinschaft würde leben können, dann hatte ich die richtige gefunden. Zudem begeisterte mich die Aufbruchsstimmung und Suche der Gemeinschaft, neue Wege für die Zukunft zu finden.

Es folgten das Kennenlernen, regelmäßige Besuche in der Gemeinschaft, Gespräche... Und ich las viel über den Hl. Ignatius von Loyola und Maria Ward. Ihre radikale Suche nach dem Willen Gottes für ihr Leben und die jeweilige Unmittelbarkeit der Gottesbeziehung sprachen mich an. In dieser Zeit wuchs meine Sehnsucht, alles auf eine Karte zu setzen. Ein Zitat des hl. Ignatius bewegt mich bis heute: „Wenige Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen würde, wenn sie sich der Führung seiner Gnade rückhaltlos überließen.“ Natürlich hatte ich zwischendrin auch Angst vor meiner eigenen Courage, fragte mich, was wäre, wenn ich im Noviziat doch merken würde, dass es nicht passt. Würde ich irgendwie in den Beruf zurückfinden können?

Als sich dann aber in meinem Arbeitsumfeld auch noch äußere Rahmenbedingungen änderten, reifte in mir die Entscheidung heran, Gott zu trauen und meiner Sehnsucht zu folgen. Ich wollte den Spagat nicht mehr, mich eigentlich

zu 100% für meinen Beruf einsetzen zu müssen und doch mit dem Herzen ein anderes Leben zu ersehen. Heute, gut 13 Jahre später, kann ich nur staunen, wie intuitiv ich einige Schritte gegangen bin. So manches habe ich erst später auch mit dem Verstand eingeholt. Letztlich war für mich entscheidend, den Sprung zu wagen und darauf zu vertrauen, dass meine Sehnsucht von Gott kommt und mir den Weg weist, ihm mehr Raum im Leben zu geben.

Aber ich habe durchaus auch kritisch hingeschaut. Schon damals war mir bewusst, dass ich in eine Gemeinschaft mit vielen alten und teils sehr alten Schwestern eintreten würde, und fragte mich, ob ich das leben könnte und in der Gemeinschaft eine Zukunft für mich sehen konnte. Und so war meine „Testfrage“ an mich selbst, ob ich mir vorstellen konnte, mit den wenigen jungen Schwestern die ich bis dahin kannte, alt zu werden, sollten keine weiteren Frauen eintreten. Und meine Antwort war damals und ist es auch noch heute: Ignatius und Maria Ward haben mit nur wenigen Brüdern bzw. Schwestern angefangen, dann kann ich – wenn es sein soll – auch mit wenigen aufhören. Dass auch nach mir immer wieder Frauen eintreten und eine ähnliche Vision vom Leben für und mit Gott haben, freut mich natürlich umso mehr.

Leben nach den evangelischen Räten in einem Orden

Rückblickend kann ich sagen, dass ich zumindest anfangs nicht wirklich eine Vorstellung davon hatte, was es heißt, in einer Ordensgemeinschaft nach den evangelischen Räten zu leben – wie sollte ich auch. Ich war in der Diaspora

aufgewachsen, hatte kaum Kontakt zu Ordensleuten gehabt und hatte vielerlei (Fehl- und/oder Ideal-)Vorstellungen von Ordensleben. Ich meinte, dass das Leben in einem Orden nach den Gelübden des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit die radikalste und verbindlichste Weise bedeutete, Jesus nachzufolgen. Mein Geistlicher Begleiter gab mir frühzeitig und durchaus zu Recht zu bedenken, dass man ein gottgeweihtes Leben auch außerhalb einer Ordensgemeinschaft leben könne. Aber ich wollte außerdem mein Leben für ein größeres Ganzes einsetzen. Und mich faszinierte das Lebensmodell, das sich mir in der konkreten Gemeinschaft der Congregatio Jesu und in deren Konstitutionen zeigte. Auch das hat sich bis heute nicht geändert. Im Gehorsamsgelübde sah ich die Möglichkeit, meinen eigenen (Eigen-)Willen noch einmal einem Korrektiv zu unterstellen, um so eher und besser den Willen Gottes zu erspüren. Dass man sich darin leicht selbst täuschen kann, hatte ich durchaus auch schon leidvoll erfahren. Das Gelübde der Armut sollte mir helfen, frei für Gott zu werden und mich nicht durch Abhängigkeiten von Gütern und Beziehungen von dem abhalten zu lassen, was mir wirklich wichtig ist. Das Gelübde der Keuschheit zu leben, schien mir konsequent. Nach Jahren guter Erfahrung in Partnerschaft und guten Jahren des Alleinlebens, hatte ich den Eindruck, dass Gott so viel Raum in meinem Leben benötigte, dass daneben kein Platz für eine Partnerschaft ist.

Letztlich habe ich aber den Sinn und Zweck der Gelübde nicht hinterfragt, sondern als folgerichtig akzeptiert. Ich wollte sie leben, weil schließlich Jesus nach allem, was wir wissen, auch so

gelebt hat. Die Gelübde waren für mich Ausdruck meiner Bewegung zu Gott hin. Sie waren mir Hilfe, mich ihm zu nähern und bei ihm zu bleiben. Heute erlebe ich das anders bzw. umfassender. Ich darf zunehmend erfahren und verstehen, dass ich schon längst bei Gott bin, immer schon war, und die Gelübde Ausdruck dieser Verbundenheit sind. Sie helfen mir, meine äußeren Lebensvollzüge mehr und mehr dieser Verbundenheit anzupassen, mein Leben aus ihr heraus zu gestalten und von ihr durchwirken zu lassen. Entsprechend begnüge ich mich aber auch nicht mehr mit der Begründung, die Gelübde zu leben, *weil* auch Jesus so lebte, ihn also nachzuahmen, sondern ich frage, *warum* er so lebte. Ich möchte nicht nur seine äußeren Lebensvollzüge leben, sondern seinem Wesen näher auf die Spur kommen, der Verbundenheit mit Gott seinem Vater, aus der heraus er gar nicht anders leben konnte als er es tat.

Leben in der konkreten Gemeinschaft

Mir diese Fragen immer wieder neu zu stellen, scheint mir wichtig, denn die äußeren Bedingungen meiner Lebensform als Ordensfrau wandeln sich ständig mit Veränderungen in der Kommunität, der Leitung, meiner Arbeit, meinem persönlichen Werden. Und viele meiner ursprünglichen Vorstellungen sind natürlich durch das tatsächliche Leben in und mit meiner Gemeinschaft auch korrigiert oder sogar widerlegt worden. Es gab Phasen vor der Ewigprofess, in denen ich mich ernsthaft fragte, was mich bewegt „trotzdem“ zu bleiben... trotz der Erfahrung, dass mich das Leben in Gemeinschaft vor Ort oder als

solches überfordern kann und mich und die anderen mit meinen Grenzen konfrontiert; trotz Entscheidungen meiner Ordensleitung, die ich nicht verstehen und nachvollziehen konnte. Ich kenne auch die Erfahrung, mich nicht wahrgenommen zu erleben und missverstanden zu fühlen, ebenso die Erfahrung von Einsamkeit mitten unter den Mitschwestern. Ordensleben schützt eben vor keiner schwierigen Erfahrung, mit der man nicht auch in einer Partnerschaft oder einer sonstigen Lebensform konfrontiert werden kann. Und sie konfrontiert mit Erfahrungen, die man sogar nur in einer Ordensgemeinschaft machen kann.

Aber genau das gilt auch für die guten, schönen Erfahrungen, die vielleicht nur Ordensleben ermöglicht. Mir ist es unendlich kostbar, dass es inzwischen einige Mitschwestern gibt, die mir zu Schwestern geworden sind, denen ich vertraue und denen ich mich auch mit meinen schwierigen Seiten zumuten und in meinen schwachen Phasen zeigen kann, von denen ich auch ein kritisches Wort annehmen und mich hinterfragen lassen kann. Ich kann mit ihnen mein Leben umfassend teilen, mit ihnen gut zusammen leben, beten und über Gott reden. Und ich kann ihnen sogar von meinen ganz persönlichen Erfahrungen (guten wie schweren) mit Gott erzählen. Für Außenstehende scheint das immer so selbstverständlich zu sein. Von Schwestern wird erwartet, dass sie das können. Aber oftmals ist gerade das eine der größten Herausforderungen im Zusammenleben.

Vor meiner Ewigprofess stellte ich mir selbst auch die Frage, ob ich mich – nach 8 Jahren – noch frei fühlte, auch wieder zu gehen, oder ob ich möglicherweise nur deshalb blieb, weil es ja

jetzt schon so Gewohnheit war oder ich Angst hatte, außerhalb des Ordens noch einmal neu anzufangen.

Mit Verblüffung und Freude entdeckte ich die Antwort in mir: Ja, ich könnte auch wieder gehen, aber ich will es nicht. Ich möchte mit den anderen zusammen alt werden und mit ihnen zusammen mich von Gott in den Dienst nehmen lassen – eingebunden in das größere Ganze der Congregatio Jesu. Eingetreten bin ich, weil ich den Eindruck hatte, nur so könnte ich ganz den Willen Gottes, den er für mich hat, leben und dabei gut leben. Bleiben wollte ich, weil ich die Erfahrung gemacht hatte, dass es auch das ist, was ich selber will. Mein und sein Wille sind – zumindest in diesem Punkt – deckungsgleich.

In diesem Zusammenhang ist mir eine Aussage Maria Wards wichtig geworden, die sie sinngemäß auf ihre Mitschwester bezog: „Wenn ihr auf sie schaut als Heilige, werdet ihr Frauen finden, aber wenn ihr sie als Frauen betrachtet, werdet ihr Heilige finden.“ Für mich heißt das vor allem, zunächst einmal menschlich miteinander leben zu lernen. Wenn das gelingt, wächst auch gemeinschaftliches geistliches Leben daraus hervor.

Menschliche und geistliche Entwicklung

In dem Zusammenhang möchte ich etwas benennen, was ich uneingeschränkt positiv erlebe, nämlich dass viele Schwestern und gerade auch die meiner Generation umfassend gefördert werden. Und uns wird viel Zeit gelassen, in die Gemeinschaft hineinzuwachsen. Wir erhalten dazu alle notwendige Unter-

stützung durch interne Begleitung, Studien, fachspezifische und geistliche Fortbildungen, Möglichkeiten zur Therapie... Ich weiß, dass eine solche Bemerkung bei mancher meiner älteren Mitschwester Schmerz hervorrufen wird, denn es war nicht immer und nicht für alle so, aber doch auch für viele. Und entscheidend ist, dass es heute so ist. Es gibt ein Grundverständnis davon, dass die Schwestern für ihre jeweilige Sendung gut ausgebildet sein sollen, aber entscheidungsleitend ist, ob die jeweilige Maßnahme der Schwester in ihrem Dienst an den Menschen und in der Congregatio Jesu hilft bzw. ihr selbst hilft, zu einem menschlich und geistlich gesunden und heilen Menschen heranzureifen. Mir persönlich

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

haben ein volles Theologiestudium und Ausbildungen zur Geistlichen Begleitung und Exerzitienleitung ermöglicht, die juristische Tätigkeit hinter mir zu lassen und heute im Bereich Spiritualität und Exerzitien des Kardinal König Hauses in Wien zu arbeiten. Es ist eine Tätigkeit, die ich als äußerst hilfreich für die Menschen und persönlich als sehr erfüllend erlebe.

Ein Blick in die Zukunft

Inzwischen nehme ich in meiner Gemeinschaft Leitungsverantwortung

wahr. Für sechs Jahre trage ich als Provinzassistentin Entscheidungen für die gesamte Provinz mit, solche, die einzelne Schwestern betreffen, und solche, die die Zukunft der Provinz betreffen. Dieses Amt verursacht so manche schlaflose Nacht und das eine oder andere Haar wird darüber wohl grau. Aber insgesamt scheint mir mein Dienst in diesem Gremium die logische Konsequenz meiner Entscheidung für ein Leben in der Congregatio Jesu zu sein. Diese Gemeinschaft ermöglicht mir trotz vieler Reibungspunkte ein erfülltes Leben. Zusammen mit den Mitschwestern stelle ich mich in den Dienst für Gott und die Menschen und mit Gott und mit den Menschen. Und diesen Le-

bensraum möchte ich für andere erhalten und entfalten helfen. Doch so beginnt für mich vieles auch wieder von vorn: Ich hatte und habe Fehl- und Idealvorstellungen davon, wie eine Gemeinschaft geleitet werden und sich leiten lassen sollte. Und jetzt erlebe ich, wie wir durch die Realität innerhalb und außerhalb der Gemeinschaft immer auch wieder neu herausgefordert und korrigiert werden. Das Lernen hört also nie auf... vielleicht werde ich in zehn Jahren ja wieder gefragt, was mich nach diesen Erfahrungen zu meinem Leben in der Congregatio Jesu motiviert. Werden es dann noch die Gründe von heute sein?

Mit Verblüffung und Freude
entdeckte ich die Antwort in mir:
Ja, ich könnte auch wieder gehen,
aber ich will es nicht.

Johanna Schulenburg CJ

Jeremias M. Kiesel OSA

P. Jeremias M. Kiesel OSA, Jahrgang 1969, trat 1989 in die Deutsche Augustiner-Ordensprovinz ein. Seit 2011 ist er Mitglied der Provinzleitung und Magister des Postulats. Er lebt mit zwei weiteren Brüdern in Erfurt. Die dortige Gemeinschaft hat sich zum Ziel gesetzt, eine augustinish-missionarische Gemeinde aufzubauen, die suchende Menschen auf ihrem Glaubensweg begleiten will.



Jeremias M. Kiesel OSA

Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter?

Eine sehr persönliche Reflexion

Diesen Artikel schreibe ich mit Angst. Soll er nicht völlig wertlos sein, muss ich sehr Persönliches schreiben. Darüber aber habe ich noch kaum je erzählt. Ich fürchte deshalb die Öffentlichkeit, für die ich nun schreibe und die ich nur um ihr Wohlwollen bitten kann. Dabei vertraue ich auf das Vorbild meines Ordensvaters Augustinus, der betend sein Leben vor Gott brachte und in seinen Confessiones uns daran Anteil schenkt. Darin erkannte er, wie Gott ihn führte - auch da, wo ER ganz fern zu sein schien.

Eintritt und Noviziat 1989

Seit Sommer 1989 bin ich Augustiner. Mit nur 20 Jahren trat ich dem Orden

bei, der mich durch meine Gymnasialzeit begleitet hatte. Wenn ich heute in meinen Tagebüchern blättere, die während des Noviziates entstanden, dann fasse ich mich an den Kopf: Habe ich wirklich so naiv gedacht?! Wie konnte das gut gehen? Vor allem scheint mich damals der Wunsch erfüllt zu haben, ein „guter Augustiner“ zu werden. Ich wollte alles „richtig“ machen, gerne noch eine Schippe drauflegen und das Ordensleben ja nicht zu locker nehmen. Ich ärgerte mich über Brüder, die nach meinem Eindruck müde geworden waren. Gleichzeitig war ich auch damals schon froh, dass mein Orden nicht rigoros ist. Als Jugendlicher hatte mich bei „Kloster auf Zeit“ sehr angesprochen, Augustiner als „normale“, im Leben stehende Män-

ner zu erleben. Ich war froh, den „Stallgeruch“ eines Ordens an mir zu spüren, dessen Brüder menschlich waren.

Ein wichtiges Wort beim Abschied von zu Hause war mir das meiner Schwester: „Falls es dir schlecht geht, komm einfach wieder heim!“ Das tat mir gut. Ich merkte mir diesen Satz und prüfte manchmal, ob es schon so weit wäre. Aber offenbar ging es mir nie so schlecht. Trotzdem lese ich aus meinen Tagebüchern, wie bereit ich war, mehr zu tun, entschiedener mich auf den Weg zu machen... Was wäre aus mir geworden, frage ich mich, wenn ich an Lehrer geraten wäre, die genau diese Tendenzen in mir verstärkt hätten? Ich überforderte mich und andere. Mein Rigorismus war Ausdruck von Verbohrtheit in Egoismus oder bestenfalls Perfektionismus. Ich bin dankbar, weil mein Orden mich mit Augustinus behutsam in eine maßvolle Mitte geführt hat. Im Zweifel großzügig und nie rigoros! Über allem möge die Liebe stehen.

Einfache Profess und Studium

Im Oktober 1990 konnte ich meine Erstprofess feiern. Noch im Wintersemester nahm ich in Würzburg das Theologiestudium auf, das mir neue Welten eröffnete. Neben der Theologie waren es eine ganze Reihe von Praktika in der Jugendarbeit, mit Behinderten, in der Hospizarbeit – um nur einige zu nennen. Der Orden wollte, dass unser Studium geerdet würde. Die Hauptfrage war folgerichtig: Wie hast du dich im Kontakt mit den Menschen erlebt? Was ist in dir vorgegangen?

Der Konvent, in dem ich damals lebte, zählte rund 40 Brüder. Die Junioratsgruppe bildete im gleichen Haus einen

eigenen Konvent mit vier Brüdern Stammbesetzung und anfangs sechs Brüdern im Juniorat. Nach einem knappen halben Jahr verließ der Junioratsmagister den Orden und gründete eine Familie. Danach traten drei Junioren aus. Provinzweit verließen einige weitere Brüder den Orden. Der Junioratskonvent wurde aufgehoben. Die neu gebildete Gruppe existierte aber weiter separat im Haus. Nach drei Jahren fand ich mich als einziger Junior dort wieder. Diese Welle von Austritten setzte allen sehr zu. Ich stellte mir viele Fragen wieder neu, von denen ich in der größeren Gruppe gedacht hatte, sie seien längst geklärt. Wollte ich wirklich meine Pläne abgleichen mit denen der Gemeinschaft und darin Gottes Willen suchen (Gehorsam)? Konnte ich auf Dauer ohne intime Beziehungen leben (ehelose Keuschheit)? Bei der Armut bzw. beim einfachen Lebensstil sah ich die wenigsten Schwierigkeiten. Ich stamme aus einer Arbeiterfamilie mit fünf Kindern. Da war Einfachheit ohne Alternative. Der Orden setzt auf Eigenverantwortung, „jedem nach seinem Bedarf“ (reg Aug I,3) – auch beim Geld, was dennoch keiner ausnutzt. So dreht sich auch nicht alles ständig darum.

Feierliche Profess

In unserer Ordensprovinz dauert die einfache Profess immer nur ein Jahr und wird dann noch dreimal verlängert. Das hält uns in den ersten vier Jahren stark im Entscheidungsprozess. Vor jeder neuen Verlängerung musste ich etwa zehn Vier-Augen-Gespräche führen: mit den Junioratsbegleitern, den anderen Junioren, dem Prior und dem Provinzial. Die Junioratsgruppe gab am Ende dieses

Prozesses jeweils ein Votum ab, auf dessen Grundlage die Provinzleitung über die Zulassung zur Profess entschied.

Nach vier Jahren wäre regulär also die feierliche Profess angestanden, am Ende von Semesterferien, in denen ich in einem spanischen Kloster die Sprache lernen wollte. Deshalb führte ich die Professgespräche mit dem Anliegen, die Gelübde wieder nur für ein Jahr zu versprechen. Den Brüdern teilte ich aber mit, dass ich bereits nach einem halben Jahr erneut einen Antrag mit der Bitte um Zulassung zu den feierlichen Gelübden stellen wollte.

Warum die Gespräche so schwierig gierten, ist mir nicht ganz klar. Zwei Brüder mit feierlicher Profess, deren Votum besonderes Gewicht hatte, unterstellten mir, ich nähme meine Lebensentscheidung auf die leichte Schulter. Der Sprachkurs in Spanien sei mir offenbar wichtiger. Dass ich das eine tun wollte, ohne das andere zu lassen, konnte ich nicht verständlich machen.

An beide Vier-Augen-Gespräche erinnere ich mich mit Grausen. Ich weinte und zitterte am ganzen Leib. Ich hatte ungeheure Angst. Ich dachte, dass sie mir wohl nie ein positives Votum geben würden. Und war mir trotz eiskalter Hände, Tränen und Zittern völlig sicher, dass ich nicht länger vom Wohlwollen der Brüder abhängig sein wollte.

Rückblickend ist für mich dieses zweitägige Ringen meine Reifeprüfung. Meine Berufung wollte ich mir nicht mit Anpasstheit erkaufen und nicht länger der brave Junge sein. Ich wurde im Orden sozusagen „erwachsen“. Meine Bedürfnisse als jüngerer Mitbruder sollten gewürdigt werden. So fing ich nun endlich an, mich selber ernst zu nehmen. Ich sagte mir: In diesem Orden

kannst du nur leben, wenn sie dich nehmen als den, der du bist. Beim Votum zur Professzulassung bekam ich nur „weiße Bohnen“. Dennoch hat die Beziehung zu diesen Brüdern und mein Vertrauen gelitten. Das Bild des hinkenden Jakob-Israel kommt mir in den Sinn. Es war notwendig für mich, in den Ring zu steigen und dem Kampf nicht auszuweichen. Diese Tage wurden mir tatsächlich zum Segen. Aber ich verließ das Feld als Hinkender.

An die Feierliche Profess „usque ad mortem“ erinnere ich mich sehr gerne. Als die anwesenden Brüder ihr Gebet über mich sangen, der ich in Kreuzform auf dem Boden lag, war ich voll Ruhe und Freude. Um meiner selbst willen hätte ich danach die Weihen gar nicht anstreben wollen. Ich war (und bin) einfach gern Augustiner. Ein älterer Bruder erinnerte mich jedoch schlicht daran, dass man Ordensmann oder Priester nicht für sich ist, sondern für die Menschen.

Erste Erfahrungen in der Seelsorge

Der Einstieg in die Seelsorge war für mich ein richtiges Geschenk. Alles schien mir klar und entschieden. Was sollte noch schiefgehen? Ich weiß heute, dass ich mit dieser Haltung sehr viel Unsicherheit kompensierte. Wer war ich denn mit meinen gerade mal 28 Jahren? Da stand ich nun am Altar und spendete die Sakramente meist für Menschen, die deutlich älter waren als ich selber. In meinen Predigten sprach ich vom Leben und von der Entschiedenheit für Gott. Aber war ich nicht ein bisschen unerfahren ins Kloster gegangen, sehr zur Freude meiner Eltern? - „Nein, ich habe mich nun mal entschied-

den, und Gott zeigt mir ja, dass er mich so brauchen kann!“

Als Jugendlicher hatte ich nie eine längere, feste Beziehung. Vielleicht lag das daran, dass ich nun mal nicht besonders mutig bin. Außerdem hat es mir immer gefallen, alles im Griff zu haben. Auch über meine Emotionen wollte ich einigermaßen Herr bleiben – zumal der weiche, nah am Wasser gebaute Junge nach wie vor in mir steckt.

Es gab Zeiten, in denen mein Leben in klösterlicher Gemeinschaft nicht gerade leicht war. Oft war ich der Jüngste. In einem Konvent war der nächstjüngere 25 Jahre älter als ich. Meine Themen kamen in der Gemeinschaft kaum vor. Ich wurde von den älteren, aufeinander eingespielten Brüdern – vielleicht unbewusst – so behandelt, als könne man noch nicht so ganz auf mich bauen. Das wollte ich par tout durch eiserne Disziplin widerlegen. Ich stürzte mich in die Jugend- und Schülerarbeit und war im Internat praktisch rund um die Uhr im Dienst. Urlaub machte ich weniger als mir zustand. Dabei bildete ich mir ein, Gott habe mich besonders stabil geschaffen. Er danke mir meinen Einsatz für Sein Reich damit, dass ich in meiner Berufung nie schwankte. Später wurde die Atmosphäre in meinem Konvent deutlich milder, weil jüngere Brüder dazu kamen. Aber ich selber hatte wohl zu lange gegen das gelebt, was ich brauchte. Zu den jüngeren Mitbrüdern lebte ich eher in Konkurrenz und hielt daran fest, Arbeit und Disziplin seien alles.

Die klösterliche Lebensform

Bis mich diese junge Frau - nennen wir sie Ina - aus der starren Bahn meiner hochmütigen Selbstsicherheit schob.

Naiv - oder abgebrüht? - merkte ich anfangs nichts. Ich hatte eben ein offenes Ohr für alle. Ina offenbarte mir ihre Liebe. Ich ließ sie abblitzen. Das ginge ja gar nicht, denn ich sei mit vollem Herzen Augustiner und empfinde für sie keineswegs das gleiche.

Das stimmte aber nicht. Ich war längst Hals über Kopf in sie verliebt. Mit Ina erlebte ich ein völlig neues Leben. In meiner angealterten Gemeinschaft wurde immer über Arbeit und Leistung gesprochen. Bei Ina war das egal. Sie vermittelte mir, dass ich liebenswert bin, unabhängig davon, was ich leiste. Sie brachte mich dazu, meinen Panzer nach und nach abzulegen. Sie liebte mich unverdrossen, obwohl sie mich immer mehr kennenlernte. Ich konnte mein Glück gar nicht begreifen.

Wenn wir aber gemeinsame Zukunftspläne schmiedeten, fühlten sich diese schönen, verlockenden Gedanken irgendwann ganz falsch an und zogen mich in eine tiefe Traurigkeit. Ich wollte doch im Kloster leben? Oder war ich – wieder einmal – zu feige, meinem Herzen zu trauen? Wahr fühlte sich nur an: Ich will als Augustiner leben. Obwohl mir meine Gemeinschaft diese Nähe und liebevolle Zuwendung natürlich nie geben kann.

Heute ist mir klar: Die Beziehung zu Ina war falsch. Ich habe dadurch mein Gelübde gebrochen. Paradoxe Weise hat Gott mir in dieser Beziehung gleichzeitig etwas Wesentliches spüren lassen: Ich bin liebenswert. Das hatte ich vorher höchstens im Kopf, aber nie wirklich so gespürt.

Nach einem mühevollen Weg mit etlichen Rückschlägen, aber auch dem Willen, gemeinsam zu entscheiden und gegebenenfalls immer aufeinander zu

warten, konnten Ina und ich uns in Frieden voneinander verabschieden. Um dieses Wunder hatten wir tausendfach gebetet. Das Unmögliche wurde uns geschenkt.

Ich musste wohl diesen Irrweg gehen, um nicht dem Hochmut und der Lieblosigkeit zu verfallen, mit der ich vorher auch über Mitbrüder gedacht und geredet hatte, die ihre Gelübde nicht halten. Dass ich es heute kann, ist nicht mein Verdienst. Zum Glück ist mein Orden engen Freundschaften außerhalb des Klosters nicht im Weg. Freunde kann ich leicht zu uns einladen. Sie sind mir wichtig, damit ich als Priester und Ordensmann leben kann. Solche Freunde waren es auch, die mich auf dieser Gratwanderung begleiteten, damit ich meine Berufung (wieder) finden konnte.

Der schwierige Gehorsam

Jahre später hatte ich eine Krise im Gehorsam. Das Studienseminar, in dem ich als Internats-, Schüler- und Jugendseelsorger arbeitete, überstieg mehr und mehr die personelle wie finanzielle Kraft des Ordens. So beschloss die Provinzleitung 2009 die Schließung des Hauses nach Jahresfrist. Mir war, als würde mir dadurch alles genommen, was mir in neun Jahren Schulzeit und über zwölf Jahren als Augustiner wertvoll war. Ich empfand es als Missachtung meiner bisherigen Arbeit.

Ein viertel Jahr war ich wie gelähmt. Gereizt. Wenig ging mir von der Hand. Ich lebte wie unter einer Käseglocke und entwickelte etliche Zeichen einer Depression. Hinzu kam, dass kein Mitbruder mit mir Zukunftspläne entwickelte. In meiner damaligen Lage empfand ich: Keiner braucht dich!

Das weckte in mir endlich den Widerpruchsgeist, den ich wohl schon immer irgendwie in mir getragen habe. Eigentlich ist der Gehorsam für mich das Gelübde, mit dem ich bisher am meisten Probleme hatte.

Ich bewarb mich im Bistum Erfurt, um ein Jahr bis zum Provinzkapitel neue Erfahrungen in der Diaspora zu sammeln. Erfurt ist der Ort, wo Martin Luther unserem Orden beitrug. Etliche ältere Mitbrüder stammen aus dem Bistum. Auch meine Familie hat in Mittel-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

deutschland zahlreiche Ableger. Bischof Wanke hatte die Augustiner öfter eingeladen, wieder in der Stadt zu gründen. Auf seinen dringenden Rat hin suchte ich das Gespräch mit dem Provinzial. Dieser deklarierte die Zeit in Erfurt als „Sabbatical“, obwohl ich fast eine komplette Stelle übernahm. Aber so war meine beabsichtigte Flucht aus der Ordensprovinz doch wieder eingebettet in sie und schaffte Luft zum Nachdenken. Gott sei Dank! Wieder erlebte ich ein Paradox. Da war ich – endlich – „weg vom Orden“, lebte in einer schönen Wohnung und hatte eine tolle Zeit in der Pfarrei, war mein eigener Herr und bekam reichlich Besuch. In kürzester Zeit war ich heimisch geworden. Ich war glücklich. Gleichzeitig spürte ich, dass ich gerne Augustiner war und nicht auf Dauer alleine leben wollte. So besuchte ich häufig vor allem

die Nachbarkonvente und lernte die Kontakte zu den Mitbrüdern wieder neu schätzen.

Nach dem Jahr in Erfurt ging die Hoffnung leider nicht in Erfüllung, dass wir Augustiner mit einem kleinen Konvent in die Stadt zurückkehren könnten. Der beim Kapitel neugewählte Provinzial bot mir an, noch einige Zeit alleine in Erfurt zu bleiben. Aber ich spürte deutlich, dass Gott mich zur Gemeinschaft berufen hat: Er will mich als Augustiner.

Schweren Herzens verließ ich Erfurt und kehrte in die Provinz zurück. Das wurde auch von den Brüdern gewürdigt. Die Provinzleitung drängte mich, eine Aufgabe in Unterfranken zu übernehmen. Mich darauf einzulassen, war richtig. So konnte auch diese Aufgabe mir wirklich zum Segen werden. Das ist doch Gehorsam: hinhören was Gott von mir und uns will; miteinander ringen um den richtigen Weg; mehr versuchen, als ich alleine will... Der neue Provinzial legte mich nicht auf meine Widerständigkeit fest, sondern warb um mich, forderte mich und übertrug mir Verantwortung. Der Orden hat mich nicht fallengelassen. Obwohl ich zeitweilig wahrscheinlich ziemlich ungenießbar war, haben die Brüder den Kontakt zu mir nicht abgebrochen. Ich konnte neu beginnen und wurde sogar in ein Provinzamt gewählt. Gerne bringe ich mich ein und übernehme Verantwortung. Wir bleiben im Dialog. Und so lasse ich mich auch fordern.

Nach zwei Jahren wurde mir völlig unerwartet geschenkt, doch wieder nach Erfurt zurückzukehren: Für mich ein echtes Wunder. Gab es nach dem Kapitel aus guten Gründen dafür keine Chance, so war doch der Wunsch nach einem neuen Anfang in einer deutschen

Stadt weiter gewachsen und beschäftigte die Leitung. Ich wurde eingeladen, wieder mit dabei zu sein.

Warum musste ich in meinem Ordensleben so oft diese Umwege gehen? Das ist mir ein Rätsel. Aber ich bin ja nie derselbe geblieben, auch wenn ich wohin zurückgekehrt bin.

Jetzt lebe ich in Erfurt in einer kleinen Dreiergemeinschaft, die vor allem suchende Menschen auf ihrem Zweifel- und Glaubensweg begleiten möchte. Ich selber bin oft in Zweifel, was Gott von mir will. Ich beklage mich über Seinen eigenartigen Humor, dass Er mir anscheinend Menschen, Dinge und Arbeitsfelder nimmt, die ich liebe. Gleichzeitig staune ich, was dadurch möglich wurde.

Augustinus zitiert Psalm 133,1: „Wie gut und schön ist es, wenn Brüder miteinander wohnen.“ Häufig wird dem „wohnen“ das „in Eintracht“ hinzugefügt. Augustinus scheint die Eintracht aber eher als Verheißung und Geschenk verstanden zu haben. Er fordert uns auf, erst einmal zusammen zu wohnen. Denn sonst hat die Verheißung keine Chance. Ich glaube, das habe ich nun verstanden.

Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter? Ich möchte einige Stichpunkte nennen, die in gewisser Weise die Essenz dessen darstellen, was ich (geistlich) auf meinen Umwegen im Orden lernen konnte:

- Niemand muss für immer so bleiben, wie er gerade ist. Er kann auch noch einmal ganz anders sein. Es ist gut, wenn die Brüder auch damit rechnen!
- Du bist selbst für dich verantwortlich. Du kannst nicht immer allen gefallen. Und wenn dir jemand auf die Füße tritt, ist das noch längst kein Grund zu fliehen.

- Im Leben – und so auch in der Spiritualität – geht es nicht um Schwarzweiß. Vielmehr: Die Gegensätze können zueinander kommen. Oft braucht es Umwege, um zu verstehen, wo es weiter geht. Das gilt in meinem persönlichen Leben, im Orden, in der Kirche.
- Überalterte Konvente sind kein guter Lebensraum für junge Brüder (und Schwestern). Sie brauchen auch vor den Klostermauern Freundschaften. Das stärkt ihre Berufung! Auch der Gemeinschaft tut es gut, wenn sie den Jungen darin vertraut.
- Ich brauche vertrauensvolle, enge Freundschaften zu Frauen und Männern. Ohne sie werde ich hochmütig und lieblos. Sie ermöglichen mir, dass ich meine Berufung lauter leben kann.
- Gott spricht zu uns in den Brüdern (und Schwestern), auch wenn ich mich über sie oft ärgere. Es lohnt sich, den Kontakt nie abubrechen!
- Nur wer bereit ist, sich zu verändern, kann sich selber treu bleiben. Aber mehr noch kommt es auf Gott an, der treu bleibt – auch auf den Umwegen.
- „Danken wir nicht täglich für die christliche Gemeinschaft, in die wir gestellt sind, [...] so hindern wir Gott, unsere Gemeinschaft wachsen zu lassen [...]“ (D. Bonhoeffer, in: *Gemeinsames Leben/Das Gebetbuch der Bibel*, DBW Band 5, S. 25).



„Weil DU mich gerufen hast ...“ oder „Die weltweite Mission“

Von einer Karmelitin aus dem Klein-Theresien-Karmel,
Rankweil

„Es war wirklich eine schöne Zeit bei Euch, aber jetzt kann ich nicht mehr.“ – Diese Worte einer Postulantin, die nach einigen Monaten erkannte, dass ihr doch die Eignung für unsere Lebensweise fehlte, sind mir nachgegangen. „... aber jetzt kann ich nicht mehr ...“ Ein Seufzer, der wohl jedem schon mal entschlüpft ist. Ihre Entscheidung – gerade in der Erprobungszeit des Postulats – war angemessen und im Rahmen der normalen Ordnung. Aber so mancher geht nach vielen Jahren der Profess. Papst Franziskus hat mehrfach erwähnt, wie ihn das schmerzlich berührt, und Äußerungen von Seiten der Religiosenkongregation über sehr viele Ansuchen um Exklaustration oder Austritt haben mich sehr erschüttert – ebenso die konkrete Erfahrung, dies auch in den eigenen Reihen miterleben zu müssen. Warum geht sie – und nicht ich? Was hält mich? Was bringt die Zukunft – in weltpolitisch brisanten Zeiten, wo Kriege, Krisen und Flüchtlingsströme unabsehbare Folgen haben und Mitbrüder und -schwestern in anderen Ländern ihre Hingabe unter lebensgefährlichen Umständen durchtragen? Wie geht es in der Kirche, im Orden, in der eigenen Gemeinschaft und in meinem persönlichen Leben weiter? Werde ich unter veränderten Umständen mein Ja, meine Antwort auf Gottes Anruf durchhalten können? „Denn wer zu stehen meint, der gebe acht, dass er nicht fällt“ (1Kor 10,12).

Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter? – ?! Dies ist tatsächlich vor diesem Hintergrund eine geradezu existenzielle Frage. Und das nicht nur im Blick auf gegenteilige Entscheidungen anderer, sondern auch, wenn ich auf meinen persönlichen Weg zurückblicke, ja, mit diesen Zeilen gleichsam auf der Lebenswanderung eine kleine Rast einlege, zurückschaue, meine jetzige Situation betrachte und auch auf die weiteren Schritte, den Weg und das Ziel ausblicke. Dabei möchte ich betonen, wie sehr ich mir bewusst bin, auf dem Weg, ja eigentlich immer noch und immer wieder am Anfang des Weges zu sein und dass hier wohl Vieles auch als Frage, als Suchen und Ringen vielleicht nur angedacht und erahnt ist ... und auch immer wieder neu ein Suchen, letztlich ein Gott suchen bleibt.

Erinnerung

Zum dankbaren Rückblick waren wir gerade im „Jahr des Geweihten Lebens“ aufgerufen, und das scheint mir in diesem Kontext eigentlich ganz entscheidend zu sein: Warum bin ich eingetreten? Was war meine Motivation? Waren es meine Ideen und Pläne? Nein, ich hätte mir durchaus eine Familie mit vielen Kindern erträumt und vorgestellt. Aber Gott hatte andere Pläne. Er hat mich in seine engere Nachfolge gerufen und auf vielfältige Weise umworben! Und Maria hat mich in den Karmel

geführt und gerufen. Die Initiative ging nicht von mir aus. Aber dann bin ich diesem Ruf gefolgt – mit jugendlichem Idealismus, auch mit dem Blick auf unsere Karmelheiligen, die mich begeisterten und die teils in jungen Jahren gleichsam den Gipfel erstürmten, wie z.B. die hl. Therese von Lisieux, die sel. Elisabeth von Dijon oder die hl. Teresa de los Andes.

Mit den Jahren wendete sich dann allmählich das Blatt, und ich erinnere mich gut, wie eine ältere Schwester eines Tages mit einem schelmischen Blick ganz unvermittelt zu mir sagte: „Jetzt werden Sie alt werden!“ Auf meine erstaunte und fragende Reaktion hin bekräftigte sie: „Ja, jetzt werden Sie alt werden, denn Sie haben es nicht ‚geschafft‘, jung heilig zu werden.“ Nach und nach merkt man, wie wenig man eigentlich zustande bringt, wie sehr es gilt, eigene Schwächen und Grenzen nicht in erster Linie zu überwinden, sondern anzunehmen, Geduld zu haben. So vieles bleibt Stückwerk – und das in allen Bereichen. In dieser Erfahrung hat mir das Bild von der Treppe – vom Kleinkind, das vergeblich versucht, die Treppe zu ersteigen, um die Mutter, die oben steht, zu erreichen, das die hl. Therese von Lisieux erzählt,¹ sehr geholfen und ist für mich auch weiterhin eine sehr trostvolle und tragfähige Sichtweise. Unsere Bemühungen sind wichtig. Wir sollen es versuchen, immer wieder neu, die Treppe der Vollkommenheit hinauf zu steigen. Aber in aller Nüchternheit wissen wir, dass wir kaum die erste Stufe erreichen und dann doch wieder herunterfallen, dass es letztlich Gott ist, der uns in seiner übergroßen Liebe an sich zieht und alles vollenden wird. Dieses Bild schenkt wirklich Gelassenheit.

Vielleicht wandelt sich mit den Jahren auch der Blick auf die eigene Gemeinschaft. Anfangs bin ich hineingewachsen, habe die Lebensweise an- und aufgenommen, wie ich sie vorfand und nahegebracht bekommen habe ...

Der „Alltag“

... jetzt spüre ich, wie manches, das ich als sinn- und wertvoll empfangen habe und auch weiterhin so sehe, von anderen Mitschwestern und den Verantwortlichen nicht mehr in dieser Weise weitergetragen und praktiziert wird und dass es auch u. U. schwierig ist, den Wert dieser Dinge verständlich zu machen und aufrechtzuerhalten. Andererseits mache ich auch bisweilen die Erfahrung, in neuen Ideen, Anregungen und Vorschlägen oder in der Einschätzung mancher spiritueller oder praktischer alltäglicher Belange der Gemeinschaft teils allein zu stehen, nicht immer verstanden und angenommen zu sein.

In diesem Zusammenhang hat mir die Beschäftigung mit der Phase der Lebensmitte und ihrer geistlichen Bedeutung sehr geholfen, diese Situationen und die „Zerreißprobe“, in die man dabei geraten kann, gelassener zu sehen.² Noch bin ich auf der Suche, einerseits klar zu meinen Überzeugungen zu stehen und dabei auch offen und flexibel für andere Meinungen zu bleiben, und andererseits gleichzeitig zu akzeptieren, dass manches in der Gemeinschaft anders gesehen, praktiziert und verändert wird und mich dennoch nicht innerlich von der Gemeinschaft zu distanzieren, sondern trotz gewandelter Umstände zu ihr zu stehen und auch diese Erfahrungen als so von Gott gefügt, als Situationen der Christus- und Kreuzesnachfol-

ge, als Gelegenheiten zur Läuterung und Selbstverleugnung, als Chance, Gott darin zu begegnen, zu erkennen, statt in Bitterkeit, Groll, Rebellion oder Resignation zu verfallen. Denn Letzteres wäre ganz sicher eine Sackgasse und ein Holzweg und würde womöglich tatsächlich den Sprengstoff in sich bergen, schlussendlich zu sagen: „Da gehe ich nicht mehr mit.“

Vielmehr ist für mich (bei allen Grenzen und Schwächen, die ich da auch selber bei mir immer wieder spüre) das Bemühen um offenen und ehrlichen Dialog, um gegenseitiges Verstehen, um – wo nötig – Verzeihen und Versöhnen der Weg, der diesen Spannungen den Stachel nimmt und ein gemeinsames Weitergehen ermöglicht, immer wieder neu. Und vor allem finde ich auch das persönliche und gemeinsame Hinhalten dieser Situationen und aller Beteiligten im Gebet zu Gott wichtig, um in ihm die Mitte und Orientierung, den letzten Grund und die Führung zu suchen.

Manchmal, wenn mich solche Situationen im Gebet beschäftigen und ich mit dem Herrn ringe oder ihm „Vorwürfe“ mache: „Kümmert Dich dieses oder jenes denn nicht“, dann scheint mir, er sagt: „Du Kleingläubige, warum zweifelst Du – ich kann alles lenken, jeden Sturm stillen.“ oder: „Marta, Marta, Du machst Dir viele Sorgen, aber nur eines ist notwendig.“

Natürlich, es wird immer wieder eine Herausforderung sein: die verschiedenen Charaktere, die unterschiedliche Herkunft, Prägung und Erziehung, Meinungsverschiedenheiten, Missverständnisse und anderes mehr ... Da tut es mir gut, sich dennoch gemeinsam unterwegs zu wissen, Verständnis und Mittragen der Mitschwestern spüren zu

dürfen oder sich auch gegenseitig zu ermutigen, vielleicht z.B. durch ein „geflügeltes“ Wort wie „Wer nicht aufgibt, der fängt erst richtig an“ oder „Heiligkeit ist der Mut und die Demut, immer wieder neu anzufangen“.

Letztlich sind all die alltäglichen Herausforderungen doch das „Brennholz“, um das Feuer der Hingabe und Liebe zu nähren und konkret werden zu lassen – auch in der zuversichtlichen Gewissheit, dass, wenn unser „äußerer Mensch aufgegeben wird, der innere sich Tag für Tag erneuert“ (2Kor 4,16), oder auch, wie der hl. Johannes vom Kreuz es in einem seiner Briefe schreibt: „Die Ursache von derlei Vorkommnissen sind nicht die Menschen, sondern Gott, der weiß, was uns frommt, und alles zu unserm Besten lenkt. Denken Sie nichts anderes, als dass alles von Gott zugelassen ist.“³

„Weiterschauen“ oder „Die Lösung“

Liegt nicht hier genau der springende Punkt, der Schlüssel und die Antwort?! Nur von Gott her, auf ihn hin und in seiner Liebe wird alles sinnvoll, ja sogar großartig, auch wenn das Alltagsgewand bisweilen dürrig ist und der Weg gelegentlich durch dürres und unweg-sames Land führen mag. Aber Jesus, als treuer Freund und Gefährte, ist immer an unserer Seite. Auf diesem Weg ist die hl. Therese von Lisieux zur Patronin der Weltmission geworden und lädt uns ein, mit ihr unser Leben höchst sinnvoll in die Waagschale der Weltgeschichte zu werfen, in Gottes unergründliche Heilspläne – einfach dadurch, dass ich der Liebe Gottes Raum schenke, mich ihr öffne, ihr eine „Möglichkeit“ gebe, in

diese Welt einzuströmen, sie zu überfluten und das inmitten und durch all die alltäglich kleinen Kleinigkeiten.

In diesem Zusammenhang hat mich ein Satz in dem im letzten Jahr erschienenen Interviewbuch „Gott oder nichts“ von Kardinal Sarah, in dem viele aktuelle Themen angesprochen werden, aufhorchen lassen. Als Sekretär der Kongregation für die Evangelisierung der Völker (ab 2001) und als Präsident des Päpstlichen Rates „Cor Unum“ (ab 2010) hat er weltweit viele Krisengebiete besucht und schreibt: „Ich fahre häufig in Gebiete, in denen Krieg herrscht, in Gebiete, die von Hungersnot oder Erdbeben heimgesucht sind. Dabei denke ich immer wieder mit Theresia von Lisieux, dass der kleine Weg, sich immerwährend der göttlichen Liebe zu überlassen, der einzig mögliche Weg ist.“⁴

Kardinal Sarah macht hier einmal mehr diese großartige Perspektive deutlich, die auch den Banalitäten des Alltags einen geradezu kosmischen und weltgeschichtlichen Wert gibt – vorausgesetzt, dass ich alles auf Gott ausrichte, immer neu versuche, aus Liebe zu beten, zu handeln, zu leben, und das nicht unbedingt gefühlsmäßig, sondern mit entschlossenem Willen. Sehr gut gefällt mir dazu auch ein Gedanke von Papst Benedikt, den er am 4. November 2010 äußerte: „... im Glauben an die Überfülle der Liebe, die uns in Jesus Christus geschenkt ist, wissen wir, dass die kleinste Kraft der Liebe größer ist als die größte zerstörerische Kraft und dass sie die Welt verwandeln kann.“⁵

Die hl. Therese hat in der Weihe/Hingabe an die barmherzige Liebe *das* „Mittel“ entdeckt, mithelfen zu können, dass die Welt mit dem Feuer der Liebe Gottes entflammt werde. So werden selbst

meine Fehler, Schwächen und Missgeschicke zu Bausteinen des Reiches Gottes – wenn wir nur alles in das Feuer der barmherzigen Liebe Gottes werfen. Hierin liegt für mich auch die Antwort auf die Frage, warum ich meinen Weg hier im Karmel weitergehe: Weil Gott mich gerufen hat und weil Gott mich jeden Augenblick neu ruft, weil Gott mich – aus reiner Gnade – einlädt, mitzuwirken an der großartigen, weltweiten Mission und Neuevangelisierung – auf verborgene Weise – in Freundschaft mit Jesus, durch Gebet, Opfer und Hingabe, wie es dem Karmel eigen ist, damit sich viele, ja möglichst alle für Christus, den Retter und einzigen Erlöser öffnen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Mit einem Auszug aus einem Text der hl. Teresia Benedikta / Edith Stein, den sie anlässlich der am Fest Kreuzerhöhung üblichen Gelübdeerneuerung schrieb, möchte ich diese Form verborgenen Apostolats noch unterstreichen und verdeutlichen. Diese Meditation entstand 1939: „Mache dein Herz frei durch die treue Erfüllung deiner Gelübde, dann ergießt sich die Flut der göttlichen Liebe in dein Herz, bis es überströmt und fruchtbar wird bis an alle Grenzen der Erde. Hörst du das Stöhnen der Verwundeten auf den Schlachtfeldern im Westen und Osten? Du bist kein Arzt und keine Schwester und kannst die Wunden

nicht verbinden. Du bist eingeschlossen in deiner Zelle und kannst nicht zu ihnen gelangen. Hörst du den Angstruf der Sterbenden? Du möchtest Priester sein und ihnen beistehen. Rührt dich der Jammer der Witwen und Waisen? Du möchtest ein Engel des Trostes sein und ihnen helfen. Schau auf zum Gekreuzigten. Bist du Ihm bräutlich verbunden in treuer Beobachtung deiner heiligen Gelübde, so ist *dein* Sein kostbares Blut. Ihm verbunden bist du allgegenwärtig wie Er. Nicht hier oder da kannst du helfen wie der Arzt, die Krankenschwester, der Priester. An allen Fronten, an allen Stätten des Jammers kannst du sein in der Kraft des Kreuzes, überallhin trägt dich deine erbarmende Liebe, die Liebe aus dem göttlichen Herzen, überallhin sprengt sie Sein kostbares Blut – lindernd, heilend, erlösend.“⁶ Dieser Text könnte auch in unsere von Krieg- und Flüchtlingsdramen geschüttelte Zeit geschrieben sein und ist mir Einladung und Aufruf in Treue und Entschiedenheit auf dem Weg der Berufung weiterzugehen.⁷ Ja, der Wunsch, die Berufung in dieser Weise neu, entschieden und authentisch zu leben, sucht nach Schritten, falsche Kompromisse, unnötigen Ballast und alles Hinderliche abzulegen, das sich im Laufe der Jahre angesammelt hat; wesentlicher zu werden, in Gott den Grund, Halt und die Mitte zu finden, ihm zu begegnen, ihm das Steuer vollständig zu überlassen ... Das ist mein Wunsch, mein Suchen auf der momentanen Wegstrecke – möge Gott die Gnade dazu schenken!

„Proviant“ auf dem Weg

Was stützt und trägt diesen meinen Weg tagaus – tagein? Was lässt zuver-

sichtlich vorwärts schauen? Sind wir nicht überreich beschenkt mit „Proviant“?! Hier sei nur einiges herausgegriffen:

a) Sakramente und Kirche

„Die Eucharistie ist die Kraft, mit der Du jeden Tag im Karmel leben kannst“. Diese Worte sprach mir ein Mitbruder in der Noviziatszeit zu und ich denke immer wieder gerne daran. Jesus selber schenkt sich uns täglich, vereint sich mit uns, geht als treuer Freund und Gefährte mit durch den Tag. Kostbare Speise, schlicht und verborgen wie das Manna in der Wüste, aber nährend, belebend, stärkend.

... Und immer neu haben wir die Gelegenheit zum Fest der Barmherzigkeit, zur Versöhnung, Umkehr, Neuanfang und Stärkung im Bußsakrament! Gott sucht mich immer, schon bevor ich ihn suche. Er erwartet mich immer!

... Dazu Weisung, Nahrung, Rat und Hilfe durch Vorträge, Exerzitien, priesterliche Wegbegleitung ...

b) Gottes Wort

Wie unerschöpflich ist diese übersprudelnde Quelle! Wie sehr vermag sie meine Tage zu durchtränken, mich zu ermutigen, zu prägen, zu stärken, sowohl in der Liturgie, aber dann auch den Tag hindurch – angefangen beim einfach wiederholten Namen „Jesus“ bis hin zu einzelnen Sätzen, Bildern, Texten wie z.B. „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt“ (Joh 15,16), „Gesegnet der Mann, der auf den Herrn sich verlässt und dessen Hoffnung der Herr ist. Er ist wie ein Baum, der am Wasser ge-

pflanzt ist und am Bach seiner Wurzeln ausstreckt: Er hat nichts zu fürchten wenn Hitze kommt, seine Blätter bleiben grün; auch in einem trockenen Jahr ist er ohne Sorge, unablässig bringt er seine Früchte“ (Jer 17,7.8), „... denn du bist bei mir ...“ (Ps 23,4c), „Der Herr ist mein Licht und mein Heil: Vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist die Kraft meines Lebens: Vor wem sollte mir bangen?“ (Ps 27,1) Dies ist ein fast wahlloses Herausgreifen aus dem überfließenden Schatz des Wortes Gottes, das wie ein sicherer Wanderstab unsere Schritte festigt und leitet und uns dem Bild Christi ähnlicher macht.

c) Gott ist unwandelbar und treu

„Im Ordensstand haben wir einen Vorteil gegenüber der Ehe – bei uns ist *ein* Partner 100%ig zuverlässig und treu.“ Das ist eine originelle und wahre Feststellung. Ja, die „Treue des Herrn währt in Ewigkeit“ (Ps 117,2), auch wenn sie sich bisweilen für unseren begrenzten Blick durchaus in göttliche Unbegreiflichkeit kleiden kann. Doch gerade auch das Beispiel vieler Eheleute, die in oft sehr schwierigen und herausfordernden Situationen treu und tapfer zueinanderstehen und miteinander weitergehen, suchen und kämpfen, ist mir immer wieder Ansporn und Ermutigung – auch in meiner Beziehung zu Jesus!

d) Unsere Antwort der Treue

Einmal las ich den Satz: „Treue ist die Spur, die die Liebe hinterlässt.“ – Ist das nicht gerade der Weg der treuen tagtäglichen Pflichterfüllung, das Leben im gegenwärtigen Augenblick und Annehmen dessen, das von Gott her auf mich zukommt, mir zufällt – eins nach dem andern?! Treue in den kleinen Dingen ...

Ich denke, auch gerade so wird der Weg der Beharrlichkeit gepflastert – aus vielen kleinen Mosaiksteinen.

e) Gegenwart Gottes – lebendiger Glaube – Gebet

In Gott leben wir, bewegen wir uns und sind wir. Welche Kraft vermittelt doch der lebendige Glaube, der durch alles hindurch Gott, seine Spuren, seine Gegenwart erkennt: Gott ist da! – und Gott wohnt in uns! Ihn entdecken, mit Ihm im Gespräch sein – in den Zeiten des Gebets, auch im stillen Verweilen bei ihm, wie in allen Alltagsumständen, in Freude, Mühe und Leid.

f) Wegbegleiter

Wieviel Nahrung und Ermutigung schenken auch das Beispiel und die Schriften unserer Ordensheiligen. – Und sie sind auch da – vielleicht oft viel näher als wir meinen – fürbittend, verständnisvoll, helfend und unsere Kämpfe aus eigener Erfahrung kennend. Aber da sind auch die Mitschwester, deren Nähe und Beispiel, deren Treue und Eifer mir auch immer wieder Einladung, Hilfe und Ansporn sind: Wir sind gemeinsam unterwegs, haben die große gemeinsame Berufung, helfen und stützen einander!

g) Mose, Aaron, Hur ... (Ex 17,10)

Öfters bittet ein Mitglied einer neueren geistlichen Gemeinschaft, die in ihrem Apostolat besonders Fernstehende zu erreichen versucht, um unser Gebet. Dabei fiel einmal die Bemerkung: „Wir zählen so sehr auf eure Gebetsunterstützung. Ihr seid wie Mose auf dem Berg. Solange er die Arme im Gebet erhoben hielt, war den Israeliten in der Schlacht der Sieg sicher. – Aber wir beten auch für euch – wie Aaron und

Hur, die dem Mose die Arme stützten, damit er durchhalten konnte.“ Immer wieder bitten Menschen um unser Gebet – in persönlichen Anliegen, aber auch in großen kirchlichen und weltweiten Anliegen. Mich erschüttert das oft, denn was ist unsere kleine Schar, unser kleines Gebet, unsere kleine Hingabe im Vergleich zu so großen Bitten und Nöten? Sind es nicht nur „fünf Brote und zwei Fische“ (wobei von den Broten das eine oder andere vielleicht noch „angeknabbert“ ist), die wir Gott bringen können? Ist es nicht einfach die große Zuversicht, dass wir in unserer Kleinheit und Armseligkeit uns an den wenden, der der Allmächtige ist und der eben gerade mit unserer kleinen Gabe Tausende zu speisen versteht, weil *ER* es ist, der in Überfülle schenkt? ... und gleichzeitig sind es auch so viele Menschen, die – wie Aaron und Hur – uns „die Arme stützen“, uns ihr Gebet, teils in täglicher Treue, schenken, damit wir in unserer Berufung beharrlich sind. Für uns ist es unergründlich, aber wer weiß, wem ich, wem wir das treue Durchhalten und Immer-wieder-neu-anfangen-Können verdanken? Vielleicht ist an dieser Stelle auch noch eine kleine Nebenbemerkung angebracht: Wir hatten in unserer Gemeinschaft zuerst sehr gezögert, die Anfrage von Seiten der Redaktion bzgl. eines Zeugnisses aus einem rein kontemplativen Kloster anzunehmen, weil uns gerade unser verborgenes Leben, unser verborgener, stiller Gebetsdienst wichtig ist und ein äußeres Apostolat oder Auftreten unserem Charisma eigentlich weniger entspricht. Deshalb haben wir uns entschlossen, diesen Beitrag ohne nähere Angaben zur Verfasserin zu veröffentlichen.

Doch kam mir der Gedanke, jetzt gegen Ende diese unsere eigentliche Aufgabe mit einer Zusicherung und einer Bitte zu bekräftigen: Beten wir füreinander – Sie, die diese Zeilen gelesen haben, und wir, deren Aufgabe es ist, für alle im Gebet vor Gott einzustehen. Beten wir füreinander, dass wir treu und beharrlich unseren Berufungsweg in der Fülle und Vielfalt von Charismen weitergehen, voll Freude, voll großer Dankbarkeit, voll Staunen über Gottes wunderbare Führung, voll Zuversicht in Durststrecken, voll Vertrauen – weil *ER* uns gerufen hat, weil *ER* als guter Freund mit uns geht und weil *ER* treu ist!

Schließen möchte ich mit einem Wort unserer Gründerin, das uns am Ende des Jahres des Geweihten Lebens und in den letzten Wochen in unserer Gemeinschaft besonders begleitete und mich auch beim Zusammenstellen dieser Zeilen immer wieder bewegt hat:

„Die Berufung ist ein
Geheimnis Gottes,
ein Gnadenerweis
seiner erbarmenden Liebe.
Erst in der Ewigkeit werden wir
die Gnade der Berufung
ganz erfassen können.“
(Mutter Maria Regina ab Angelis)

.....
1 Allein die Liebe. Worte der heiligen Theresia von Lisieux. Übers. v. Rudolf Stertenbrink. Freiburg i. Br. [u.a.] 1980, 165: „Sie erinnern mich an das Kleinkind, das noch nicht laufen kann. Da es seine Mutter auf der Höhe der Treppe erreichen will, hebt es seinen kleinen Fuß, um die erste Stufe zu besteigen. Vergeblich! Immer wieder fällt es zurück, ohne voranzukommen. Nun, willigen Sie ein, dieses kleine Kind zu sein. Durch die Übung aller

- Tugenden heben Sie immer Ihren kleinen Fuß, um die Stufen der Heiligkeit hinaufzusteigen. Doch Sie werden es nicht einmal schaffen, die erste Stufe zu erreichen. Aber Gott verlangt von Ihnen nur den guten Willen. Bald wird er, von Ihren vergeblichen Anstrengungen besiegt, selbst hinuntersteigen, Sie in seine Arme nehmen und Sie für immer in sein Reich führen.“ – Therese von Lisieux, PA 488.
- 2 Folgende Schriften zum Thema „Lebensmitte“ sind mir in diesem Zusammenhang hilfreich: Johannes Tauler: Predigten. Band 1 und 2 (Christliche Meister, 3). Übertr. u. hrsg. v. Georg Hofmann. Einsiedeln, 5. Aufl. 2011; P. Michael Schneider SJ: Zur Reifungsgeschichte des Glaubens in den Lebensaltern (Edition Cardo, 66). Köln 2001; Ders.: Akedia. Lebenskrisen in der Deutung des Glaubens (Edition Cardo, 41). Köln 2004; Ders.: Bekehrung als Grundvollzug christlicher Existenz (Edition Cardo, 28). Köln 1999; Anselm Grün: Lebensmitte als geistliche Aufgabe (Münsterschwarzacher Kleinschriften, 13). Münsterschwarzach 17. Aufl. 2008; P. Hans Buob SAC: Du, aber folge mir nach! Umkehr und Umkehrung (Reihe Kerygma, 7). Fremdingen 2003. – und Vorträge von P. Hans Buob zum Thema.
 - 3 Johannes vom Kreuz, 22. Brief. In: Des Heiligen Johannes vom Kreuz sämtliche Werke in fünf Bänden, Bd. 5: Kleinere Schriften. Nach den neuesten krit. Ausg. aus dem Span. übers. von Aloysius ab Immac. Conceptione. 5., unveränd. Aufl. München 1956, 175.
 - 4 Robert Sarah, Nicolas Diat: Gott oder nichts. Ein Gespräch über den Glauben. Robert Kardinal Sarah und Nicolas Diat (franz. Original: Dieu ou rien). Aus dem Franz. von Katrin Krips-Schmidt u. Claudia Reimüller. 1. Aufl. Kiblegg 2015, 324.
 - 5 Papst Benedikt XVI., Predigt in der hl. Messe zum Gedenken an die im vergangenen Jahr verstorbenen Kardinäle und Bischöfe, 04.11.2010, Vatikanische Basilika. http://w2.vatican.va/content/benedict-xvi/de/homilies/2010/documents/hf_ben-xvi_hom_20101104_suffragio.html (abgerufen am 14.03.2016).
 - 6 Edith Stein, Geistliche Texte II (Edith Stein Gesamtausgabe, 20). Bearb. v. Sophie Binggeli, unter Mitwirkung v. Ulrich Dobhan u. Maria Amata Neyer. Freiburg i. Br. [u.a.] 2007, 121.
 - 7 An dieser Stelle sei auch noch auf einen Text von Papst Franziskus in „Evangelii gaudium“ verwiesen, in dem er auch auf diese verborgene Fruchtbarkeit verweist und ermutigt, in diesem Sinne die tägliche Hingabe großzügig zu leben: „Es bedeutet, mit Bestimmtheit zu wissen, dass sicher Frucht bringen wird (vgl. Joh 15,5), wer sich Gott aus Liebe darbringt und sich ihm hingibt. Diese Fruchtbarkeit ist oft nicht sichtbar, nicht greifbar und kann nicht gemessen werden. Man weiß wohl, dass das eigene Leben Frucht bringen wird, beansprucht aber nicht zu wissen wie, wo oder wann. Man hat die Sicherheit, dass keine der Arbeiten, die man mit Liebe verrichtet hat, verloren geht, dass keine der ehrlichen Sorgen um den Nächsten, keine Tat der Liebe zu Gott, keine großzügige Mühe, keine leidvolle Geduld verloren ist. All das kreist um die Welt als eine lebendige Kraft. Manchmal kommt es uns vor, als habe unsere Arbeit kein Ergebnis gebracht, aber die Mission ist weder ein Geschäft noch ein unternehmerisches Projekt, sie ist keine humanitäre Organisation, keine Veranstaltung, um zu zählen, wie viele dank unserer Propaganda daran teilgenommen haben; es ist etwas viel Tieferes, das sich jeder Messung entzieht. Vielleicht verwendet der Herr unsere Hingabe, um Segen zu spenden an einem anderen Ort der Welt, wo wir niemals hinkommen werden. Der Heilige Geist handelt wie er will, wann er will und wo er will; wir aber setzen uns ohne den Anspruch ein, auffällige Ergebnisse zu sehen. Wir wissen nur, dass unsere Hingabe notwendig ist. Lernen wir, in den zärtlichen Armen des Vaters zu ruhen, inmitten unserer kreativen und großzügigen Hingabe. Machen wir weiter, geben wir ihm alles, aber lassen wir zu, dass er es ist, der unsere Mühen fruchtbar macht, wie es ihm gefällt.“ (Evangelii gaudium, Nr. 279).

Hellena Eun-Jin Jung OP

Sr. Hellena Eun-Jin Jung OP ist Dominikanerin von Bethanien und Kirchenmusikerin. Derzeit lebt sie im Konvent Bergisch Gladbach, dem das Bethanien Kinder- und Jugenddorf angeschlossen ist. Dort ist sie als Novizenmeisterin, Kantorin und Organistin tätig. Im Musikraum „La Taste“ macht sie offene musikalische Angebote für Kinder und Jugendliche.



Hellena Eun-Jin Jung OP

Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter?

Gott verbindet die Nationen

Vor einundzwanzig Jahren bin ich nachts aus Süd-Korea mit Neugier, Eifer und zitterndem Herzen am Kölner Hauptbahnhof angekommen. Es war Karnevalsdienstag! Zwar habe ich in der Schule über Karneval gelernt, dass er in Deutschland groß gefeiert wird, aber ich habe ihn zum ersten Mal in meinem Leben mit eigenen Augen gesehen. Eine verrückte Welt sah ich, die mir Angst machte. Wo bin ich nur gelandet? Es war ein echter Kulturschock. Nun, 21 Jahre später, feierte ich in diesem Jahr den Kölner Karneval sechs Tage lang mit meinen Mitschwestern, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und den Kindern und Jugendlichen unseres Bethanien Kinderdorfes. Das Karnevalfeiern ist bei uns „ein Hochfest“. Wir sind sogar mit einigen Schwestern auf der Bühne aufgetreten. Ein Jugendlicher sagte zu mir nach dem Auftritt: „Schwester Hellena, das war krass, aber super toll!“

Scheinbar hatte der Junge nie erlebt, dass Ordensschwestern an Karneval auftreten und damit die Menschen begeistern können. Wir Schwestern aus Korea und Deutschland haben einen deutschen Jungen begeistert. Welch eine gelungene Integration?

Gott ruft leise, aber ganz

Als ich ein kleines Mädchen war, ging ich mit den Eltern sonntags in die Hl. Messe. Meine stärkste Erinnerung war ein Orgelstück während der Kommunion, das eine Organistin mit sanftem Flötenregister und Tremulant gespielt hat. Ich hörte die Musik mit großer Begeisterung, und es war, als ob mich ein Blitz getroffen hätte. Ich dachte damals: „Wow, ein Engel spielt eine himmlische Musik“. Das war meine erste tiefe Begegnung und Berufung zur Musik. Sie entwickelte sich weiter in meinem Leben, so dass ich nach meinem ersten Kirchenmusik-Studium in Korea zu einem wei-

teren Aufbaustudium nach Deutschland kam. Damit hatte Gottes Plan längst schon begonnen, wie beim damaligen sanften Flötenklang in der Kirche in Korea. Wenn man im Ausland ist, fühlt man sich oft einsam und bekommt schnell Heimweh. Ich beobachtete, wenn man in einer solchen Situation ist, kommt man entweder Gott näher durch religiöse Gemeinden, so wie ich, oder man landet, wie ich bei einige Studenten beobachten konnte, in Abhängigkeiten wie z.B. Alkohol oder fällt schnell in die Depression. Ich habe durch meine Freundin eine Bibelgruppe kennen gelernt, die von einer Schwestern-Gemeinschaft begleitet wurde. Da begann ich nach und nach, Gott richtig zu spüren. Dass der große Gott nicht so weit weg ist, sondern sehr nah und konkret existiert, in Einsamkeit, Heimweh, Anstrengung und Sorgen. Und zum ersten Mal habe ich hautnah gespürt, dass Gott universal ist, über die Kontinente hinweg. Egal wohin ich gehe, war Gott ganz nah. Diese klein erscheinende Erfahrung hat mich tief berührt. Und ich glaube, da fingen in meinem Herzen an, unsichtbare Sprossen der Liebe zu wachsen. Im Nachhinein denke ich, es war einfach ein riesiges und zu mir passendes Geschenk Gottes, so dass ich Ende des Studiums in Gott so sehr verliebt war. Es war eine ganz fremde Erfahrung, und ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte. Mein Herz brannte. Vor Liebe war ich trunken. Das war meine Motivation, warum ich mich für das Ordensleben entschieden habe. Die Liebe wollte ich nicht mehr verlieren, sondern noch intensiver mit Gott sein. Mein ursprüngliches Ziel, in meiner Heimat eine Karriere aufzubauen, habe ich als total unwichtig empfunden.

„Der Herr sprach zu Abram: Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde.“ (Gen 12) Beim Beten begegnete mir plötzlich diese Bibelstelle ganz anders, sehr ernst und emotional. Da habe ich die Gemeinschaft der Dominikanerinnen von Bethanien kennen gelernt. Sie haben drei Kinderdörfer. Ja, meine zweite Motivation für den Eintritt war das Kinderdorf. Weil ich schon von klein auf Kinder sehr gerne mochte, dachte ich, dass ich eine gute Kinderdorfmutter werden könnte, um die Liebe, die ich bekommen habe, den Kindern weiter zu geben.

In der Kandidatur und Postulatszeit, in den verschiedenen Praktika im Kinderdorf erkannte ich, dass mein naiver Gedanken, eine „Kinderdorfmutter zu werden“, doch nicht meins ist, und dass es einer besonderen Berufung dazu bedarf. Zunächst war ich zwar sehr enttäuscht, aber dafür gibt es die Ausbildungszeit. So heißt es ja auch im Aufnahmeeritus unserer Kongregation: „Sind Sie bereit, sich zu prüfen und prüfen zu lassen, ob Sie zu einem Leben in Bethanien berufen sind?“

Mit einer brennenden Fackel die ganze Erde entzünden

Eine Überlieferung sagt, dass Johanna von Aza, die Mutter des hl. Dominikus, vor der Geburt eine Vision hatte. Sie sah darin einen Hund, der mit einer brennenden Fackel im Maul die ganze Erde entzündete. Das heißt, dass der hl. Dominikus mit seiner Predigt das Feuer, Christus, über die ganze Welt verbreiten wird. Papst Benedikt XVI. sagt in seiner Predigt über Dominikus: „Dieser große Heilige erinnert uns daran, dass im Her-

zen der Kirche immer ein missionarisches Feuer brennen muss, das unablässig dazu drängt, die erste Verkündigung des Evangeliums und, wo notwendig, eine Neuevangelisierung zu bringen: Christus ist nämlich das kostbarste Gut, das zu kennen und zu lieben die Männer und Frauen aller Zeiten und an jedem Ort ein Recht haben! Und es ist tröstlich zu sehen, dass es auch in der Kirche von heute viele gibt – Hirten und Laien gläubige, Mitglieder alter Orden und neuer kirchlicher Bewegungen –, die voller Freude ihr Leben für dieses höchste Ideal einsetzen: das Evangelium zu verkünden und Zeugnis dafür abzulegen!“¹ Ist das nicht auch unser Lebensprogramm? Dass wir als Christen „mit Gott und von Gott sprechen“, so wie es auch das persönliche Motto des hl. Dominikus war?

Treu auf dem Weg

Eine Sache erzähle ich hin und wieder gern im Bekanntenkreis. Es hat nichts mit dem Glauben zu tun, aber ich nutze gerne die Symbole: In Ostasien gibt es zwölf Tierkreiszeichen, für jedes Jahr eines. Ich bin im Jahr des Hundes geboren. „Hund“ bedeutet bei uns die Treue. Hunde vertrauen nicht leicht jemandem. Aber wenn sie es tun, sind sie sehr treu, loyal und bringen sich ganz in die Beziehung ein. „Wie ich!“ Wenn ich es so erzähle, lachen die Zuhörer meist. Trotzdem erzähle ich meist weiter, dass ich ein „Hund des Herrn“ bin, dass ich IHM vertraue ganz und gar, so wie ich es bei der Profess in der Öffentlichkeit gelobt habe. Und die Generalpriorin hat mir dann gesagt: „...Erfüllen Sie mit uns in Treue den Auftrag, den die Kirche uns gegeben hat.“ Diesen Weg möchte ich weiter gehen, egal was unterwegs

passiert. Das ist ein wichtiger Grund, warum ich im Orden bleibe, um Gott treu zu sein. Bevor ich meine Treue Gott schenke, ist Gott mir treu. Das ist für mich ein wunderbarer Gedanke.

Auf meiner Professkerze steht eine Bibelstelle: „Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe“ (Joh 15,12). Das ist für mich das schönste, aber auch das schwerste Gebot. Die Kerze soll mich daran erinnern, gerade dann, wenn mir das Lieben so schwer fällt. In der Fastenzeit hören wir die Geschichte von Judas, dem Verräter. Obwohl Jesus wusste, dass er ihn verraten würde, liebte er ihn. Petrus verleugnete Jesus dreimal, trotzdem liebt Jesus ihn so sehr, dass er ihm seine Kirche anvertraute. Jesus hat sie nicht verurteilt, eher hat er innerlich mit ihnen geweint. Wenn radikale und fanatische Gruppen im Namen der „wahren Religion“ durch Attentate Menschen töten, dann frage ich mich, wie kann ich, wie können wir solche Menschen lieben? Das ist eine schwierige Frage, und ich finde keine Lösung. Da hilft mir das Beten für die Täter und Opfer und unsere bethanische Haltung:

- im Umgang mit Schuld eine Chance auf neues Leben suchen und erkennen
- Verlässliche Beziehungen eingehen
- Für jede und jeden die Hoffnung aufrecht erhalten, niemanden aufgeben
- Ohnmacht solidarisch aushalten
- Um des Menschen willen auch unkonventionelle Wege gehen²

Die Barmherzigkeit in den Herzen bewirken

Es gab einen, der den Frauen, die unter der Last ihrer Schuld im Frauenzucht-haus gelandet waren, über Gott und

seine Liebe erzählt hat. Es war unser Gründer, der französische Dominikaner Pater Jean Joseph Lataste. Er hat 1864 im Frauengefängnis von Cadillac (bei Bordeaux) Einkehrtage gehalten. Am Anfang war er selber nicht so sicher, wie die Frauen eigentlich reagieren würden. Die Bedingungen, unter denen die Einkehrtage stattfanden, waren äußerst schlecht, denn die Arbeitszeiten durften nicht beeinträchtigt werden. Nur nachts in der normalen Schlafenszeit durften die Frauen kommen und die Vorträge anhören. Ohne große Erwartungen trat er in die Kapelle. Doch er traute seinen Augen kaum. Da waren an die 400 Frauen. Da schämte er sich seiner Vorurteile, die er diesen Frauen gegenüber hatte, als er gebeten wurde, Exerzitien zu halten. Er erkennt in diesen Frauen das Antlitz Gottes, nicht die Mörderin, die Diebin, die Betrügerin. In seiner ersten Predigt spricht er sie nicht an mit „gefallene Mädchen“, sondern „Meine lieben Schwestern!“ „... trotz allem meine Schwestern in Adam und meine Schwestern in Jesus Christus“ Diese Worte treffen die Frauen bis ins Herz. Er erzählt ihnen von der Geschichte der Maria Magdalena, die Geschichte so, wie er sie kannte: eine stadtbekannte Sünderin begegnet Jesus und wird zur Heiligen, weil sie erlebt, dass Gott selbst sie liebt – bedingungslos. Während dieser Meditation hat er entdeckt, dass die Frauen ganz langsam den Kopf hoben, wie die Blume nach dem Gewitter sich aufheiterten und dass sie freier atmeten.³ In den vielen Beichtgesprächen hat er nach und nach die hoffnungslose Situation nach der Entlassung hautnah mitbekommen. Mehrere Frauen wollten sich nach ihrer Zeit als Strafgefangene Gott weihen. Sie haben schon lange ihre

Sünde gebüßt und aufrichtig bereut. Wo hätte eine Straftatlassene eine Chance auf ein menschenwürdiges Leben?

„Wenn wir sagen, dass wir keine Sünde haben, führen wir uns selbst in die Irre. Ja. Sie waren schuldig, aber Gott fragt uns nicht nach dem, was wir waren, ihn geht nur an, was wir sind.....Meint ihr, Augustinus sei im Himmel weniger nahe bei Gott, weil er in seiner Jugend gesündigt hat, oder Maria Magdalena werde weniger geliebt, weil sie so viele Fehlritte begangen hat? Nein, nein, habe ich

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

euch gesagt, und ich wiederhole es. Diejenigen, die dank der Gnade Gottes rein geblieben sind, mögen nicht nur zusehen, dass sie nicht fehltreten, sondern sogar, sage ich, dass sie nicht überholt werden, denn der Preis für den Lauf und die Palme des Sieges sind nicht für den, der nie gefallen, sondern für den, der am weitesten gelaufen ist“.⁴ Das ist die Geburtsstunde seiner Vision - Bethanien. Gemeinsam mit der couragierten Ordensfrau Mutter Henri-Dominique Bert hier gründet er 1866 das erste Kloster der Dominikanerinnen von Bethanien. Unsere Entstehungsgeschichte macht mich oft sehr nachdenklich. Unsere Spiritualität und unsere Haltungen sind das Lebens- und Lernprogramm, das mich immer wieder neu inspiriert. Und vor allem bin ich dankbar, dass mir die Gemeinschaft immer wieder neu er-

möglichst, meine Misstöne positiv zu integrieren.

Unser Leben ist wie die Musik voller Harmonien und Disharmonien. In der Harmonielehre gibt es viele Regeln, damit Akkorde und Töne ästhetisch ihren besten Farbklang entwickeln. So, wie uns unsere Ordensregeln Halt geben. In der traditionellen Musik fordert die Dissonanz nach einer Auflösung. Unser Leben ist auch ein ständiger Auflösungsprozess, zwischen dem „Ideal - Ich“ und dem „Real - Ich“. Dieser Reifungsprozess dient zuerst uns selbst. Jesus lädt uns zur ständigen Lebensschule ein. Wenn man sich darauf einlässt, gibt es viele Überraschungen, das Leben ist dann wie eine „Wundertüte“: Mit meinem Medium Musik mache ich unterschiedliche Erfahrungen. Früher habe ich in einer Jugendvollzugsanstalt Jugendlichen Keyboard-Unterricht gegeben und den Jugendchor geleitet. Eines Tages begegneten mir zwei Jugendliche, die Neonazis waren. Sie sind nur wegen der Musik in die Gefängniskirche gekommen (damals haben wir uns dort getroffen). Für sie war es sehr schwer, mich anzuschauen und mich zu begrüßen. Weil ich eine Ausländerin und eine „Nonne“ war. Was für eine doppelte Belastung für sie. So gingen zwei Jahre vorbei. Nach zwei Jahren, als ich den Dienst beendete und mich verabschiedet hatte, kamen die beiden jungen Männer zu mir. Sie schauten mir in die Augen, und sie gaben mir die Hand und sagten „Auf Wiedersehen!“. Das war für mich ein Wunder. Wie haben sie das geschafft? Es hat mich sehr beeindruckt. „Wirke deine Wunder, o Gott, wandle unser Leben!“⁵ Zurzeit machen wir Ordenschristen uns viele Gedanken über die Zukunft. Neben positiven Einstellungen erlebe ich

Unruhe und Sorgen. Die vielen alten Schwestern, die oft viel zu großen Häusern, die sozialen Werke und der schwindende Nachwuchs, spielen dabei eine große Rolle. Mir hilft es da, nicht mit großen Ängsten in die Zukunft zu schauen, ich lebe jetzt in der Hoffnung auf morgen. Denn ER ist mit mir, mit uns, und ihn bitte ich täglich: „Weise mir, Herr, deinen Weg; ich will ihn gehen in Treue zu Dir“ (Ps 86). Jesus hat mich gerufen und ich habe geantwortet. Er fragte mich wie damals Petrus, ob ich ihn mehr liebe als „diese“ und ich antwortete ihm „Ja, Herr! Du weißt, dass Ich Dich liebe!“ Dazu sagt er „Weide meine Schafe!“ Er fragt mich nicht nur dreimal wie bei Petrus, sondern X mal. Diese Wiederholungen bringen mir Demut bei. Als Sohn des Zimmermanns, vermutlich selber Zimmermann, schleift er meine Ecken und Kanten unaufhörlich. So bearbeitet und sendet er mich jeden Tag neu. So wie ich bin, sendet er mich in die Welt. Dabei habe ich erkannt, dass ich mit meinem Talent, für Gott nützlich sein kann. Das ist der Grund, warum ich meinem Weg im Orden weiter gehe. Es gibt viel zu tun!

.....

- 1 Generalaudienz, 3.2.2010- Benedikt XVI.
- 2 Vgl. Akten des Generalkapitels der Kongregation der Dominikanerinnen von Bethanien 2005.
- 3 Vgl. Jean-Marie Gueullette, Jean-Joseph Lataste. Apostel der Gefängnisse, Leipzig 2010, S. 132 - 139.
- 4 Predigt 96 über die Eucharistie, Cadillac, 18. September 1864, in *Prêcheur de la miséricorde*, S. 148.
- 5 Lied „Ich habe Wunder gesehen“ nach Predigt von P. Lataste im Frauengefängnis in Cadillac, 17. September 1865.

Edward Fröhling SAC

P. Edward Fröhling SAC, Jahrgang 1975, gehört seit dem Jahr 2002 dem Pallottinerorden an. Seit 2009 ist er Juniorprofessor für Fundamentaltheologie und Theologie der Spiritualität an der Theologischen Fakultät der PTHV Vallendar.



Edward Fröhling SAC

Immer noch im Orden? Warum eigentlich nicht?

Vor gut 13 Jahren habe ich in der Gemeinschaft der Pallottiner meine ersten Versprechen abgelegt: Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen, Armut, Gehorsam, Beharrlichkeit, Gütergemeinschaft und selbstlosen Dienst. Das war einen Tag vor meinem 27. Geburtstag – im üblichen Sprachgebrauch war ich damit ein „Spät-Berufener“: Nach dem Abitur hatte ich angefangen, Theologie zu studieren, weil ich das interessant fand ... Priester werden oder in eine Ordensgemeinschaft eintreten, das wäre mir damals nicht wirklich in den Sinn gekommen. Das lag nicht daran, dass ich „kirchen-fern“ gewesen wäre; ich war in der Pfarrei engagiert, ich liebte

die Gottesdienste und die Ruhe in der Kirche, die Lesungen aus der Bibel, die ich oft nur mit Tränen in den Augen anhören konnte, die Musik, vor allem die Musik ... und ich mochte die Kirche als „Raum“, wie eine große Höhle, in der ich oft einfach alleine saß, Gott „Hallo sagen“ zwischen Einkaufen und Hausaufgaben. Ich mochte es, die Leute dort zu treffen, wir waren eine große „Truppe“ von Jugendlichen: Jugendchor und Messdiener – der „Treffpunkt“ war der Sonntagsgottesdienst. Und wir hatten einen wirklich wunderbaren Pastor, Franz Elberskirch, ein stiller freundlicher, leider schwer kranker Mann, der nie großes Brimborium machte, der

aber immer ein freundliches Wort und immer vergnügt funkelnde Augen hatte. Die Kirche „im Dorf“ war mein Zuhause, über die „große Institution“ habe ich oft eher den Kopf geschüttelt. Mit den Leuten aus der Schule lasen wir Befreiungstheologie-Bücher und diskutierten uns die Köpfe heiß über alle möglichen Streitfragen ... Befremdlich war, dass wenn unser damaliger Kaplan Besuch von anderen jungen Priestern und Seminaristen hatte, die wichtigsten Themen auf einmal Weihrauchsorten, korrekte Handhaltung, Gewänder etc. waren. Zur Kirche war mein Verhältnis gespalten – sie hatte in meinen Augen ein Doppel-Gesicht, das machte sie mir suspekt. Das Selber-Denken, das kritische Fragen, die Unruhe, das „ungezähmte“ Leben, Frauen, Querdenker, Zweifler und Streitlustige ... all das hatte in meinen Augen im „großen System“ keinen Platz. Ein Blick ins Priesterseminar damals schaffte innerhalb eines Besuchsnachmittags eindeutige Klarheit: Da würden mich keine zehn Pferde hineinbekommen!

Wenn ich an diese „Anfangszeit“ zwischen Schule und Studium zurückdenke, dann erinnere ich mich an zwei Bücher, die ich damals „verschlungen“ habe: Das eine, geschrieben von Fritz Köster trug den Titel „Kirche im Koma“. Darin war mit großer Ehrlichkeit und Mut für mich all das zusammengesammelt, was mich vom „System Kirche“ Abstand halten ließ: die Enge, die Langeweile, die Kritik-Unfähigkeit, die ganzen Äußerlichkeiten und die klerikalen Wichtigtuereien rund um die sogenannte „Würde“, hinter der sich in meinen Augen eher Weltfremdheit, Unsicherheit und autoritäres Gehabe versteckten. Fritz Köster, lange Jahre Pfar-

rer bei Boppard am Rhein, hatte damals einen Vortag an unserer Schule in Koblenz gehalten – und mir wirklich imponiert in seiner Klarheit und auch mit der Freude und dem Feuer, mit dem er uns Schülerinnen und Schüler ermutigte, uns von dem komatösen Zustand der Kirche nicht abschrecken zu lassen, sondern unsere Energie, unseren Mut und unsere Phantasie dafür zu nutzen, den „Patienten“ aus dem Koma aufzuwecken, wo immer das möglich ist. Er selbst hielt das offensichtlich für möglich. Er war der erste Pallottiner, den ich als solchen wahrgenommen habe und dessen Mut, Schwung und Idealismus ich bewunderte. Das zweite Buch war eines von Dorothee Sölle: „Gott denken“ – Eine Einführung in die Theologie. Das ließ mich nicht los: In verständlicher und schöner Sprache ein auf seltsame Weise MEHR als „kritisches“ Buch. Diese Frau ging einfach davon aus, dass man „Gott loben kann, ohne zu lügen und ohne sich zu belügen“, dass das nicht in den Begriff zu bekommende Geheimnis Gottes im Denken und Fragen zwar nicht begriffen, aber „berührt“ werden kann, dass der Versuch, „Gott zu denken“ eigentlich nur ein Ziel hat: Gott zu lieben. Und dass Gott uns für dieses „Lieben-Lernen“ als wichtigste Gaben wache Sinne, ein lebendiges Herz und einen kritischen Verstand geschenkt hat. Das war die unglaublichste und unabweisbarste Einladung zum Theologie-Studieren. Dorothee Sölle war „schuld“, dass ich Philosophie und Theologie studieren wollte – Fritz Köster war „schuld“, dass ich mit diesem Wunsch bei den Pallottinern landete – an ihrer Fakultät schien mir ein Raum von viel Freiheit zu sein. Bis heute kann ich,

Gott sei Dank, sagen: Das war kein Irrtum.

Die Studienzeit war „Krisen-Zeit“. Ich habe immer gestaunt, wenn es anderen gelang, all die Fragen, mit denen wir uns beschäftigen durften, sollten, mussten, wollten ... sozusagen „innerlich auf Abstand zu halten“, die lernen konnten, ohne die ständige Frage, was das „für mich heißt“. Die Philosophie, die Bibel, die Kirchengeschichte, all die Bücher, Gesichter und Biographien durch die Jahrhunderte – immer die gleichen Fragen: „Was machst eigentlich DU mit deinem Leben? Wofür gibst du deine Energie? Was ist ‚das von Gott‘, das dir geschenkt ist? Was hat der sich bloß gedacht, dass er mich, so wie ich bin ‚ins Leben gerufen hat‘? Warum will der mich ... und: was will der von mir?“ Ich konnte mir diese Fragen nicht „vom Leib halten“. Heute bin ich mir bei einer Sache ziemlich sicher: Ich bin kein Spät-Berufener; ich bin auch kein Spät-Hörender. Ich bin einer, der ein paar Jahre brauchte, um auf das Rufen-Hören die richtige „Antwort“ zu finden, einer, dem es nicht leicht gefallen ist zu glauben, dass Gott mit mir unruhigem Geist etwas anfangen kann, dass ich eigentlich wirklich nur eines will: Gott verstehen und lieben lernen. Ich habe lange gebraucht, zu begreifen, dass „Gehorsam“ nicht unbedingt mit Unterwerfung und Machtspielchen zu tun hat. Ich habe lange gebraucht, zu spüren, dass Ehelosigkeit nicht unbedingt mit emotionaler Verkrüppelung und falschem „Sich-Opfern“ zu tun hat. Und ich habe lange gebraucht, zu verstehen, wie man im „System Kirche“ leben kann, wie man Priester sein kann, ohne der Versuchung klerikaler Überheblichkeit „auf den Leim zu gehen“. Ich bin

heute sehr dankbar für diese sieben unruhigen Jahre – für das Studium, für die vielen wunderbaren Menschen, die mir in diesen Jahren begegnet sind, für die Zeiten des Verliebtseins und die der Enttäuschung, für Streit und „Erleuchtung“ in gleicher Weise, für meine Not und meine Freude, für die Freundschaft und die Freiheit, die mir geschenkt wurde und wird bis heute. Ich bin dankbar für meine MitstreiterInnen und für Gottes unendliche Geduld mit mir. Mehr als für das Geschenk, „bei den Pallottinern gelandet zu sein“, muss ich für die Bekanntschaft mit Vinzenz Pallotti Danke sagen, der wirklich mein Leben verändert hat mit seiner Vision vom „Universalen Apostolat“, von einer Kirche, die das Licht des Evangeliums nicht in selbstgemachte Schranken weist, von einer Kirche, in der alle „miteinander mit Gott mit-arbeiten“. An Pallotti liebe ich vor allem seine Grenzenlosigkeit, seine Eindeutigkeit, wenn er von Gott als „Unendlicher Liebe und Barmherzigkeit“ spricht, wenn er uns alle ermutigt, im guten Sinn „grenzenlos“ zu denken, zu leben und zu lieben. Ich bin froh, dass er uns „den Kopf wäscht“, wenn wir uns in dumme Phantasien versteigen, dass Priester „etwas Besseres“ wären, dass kirchlicher Dienst etwas mit „Aufstieg“ zu tun hätte, dass wir unserer Identität durch Äußerlichkeiten, durch Titel, durch was auch immer irgendeinen Glanz verliehen müssten oder könnten. Der einzige Glanz ist, dass ich, dass wir alle lebendige Ebenbilder dieses geheimnisvollen, unendlichen Gottes sind.

Wenn ich an die Noviziatszeit und an meine Profess oder auch die Priesterweihe denke, dann ist das der Punkt, mit dem ich mich am meisten „herumge-

quält“ habe. Es brauchte keine lange Überzeugungsarbeit, wenn es um die Einsicht ging, dass im Volk Gottes bei aller Unterschiedlichkeit der uns geschenkten Gaben und damit der uns zugetraut und zugemuteten Aufgaben eine fundamentale Gleichheit herrscht, die jede Form von Klerikalismus und „Hochwürden-Getue“ nur lächerlich und ärgerlich erscheinen lässt. Was ich über viele Jahre nur schwer glauben und verstehen konnte, das ist, dass Gott mich wirklich will – dass er wirklich MICH will. Ich kenne mich ganz gut, ich verstehe Pallotti sehr gut, wenn er den „Licht-Gedanken“ von der Gott-Ebenbildlichkeit ergänzt damit, dass er sich selbst „Nichts und Sünde“ nennt. Das ist kein Widerspruch, das sind „zwei Seiten einer Medaille“. Ich weiß, ich bin alles andere als ein „perfektes“ Gottes-Abbild. Ich bin oft eher ein innerlicher Schrotthaufen. Ehelosigkeit, Armut, Gehorsam, Gütergemeinschaft, Dienen-Wollen ohne Selbst-Herrlichkeit ... all das ist nicht schwer zu versprechen, wenn man diese Evangeliums-Ideale einmal verstanden und liebgewonnen hat. Das ist kein „Opfer-Leben“, das habe ich bewusst, frei und wirklich gut überlegt gewählt. So will und kann ich leben – das sind für mich „richtige“, stimmige „Koordinaten“ (auch wenn ich von Tag zu Tag an der Einlösung mehr oder weniger erfolgreich „herumwurschtele“). Was mir wirklich schwer fiel und wenn ich ehrlich bin, immer noch schwer fällt, ist das Leben in der „Atmosphäre“ in der diese Einzelversprechen eingebettet sind. Die Einzelversprechen sind eigentlich total zweitrangig. Was letztlich zählt, ist ein anderer Teil unserer Profess-Formel: „Ich übergebe, schenke und weihe mich ganz Gott, dem Allmächtigen, und will unse-

rem Herrn Jesus Christus nachfolgen.“ Das wirklich Herausfordernde sind diese zwei Dinge: „Mich ganz Gott schenken“ – „Jesus nachfolgen“. Das erste hat mich im Noviziat manchmal fast verzweifeln lassen: „Ich mich ganz“ – da zählt jedes Wort. Ich finde es nicht leicht zu glauben (und das ist eine Herzens- und keine Verstandessache), dass Gott mich wirklich „ganz“ will. Dieses „Ganz“ ist ja mehrdeutig. Schwerer als die Deutung als „total“ und „ohne Hintergedanken“ ist die Einsicht, dass Gott mich, so wie ich bin, wirklich „ganz“ nimmt – nicht nur meine „Schokoladenseite“, dass Gott etwas mit mir, mit all meinen Ecken und Kanten, meinen Grenzen und Verrücktheiten, mit meiner Kompliziertheit und Bockigkeit, mit meinem Versagen und auch mit meinem Versprechen-Brechen, „anfangen“ kann und will. Vieles an mir würde ich manchmal lieber verstecken, Gott nur das „Schöne und Gute“ geben und zeigen müssen. Aber er sagt: „Komm, gib dich ganz! Gib mal ALLES her, keine Angst, ich mache was draus!“ Ich weiß bis heute nicht wirklich so richtig, was Gott da aus mir machen will. Ich übe das Mich-Geben, ich übe, mich nicht zu verstecken, ich übe, keine Angst zu haben, eigentlich „Nichts und Sünde“ zu sein. Manchmal denke ich, dass das der eigentliche Sinn des „Ordenslebens“ ist: Üben, im Angesicht Gottes ein Mensch zu sein – einfach nur ein Mensch, ohne Fassade, ohne Titel, ohne Getue. Mensch-Sein-Üben und Jesus-Folgen-Üben.

Priester-Sein ist auch nichts anderes. „Versprichst du, dich jeden Tag mehr darum zu bemühen, Jesus ähnlich zu werden?“ – So oder so ähnlich wurden wir bei der Weihe gefragt. Dieses „Ja“ fand ich schwer zu sagen. Ich weiß

nicht, ob ich das kann. Und man sagt „Ja“ – und wird in Dienst genommen. Manchmal wird mir schwindelig, wenn ich in der Eucharistiefeier sage „Das ist mein Fleisch und mein Blut – für euch“. Schwindelig, weil mein Fleisch nicht hingabefreudig und mein Blut „vergiftet“ ist. Ich weiß nicht, ob das jemals aufhören wird. Bis heute versuche ich, in diesen Momenten, nicht meine Stimme zu hören – und gleichzeitig gibt es nichts, was „schöner“ ist, sagen zu dürfen. Vielleicht habe ich zu viel Dorothee Sölle gelesen: „Gott loben ohne zu lügen!“ Was soll ich sagen, außer: Ich danke Pallotti für seinen unendlich freundlichen Blick und ich danke Gott für seine unendliche Barmherzigkeit, wenn die zwei ansehen müssen, wie tollpatschig ich hier „herum-übe“ mit meinem Mensch-Sein.

Das tue ich „im Alltag“ im Moment als Hochschullehrer. Ich habe nie gedacht, dass ich mal SO zurückkomme in den „Raum der Freiheit“, den ich selbst im Theologiestudium gefunden habe, weil zwei unruhige Geister mich nach Valendar „geloct“ haben: Fritz und Dorothee. Für beide sage ich täglich: „Gott sei Dank!“. Und jetzt versuche ich, den Studentinnen und Studenten – so gut es mir eben gelingt – das Gott denken und das Gott lieben „schmackhaft zu machen“ und bin froh, dass ICH das nicht „machen“ muss, dass ich Pallotti begegnen durfte, der mir versprochen hat, dass ich da „mit anderen zusammen mit Gott zusammenarbeite“. Das macht bei aller Arbeit (schöner wäre weniger Arbeit) viel Freude. Ich mag meine Studierenden, es ist schön, ihre Gesichter zu sehen – und wenn manche unruhig sind und angestrengt und manchmal zweifelnd mir entgegengucken, dann ist es

fast, als würde ich in einen Spiegel schauen. Menschen-werden-Üben. Das Schönste und das Schwierigste.

Eigentlich sollte ich ja schreiben, warum ich eigentlich „immer noch da bin“. Ich gebe zu, die Frage hat mich sehr irritiert! Warum nicht? Ich bin nicht fertig mit dem Üben. Ich befürchte – und hoffe – ich kann noch viele Jahre üben: Mensch-Sein, Jesus nachfolgen, Gott denken, Gott lieben, Leute zum „auch üben wollen locken“.

Ich habe mich vor vielen Jahren ungeplant verliebt in das Evangelium, in

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Pallotti, in seinen Traum einer nicht-komatösen Kirche, in den freundlichen Blick, der mir jeden Tag sagt: „Gib dich mir ganz!“, auch wenn ich mich selbst beim Blick in den Spiegel nicht mag manchmal – so ist das. Aus fast allem, was ich mir vor 20 Jahren so gedacht habe, was ich „aus meinem Leben machen kann“, ist nichts geworden – das, was ich nicht wollte (Priester werden, in eine „Ordensgemeinschaft“ eintreten, „ohne Sicherheits-Abstand“ in der Kirche leben, in der Wissenschaft arbeiten, zölibatär leben ...), das bin und tue ich jetzt. Ich habe versprochen, und ich habe mich dabei nicht versprochen, dass ich mein Leben aus meiner Hand geben will. Es gibt jemanden, der die Dinge besser im Blick hat als ich selbst, mit dem es schön ist, „zusammenarbeiten“ zu dürfen und zu können.

Und deshalb beschließe ich diese Überlegungen mit Gedanken aus einem Liebeslied von Reinhard Mey, das ist für mich bis heute eines der schönsten Gebete. Mehr kann ich nicht sagen zur Frage, warum ich eigentlich immer noch nicht ausgetreten bin.

Mit wieviel Hoffnungen hat alles angefangen,
Wieviel Erwartung auf dem Weg, der vor uns lag.
Wir sind seitdem manch' Stück darauf gegangen,
Und doch ist er für mich neu wie vor Jahr und Tag.
Ich zähl' die Jahre, die seitdem verstrichen,
Schon lange nicht mehr an den Fingern einer Hand,
Und doch ist nichts von Deinem Bild verblichen,
Vermiss' ich nichts, was ich liebenswert daran fand.

Ich habe tausendmal versucht, Dich zu erlernen,
So, wie man aus einem Buch lernen kann, ich Tor.
Und sah mit jeder Lektion sich mein Ziel entfernen,
Und heute weiß ich weniger noch als zuvor.
Ich habe tausendmal versucht, voranzusehen,
Wie Du wohl handeln würdest, aber jedesmal,
Wenn ich schon glaubte, alles an Dir zu verstehen,
Erschien es mir, als säh' ich Dich zum ersten Mal.
Lachen und Weinen sind in jener Zeit verklungen,
Die in Siebenmeilen-Stiefeln an uns vorüber eilt,
Und von den besten all meiner Erinnerungen
Hab' ich die schönsten, meine Freundin, wohl mit Dir geteilt.

Meine „Freundin“ ist die „Vereinigung vom katholischen (universalen) Apostolat“, in der Gott mich umworben und „herumgekriegt“ hat. Es stimmt: nicht alles ist Gold bei uns, wir sind und bleiben in vielerlei Hinsicht ein uneingelöstes Versprechen. Trotzdem und gerade deswegen kann ich den Kehrsvers dieses Liedes täglich beten „ohne zu lügen“: „Nein, keine Stunde gibt's, die ich bereute!“

Wie vor Jahr und Tag, liebe ich Dich doch,
Vielleicht weiser nur und bewusster noch,
Und noch immerfort ist ein Tag ohne Dich
Ein verlor'ner Tag, verlor'ne Zeit für mich.
Wie vor Jahr und Tag ist noch immerfort
Das Glück und Dein Name dasselbe Wort. [...]

Thomas Väth OH

Frater Thomas Väth OH ist Pflegediensthelfer und Diplomtheologe (Univ.). Seit 1995 ist er in verschiedenen caritativen Einrichtungen tätig. Er leitete zuletzt die Krankenhauseelsorge im Krankenhaus St. Barbara in Schwandorf. Er bereitet sich im Pastorkurs in München auf die Priesterweihe vor.



Thomas Väth OH

Berufen zur Gastfreundschaft im Herzen

Über die Schönheit, Kontinuität und Wandlung der Berufung eines Barmherzigen Bruders

Am Anfang war ein Ruf. Dann war lange nichts, bis ich den Ruf hören konnte. Aber als ich erkannte, dass Gott mich zum Barmherzigen Bruder beruft, war alles anders. Anders schon deswegen, weil niemand – am wenigsten ich – damit gerechnet hatte, dass Gott mich zum Ordensleben beruft. Anders deswegen, weil niemand von den frömmelnden Frauen aus meiner Heimatstadt verstand, dass ich als Diplom Theologe in einen Orden eintreten, aber nicht Priester werden wollte. „Dann ist ja das ganze Studium umsonst“ oder „Eine verschenkte Berufung“ waren häufige

Sätze, die ich hörte. Von Novizen aus Priesterorden und Priesteramtskandidaten wurde ich mitleidig bedauert, dass Gott mich beruft, aber halt nicht richtig.

Hatte ich den Ruf falsch verstanden oder hatte Gott etwas falsch gemacht? Nein, beides nicht. Seit fast zehn Jahren lebe ich als Ordensbruder in einem laikaln Ordensinstitut und ich liebe meine Berufung zum Bruder. Doch zu erklären, was ein Ordensbruder ist, ist schwer. Völlig daneben trifft die defizitäre Definition: „Ein Ordensmann ohne Priesterweihe“. Als ob einem Bruder et-

was fehlen würde, als ob seine Berufung nicht vollständig wäre. Ja, dieser Satz lässt vermuten, dass ein Bruder ein Weihe-Upgrade brauche. Dies hat er aber nicht nötig. Ich kann an meiner Bruderberufung keinen Mangel sehen. Wie auch, es ist eine Berufung, die von Gott kommt. Das verheißt eher Vollkommenheit als Defizit.

Besser gefällt mir der Vergleich: „Ein Ordensbruder ist eine männliche Ordensschwester.“ Das trifft es zwar auch nicht ganz genau, lässt aber erahnen, was ein Bruder ist. Der Knackpunkt liegt vielleicht darin, dass Gott jeden und jede ganz individuell und persönlich beruft und nur wir Menschen, diese vielfältigen Berufungen in Kategorien einteilen wollen. Und doch gibt es Gemeinsamkeiten bei Berufenen. Ordensbrüder haben Gemeinsamkeiten in ihren individuellen Berufungen und bilden eine solche Gruppe.

Dein Wille geschehe

Jesus sagt in Mt 12,50: „Wer den Willen meines himmlischen Vaters erfüllt, der ist für mich Bruder, Schwester und Mutter.“ Diese allgemeine Beschreibung derer, die Jesus als seine Brüder und Schwestern sieht, gilt für alle und damit auch für Ordensbrüder. Aber es würde zu kurz greifen, würde man die Berufung eines Ordensbruders mit dieser allen Christen innewohnende Berufung zum Bruder- und Schwestersein gleichsetzen.

Für mich ist das Gelübde des Gehorsams, also den Willen des himmlischen Vaters zu erfüllen, eines der wichtigsten der vier Gelübde, die wir Barmherzigen Brüder feierlich und öffentlich bekennen. In Freiheit und Demut aus Liebe zu

Gott, das tun, was Gott von mir wünscht, ist für mich eine typische Haltung eines Ordensbruders. Ein Ordensbruder ist gewillt, sich zur größeren Ehre Gottes selbst zurückzunehmen. Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe, beten wir im Vater Unser.

Es war Gottes Wille, dass ich Barmherziger Bruder werde. Ich habe es nie bereut, auf Gottes Willen gehört zu haben. Es gab schwere Zeiten, in denen mir andere Optionen besser erschienen als das Leben in einem Orden. Und solche Zeiten des Zweifelns und Überprüfens werden wiederkommen. Aber bisher konnte ich die Erfahrung machen, dass, wenn ich Gottes Willen erkannt hatte und mich an ihm orientierte, ich immer sehr gut damit gefahren bin. Das gibt Mut und Hoffnung, das Ordensleben weiter zu wagen und zu gehen – solange es Gottes Wille ist.

Als Barmherziger Bruder hat mich Gott auch zur Hospitalität im Stile des hl. Johannes von Gott berufen. Hospitalität ist das vierte Gelübde (neben Armut, eheloser Keuschheit und Gehorsam), das wir Barmherzigen Brüder ablegen, und bedeutet etwa gelebte Gastfreundschaft. Hospitalität meint, dass ich alle Menschen an- und aufnehme, die Hilfe brauchen und denen ich helfen kann. Entweder ganz konkret in einem Krankenhaus, Kinderheim, Altenheim, einer Unterkunft für Flüchtlinge oder einer Einrichtung der Behindertenhilfe usw. oder dass ich mich ihrer zumindest in einem sozial-caritativen Dienst annehme.

Hospitalität bedeutet aber immer, den Anderen so anzunehmen, wie er ist, und ihn mit dem Herzen – oder auch im Herzen – aufzunehmen. Dies ist nicht immer leicht, ja manchmal erscheint es

mir fast unmöglich und so, als ob es meine Kraft aber auch meine Bereitschaft übersteige. Aber in dem Wissen und aus der Erfahrung, dass Gott mir hilft, meine Schwierigkeiten zum Nächsten zu überwinden, komme ich langsam dem Ideal der Hospitalität näher. Auf diese Weise kann ich die Hospitalität ehrlich leben, ohne in eine aufgesetzte und oberflächliche Wir-haben-uns-alle-lieb-Mentalität zu verfallen.

Krankendienst ist Gottesdienst

Ich bin sehr vielen Menschen in meinem Leben begegnet, die ich weder sympathisch noch liebenswert fand, aber sie so anzunehmen, wie sie sind und sie ein Stück ihres Weges zu begleiten, war meistens möglich – manchmal auch sehr schweren Herzens. Und dann gibt es die Menschen, die ich nicht nur mit meinem Herzen, sondern liebend gerne in meinem Herzen aufnehmen konnte und durfte. Ich denke da besonders an unsere kleinen Patienten auf der Kinderintensivstation im Regensburger Krankenhaus Barmherzige Brüder Klinik St. Hedwig. Zu früh und zu leicht geboren, aber mit einem unglaublichen Lebenswillen ausgestattet, überwandern sie alle Schwierigkeiten, die sie beim Start ins Leben hatten. Diese Kinder zu pflegen und die Eltern zu begleiten, war für mich eine sehr wichtige und intensive Zeit. Mein Dienst bei den Neugeborenen war für mich nicht einfach eine Arbeit, es war für mich Berufung und Gebet. Hier erkannte ich die Wahrheit des Satzes „Krankendienst ist Gottesdienst“ in einer für mich neuen und tieferen Dimension. Öffnete ich die lukehaften Türen zum Inkubator, sah ich

im Neugeborenen die Heiligkeit des Lebens, ähnlich wie wenn ich zum Kommunionausteilen den Tabernakel öffnete. Das mag jetzt für den einen oder anderen blasphemisch klingen, doch konnte ich manchmal die Anwesenheit Gottes spüren und lese seitdem die Bibel anders: „Und wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Mt 18,5). Ich lese diese Stelle nicht mehr nur im Kontext des Rangstreites der Jünger, sondern ich lese sie aus der Erfahrung, dass ich mit dem Nächsten – insbesondere wenn er so schwach wie ein neugeborenes Kind ist – wirklich Gott aufnehme. Dies nimmt nichts von der Nächstenliebe, sondern vereint die Liebe zum Nächsten mit der Liebe zu Gott. Es schließt den Kreis bzw. stellt eine weitere Verbindung zwischen Gottesliebe, Selbstliebe und Nächstenliebe her. Und dies alles in meinem Herzen, wenn ich den anderen in mein Herz einlade und ihn in meinem Herzen aufnehme.

Gott ist Liebe

In dem 2015 veröffentlichten Dokument „Die Sendung und Identität des Ordensbruders“ der Kongregation für das Ordensleben wird die Berufung des Ordensbruders eng mit der Liebe in Verbindung gebracht.¹ Ich persönlich kann mir keine schönere Beschreibung für die Berufung zum Ordensbruder vorstellen. Schon allein deshalb, weil Gott Liebe ist (vgl. 1 Joh 4,16b).

In seiner Enzyklika „Deus Caritas est“ benennt Benedikt XVI. die Liebe als die Mitte des christlichen Glaubens: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“ (1 Joh 4,16). In diesen Worten aus

dem ersten Johannesbrief ist die Mitte des christlichen Glaubens, das christliche Gottesbild und auch das daraus folgende Bild des Menschen und seines Weges in einzigartiger Klarheit ausgesprochen. Außerdem gibt uns Johannes in demselben Vers auch sozusagen eine Formel der christlichen Existenz: ‚Wir haben die Liebe erkannt, die Gott zu uns hat, und ihr geglaubt‘ (vgl. 4,16).“² Meines Erachtens gelingt christliches Leben und damit auch das Leben eines Ordensbruders, wenn man sich diese Formel der christlichen Existenz immer wieder ins Bewusstsein holt. Zuerst ist der Mensch von Gott geliebt. Einfach so, ohne dass der Mensch irgendetwas dazu tun müsste. Wenn aber der Mensch die Liebe Gottes erkennt, dann braucht er ihr nur noch zu glauben. Und gerade dieser Glaube, der in Anbetracht der erfahrenen Liebe so einfach erscheint, fällt vielen oft schwer. Bei Ordensleuten, ist es vermutlich ähnlich wie bei Ehepaaren. Wenn die erste Liebe vorüber ist und der harte Alltag des Miteinanders übrigbleibt, muss sich die wahre Liebe bewähren. Umso schwerer fällt es, wenn Gott nicht mehr erfahren, erspürt und wahrgenommen werden kann. Alle Bereitschaft und alles Mühen scheint ins Leere zu laufen. Man weiß, dass es Gott gibt – aber man kann es kaum noch glauben. Manchen helfen hier Johannes vom Kreuz, Therese von Lisieux, Therese von Kalkutta und andere Heilige, die die Nacht der Gottferne erlebt und durchlitten haben. Hilfreich kann hier aber auch eine gute Gemeinschaft sein, die einen trägt und unterstützt, wenn es hart auf hart kommt. Ein Freund, ein Mitbruder der zuhört und für einen (mit-)betet, wenn man selbst nicht mehr beten kann. Der für

einen Geduld und Beharrlichkeit, aber auch Trost und Erlösung erbittet. Vor allem ist es aber Gott selbst, wenn er sich durch die dunkle Nacht ganz neu erfahren lässt – auch wenn es Jahre dauern kann. Und diese Erfahrung kann einem einerseits zu einem späteren Zeitpunkt beim Erleben einer weiteren dunklen Nacht die Kraft zum Durchhalten geben, bis Gott wieder wahrgenommen werden kann und andererseits kann diese Erfahrung hilfreich in der Begleitung suchender Menschen sein.

Hospitalität als pastorales Wirken

Gerade im Krankenhaus, aber auch im Hospiz, im Altenheim und anderen Einrichtungen begegnen wir Barmherzigen Brüder suchenden Menschen, die gerade eine Krise durchleben. Diese Krise kann durch die Krankheit, aber auch durch Einsamkeit, Verlassenheit oder Verlust, um nur einiges zu nennen, sichtbar geworden sein. Es ist unsere Berufung der Hospitalität, diese Menschen anzunehmen und uns ebenso ihrer Sorgen und Sehnsüchte anzunehmen. Dies geschieht ganz unterschiedlich. Manche Brüder sind Krankenpfleger, andere Sozialarbeiter oder Physiotherapeut. Während sie pflegen und therapieren sorgen sie sich aber auch um die Seele. Jeder Bruder – wie letztlich jeder Mensch – kann seinen Beruf auch pastoral verstehen und ausüben.

Jeder Mensch hat einen Körper und hat/ist eine Seele. Die leibseelische Dimension des Menschen ist existential und kann nur ganzheitlich verstanden und geheilt werden. Auch wenn der Blick auf die Seele in der Behandlung mit-

schwingt, gibt es auch Brüder, die sich auf den Bereich Seele spezialisiert haben. Dies können Laienbrüder sein, aber seit unseren Anfängen im 16. Jahrhundert haben wir als päpstlicher Orden das Recht, Mitbrüder zum Priester weihen zu lassen. Unsere Priesterbrüder sind also Kleriker in einem laikalen Ordensinstitut und machen etwa 10% der Religiösen aus.

Hier kann sich die eingangs gestellte Frage nach der Berufung des Ordensbruders neu stellen. Können Kleriker eine Berufung zum Bruder, also zum Laienbruder haben? Wenn ja, haben sie dann eine Zusatzberufung oder eine größere Fülle in ihrer Berufung, die die anderen Brüder nicht haben? Ist also die Berufung zum Ordensbruder, doch nicht ganz vollständig, also defizitär? Vielleicht ist diese Frage wegen der individuellen Fülle der je eigenen Berufung ja schlecht formuliert oder in sich schon falsch. Dennoch möchte ich sie stellen und beantworten.

Ich persönlich antworte momentan mit einem klaren: Nein. Dies liegt darin begründet, dass Gott meine Berufung änderte und ich für meinen Orden zum Priester geweiht werden soll. Dies wird so sein, weil Gott es will und ich in aller Freiheit und Freude dazu Ja sagen kann. Spüre ich allerdings in mich hinein, merke ich, dass ich etwas loslassen, ja etwas Gott zurückgeben muss, nämlich meine Berufung zum (Laien-)Bruder. Ich spüre die Trauer und den Verlust darüber, weil ich mein ganzes Leben glücklich als Laie war und knapp zehn Jahre meine Berufung als Ordensbruder leben durfte. Ich weiß, welcher Schatz diese Berufung ist und welche Schönheit ihr innewohnt. Es ist eine Berufung, die ich mein restliches Leben

in Freude hätte leben können. Ich hoffe, dass dies als Priester ähnlich ist. Was bleibt, ist meine Berufung zur Hospitalität, zum Ordensleben, zum Barmherzigen Bruder, zum Brudersein im Allgemeinen, zum Bruder der Kranken, zum Bruder der Einsamen... und zum Mitbruder meiner Mitbrüder. Was aber nicht bleiben kann ist meine Berufung zum Ordensbruder, weil dieses Geschenk Gott liebevoll zurückfordert – oder eintauschen möchte. Gegen etwas Anderes, nicht gegen etwas Besseres!

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das schöne bei uns Barmherzigen Brüdern ist, dass bei uns der Dienst des Priesters ein seelsorglicher Dienst nahe am Menschen ist. Die Leitung des Ordens und Aufsicht über die Einrichtungen liegt in der Regel bei den Ordensbrüdern. Der Priesterbruder soll frei für die Seelsorge sein. Neben der zuhörenden Gesprächsseelsorge und der Sakramentspendung für die Kranken und Heimbewohner, spielt die Seelsorge für die Mitarbeiter in unseren Einrichtungen eine große Rolle, weil die Belastung für Mitarbeiter im Gesundheits- und Sozialwesen immer größer wird.

Ein weiterer Dienst von mir als Ordenspriester, wird der Dienst für meine Mitbrüder sein. Die gemeinsame Eucharistiefeier ist der Höhepunkt unseres gemeinsamen Gebetslebens. Es wird meine Aufgabe als Priester sein, den

äußeren Ablauf der Hl. Messe so zu gestalten, dass meine Mitbrüder mit allen Sinnen das Heilige Geschehen wahrnehmen und mitfeiern können und es ihnen leichter fällt, innerlich dabei zu sein, um von Gott angesprochen werden zu können. Die Liturgie, das Gebet, die Beziehung zu Gott ist für uns Ordensleute Kraftquelle, unsere Berufung zu leben. Jede Berufung als Barmherziger Bruder und zur Hospitalität hat ihre je eigenen Herausforderungen, die wir als einzelne und als Ordensgemeinschaft aus der Beziehung mit Gott an-

gehen. Das ist spannend, reizvoll, voller Überraschungen und oft ganz anders, als man es am Anfang dachte. Am Anfang war der Ruf und seitdem ist alles anders.

.....

- 1 Vgl. Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften Apostolischen Lebens, Identität und Sendung des Ordensbruders in der Kirche, Rom 2015.
- 2 Benedikt XVI, Enzyklika „Deus Caritas est“, Rom 2005, Nr 1.

Wenn die erste Liebe vorüber ist
und der harte Alltag
des Miteinanders übrigbleibt,
muss sich die wahre Liebe bewähren.

Thomas Väth OH

Susanne Kamperdick

Sr. Susanne Kamperdick, geboren 1969, trat 1993 bei den Clemensschwestern in Münster ein. Seit Oktober 2013 ist sie Noviziatsleiterin, Oberin im Ausbildungskonvent, Organistin im Mutterhaus und leitet den Arbeitskreis der Gemeinschaft für Berufungspastoral. Zehn Stunden pro Woche arbeitet sie im Krankenhaus in der Physiotherapie.



Susanne Kamperdick

Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter?

„Herr, segne mit der Kraft Deines Segens diese Professringe.
Sie seien Zeichen der Treue zu Jesus Christus und zu dieser Gemeinschaft.
Erinnere die Schwestern, die sie tragen werden,
täglich an das Kreuz Deines Sohnes, von dem alle Liebe ausgeht,
und an die Macht Deiner Auferstehung.
Festige sie im Glauben und bestärke sie in der Hoffnung.
Erneuere immer wieder ihre Liebe im Heiligen Geist.
Amen.“

(Feier der Ewigen Profess, Pfingstsonntag 2003)

Ursprung der Clemensschwestern

Seit 23 Jahren gehöre ich zu der Gemeinschaft der Clemensschwestern. Unser Mutterhaus befindet sich in Münster in Westfalen. In unserer Ordensgemeinschaft leben wir z. Zt. mit

298 Schwestern und einer Novizin, unser Durchschnittsalter liegt bei 80 Jahren. Gegründet wurde unsere Kongregation von Clemens August Droste zu Vischering 1808, also mitten in den napoleonischen Kriegen und der daraus folgenden Säkularisation, eine Zeit großer Not. Er gründete eine Gemeinschaft

von Krankenwärterinnen, Barmherzigen Schwestern, die die Kranken in ihren Häusern pflegten. Schon bald kam zu der ambulanten Pflege die stationäre Pflege im Clemenshospital dazu. Als „die Schwestern vom Clemenshospital“ kamen wir zu dem Namen, unter dem wir in Münster bekannt sind: Clemensschwestern!

Als die Kongregation 1858 die kirchliche Anerkennung bekam, erhielt sie den Namen: Barmherzige Schwestern von der allerseligsten Jungfrau und schmerzhaften Mutter Maria. Die schmerzhafteste Mutter wurde ihre Patronin. Lange hatte ich Schwierigkeiten mit dem offiziellen Namen. Bis einmal auf einem Besinnungstag dieser Name so erklärt wurde: Marias ganzes Leben steckt darin! Ihre Geburt, die Verkündigung und die Geburt ihres Sohnes, sein Tod und seine Auferstehung, Pfingsten, ihr eigener Tod und Aufnahme in den Himmel. Es steckt viel Freude in diesem Namen und tiefer Schmerz. Maria hat all das kennengelernt und durchlebt, und in allem kann sie mir Schwester, Mutter sein. In allem, was mir begegnet und was in der Welt heute geschieht.

In den „16 Blättern“, die unsere erste Ordensregel waren, schrieb unser Stifter: *„Ich will noch etwas von dem sagen, wie ich wünsche daß die Krankenwärterinnen das Handeln mit dem Bethen vereinigen mögen, aber die Zeit fehlt, also davon für jetzt nur dieß: Gott beständig im Sinne haben; nie ohne Ihn seyn; für Ihn handeln; Ihn während dem Handeln oft begrüßen; die Sehnsucht nach vertraulicher Unterhaltung mit Gott immer im Herzen haben, aber die Befriedigung dieser Sehnsucht mit großer Leichtigkeit aus Liebe zu*

Gott, und zum Nächsten, verschieben, bis die ausschließlich dazu bestimmte Zeit kömmt; dann, wenn diese Zeit da ist, wie von selbst in diese Unterhaltung mit Gott vertieft werden und dann dort als in dem Mittelpunkte der Seele und des Herzens ruhen – so wünsche ich es allen Krankenwärterinnen und mir.“ (Clemens August Droste zu Vischering) Er wünschte sich Frauen für seine Gemeinschaft, die tief mit Gott verbunden sind und aus dieser Verbundenheit heraus ihre Arbeit tun und ihr Leben gestalten und auf die Menschen um sie herum eingehen. Diese Haltung habe ich schon früh bei den Schwestern in unserem Dorf erfahren.

Mein Weg in die Gemeinschaft

Ich komme aus einem Dorf am Niederrhein. Unsere Schwestern, die zu fünf ein kleines Altenheim führten, kannte ich von klein auf. Eine Schwester war Gemeindegemeinschaft, also in der ambulanten Pflege tätig, eine andere Leiterin des Kindergartens. Sie gehörten zur Gemeinde, waren in der Kirche präsent und Anlaufstelle für mancherlei Nöte. „Unsere Schwestern“ eben!

Mit 13 Jahren las ich Bücher, in denen Ordensschwestern vorkamen – und ich wusste, dass auch ich so leben wollte. Zielgerichtet begann ich mit Gebetszeiten, in denen ich den Rosenkranz betete oder aus Gebetbüchern, die ich im Haus fand. Gemeinsam mit einer Freundin (die heute ebenfalls Clemensschwester ist) nahm ich Kontakt zu unseren Schwestern auf. Wir gingen jede Woche dorthin, um mit den Heimbewohnerinnen Mensch-ärgere-dich-nicht und Rommé zu spielen. Ich fragte die Oberin nach Büchern über die Gemeinschaft

und schrieb große Teile daraus ab. Diese Oberin wurde meine erste geistliche Begleiterin, ohne dass sie sich selbst je so gesehen hätte. Bei ihr und den anderen Schwestern fühlte ich mich angenommen. Ich durfte so sein, wie ich war, konnte meine Fragen stellen und mein Leben mit-teilen. Diese Erfahrungen haben mich und meinen weiteren Weg geprägt.

Im Laufe der Jahre weitete sich der Kontakt aus. Als eine Schwester aus unserer Gemeinde in einen anderen Konvent versetzt wurde, besuchten meine Freundin und ich sie dort und lernten so weitere Schwestern kennen. Ab 1987 nahmen wir jedes Jahr an der Kar- und Osterliturgie im Mutterhaus in Münster teil. Ich liebte besonders die Anbetung am Gründonnerstag. Die Zeit bis 24 Uhr verging wie im Flug. Wenn ich im Mutterhaus war, besonders in der so genannten Exerzitienkirche, fühlte ich mich zu Hause - angekommen! Es fiel mir immer schwer, am Ostersonntag wieder zu meiner Familie zurückzukehren.

In der Ausbildung zur Krankengymnastin, die ich in der Eifel absolvierte, erlebte ich zum ersten Mal, die Einzige aus dem Kurs zu sein, die sonntags zur Kirche ging. Ich kam ca. alle zwei Wochen nach Hause und pflegte weiter meine Kontakte zu den Clemensschwestern. Es gab es eine Phase, in der ich glaubte, dass es doch nicht der richtige Weg für mich sei, Ordensschwester zu werden. Eine Freundin hatte Kontakt zur Fokolarbewegung und ich begleitete sie zu einem großen Treffen in Köln. Doch ohne die Perspektive, Clemensschwester zu werden, fühlte ich mich wie enturzelt – es ging mir erst besser, als ich meine innere Ausrichtung auf

den Eintritt wieder aufgenommen hatte. Nach meiner Ausbildung zur Krankengymnastin machte ich mein Anerkennungsjahr in einem Krankenhaus, das zu der Zeit der Gemeinschaft gehörte. Dort nahm ich fast jeden Abend an der Vesper teil und die Laudes betete ich morgens für mich allein. So wurde ich bereits mit dem Stundengebet vertraut. Danach ging ich für ein Jahr nach Süddeutschland in eine Praxis für Physiotherapie, um aus größerer Distanz meine Entscheidung, Clemensschwester zu werden, zu überprüfen. Eine zukünftige Mitschwester, zu der ich Kontakt hatte, erklärte mir Grundzüge der Meditation, nämlich den Namen Jesus mit dem Atem zu verbinden. Seitdem meditierte ich fast täglich 20 Minuten. Ich hatte sehr nette Kolleginnen und Kollegen und manche Kontakte von damals, z. B. aus dem Kirchenchor, halten bis heute.

Eintritt und die ersten Jahre im Kloster

Endlich: 1993, mit 24 Jahren, konnte ich eintreten! Meine Freundin brauchte wegen ihres Arbeitsplatzes noch Zeit (sie kam vier Monate später), aber ich wollte nach elf Jahren Warten und Sehnen den Eintritt nicht weiter hinauschieben. Ich glaubte mich am Ziel meiner Wünsche – und stellte bald fest, dass ich mich auf einen lebenslangen Prozess eingelassen hatte und der Weg erst richtig losging!

Zum Zeitpunkt meines Eintritts waren eine Schwester im Noviziat und sechs Schwestern im Juniorat. Von diesen sieben haben fünf die Gemeinschaft verlassen. Und meine Freundin und ich sind geblieben. Erstaunlich?! Vielleicht! Oder? Einschneidend war für mich das

erste Generalkapitel, in das ich als Juni-
oratschwester gewählt wurde. In die-
sem Kapitel wurde ich „erwachsen“:
Mein Idealbild von unserer Gemein-
schaft wurde heftig erschüttert. Es gab
Konflikte, die unter der Oberfläche
schwelten und nicht greifbar wurden.
Ich litt unter der Spannung, dennoch
war mir klar: Ich gehöre zu dieser Ge-
meinschaft, so wie sie ist. Nicht nur ich
habe meine hellen und dunklen Seiten,
sondern die Gemeinschaft im Ganzen
ebenso! Am Ende des Kapitels renkte
sich vieles wieder ein, doch meine „ro-
sarote Brille“ war verschwunden.

„Ich gehe meinen Weg vor Gott im Lande der Lebenden.“ (Ps 116,9)

„Ich gehe meinen Weg vor Gott im Lan-
de der Lebenden.“ (Ps 116,9) - Dies ist
mein Professwort. Ich habe es kennen-
gelernt im interkongregationalen Novi-
ziat, das 1995 in Stapelfeld bei Olden-
burg stattfand. Wir waren zu 15
Ordensleuten im Postulat oder Noviziat
aus zehn Gemeinschaften, zwei Männer
und 13 Frauen. Gemeinsam verbrachten
wir acht Wochen, in denen wir uns in
etwa unter Gleichaltrigen befanden und
uns aneinander reiben konnten. Es ent-
stand ein tiefer Zusammenhalt in dieser
Zeit, trotz oder wahrscheinlich wegen
all der Krisen, die wir miteinander er-
lebten. Von diesen 15 sind fünf weiter-
hin in ihrer Gemeinschaft. Immerhin...!
„Ich gehe meinen Weg vor Gott im Lan-
de der Lebenden.“ - Ich bin Gott wich-
tig, „teuer und kostbar in seinen Au-
gen“, wie es in Jesaja 43 heißt. Ich gehe
meinen Weg – so, wie er ist, mit Kurven,
Schluchten, Steigungen, Sackgassen,
lieblichen Tälern, weiten Ebenen, Wüs-

ten, Oasen... Aber ich gehe diesen Weg
nicht allein: Ich gehe vor Gott und mit
Gott und zu Gott. Er hat mich geschaf-
fen, und mein Weg hat ein Ziel: Gott. Er
gibt mir Menschen, die mitgehen. Wir
sind einander Geschenk und Herausfor-
derung – wir alle leben „vor Gott im
Land der Lebenden“.

„Ich gehe meinen Weg vor Gott im Lan-
de der Lebenden.“ - Bereits im zweiten
Noviziatsjahr zeigte sich eine tiefe Le-
benswunde. Ich bekam therapeutische
Begleitung, aber vor allem wusste ich
mich immer getragen von meiner Ge-
meinschaft. Immer gab es Schwestern,
bei denen ich mein Herz ausschütten
und mir Halt holen konnte. Immer gab
es Schwestern, die mich herausforder-
ten und meine Fähigkeiten einforder-
ten. So hatte ich die besten Bedingun-
gen, mich auf den Weg der Heilung
einzulassen, um zu wachsen. Vor der
Ewigen Profess machte ich 30-tägige
Exerzitien, in denen ich die Erfahrung
machen durfte, dass Jesus Christus in
meinem Herzen spricht. Er führte mich
durch meine tiefste Wunde hindurch
zur Hingabe an ihn.

Neue Herausforderungen

Nach der ersten Profess habe ich zehn
Jahre in Münster im Ausbildungskon-
vent gelebt (erst als Junioratschwester,
dann noch vier Jahre nach meiner ewi-
gen Profess) und als Physiotherapeutin
gearbeitet. Es folgten sieben Jahre in
einem Krankenhaus, welches unserer
Stiftung gehört. Ich wurde zur Vertre-
terin der Oberin im Konvent gewählt und
bekam zur gleichen Zeit die stellvertre-
tende Leitung in der Physiotherapie. In
diesen Jahren konnte ich meine ersten
Erfahrungen in einer Leitungsposition

sammeln. Eine gute Ergänzung zum Konventsleben waren die Arbeit im Krankenhaus und das Singen im Kirchenchor. Beides machte mir viel Freude. Durch den Chor nahm ich regen Anteil am Gemeindeleben und lernte viele Menschen kennen.

2010 fuhr ich zum ersten Mal zur Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden (AGBO) in Hünfeld. Einerseits fühlte ich mich dort als Physiotherapeutin völlig fehl am Platze, andererseits hatte ich den Eindruck, am Puls des Ordenslebens zu sein, und ich ahnte, dass diese zwei Tage mein Leben verändern würden! 2011 wurde in unserer Gemeinschaft ein Arbeitskreis für Berufungspastoral und geistliche Bildung gegründet. Ich übernahm die Leitung, was ich mir früher nie zugetraut hätte. 2013 begann ich mit der Ausbildung „für Verantwortliche in der Ordens- und Priesterausbildung“ bei RUACH, die anderthalb Jahre dauerte und ich wurde wieder nach Münster versetzt, um die Formationsleitung zu übernehmen. Die Teilnahme an der AGBO-Tagung hatte also wirklich mein Leben verändert! Wir begannen mit vier Professschwestern als Ausbildungskonvent in einem Haus direkt neben dem Mutterhaus. Im Mai 2014 kam eine Postulantin, die mittlerweile Novizin ist.

Eine Krise

Meine größte innere Auseinandersetzung in Bezug auf Bleiben oder Austreten hatte ich einige Jahre nach der Ewigen Profess. Ich fragte mich, ob das Leben in einer überalterten Gemeinschaft tatsächlich mein Weg ist, ob ich nicht „draußen“ lebendiger und flexibler sein könnte.

Es gibt eine Geschichte von einem Mönchsvater, der den Wunsch nach Frau und Kindern spürte. Um diesen Wunsch zu prüfen, machte er sich aus Ton eine Frau und einige Kinder und sagte sich: „So, nun muss ich hart arbeiten, um sie alle zu ernähren!“ Er probierte es einige Zeit aus und merkte, dass es ihm zu anstrengend war. Und so blieb er Mönch. Ich habe diese Geschichte als Anregung genommen, um mir möglichst konkret auszumalen, wie das sein könnte, wenn ich nicht mehr Clemensschwester wäre. Eigene Wohnung, eigenes Auto, ein riesiges Bücherregal im Wohnzimmer, größere Reisen, öfter mal ausschlafen...?

Doch ich sah auch, dass ich als Clemensschwester in einem großen Zusammenhang lebe: im Konvent, in

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

meiner Gemeinschaft, im Netz der Orden Deutschlands. Hier kann ich überall meine Fähigkeiten einbringen, Kontakte pflegen, viele Fragen besprechen und ich habe Freude daran. Außerhalb der Gemeinschaft könnte ich vielleicht in einer Pfarrgemeinde mitarbeiten, aber mehr wahrscheinlich nicht. Und der Gedanke, auf Dauer allein zu leben, gefiel mir auch nicht - vor allem, ohne meine Mitschwester zu leben! Mir wurde neu bewusst, dass ich mich in der Gemeinschaft der lebenden und der verstorbenen Clemensschwestern ge-

borgen weiß. Ich danke an dieser Stelle vielen von ihnen von Herzen für ihr Mitgehen und ihr Gebet! Vor allem durfte ich in dieser Situation tiefer erfahren, dass Jesus Christus mich liebt und dass von ihm her in der Gemeinschaft der Clemensschwestern mein Platz ist. So konnte ich mich entscheiden zu bleiben.

Warum bleibe ich Clemensschwester?

Die Gemeinschaft ist für mich ein Ort des Heilens, des Heiles geworden. Mit meinen Möglichkeiten und mit meinen Verletzungen darf ich da sein, wachsen, meine Fähigkeiten kennenlernen und einbringen. In unseren „Weisungen“ (so heißen unsere Konstitutionen) heißt es zu Beginn. „Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6). Er allein ist unsere letzte Norm. Sein Leben und Wort sind das Grundgesetz der Barmherzigen Schwestern.“ Jesus Chris-

tus hat die Liebe gelebt - eine Liebe, die ihn durch Kreuz und Tod zur Auferstehung führte. Ich darf seine barmherzige Liebe erleben und weitergeben, in ihr leben und versuchen, mit meinem Leben auf sie zu antworten. Dafür ist mein Professring ein Symbol. Gemeinsam mit meinen Mitschwestern darf ich in der Nachfolge Jesu Christi leben, damit unsere Gemeinschaft, so klein und überaltert sie auch ist, für andere Menschen ein Ort des Heilens und des Heiles sein kann. Einmal stolperte ich über den Satz: „Er, der uns berufen hat, hält unablässig Fürsprache für unsere schwache Gemeinschaft.“ Mir sagt das: Jesus ist im Boot - wir brauchen ihn nicht erst dazuzuholen! Der Weg zeigt sich, wenn wir gemeinsam suchen, Wege ausprobieren, verwerfen, neue Wege gehen - denn: Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. In dieser Hoffnung gehe ich weiter meinen Weg als Clemensschwester vor Gott im Land der Lebenden!

Michael Baumbach MSF

P. Michael Baumbach MSF, geboren 1965, trat 1985 in den Orden der Missionare von der Heiligen Familie ein. Im Jahr 1991 wurde er zum Priester geweiht. Neben Tätigkeiten in der Klinik- und Schulseelsorge leitete er unter anderem das Pastorseminar der PTH-Münster. Seit 2006 ist er in der Provinzleitung seines Ordens tätig, 2008 wurde er Provinzökonom, 2013 Generalökonom.



Michael Baumbach MSF

Bleiben

Als würde die Uhr absichtlich so laut wie noch nie ticken. Aber vermutlich fällt mir das Geräusch jetzt nur auf, weil es hier noch nie so still war. Ich sitze in der Küche eines fast leeren Klosters. Alle Mitbrüder sind heute umgezogen. Die Männer vom Umzugsunternehmen haben für heute ihre Arbeit getan. Sie kommen morgen wieder. Ich bleibe noch ein paar Tage an dem Ort, an dem vor 32 Jahren mein Noviziat begann. Es ist die zweite Schließung einer Niederlassung innerhalb von 4 Monaten, die sechste Schließung, die ich miterlebe. Ich trat in die deutsche Ordensprovinz ein, als sie noch 190 Mitbrüder stark

war. Heute leben noch 46 Mitbrüder. Das Durchschnittsalter beträgt 79,7 Jahre. Im Jahr 1984 hielt die Ordensprovinz noch zwei Gymnasien. Die meisten Mitbrüder waren in den Schulen und in der Pfarreseelsorge tätig, verteilt auf 8 Niederlassungen. Heute leben die meisten Mitbrüder in der Niederlassung mit einer Pflegestation im Ruhestand.

Niederlassungen zu schließen, sich auf bestimmte Standorte zu konzentrieren, ist mit Widerständen verbunden. Ängste, Unsicherheiten, Frustrationen und Enttäuschungen sind mit solchen Planungen verbunden. Meine Ordenspro-

vinz hat diese Herausforderungen und Veränderungen mit einer bemerkenswerten Konsequenz angenommen und umgesetzt. Mit 51 Jahren bin ich immer noch der jüngste in der Ordensprovinz, und ich bin immer wieder erstaunt darüber, wie meine alten Mitbrüder sich mehr oder weniger bereitwillig in eine neue Lebenssituation begeben haben.

„Wenn Du bei uns eintrittst, dann wirst Du auf der ganzen Welt zuhause sein“. Mein Heimatpfarrer und späterer Mitbruder sagte mir das, als ich 17 Jahre alt war. Er war Missionar in Brasilien und kam im Jahr 1960 als Pfarrer in mein sauerländisches Heimatdorf. Diese Aussicht war motivierend. Ich hätte nicht gedacht, dass mich der Satz meines Mitbruders immer noch begleitet. Bis heute mache ich die Erfahrung, in ganz unterschiedlichen Ländern willkommen zu sein. Ich bin aber auch willkommen in den „Welten“ der Mitbrüder und ihren Geschichten.

Ich gehöre zu dem Ordenspriestertyp, der seine Berufungsgeschichte nicht gut erzählen kann, weil es da nichts Besonderes zu erzählen gibt. Kein Berufungsereignis, keine aus der Reflexion entwickelte Entscheidung, keine Bekehrung. In einen Orden einzutreten und zu versuchen, Priester zu werden, war für mich die natürliche Konsequenz meines bisherigen Lebens als jüngstes von 4 Kindern in einer katholischen Arbeiterfamilie in einem kleinen Dorf. Mein Engagement in der Pfarrei war nicht größer als das der anderen Messdiener und aktiven Jugendlichen. Bis heute kann ich nicht sagen, warum ich Ordenspriester werden wollte, ich kann aber sagen, warum ich es blieb: Mangels Alternativen? Mangels Gelegenheiten, etwas Anderes zu versuchen? Viel-

leicht auch! Aber ich würde eher sagen, weil ich eingebunden bin in vielfältige Beziehungen zu Mitbrüdern, und diese Beziehungen binden mich – in einem positiven Sinn – verbinden mich mit Menschen, denen etwas wichtig ist und war.

Für mich haben sich aus diesen personalen Verbindlichkeiten drei Fragmente herauskristallisiert:

Verpflichtung – Nähe und Distanz – Perspektiven

Verpflichtung

Seit 13 Jahren bin ich Assistent in der Provinzleitung. Die meisten Entscheidungen, an denen ich beteiligt war, hatten damit zu tun, Niederlassungen zu schließen, Mitbrüder aus Tätigkeiten in den Ruhestand zu begleiten und den Ruhestand und die Pflege der Mitbrüder zu organisieren und zu sichern. Das habe ich nie als Akt der Treue empfunden, der besonders gewürdigt werden müsste. Es war ganz selbstverständlich, weil ich doch die Mitbrüder kannte, mit ihnen verbunden war und sie nicht einfach im Stich lassen konnte. Viele Kinder müssen sich um die Pflege der Eltern kümmern. Es gibt natürlich einen gravierenden Unterschied: Meine Mitbrüder sind nicht meine Eltern. Ich kann nicht auf familiäre Beziehungen bauen. Gewachsen ist aber eine Haltung der Verpflichtung vor dem Hintergrund vielfältiger Beziehungen zu den Mitbrüdern, unter der Voraussetzung, sich nicht ausgesucht zu haben.

Bislang ist das Verhältnis von meinen eigenen Unzulänglichkeiten und der Vergebungsbereitschaft der Mitbrüder ausgeglichen, wie auch von erlittenen

Verletzungen und meiner Frustrationstoleranz. Aber dafür gibt es kein Konto, dessen Stand man abrufen könnte. Ich habe gelernt, dass man Vertrauen gegenseitig nicht „verdienen“ kann. Vertrauen muss man sich schenken und daraus entsteht eine Verpflichtung, die sich leicht anfühlt, weil sie mit Beziehung zu tun hat, mit dem Wagnis sich zu binden. Vielleicht ist diese Haltung auch so etwas wie „Treue ohne Druck“. Ich glaube, dass diese Haltung nicht gegenüber einer bloßen Lebensweise oder abstrakten Institutionen wie Kirche oder Orden zu leben ist, sondern nur gegenüber konkreten Menschen.

Nähe und Distanz

Meine Mitbrüder sind im Alter meiner Eltern. Es fehlt eine Generation, in der ich „Brüder“ finden könnte. Die meisten meiner Mitbrüder kennen sich schon seit ihrer Schulzeit in unseren ehemaligen Missionsschulen. Sie haben oft eine langjährige gemeinsame Geschichte. Je älter sie werden, um so mehr sind sie mit der Vergangenheit beschäftigt. Episoden und Geschichten wiederholen sich oft und die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Vergangenheit.

Ich vermute, es ist ein wichtiger Prozess, wenn sich alte Mitbrüder mit ihren Verletzungen im Orden beschäftigen und oft immer wieder in Gesprächen zu bestimmten Punkten ihrer Biographie zurückkehren. Daran teilzuhaben, ist für mich oft ein Geschenk. Aber in einer Vergangenheit zu leben, die nicht meine ist, führt an Grenzen. In den ersten Jahren meines Ordenslebens hatte ich immer auf die Möglichkeit gehofft, auch ohne gemeinsame Vergangenheit eine gemeinsame Zukunft zu haben. Es ist eine „spezielle Zukunft“ geworden,

die mich zwang, auch immer nach richtigen Wegen für mein Ordensleben zu suchen. Ich übernahm Aufgaben als Klinikseelsorger, Schulseelsorger und der Leitung des Pastoralseminars an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster. Es wäre mir nicht möglich gewesen, im Orden zu bleiben, ohne eine Form der Distanz zu finden, um meinem Lebensalter in etwa gemäß leben zu können.

Das hatte allerdings einen Preis: Ich wollte nie allein irgendwo z. B. als Pfarrer arbeiten und leben. Gemeinschaft war mir wichtig und auch eine Aufgabe in der Seelsorge neben den pfarrgemeindlichen Strukturen. Rückblickend muss ich feststellen, dass ich mich als jüngster in Mitten von älteren Mitbrüdern oft auch allein fühle, aber nie als ein Entfremdeter.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Perspektiven

In einer Ordensprovinz zu leben, die seit Jahrzehnten keinen Nachwuchs hat, bedeutet auch, immer wieder unerschwinglich in den Verdacht zu geraten, selbst schuld an der Situation zu sein. Würde zu wenig gebetet? Waren Leben und Arbeiten nicht authentisch? Waren wir einfach zu faul oder zu „eingerichtet“ im bequemen Leben?

Unsere Ordensprovinz hat sich frühzeitig entschlossen, auf die Herausforderungen unserer Situation zu reagieren

und die „Ars moriendi“ mit Leben zu füllen. (Johann Baptist Metz, Zeit der Orden? Kevelaer 2014) Würde man Metz folgen wollen, wäre die „Kunst zu Sterben“ eine wichtige Aufgabe für Orden – sogar eine politische Aufgabe in einer Gesellschaft, die dringend neue menschenwürdige Wege sucht, mit den Herausforderungen einer Überalterung umzugehen. Gleichzeitig stehen viele Menschen vor der Frage, wie sie ihr Alter allein oder in familiären Bezügen gestalten sollen. Wir haben versucht, gemeinsam frühzeitig Antworten zu finden, die hoffentlich auf dem Hintergrund des Glaubens entstanden. Mag sein, dass selbst im Sterben einer Ordensprovinz Zeugnis für das Leben gegeben werden kann. Das wird aber nur gelingen, wenn man sich davon verabschiedet zu glauben, man könne Gott in die Welt bringen, als sei sie eine „gottfreie“ Zone gewesen. Vielmehr wird man davon überzeugt sein müssen, dass man als Missionar die unglaubliche Chance hat, davon Zeugnis zu geben, dass Gott schon überall ist. Diese „Mission“ kann gewagt werden, ganz gleich was man ist, ob tätig oder kontemplativ, ob alt oder jung.

Als Generalökonom bin ich in den letzten Jahren beteiligt an der Umwandlung von Provinzen in Delegationen. Diese Prozesse dienen der Entlastung der Mit-

brüder in überalterten Provinzen, die kaum noch die Leitungämter besetzen können. Damit ist aber auch verbunden, dass die Generalleitung auf unbekanntem Terrain tätig werden muss: Sprachbarrieren müssen überwunden werden. Man muss sich in unbekannte rechtliche Rahmenbedingungen einarbeiten. Bisweilen gibt es einfach Grenzen, die nicht überwunden werden können. In den nächsten sechs Jahren wird auch meine Ordensprovinz zu einer Delegation werden müssen. Dennoch wird jemand den Ruhestand und die Pflege der letzten Mitbrüder organisieren müssen. Während meine Mitbrüder wissen konnten, wo sie im Alter gepflegt werden, und wer im Alter hilft, die Dinge zu regeln, gibt es für mich so eine gesicherte Perspektive nicht.

Vielleicht braucht es kreative Lösungen, ähnlich wie in Holland, wo sich sterbende Gemeinschaften zusammenschließen, um das Alter zu organisieren. Es braucht dringend eine stärkere Zusammenarbeit aller Dachorgane der Ordensgemeinschaften in Deutschland, um gerade alternde Gemeinschaften zu begleiten, zu stärken und zu entlasten.

Neue Wege zu finden für alte Gemeinschaften wird eine Herausforderung sein, um „Bleiben“ würdig zu gestalten. Denn dieses „Bleiben“ ist nichts statisches, sondern ein tägliches Abenteuer.

Michaela Leifgen SSpS

Sr. Michaela Leifgen SSpS, Journalistin und Psychologin, ist seit 2002 Steyler Missionsschwester. Ab August 2016 arbeitet sie im „Centro“ des Bistums Münster in der psychologischen Begleitung für Menschen im Dienst der Kirche.



Michaela Leifgen SSpS

Wenn es Wert ist

Überlegungen zur Motivation für das Ordensleben aus der Psychologie auf der Basis eines christlichen Menschenbildes

Dem Anfang wohnt ein Zauber inne – und dann: der Alltag. Wir kommen ins Kloster mit großen Idealen und hochgekremelten Armen, wollen mitgestalten, etwas bewegen, zu besseren Menschen werden, nicht zuletzt mehr mit Gott vereint leben. Manche dieser Sehnsüchte finden Erfüllung, sei es auch nur im Ansatz. Andere leiten uns auch weiterhin, verheißungsvoll wie flackernde Lichter am Horizont. Wieder andere werden begraben oder machen Platz für neue. Wir merken, dass wir in vielerlei Hinsicht noch immer die Alten sind, dass es im Kloster menschelt und dass auch wir selbst trotz guten Willens immer wieder den gleichen Schwächen erliegen. Trotzdem bleiben wir. Warum?

Was bewegt einen Menschen, in einen Orden einzutreten, und was lässt ihn daran festhalten? Das sind Fragen, die sich auch der italienische Jesuit Luigi Maria Rulla – Theologe, Psychiater und Psychotherapeut – seinerzeit gestellt hat. Mit einer groß angelegten Studie wollte er Klarheit über ein Phänomen seiner Zeit gewinnen, nämlich die hohe Zahl an Ordensaustritten unmittelbar nach den Neuerungen des II. Vatikanischen Konzils. Dabei galt sein Interesse nicht nur der spirituellen, sondern auch der psychologischen Wirklichkeit des Menschen. Sein Blick auf die psychische Struktur als einer Konstante, die sich über Zeit, Kultur und Situationen hinweg zum besseren Verständnis des

Menschen anwenden lässt, erlaubt es, aus seinen Erkenntnissen von damals auch Schlüsse für heute zu ziehen.

Die grundsätzliche Spannung

Gottes Ruf trifft uns als Menschen mit Potentialen und Begrenzungen. Wir alle haben in uns die Fähigkeit, auf Gottes Ruf zu antworten und über uns selbst hinauszuwachsen, auf Ihn hin. Zugleich sind wir nicht gänzlich frei, das auch tatsächlich zu tun. Rulla spricht von einer grundsätzlichen Spannung im Menschen zwischen dem was In-sich-Wichtig und dem was Für-mich-Wichtig ist. In-sich-Wichtig sind unsere christlichen Ideale und Werte, darunter zum Beispiel die Gelübde der gottgeweihten Ehelosigkeit, der Armut und des Gehorsams. Sie orientieren sich an einem höheren Gut als dem, was hier und jetzt vor uns liegt und momentane Erfüllung verspricht. Wir können diesen Teil unserer psychischen Struktur auch Ideal-Ich nennen. Dem gegenüber steht das Real-Ich, welches vor allem auf das Für-mich-Wichtige fokussiert ist. Hier kommen die eigenen Bedürfnisse ins Spiel, die auch zum Menschsein gehören, und die vor allem für unser physisches und soziales Überleben zentral sind, doch zum Streben nach Gott quer liegen können. Hier geht es nämlich nicht mehr vorwiegend um Ihn, sondern um uns selbst. Das Real-Ich hat außerdem die Besonderheit, dass es zum Teil von unbewussten Kräften beeinflusst ist. Gerade weil uns diese Kräfte nicht bewusst sind, sind wir nicht vollkommen frei in unserer Antwort auf den Ruf Gottes. Vielmehr teilen wir die Erfahrung des Paulus, der sich selbst nicht versteht, wenn er tut, was er nicht will (Röm 7,15).

Ideal-Ich und Real-Ich sind in uns allen vorhanden. Das Ausmaß der Spannung zwischen ihnen variiert jedoch von Mensch zu Mensch. Manche fühlen sich überwiegend von ihren Werten angezogen, andere tendieren eher dazu, ihren Bedürfnissen nachzugeben. Doch eine gewisse Spannung bleibt in allen, sind wir doch weder Wesen, die nur in den Wolken leben, noch Kreaturen, die sich einzig mit dem „Irdischen“ zufrieden geben. Eine gewisse Spannung ist sogar wünschenswert, weil gerade in ihr der Mensch zu Wachstum statt Stillstand herausgefordert wird. Je besser wir diese Spannung in uns verstehen und je bewusster wir uns vor allem unserer Bedürfnisse sind, umso freier sind wir, zu wählen, was In-sich-Wichtig ist, und so zum Beispiel auf den Ruf Gottes zu antworten. Dieser Ruf steht am Anfang unseres Ordenslebens. Zugleich trifft er uns täglich neu.

Warum wir kommen

Die menschliche Motivation ist eine vielschichtige Angelegenheit. Das gilt für die Wahl des Berufes ebenso wie für die des Ehepartners und ganz sicher nicht weniger für die des Ordenslebens. Warum gerade dieser Beruf, dieser Mann, diese gottgeweihte Lebensform? Selten gibt es darauf nur eine einzige Antwort. Mehr noch: Neben Motiven, die uns bewusst sind und die wir klar in Worte fassen können, gibt es auch solche, die unbewusst unsere Entscheidungen und unser Handeln beeinflussen.

Bewusste Motive

Unsere anfängliche Motivation in einen Orden einzutreten – so zeigt es die Studie Rullas – ist vor allem eine Sache des

Ideal-Ichs. Wir haben Ideale und sehen im Ordensleben eine, wenn nicht die Form, diese Ideale zu verwirklichen. Diese Ideale sind vor allem von transzendenter Art, das heißt, sie weisen über uns selbst hinaus, auf Gott hin. Wer in einen Orden eintritt, tut das bewusst und in erster Linie nicht für sich selbst, die eigene Verwirklichung oder berufliche Perspektiven, sondern für Gott, für eine engere Anbindung an Ihn und das Evangelium. Ein weiteres, wichtiges Motiv ist das Leben in Gemeinschaft. Schließlich scheint auch der apostolische Aspekt von Bedeutung zu sein.

Die Gottesbeziehung ist ein, wenn nicht sogar das zentrale Element in der Entscheidung zum Ordensleben. Die Kandidatin/der Kandidat möchte im Orden vor allem mehr mit Gott vereint leben. Das Ordensleben bietet hierzu einen Rahmen, der außerhalb des Klosters nur schwer und mit Mühe zu verwirklichen ist: Zeiten des persönlichen und gemeinschaftlichen Gebetes, jährliche Exerzitien, Schriftgespräche, Erneuerungskurse u.a. gehören zum Ordensalltag dazu und bieten Raum, die Beziehung mit Gott zu pflegen und zu vertiefen. Ordensleben ist gottgeweihtes Leben und damit begleitet von einem ständigen Bestreben, Gott zum Dreh- und Angelpunkt des eigenen Lebens zu machen. Die Zentralität der Gottesbeziehung zeigt sich auch darin, dass sie in der Regel als etwas sehr Persönliches und Intimes erfahren wird. Dies scheint vor allem für Ordensfrauen zu gelten.

Der Wunsch nach Gemeinschaftsleben ist ein weiterer, häufig genannter Beweggrund in einen Orden einzutreten. Das Gemeinschaftsleben wird dabei nicht als Ablenkung oder Hindernis zu

einer tieferen Beziehung mit Gott verstanden, sondern, im Gegenteil, als eine Unterstützung in diesem Bestreben. Mit anderen gemeinsam zu beten, sich über den Glauben auszutauschen und sich auch vom Gebet der anderen (mit-)tragen zu lassen, sind Elemente des Ordenslebens, die anziehend wirken. Das Leben in Gemeinschaft verspricht nicht nur ein Teilen von spirituellen Inhalten und materiellen Gütern, sondern auch von Freuden und Sorgen, von Träumen und Engagement. Wie der brasilianische Erzbischof und Befreiungstheologe Dom Helder Câmara einst auf den Punkt gebracht hat: Wenn einer alleine träumt, ist es nur ein Traum, doch wenn viele gemeinsam träumen, ist das der Beginn einer neuen Wirklichkeit. Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft bietet einerseits einen Ort, diese Träume von einer besseren Welt ins Wort zu bringen und mit Gleichgesinnten daran weiter zu formulieren, darüber hinaus schafft sie oft auch die nötige Infrastruktur, um auf die konkrete Verwirklichung dieser Träume hinzuwirken.

Eng mit dem Gemeinschaftsleben verbunden ist auch die Rolle des Apostolats. Auch dieses hängt außerdem wiederum eng mit der Gottesbeziehung zusammen, denn das, was wir von Gott existentiell erfahren und erkannt haben, wollen wir auch mit anderen teilen. Die Art und Weise, diese gute Nachricht zu verkünden, kann variieren. Manche zieht es in einen Schulorden, andere in die Klausur eines kontemplativen Ordens, wieder andere in die Mission. Doch allen gemeinsam ist, dass sie ihrem Glauben konkrete Gestalt geben und andere daran teilhaben lassen wollen durch ihr Sein und Tun.

Unbewusste Motive

Neben den bewussten Motiven in einen Orden einzutreten, gibt es auch unbewusste Beweggründe, die zu einem solchen Schritt verleiten können. Sie haben ihren Ursprung im Real-Ich und können, müssen aber nicht zwingend, auf das ausgerichtet sein, was Fürmich-Wichtig statt In-sich-Wichtig ist. Die Verdrängung von Bedürfnissen und anderen Inhalten in die Sphäre des Unbewussten ist ein normaler psychischer Prozess. Es ist ein Schutzmechanismus, den wir alle verwenden, vor allem wenn wir uns ängstlich fühlen oder etwas nicht in den Rahmen passt. Paradoerweise: Können wir etwas aus unserem Bewusstsein verdrängen, doch können wir es nicht daran hindern, uns weiterhin zu beeinflussen, und zwar auf eine Weise, die sich unserer eigenen Kontrolle entzieht.

Es gibt Bedürfnisse, die sich weniger gut mit dem Ordensleben vereinbaren lassen als andere. Dazu gehören zum Beispiel die Bedürfnisse nach sexueller Befriedigung, Aggression, Selbstdarstellung oder affektiver Abhängigkeit. Das bedeutet nicht, dass nicht auch eine Ordensfrau oder ein Ordensmann solche Regungen in sich trägt. Die Frage ist jedoch, wie zentral diese Bedürfnisse in ihr oder ihm sind und wie sie oder er damit umgeht und sie in das Ordensleben integriert. Eine weit verbreitete Art und Weise damit umzugehen ist es, solche Bedürfnisse aus dem eigenen Bewusstsein zu verdrängen.

Selbst die Entscheidung, in einen Orden einzutreten, kann unter anderem dadurch motiviert sein, unseren eigenen Bedürfnissen aus dem Weg zu gehen. Wer zum Beispiel ein starkes Drängen danach hat, seine sexuellen Bedürfnisse

zu befriedigen, sich zugleich aber davor scheut – sei es aus Angst vor Intimität, aus moralischen Gründen oder sonstigen Motiven –, der findet im Ordensleben, wohlgernekt unbewusst, die entsprechende Legitimation, dieses Bedürfnis ad acta zu legen. Oder: Wer in sich starke aggressive Impulse wahrnimmt, zugleich aber sehr wohl weiß, dass es sich nicht gehört, diese auch auszuleben, der sucht im klösterlichen Leben vielleicht unbewusst auch nach einer „Oase des Friedens“, die es ihm erlaubt, sein eigenes Aggressionspotential in Schach zu halten. In beiden Fällen wäre die Wahl zum Ordensleben also teilweise auch dadurch motiviert, sich gegen die eigenen unbewussten Bedürfnisse zu schützen.

Auch der umgekehrte Fall ist denkbar: Wir können im Kloster nicht nur einen Schutzraum vor unseren unbewussten Bedürfnissen finden, sondern in gewisser Hinsicht auch deren Erfüllung. Wer zum Beispiel ein starkes Bedürfnis danach hat, ständig von anderen umsorgt, behütet und unterstützt zu werden, kann sich davon unbewusst ins Kloster leiten lassen, in der Hoffnung auf eine fürsorgliche Oberin und eine feste, vorgegebene Struktur, die Sicherheit und Geborgenheit verspricht. Oder: Wer gerne im Mittelpunkt steht und die Aufmerksamkeit der anderen in vollen Zügen genießt, dem bieten sich als Ordenspriester oder engagierte Ordensfrau unzählige Möglichkeiten, gehört und gesehen zu werden und bei anderen einen guten Eindruck zu hinterlassen. Natürlich geschieht auch das nicht bewusst.

Neben unserem Ideal-Ich hat also auch unser Real-Ich – wenn auch oft auf verborgene und unbewusste Weise – ein

Wort mitzureden, was die Motivation in einen Orden einzutreten angeht. Genauer: Rulla gelangte in seiner Studie zu der Erkenntnis, dass in 60-80% aller Fälle beim Eintritt in einen Orden neben einer genuinen Motivation, die auf die Ideale und das In-sich-Wichtige ausgerichtet ist, auch eine unbewusste Motivation koexistiert, die teilweise auf das Für-mich-Wichtige hin geordnet ist. Letzteres ist im Gegensatz zu den Werten und Idealen nur ein scheinbares Gut. Es ist zwar nicht zwingend schlecht, aber es ist eben auch nicht das, was über uns selbst hinausgeht und uns mehr auf Gott hin öffnet. Im Gegensatz zur bewussten Motivation machen wir uns zwar nicht „schuldig“, wenn wir aus unbewussten Beweggründen handeln, nichtsdestotrotz: Sie beeinträchtigen unseren Dienst, unser Zeugnis und unser Bestreben, Jesus immer ähnlicher zu werden.

Warum wir bleiben

Unsere Ideale üben am Beginn unseres Berufungsweges einen großen Einfluss auf uns aus. Doch, so Rulla, sie sind in sich kein Garant dafür, dass wir diesen Weg auch bis an unser Lebensende fortsetzen. Vielmehr ist für unser Bleiben – oder Weggehen – ein anderer Faktor von Bedeutung: unsere Reife. Menschliche Reife kann in der Psychologie vieles bedeuten, sich zum Beispiel auf die biologische Entwicklung, soziales Verhalten oder den Umgang mit Emotionen beziehen – was auch bedeutet, dass wir in unterschiedlichen Bereichen unterschiedlich reif sein können. Im Kontext eines christlichen Menschenbildes meint Reife vor allem: Die Freiheit zu wählen, was In-sich-Wichtig ist und es

dann auch in konkrete Taten umzusetzen.

Reife Dynamiken

Reife Dynamiken, die uns im Ordensleben halten, sind solche, in denen wir das In-sich-Wichtige nicht nur vor Augen haben, sondern auch mit allen Kräften und zugleich realistisch danach streben. Das geht nur, wenn wir zugleich auch unsere Bedürfnisse im Blick haben, um diese dann besser handzuhaben.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Wir sind, bleiben und wachsen in dieser Dynamik, wenn wir innerlich frei dazu sind. Das bedeutet vor allem, ein immer größeres Maß an Freiheit von unbewussten Kräften, die uns in die entgegengesetzte Richtung ziehen oder im Kreis drehen lassen. Um zu dieser Freiheit zu gelangen, müssen wir uns selbst gut kennen, vor allem auch die Seiten, die sich im Ordensleben nicht so gut machen und die wir darum tendenziell lieber verdrängen. Konkret kann das bedeuten: Unsere Neigung zu kennen, uns an anderen Menschen statt an Gott festzuhalten, oder um unser Bedürfnis nach Anerkennung zu wissen. Bedürfnisse bleiben. Nicht ihre Abschaffung ist die Lösung, sondern sie zu kennen, sie zu akzeptieren und sie dann, die christlichen Ideale und Werte vor Augen, in das eigene Leben zu integrieren.

Ein wichtiger Schlüsselbegriff in dieser Dynamik ist der Begriff der Internalisierung von Werten, das heißt: das Sich-zu-Eigen-Machen derselben. Internalisierung geschieht, wenn wir innerlich frei sind, diese Werte zu akzeptieren und uns von ihnen verändern zu lassen, und zwar um des Wertes willens und nicht, weil er für uns selbst wichtig und vorteilhaft ist. Die Auswirkungen dieses Prozesses machen sich in der Beziehung mit Gott, mit anderen und im Apostolat bemerkbar. Internalisierung von Werten im geistlichen Leben geschieht zum Beispiel, wenn wir an unserem Gebetsleben festhalten, weil unsere Gottesbeziehung uns diese Zeiten der Stille wert ist. Auch, wenn diese Stille alles andere als bequem sein kann, und nicht, weil wir darin eine wohlige Zuflucht suchen oder weil es sich eben so gehört. Es kann bedeuten, im Evangelium nicht nur nach den Stellen Ausschau zu halten, die Trost und Zuspruch ausdrücken, sondern sich auch von solchen ansprechen zu lassen, die herausfordern, das eigene Verhalten zu korrigieren. Es heißt auch, Erfahrungen von Kreuz und Leid, die zu jedem Menschenleben dazugehören, in Verbindung mit Jesu' Leid zu leben, in der Intention, Ihm dadurch näher zu kommen. In unseren Beziehungen zeigt sich unsere Werteorientierung zum Beispiel daran, dass wir andere Menschen nicht auf bestimmte Aspekte reduzieren, sie nicht zu unserem eigenen Vorteile ausnutzen, oder Unmögliches von ihnen erwarten, sondern ihnen vielmehr mit Respekt begegnen, ihnen ihre eigene Meinung zugestehen und ihnen Raum geben, ihre eigenen Potentiale zu entfalten. Intime Beziehung mit einigen wenigen können ein Geschenk im Ordensleben sein, aber

nichts, das wir besitzen oder für selbstverständlich nehmen können. Ein wertheorientiertes Apostolat ist ein solches, in dem wir unseren Einsatz nicht von sichtbaren Erfolgen oder der Anerkennung anderer abhängig machen, sondern um hier und jetzt in kleinen Schritten Gottes Reich unter den Menschen zu verwirklichen. Dabei geht es nicht um den eigenen Ruhm und Namen, sondern um Gott.

In all dem bleibt die grundsätzliche Spannung zwischen Ideal-Ich und Real-Ich immer bestehen, doch reif gelebt wird sie zu einem Spannungsraum, der Wachstum erlaubt. Dieses Wachstum ist ein lebenslanger Prozess, der Flexibilität verlangt und ein ständig neues Ausrichten unter immer neuen Bedingungen und Lebensumständen. Bestätigung auf diesem Weg finden wir nicht nur in Erfahrungen tiefen Friedens im Gebet, in der erfüllenden Begegnung mit anderen Menschen in unseren verschiedenen Diensten oder in Momenten, in denen alles glatt geht und nach unseren Vorstellungen verläuft. Solche Momente sind zweifelsohne wertvoll und ein Ansporn. Doch was uns oft viel mehr und langfristiger in unserer Berufung wachsen lässt, sind die Momente der Entbehrung, der Spannung, des Ausharrens, die uns dazu herausfordern, durch einen dunklen Tunnel zu gehen – um am anderen Ende erfüllter und freier im Dienst unserer Berufung herauszukommen.

Unreife Dynamiken

Es gibt jedoch auch unreife Dynamiken, die uns im Kloster halten können. In diesem Fall wird die Spannung zwischen Ideal-Ich und Real-Ich nicht mit

einem generellen Drang in Richtung christlicher Werte gelebt, sondern die Erfüllung der eigenen Bedürfnisse und dessen, was für mich wichtig ist, haben Vorrang. Auch hier haben und verkünden wir Werte, doch wir leben sie nicht um ihrer selbst willen, sondern in der Hoffnung auf einen persönlichen Vorteil oder als Abwehr von Unannehmlichkeiten. Die Rolle Ordensmensch wird zum Selbstzweck, das Kloster zu einem „Nest“, in dem wir uns einrichten können und möglichst wenig aus uns selbst herausgehen müssen.

Eine solche klösterliche Lebensweise ist in der Regel keine bewusste Entscheidung. Vielmehr haben hier unbewusste Faktoren das Ruder in der Hand. Gut möglich, dass jemand selbst bewusst gerne authentischer leben, tiefer gehen, mehr für Christus wagen würde. Doch spürt er zugleich, dass etwas ihn zurückhält oder blockiert. Dieses Etwas ist jedoch nicht wirklich greifbar, weil es nicht bewusst ist. Wenn unbewusste Faktoren, die am Anfang des Ordensweges ihren Einfluss auf die Entscheidung zum Eintritt hatten, nicht im Laufe der Formation ans Tageslicht kommen, bestehen sie auch über die Jahre hinweg fort und werden immer resistenter. Gerade weil sie unbewusst sind, ist es schwierig, ja, geradezu unmöglich, auf Dauer etwas an ihnen zu ändern. Exerzitien und spirituelle Kurse können für kurze Zeit die Aufmerksamkeit auf das höhere Gut lenken, doch die vielen guten Vorsätze lösen sich oft und schnell in Luft auf, weil unbewusst etwas dagegen arbeitet, das nicht wirklich fassbar und damit auch nicht wirklich beeinflussbar ist. Die Internalisierung der christlichen Werte und damit der Wachstum in der Berufung sind so nur

eingeschränkt möglich. Der Funke springt auch nicht auf andere über.

Unbewusste Bedürfnisse sind unersättlich und schaffen unrealistische Erwartungen. Ihre Befriedigung ist oft von kurzer Dauer. Wer zum Beispiel im Ordensleben nach Anerkennung oder Zuneigung sucht, wird davon nie genug bekommen. Das gilt übrigens auch für jede andere Lebensform. Keine Gemeinschaft, kein Apostolat und kein Mensch können je die Lücke füllen, die für Gott freizuhalten unsere Berufung ist. Die immer neuen Versuche und das immer neue Scheitern führen unweigerlich zu Frustration. Die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit ist dann nicht Raum des Wachstums, sondern der Regression. Die traurige Folge ist ein unerfülltes, halbherziges Ordensleben, dem es an Geschmack und Leidenschaft fehlt. Manchmal führt es zum Austritt – und die gleiche Dynamik spielt sich so oder ähnlich auch außerhalb des Klosters ab. Doch oft bleiben unerfüllte Ordensleute auch trotzdem im Kloster – in der Hoffnung, dass mit der neuen Oberin, der nächsten Versetzung oder dem kommenden Provinzkapitel alles besser wird. Natürlich sind nicht immer innerpsychische Dynamiken verantwortlich für unsere Frustration. Tatsächlich können auch äußere Strukturen und Faktoren unserer Kreativität Grenzen setzen und unsere Leidenschaft für Christus eindämmen. Fest steht jedoch, dass es sich mit solchen Spannungen besser leben und trotzdem standhalten lässt, wenn innerliche Blockaden abgebaut sind. Je mehr wir unsere innere Spannung kennen, aushalten und gestalten können, umso mehr sind wir auch in der Lage mit der äußeren Spannung konstruktiv umzugehen.

Was wir daraus lernen können

Noch einmal kurz auf den Punkt gebracht: Wir kommen vor allem ins Kloster, weil wir im Ordensleben und der engeren Nachfolge ein Ideal sehen. Doch reicht das alleine noch nicht aus für eine Prognose darüber, ob und wie wir bleiben. Das Feuer unserer Berufung flackert umso beständiger und stärker und bringt umso helleres Licht in die Welt, je mehr wir selbst frei sind, unseren christlichen Werten auch tatsächlich den Vorrang zu geben.

Viele Ordensmenschen sprechen davon, dass sich im Laufe ihres Ordenslebens Motivationen ändern oder sie eine „zweite Bekehrung“ durchlaufen. Wir merken, dass Erwartungen unrealistisch waren, und dass in dem, was wir zu Beginn gesucht haben, auch das Fürmich-Wichtige eine Rolle gespielt hat. Wenn das auch schmerzhaft ist, so muss es nicht das Ende heraufbeschwören, sondern kann vielmehr einen neuen Beginn einläuten. Die Frage ist, ob andere Gründe – konkreter: ob christliche Werte – Raum gewinnen können.

Dass Leben stellt uns täglich neu vor die Wahl. Um das wahre Gut zu wählen, brauchen wir den Beistand des Heiligen Geistes, den Blick in die Bibel, Christi und unsere eigene Aussetzung im Gebet. Ja, aber nicht nur das. Wir brauchen auch den ehrlichen Blick auf uns selbst, unsere Bedürfnisse und Dynamiken, wenn möglich in der Auseinandersetzung mit einem Menschen unseres Vertrauens. Nur wenn wir uns selbst immer besser kennen, können wir frei und verantwortlich wählen und handeln. Nur dann, können wir uns auch selbst immer mehr und ganz geben – in eine Lebensform, die unsere ganze Hingabe wert ist.

.....

Guarinelli, Stefano / Manenti, Alessandro
Zollner, Hans (Hg.), Formation and the
Person. Essays on Theory and Practice,
Leuven 2007.

Kluitmann, Katharina, „Die Letzte macht
das Licht an?“. Eine psychologische
Untersuchung zur Situation junger Frauen
in apostolisch-tätigen Ordensgemeinschaf-
ten in Deutschland, Münster 2007.

Maureder, Josef, Mensch werden – erfüllt
leben, Würzburg 2007.

Rulla, Luigi Maria / Ridick, Joyce / Imoda,
Franco, Entering and Leaving Vocation.
Intrapsychic Dynamics, Rome/Chicago
1976.

Rulla, Luigi Maria, Anthropology of the
Christian Vocation (Vol. 1). Interdisciplina-
ry Basis, Rome 1986.

Rulla, Luigi Maria / Ridick Joyce / Imoda,
Franco, Anthropology of the Christian
Vocation (Vol. 2). Existential Confirmation,
Rome 1989.

Rulla, Luigi Maria, Depth Psychology and
Vocation. A Psychosocial Perspective,
Rome/Chicago 1990.

Franz Meures SJ

P. Franz Meures SJ ist Leiter von „RUACH – bildung der ordensleute“. Neben Leitungsfunktionen in der Norddeutschen Jesuitenprovinz (u. a. Novizenmeister und Provinzial) und als Rektor des Collegium Germanicum in Rom war er in der verbandlichen Jugendpastoral, in Exerzitienarbeit, Ordensausbildung und Priesterbildung, in psychologischer Beratung und Therapie sowie als Supervisor und Coach tätig.



Franz Meures SJ

„Ich werde mit ihnen einen neuen Bund schließen“ Jer 31,31

Die menschlich-geistliche Herausforderung, sein Leben lang im Orden zu bleiben

„Die 150-prozentigen gehen als erste wieder weg“ – sagten die alten Mitbrüder, wenn einige Novizen übereifrig waren. Angesichts der vielen, die gingen, und der wenigen, die blieben, lohnt es sich, einen Blick auf die Herausforderungen zu werfen, die in einer lebenslangen Bindung an eine Ordensgemeinschaft liegen. Schon der hl. Benedikt schreibt in seiner Regel Nr 58: „1 Kommt einer neu und will das klösterliche Leben beginnen, werde ihm der Eintritt nicht leicht gewährt, 2 sondern man richte sich nach dem Wort des Apostels: „Prüft die Geister, ob sie aus Gott sind.“

3 Wenn er also kommt und beharrlich klopft und es nach vier oder fünf Tagen klar ist, dass er die ihm zugefügte harte Behandlung sowie die Schwierigkeiten beim Eintritt geduldig erträgt, aber trotzdem auf seiner Bitte besteht, 4 gestatte man ihm den Eintritt, und er halte sich einige Tage in der Unterkunft für die Gäste auf.“ Es folgt eine ganze Reihe von gestuften Regelungen, wann und unter welchen Bedingungen weitere Zulassungsschritte erfolgen können. Benedikt ist sich der großen Herausforderung bewusst, die in der lebenslangen Bindung an das Leben im Orden liegt.

Dieser Beitrag wird sich weitgehend darauf beschränken, die menschlichen und die geistlichen Herausforderungen einer lebenslangen Bindung an eine Ordensgemeinschaft zu benennen, ohne gleich Lösungen oder Rezepte anzubieten. Andere Beiträge in diesem Heft zeigen eindrucksvoll, wie Ordensfrauen und Ordensmänner diese Herausforderungen zu meistern suchen.

Der Zeitgeist und die Zeichen der Zeit

Ein Gespräch mit Jugendlichen über das Ordensleben und seine Gelübde landete vor 40 Jahren fast immer bei der Frage der „Keuschheit“ bzw. des „Zölibates“, welcher für gänzlich unmöglich gehalten wurde. Dies hat sich geändert. Heute reagieren junge Leute vor allem allergisch auf die Perspektive, dass sich jemand durch die Gelübde ein Leben lang festlegt. Das sei doch völlig unmöglich, sagen sie.

Der Kulturwandel unserer westlichen Zivilisation lässt die Herausforderung des Ordenslebens in großer Schärfe hervortreten. Allein die Tatsache, dass jemand überlegt, in einen Orden einzutreten, ist für Verwandte, Freunde und Kollegen meist eine gewaltige Provokation. Wie kann man denn heute noch so etwas tun? – ist ihre Reaktion.

Denn die Welt, in der wir leben, ist doch so anders: Große Flexibilität und Mobilität sind gefordert, Beziehungen – auch Partnerschaften und Ehen – werden auf Zeit geschlossen. Jeder „bastelt“ sich seine Biographie, in der lebenslange Verpflichtungen und Bindungen kaum für möglich gehalten werden.¹ Auch die Perspektiven für den beruflichen Weg haben sich völlig verändert. Kaum noch

jemand bleibt sein ganzes Berufsleben lang bei derselben Firma, in derselben Tätigkeit, am selben Ort. Hohe Anpassung und Flexibilität ist gefragt.

In dieser Welt, aus der in den letzten Jahrzehnten immer noch Frauen und Männer den Weg in einen Orden gefunden haben, identifiziert Medard Kehl – mit Bezug auf die französische Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger – drei Grundmuster individueller Religiosität². Den ersten Typ nennt Kehl den klassischen, der – auch wenn zunehmend in der Minderheit – „regelmäßig praktizierende Gläubige“. Die zweite, eindeutig postmodern konfigurierte Konfiguration, ist „der Pilger“, ein Wanderer zwischen verschiedenen religiösen Angeboten. Und der dritte Typ ist der Konvertit, der sich dem Kern einer Glaubensüberzeugung zuwendet.

Die menschlich-geistliche Herausforderung für die Orden angesichts dieser Situation liegt einerseits darin, Kurs zu halten, d.h. die Grundprinzipien des gottgeweihten Lebens angesichts des Zeitgeistes klarer und neu zu formulieren und zu leben. Andererseits sind die Aufnahme ins Ordensleben und die Ausbildung der „Kinder unserer Zeit“ eine gewaltige Aufgabe. Herkömmliche Ausbildungskonzepte drohen an dieser Herausforderung zu scheitern³.

Jenen, die eintreten, wird ein unglaublicher Lernprozess abverlangt. Der Spagat zwischen der oben erwähnten postmodernen Kultur, welche ja längst in die Orden und Klöster Einzug gehalten hat, und einer Kultur, in der Menschen ihr ganzes Leben Gott weihen, ist weit größer als früher und bezieht sich nicht nur auf die ersten Jahre der Ausbildung, sondern ist ein lebenslanges Projekt.

Wie kann jemand treu bleiben, wenn doch alles im Fluss ist?

Viele Menschen verbinden mit Ordensleben Assoziationen wie klare Ordnung, feste Regeln, eindeutige Hierarchien und verlässliche gemeinschaftliche Strukturen, die den einzelnen tragen. Auch die Lektüre von Ordensregeln und Konstitutionen vermittelt zunächst diesen Eindruck. Man muss schon genauer hinschauen, um zu verstehen, dass da auch Veränderungen vorgesehen und gewollt sind. Manchmal, wenn am Statut eines Ordens etwas geändert worden ist, kann man den Satz hören: „Das ist nicht mehr der Orden (die Gemeinschaft), in den (die) ich eingetreten bin.“ Dies zeigt, dass ein rigides Beharrungspotential nicht nur in den Statuten liegen kann, sondern auch in den Personen, die am liebsten hätten, wenn alles so bliebe, wie es war.

Solches Beharren reflektiert das Bild vom Kloster als unerschütterlichem Fels in der Brandung, als feste Burg im Wandel der Zeiten. Mit seinem Dekret „*Perfectae Caritatis*“, von der zeitgemäßen Erneuerung des Ordenslebens, hat das II. Vatikanum dazu aufgefordert, das Ordensleben auch den Herausforderungen der Zeit gemäß zu gestalten. Was hat sich seitdem in der konkreten Gestaltung des Ordenslebens nicht alles verändert! Ordensleute, die vor 60 Jahren in ihre Gemeinschaft eintraten, sind unsere lebendige Zeugen, wie man in all den Veränderungen seiner Berufung treu bleiben kann. Es lohnt sich, in einem biographischen Rückblick all die Veränderungen, Experimente und Neuansätze noch einmal anzuschauen. Dabei stellt sich unweigerlich die Frage: Und was hilft mir, in all dem treu zu

bleiben?⁴ In all dem gesellschaftlichen Wandel, in den gewaltigen Veränderungen innerhalb unserer Kirche, in den teilweise dramatischen Entwicklungen innerhalb der Ordensgemeinschaften und in den natürlichen Veränderungen der eigenen Person, die im Laufe der Jahre verschiedene Stadien der menschlich-geistlichen Entwicklung durchlebt, wodurch sich auch Einstellungen, Haltungen und Verhalten verändert haben, in all dem braucht es doch einen Punkt, auf den Verlass ist, zu dem man seine Zuflucht nehmen kann.

Die biblische Offenbarung wird nicht müde, Gott selbst als diesen Punkt, auf den Verlass ist, zu verkünden. „Denn seine Huld währt ewig“ – lautet das Bekenntnis in jedem der 26 Verse von Psalm 136. Die Hl. Schrift ist voll von Berichten über die Unzuverlässigkeit der Menschen, über ihren Wankelmut, ihr Murren, ihre Abwege, um dann mit umso größerer prophetischer Klarheit zu verkünden: Aber Gott ist treu – trotz allem. Das ist in der alttestamentlichen Bundestheologie bezeugt und im Neuen Bund in Christus besiegelt. In seinem Tod und seiner Auferstehung ereignet sich die letztgültige Zusage der Treue Gottes. Die Treue Gottes ist ein zentrales Thema in den neutestamentlichen Briefen (Röm 3,3; 1 Kor 1,9; 2 Thess 3,3; 2 Tim 2,13).

Bei Novizen habe ich vor den ersten Gelübden oft das Argument gehört: „Wie kann ich denn versprechen, den Gelübden immer treu zu bleiben, wenn ich gar nicht weiß, was mich persönlich in einigen Jahren bewegt, wie es mit unserer Gemeinschaft weiter geht und wer dann mein Oberer sein wird?“ Die Standardantwort darauf konnte jeweils

nur sein: „Du kannst Deine Gelübde nicht auf Deine eigne Zuverlässigkeit gründen, sondern auf die Zuverlässigkeit und die Treue Gottes.“

Dies ist größte Herausforderung einer lebenslangen Bindung. In seiner Natur neigt jeder Mensch dazu, sich selbst an irgendwelchen geschaffenen „Dingen“ fest zu machen: an bestimmten Personen, an Gewohnheiten, Riten und Regeln, an seiner Arbeit, seinen Erfolgen, seinem Ruf, an einem bestimmten Lebensstandard, an seiner Gesundheit, seinen Talenten und seinem Potential. All das ist letztlich nicht verlässlich. Nicht umsonst sagt der hl. Benedikt. „Man achte genau darauf, ob der Novize wirklich Gott sucht.“ (RB 58,7). Das ist das Zentrum der Ordensberufung. Alle Veränderungen, alles, was im Fluss ist, alles, worauf wir uns gerne verlassen würden aber letztlich nicht verlassen können, kann zu einer wachsenden Enttäuschung und Verhärtung führen. Es kann uns aber auch jeden Tag neu zu der Frage zurückbringen: „Verlasse ich mich letztlich auf Gott selbst, auf seine Treue?“ Dies ist das Grundbekenntnis des Ordenslebens. Damit kann man eintreten, damit kann man alt werden und damit kann man sterben.

Der Weg der Berufung als lebenslange Baustelle

Jede Person braucht ihre Gewohnheiten, ihren Rhythmus, ihre lifebalance. Jede Gemeinschaft braucht ihre Regeln, ihr Organigramm, ihre Gebäude, ihren Jahreshaushalt etc. Und so läuft beim Individuum und bei Gemeinschaften vieles nach eingespielten Mustern. Das ist gut so, denn sonst wäre das Leben unendlich anstrengend.

Ein ganzes Leben im Orden ist jedoch – wie jedes Leben – ein Prozess immerwährender Veränderung, eine ständige Baustelle. Wenn sich die gesellschaftlichen und kirchlichen Rahmenbedingungen ändern, ist der einzelne und auch die Gemeinschaft gefordert, sich darauf einzustellen und bestimmte Regeln und Muster zu ändern. Zum Beispiel waren vor 50 bis 60 Jahren nur wenige Ordensmitglieder Mitglied in einer Krankenversicherung. Die Veränderungen in unserem Gesundheitssystem führten dazu, dass nun alle krankenversichert sind, denn sonst wären die Kosten für bestimmte medizinische Leistungen gar nicht mehr zu bezahlen. Das heißt, dieser „Umbau“ diente dazu, uns den gesellschaftlichen Verhältnisse anzugleichen und das Risiko der Kosten für medizinische Behandlungen in überschaubaren Grenzen zu halten. Solche „Umbaumaßnahmen“ dienen also der Lebenssicherung. Auch sie dauern ein Leben lang.

Darüber hinaus jedoch gibt es „Baustellen“, die dazu dienen, sich jeweils mehr darauf einzustellen, wirklich Gott zu suchen, ihm den Vorrang zu geben, und sich immer tiefer in die Nachfolge Jesu auf dem Weg der evangelischen Räte einzulassen. Beim Eintritt in eine Ordensgemeinschaft sind solche „Umbauten“ leicht zu sehen. Da verlässt jemand Familie und Freunde, lässt seinen persönlichen Besitz zurück, beginnt ein regelmäßiges Gebetsleben, lässt sich geistlich begleiten, um auf dem eingeschlagenen Weg voran zu schreiten. In jeder Etappe des Ordenslebens gilt es dann zu prüfen, ob eine Änderung „nur“ der persönlichen Lebenssicherung dient oder einem Loslassen um Christi willen.

Eine weitere für viele Ordenschristen wichtige Etappe, ist die Krise in der Lebensmitte. Bei vielen tritt nach 10 bis 20 Jahren im Orden eine gewisse Müdigkeit ein. Die hohen Ideale des Anfangs erweisen sich als nicht realisierbar, man gewöhnt sich an die vielen eingegangenen Kompromisse und gerät leicht in die Haltung „Da ist sowieso nichts zu machen“. Diese Etappe ist in der geistlichen Literatur immer wieder beschrieben worden. In ihr liegt die Gefahr der „stillen Kündigung“, der „inneren Emigration“. „Erfuhr der Christ in der ersten Zeit der Nachfolge meist eine große Zufriedenheit, innere Sicherheit und Übereinstimmung mit sich selbst und seiner Berufung, kann sich das Blatt schon bald wenden. Die Kräfte lassen nach, die Begeisterung wird kühler, Trägheit und Zweifel breiten sich aus.“⁵ Michael Schneider sieht die Gefahr dieser Lebensphase vor allem darin, „dass alles auf ein ‚Mittelmaß‘ zurückgeschraubt wird, auf das, was ‚möglich‘ erscheint. Dann wird das Gebet schnell zu Routine, die Anbetung wandelt sich in ein Absitzen der Zeit, die Liebe zum Herrn zeigt sich nur noch im Lesen theologischer Bücher und geistlicher Literatur, die Konsequenz der Armut ist dem Kompromiss gewichen und der Mut zu einem neuen Anfang ist erloschen.“⁶

Für diese Lebensphase bringt Louis Lallement SJ (1578 – 1635) den Begriff der „zweiten Bekehrung“ ins Spiel und ermahnt: „Über dem Feilschen, ob wir uns Gott restlos schenken wollen, lassen wir Jahre verstreichen, ja oft ein ganzes Leben. Wir können uns nicht entschließen, das volle Opfer zu bringen, behalten uns eine Menge Bindungen, Pläne, Wünsche, Hoffnungen und Ansprüche

vor und wollen uns ihrer nicht entäußern, um so in die völlige Nacktheit des Geistes einzutreten, die uns fähig macht, von Gott restlos in Besitz genommen zu werden. (...) – doch unter dem Druck der Eigenliebe, verblendet von Unwissenheit und durch falsche Befürchtungen gehemmt, wagen wir den entscheidenden Schritt nicht.“⁷ „Den Schritt tun“ – das ist in der Konzeption Lallements das Kennzeichen der zweiten Bekehrung. M. Schneider fasst es in folgender Weise zusammen: „Gemeint ist der Durchbruch zu einer größeren Eindeutigkeit im Leben des einzelnen mit Gott.“⁸

Dieser Umbau des Loslassens wird dann ebenfalls zu einem Lebensprojekt, geschieht nicht in einem Augenblick. In den heutigen Lebensläufen von Ordensleuten hat diese Dimension eine neue Aktualität gewonnen – durch das hohe Lebensalter, welches viele erreichen. Zwischen Beendigung der aktiven Tätigkeit in der Gemeinschaft oder im Apostolat und dem Lebensende liegen häufig noch sehr viele Jahre. D.h., das endgültige Loslassen im Sterben zieht sich im Zeitlupentempo über Jahre hin. Dies erleben viele als eine gewaltige Herausforderung – und zugleich ist es eine große Chance, sich wirklich Christus zu überlassen.

Der lange Weg als ständige Umkehr

Immer wieder haben geistliche Autoren versucht, solche Entwicklungsschritte im spirituellen Leben in Stufen oder Etappen zu gliedern. Das mag nützlich sein, um das Ganze in Begriffe fassen zu können. Für die Praxis des geistlichen Lebens ist dies weniger hilfreich.

Ein Stufenmodell kann leicht suggerieren zu glauben, man sei jetzt auf einer bestimmten Stufe angekommen und das sei die Ausgangsbasis für alles weitere. So etwas führt leicht zur geistlichen Selbstverblendung, zu einer Art pharisaischer Haltung oder zu geistlichem Hochmut. Nichts ist gefährlicher auf dem geistlichen Weg, als sich in Sicherheit zu wiegen. Denn das Ziel ist, sich zu jedem Zeitpunkt allein und gänzlich auf Gott, seine Zuwendung und Treue zu verlassen.

Hilfreicher ist es, den gesamten Weg der eigenen Berufung als nicht planbar anzusehen, als einen Prozess ständiger Umkehr. Jemand mag die Ideale und Werte des Ordenslebens noch so gut internalisiert haben und sie in überzeugender Weise leben, es bleibt ihm nicht erspart, sich ständig mit eigenen Wünschen und Absichten auseinander zu setzen, die im Wesentlichen selbstbezogen bleiben.⁹ „Von Herzen möchte ich wirklich Christus folgen und mich ganz vor ihm führen lassen, aber in tausend Kleinigkeiten des Lebens klammere ich mich immer wieder an mir selber fest, möchte mich an dem festhalten, was ich gewohnt bin oder mir wünsche, und erlebe mich selbst als weit von Gott entfernt.“ Solche oder ähnliche Worte sind Signale dafür, dass jemand ernsthaft auf dem geistlichen Weg ist.

Es geht nicht darum, sich mühsam auf die nächste Stufe hoch zu arbeiten. Es geht allein darum, sich immer wieder – wo immer man gerade gelandet ist – zu Christus umzudrehen. Lukas beschreibt dies sehr eindrücklich in seiner Schilderung der Verleugnung des Petrus. Jesus sagt im Abendmahlssaal voraus: „Simon, Simon, der Satan hat verlangt, der er euch wie Weizen sieben darf. Ich aber

habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht erlischt. Und wenn du dich wieder bekehrt hast, dann stärke deine Brüder.“ (Lk 22,31ff) Jesus sieht nüchtern die Unzuverlässigkeit des Petrus und sagt ihm zu, für ihn zu beten, damit sein Glaube nicht erlischt. Und er sagt ihm voraus, dass er sich wieder zu bekehren habe. Petrus wähnt sich in großer Selbstsicherheit seines Nachfolgeideals und tut heiße Schwüre: „Herr, ich bin bereit, mit dir sogar ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.“ Jesus aber sagt seine Verleugnung voraus.

Nachdem Petrus den Herrn dreimal verleugnet hat, krähte der Hahn (Lk 22,60 – 62). Und Jesus kehrt sich um und blickt den Petrus an, der sich an die Worte Jesu erinnert und bitterlich zu weinen beginnt. Bevor der Mensch sich erneut umkehren kann, hat der Herr sich umgekehrt. Es geht jeweils darum, wieder in den gegenseitigen Blick zu finden, auch wenn es einem dabei das Herz vor Scham und Schmerz fast zerreißt. Die geschilderte Szene geschieht während der Passion Jesu, nach der Auferstehung bleibt die Dynamik dieselbe. Maria von Magdala steht verzweifelt am Grabe, wendet sich um und sieht Jesus dort stehen – erkennt ihn aber nicht. (Joh 20,14ff). Als Jesus sie schließlich mit „Maria“ anredet, „wandte sie sich um und sagte ... Rabbuni“. Durch diese Umwendung findet sie zurück in den Blick und in die Erkenntnis des Auferstandenen.

Dies ist – sehr einfach gesagt – die entscheidende menschlich-geistliche Herausforderung, um in einer lebenslangen Bindung an Gott zu bleiben: Egal wie sehr jemand an seinen eigenen Idealen gescheitert ist oder in wie tiefe Verzweiflung jemand geraten ist, es gilt,

sich je neu zu Christus umzudrehen und in seinen Blick zurückzufinden.

„Diesen Schatz tragen wir in zerbrechlichen Gefäßen; so wird deutlich, dass das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt. Von allen Seiten werden wir in die Enge getrieben und finden doch noch Raum; wir wissen weder aus noch ein und verzweifeln dennoch nicht; wir werden gehetzt und sind doch nicht verlassen; wir werden niedergestreckt und doch nicht vernichtet. Wohin wir auch kommen, immer tragen wir das Todesleiden Jesu an unserem Leib, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib sichtbar wird. Denn immer werden wir, obgleich wir leben, um Jesu willen dem Tod ausgeliefert, damit auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Fleisch offenbar wird.“ (2 Kor 4, 7 – 11)

.....

- 1 Siehe dazu: Gellner, Christoph, Erzählen, was Paare zusammenhält. Neue Signale in der jüngsten deutschen Gegenwartsliteratur. Stimmen der Zeit, 3/2016, S. 169-180.
- 2 Kehl, Medard, SJ, Kirche und Orden im Umbruch. Referat auf dem Symposium der deutschen Provinz der Jesuiten, 30. März

2005. www.sankt-georgen.de/kehl/kehl9.pdf.

- 3 Siehe Veronica Krienen OSB, Bemerkungen zu den Herausforderungen der Ordensformation am Beginn des 21. Jahrhunderts. OK 1/2016, S. 29-35.
- 4 Dazu: Meures, Franz, „Ein anderer wird dich gürtet und führen“ (Joh 21, 18) Gibt es bleibende Grundsätze für eine Erneuerung des Ordenslebens? Ordenskorrespondenz 2/2013, S. 185-192.
- 5 Eckmann, Dieter, Zweite Entscheidung. Das Zurückkommen auf eine Lebensentscheidung im Lebenslauf. Leipzig 2002, S. 61f. Dort auch umfangreiche Literaturangaben zum Thema.
- 6 Schneider, Michael, SJ, Das neue Leben. Geistliche Erfahrung und Wegweisung. Freiburg-Basel-Wien 1987, S. 111f.
- 7 Lallement, Louis, Geistliche Lehre. Neu übertragen von D. Capol, Einsiedeln 1960, Kap. II, A.1.b (S. 28).
- 8 Schneider, Michael, ebd. S. 113. Dazu auch: Alphonso, Herbert, Die persönliche Berufung. Tiefgreifende Umwandlung durch die Geistlichen Übungen. Münster-schwarzach 1993.
- 9 Siehe dazu in diesem Heft: Leifgen, Sr. Michaela SSpS, Wenn es Wert ist. Überlegungen zur Motivation für das Ordensleben aus der Psychologie auf der Basis eines christlichen Menschenbildes. S. 181-188.

M. Charlotte Oerthel

Sr. M. Charlotte Oerthel, Arme Schulschwester v.U.Lb.Fr., Jahrgang 1956, ist von Beruf Grund- und Hauptschullehrerin. Seit 2009 ist sie Provinzoberin der Bayerischen Provinz der Kongregation der Armen Schulschwester v.U.Lb.Fr.



M. Charlotte Oerthel

Berufung will gepflegt sein

10 Jahre nach der Profess: Was brauchen Schwestern in dieser Zeit? Aus der Sicht einer Oberin

Als ich das Thema hörte, fragte ich mich zuerst selbst – warum bin ich noch da? Was hat mir geholfen, diesen Weg zu gehen – diesen Weg bis heute, 31 Jahre nach meiner Erstprofess? Ob die Entscheidung für ein Ordensleben trägt – wünschenswerter Weise ein Leben lang –, hängt davon ab, ob sie für die Einzelne stimmig ist. Damit es mehr ist als eine anfängliche Begeisterung, braucht es Zeit, um die Berufung sorgfältig abzuklären und zu erproben. Dieser Prozess bereitet gleichsam den Boden, auf dem das geistliche Leben wachsen und sich entfalten kann. Und aus diesem Grund möchte ich zunächst aufzeigen, was die Voraussetzungen für ein gelingendes Ordensleben sind.

Grundlegendes

Wenn ich mit jüngeren Schwestern spreche, dann scheinen mir ihre grund-

sätzlichen Fragen heute vielfach nicht anders zu sein als die der jungen Schwestern vor 20 oder 30 Jahren. Längst nicht mehr muss eine Frau in eine Gemeinschaft eintreten, um sich ihren Berufswunsch zu erfüllen. Im Gegenteil, viele verzichten auf eine Karriere, die sie vielleicht mit ihrer Ausbildung außerhalb des Klosters machen könnten. Es ist etwas anderes, was sie zu einer Entscheidung in eine Ordensgemeinschaft führt. Es ist dieser unüberhörbare, unüberhörbare Ruf Gottes in uns „Komm, folge mir nach!“ Und dann der entscheidende Schritt: Ich lasse los und folge dem Herrn dorthin, wohin er mich ruft.

Ein Unterschied zu früher ist freilich, dass die Entscheidung für ein Leben im Ordensstand aufgrund von längeren Ausbildungszeiten später getroffen wird. Ein höheres Eintrittsalter wiederum schafft andere Bedingungen dafür,

in eine Gemeinschaft hineinzuwachsen. Schwerer fällt die Entscheidung jedoch wohl auch deshalb, weil das inzwischen eher säkulare gesellschaftliche Umfeld und die oft geringere religiöse Sozialisation die Einzelne in der Entscheidungsfindung verunsichern. Die Angst sich zu binden und dabei etwas aufgeben zu müssen oder Chancen zu verpassen, kann dann umso leichter die Oberhand gewinnen.

So ist es wichtiger denn je, junge Menschen, die sich für ein Leben in geistlicher Gemeinschaft interessieren, zu begleiten, offen zu sein für ihre Fragen und sie im Klärungsprozess zu unterstützen.

Ein erheblicher Unterschied zu früher ist dabei meiner Meinung nach, dass unsere jüngeren Mitglieder von Anfang an ihre Bedenken, Zweifel, Unentschlossenheit artikulieren dürfen. Wir als Gemeinschaft haben uns dem zu stellen bzw. müssen ihnen gerade in den Jahren der Anfangsausbildung die bestmögliche Begleitung anbieten, sei es innerhalb der Gemeinschaft oder auch durch erfahrene geistliche Begleiter außerhalb der Gemeinschaft.

Die verschiedenen Stufen des Eintritts sind in unserer Gemeinschaft sehr breit. Im günstigen Fall schließt eine Bewerberin gerade ihre Berufsausbildung ab oder hat dies bereits getan, so dass sie sich dann voll auf ihren Berufsweg konzentrieren kann. Es genügt nicht, dass die Wahl der beruflichen Tätigkeit passt und die Bewerberin ideale Vorstellungen von einem geistlichen Leben hat. Die junge Frau muss sich auch als gemeinschaftsfähig erweisen. Ich halte es daher für unverzichtbar, dass die sog. Kandidatin einige Jahre mit anderen Kandidatinnen oder Postulantinnen in

einer kleinen Gemeinschaft lebt, die bei uns von zwei Schwestern begleitet wird. Für den Fall, dass es in dieser Phase der Anfangsausbildung nur eine junge Frau gibt, sollte sie mit einigen Schwestern eine kleine Gemeinschaft bilden. Die Gruppe ist der Schwesterngemeinschaft zwar angegliedert, sonst aber eigenständig. Das heißt konkret, dass sie bei Gebet und bei den Mahlzeiten in der Schwesterngemeinschaft sind. Alle anderen Gemeinschaftselemente, wie Bibelgespräch, Freizeit u. ä. erleben sie dagegen in der kleinen Gruppe. Dazu sind auch andere Schwestern eingeladen.

Die längere Zeit der Annäherung an die Gemeinschaft und der Erprobung der Berufung in Kandidatur und Postulat – möglicherweise auch in einer Filialgemeinschaft – ist für beide Seiten hilfreich und schafft sicher ein gutes Fundament für das weitere Leben als Ordensfrau, da sie besser auf ein Leben in der Gemeinschaft vorbereitet wird, besser in der Gemeinschaft verwurzelt ist. Auch die Jahre zwischen der Ablegung der zeitlichen Gelübde, deren Erneuerung und der Ewigen Profess – in unserer Gemeinschaft liegen dazwischen in der Regel sechs Jahre – sind für die Einzelne und die Gemeinschaft eine Zeit, in der eine solche Entscheidung geprüft werden, reifen bzw. sich bewähren kann.

Andererseits ist man heute nicht mehr „abgestempelt“, wenn man nach 10 Jahren oder mehr erkennt: Meine damalige Entscheidung trägt nicht für ein ganzes Leben. Zu viele Brüche gibt es in unserer Gesellschaft. Wir gehen heute in einer anderen Weise damit um, sehen eine Kurskorrektur durchaus positiv. Ein Austritt gilt heutzutage nicht mehr als Scheitern.

Ich persönlich hielt und halte die ersten Jahre nach der Erstprofess und auch noch nach der Ewigen Profess für eine sehr herausfordernde Zeit, die sicher prägend und entscheidend dafür ist, inwieweit ein Ordensleben gelingt. Dies hängt davon ab, ob die junge Schwester es schafft, den Einsatz im Beruf, der gerade in den Anfangsjahren fordert, mit dem geistlichen Leben und dem Leben in Gemeinschaft in Einklang zu bringen und die drei Bereiche in Balance zu halten.

Es ist nicht damit getan, als Erzieherin oder Lehrerin zu fungieren bzw. eine andere Tätigkeit auszuüben und daneben in einer Schwesterngemeinschaft die Gelübde zu leben. Vielmehr geht es darum, zuallererst ein geistliches Leben zu führen, – in unserem Fall die Sendung als Arme Schulschwester zu leben, d.h. „Christus sichtbar zu machen durch unser Sein, durch die Liebe, den Glauben und die Hoffnung, die wir weiterschicken“ (Lebensregel *Ihr seid gesandt* K 4) – an Kinder, Jugendliche, Frauen, Eltern der uns Anvertrauten ... Das Fundament ist das Gebetsleben, bei dem die Beziehung zu Jesus wachsen kann.

So ist aus meiner Sicht die wichtigste Grundlage für ein erfülltes, frohmachendes Ordensleben die Ordnung im geistlichen Leben, d.h. sich regelmäßige Zeiten der Stille und des persönlichen Gebetes zu nehmen, Zeit für geistliche Lektüre, für Schrift- und Glaubensgespräche in der Gemeinschaft zu finden. Welch hohen Stellenwert im geistlichen Leben die Stille hat, ist unumstritten. Und doch ist es gerade heutzutage eine echte Herausforderung, in diese Stille zu gelangen. Sein Innerstes ausschließlich für Gott und die Begegnung mit

ihm frei zu halten, ist nicht nur die Voraussetzung dafür, dass wir im Ordensleben Erfüllung finden, sondern auch dafür, dass unser Handeln von geistlichem Tiefgang geprägt ist.

Kommt die Zeit der Stille auf Dauer zu kurz, lassen Krisen und Enttäuschungen nicht auf sich warten. Was auf den ersten Blick wie eine berufliche Überforderung oder zu starke Belastung durch die Gemeinschaft aussieht, beruht in Wirklichkeit oft auf einer Aushöhlung des geistlichen Lebens mangels Zeit für die Pflege der Beziehung zu Gott. Darum ist es hilfreich, den eigenen Tagesablauf von Zeit zu Zeit kritisch zu hinterfragen.

Es ist jedoch nicht damit getan, Zeit fürs Gebet freizuhalten. Um in die Stille zu kommen, braucht es den rechten Ausgleich zwischen Berufsarbeit und Entspannung, dies gilt für Menschen innerhalb und außerhalb einer Gemeinschaft gleichermaßen. Keine Beziehung wird halten, wenn ich dieser nicht die notwendige Zeit und immer wieder auch ein bisschen mehr widme und wirklich präsent bin.

Wie viel Zeit brauchen wir heute, um auf dem Laufenden zu bleiben – mit Internet, Emails, Whatsapp, facebook u. ä. Da muss ich rigoros den Knopf zum Abschalten tätigen, da sonst mein geistliches Leben zu kurz kommt. Ich sehe auch keinen Unterschied darin, ob jemand zu viel Zeit auf das Surfen im Internet verwendet oder vor dem Fernseher verbringt – jedes Zuviel ist eine Blockierung für mein geistliches Leben und für das Gemeinschaftsleben.

Gefordert ist hier die Eigenverantwortung, aber auch ein kritisches Wort unter Mitschwestern, in der Anfangsausbildung und darüber hinaus.

Hilfen

Wenn in diesen Schritten der Grund für ein geistliches Leben gelegt ist und die Einzelne sich danach ausrichtet, so gilt es doch alles zu tun, eben diese begeisterte Liebe zu erhalten. Was aber hilft jungen Ordensleuten dabei zu bleiben – auch nach der Ewigen Profess, nach 10 Jahren und länger das einmal gegebene Gelöbnis treu zu leben?

Klar ist, dass es lebenslang das Bestreben der Einzelnen sein muss, im geistlichen Leben lebendig zu bleiben und zu wachsen, indem sie die Beziehung zu Christus zu vertiefen sucht. Dies liegt in der Verantwortung der Einzelnen selbst. Daneben ist es aber entscheidend, dass sie ihren Platz in der Gemeinschaft hat. Das bedeutet, dass sie im Alltag ihre Zugehörigkeit zur Gemeinschaft konkret erlebt. Gemeint ist damit nicht einfach ein harmonisches Miteinander, auf das man jederzeit nach Belieben zurückgreifen kann. Es ist aber sicher mehr als der Alltag in einer Wohngemeinschaft. Als geistliche Gemeinschaft erweisen sich die Schwestern, wenn sie nicht nur zusammen beten und gemeinsam ihren Alltag bestreiten, sondern füreinander Verantwortung übernehmen, das Leben miteinander teilen, d.h. zum einen sich am Erfolg der anderen mitfreuen, miteinander feiern, zum anderen aber auch Schwierigkeiten gemeinsam durchstehen. Mit Enttäuschungen oder Verletzungen, die es in jedem Leben gibt und die unabhängig vom Alter sind, gilt es in rechter Weise umzugehen.

Die Tatsache, dass von einem höheren Eintrittsalter auszugehen ist, wirkt sich auf das Verhältnis der Eintretenden zur Gemeinschaft aus. Wenn zunehmend lebenserfahrenere junge oder auch ältere

Frauen und Männer ihre Berufung zum Ordensstand entdecken und sich gleichzeitig die Gemeinschaften immer weniger aus einer einheitlichen Herkunftsgruppe zusammensetzen, dann macht dies das Gemeinschaftsleben nicht nur sehr spannend, sondern auch herausfordernder.

Wie in jeder Art menschlichen Zusammenlebens baut Gemeinschaft auf gegenseitigem Respekt, Rücksicht und Einfühlungsvermögen auf, dies umso mehr, als die Mitglieder einer geistlichen Gemeinschaft einander ja nicht gesucht haben. Vorauszusetzen ist also die Bereitschaft, sich grundsätzlich auf Gemeinschaft einzulassen, unterschiedliche Bedürfnisse zu akzeptieren, ja offen zu sein für Vielfalt, die sich aus Unterschieden in Prägung, Temperament, Begabung, Selbstverständnis und auch Ansprüchen ergibt. Unvermeidlich sind dadurch Spannungen oder auch Konflikte, die keinesfalls unter den Teppich gekehrt, ebenso wenig generell zugunsten von Jung oder Alt ausgetragen werden dürfen. Vielmehr braucht es die ehrliche, offene Auseinandersetzung, in der wir aufeinander hören, voneinander lernen und in fairer Weise miteinander Lösungen suchen im Bewusstsein, dass wir ein gemeinsames Anliegen haben, nämlich Christi Ruf zu folgen. Wer eine grundsätzliche Wertschätzung erfährt, kann sicher auch mit aufbauender Kritik umgehen. So ist das Leben in Gemeinschaft ein wechselseitiges Geben und Nehmen, ein gegenseitiges Herausfordern und Gefördert-Werden, ein Leben, in dem wir einander etwas zutrauen, aber auch zumuten dürfen.

Je mehr eine Gemeinschaft an der jungen Schwester Interesse zeigt, je mehr

sie diese wert-schätzt und ihr bewusst ist, dass sie für die Gemeinschaft eine Bereicherung darstellt, desto mehr werden sich neue Mitglieder bei uns beheimatet fühlen. Wir dürfen aber nicht – aufgrund unserer Überalterung – Gefahr laufen, wie gute Großmütter die jungen Schwestern zu verwöhnen, indem wir ihnen die normalen alltäglichen Arbeiten abnehmen, um ihnen so das Leben möglichst angenehm zu machen. Nein, die jungen Schwestern müssen das Leben in Gemeinschaft mit seinen Licht- und Schattenseiten kennenlernen. Sie müssen lernen, wie wichtig gegenseitige Annahme ist, Dienste für die Gemeinschaft sind, dass es nicht nur Rechte, sondern Pflichten gibt. Auf der anderen Seite halte ich es für ebenso unangemessen, die Vergangenheit gegenüber der Gegenwart aufzurechnen. Jede Zeit hat ihre Prägung – da sind Vergleiche, erst recht Wertungen nicht angebracht. Wünschenswert für ein gutes Miteinander ist vielmehr, dass die älteren Schwestern den jüngeren gönnen, dass diese heute z.T. größere Freiheiten haben und etwas selbständig angehen dürfen. Für unterschiedliche Bedürfnisse, gerade auch wenn es um die verschiedener Altersgruppen geht, braucht es Raum. Die Gestaltungsfreiheit der einen soll nicht zur Folge haben, dass andere auf Liebgewordenes verzichten müssen, umgekehrt soll nicht eine feste Tradition neue Ideen verhindern. Wichtig ist freilich, dass es bei grundsätzlicher Akzeptanz verschiedener Bedürfnisse und Freiräume noch genügend Berührungspunkte innerhalb der Gemeinschaft und damit zwischen den Generationen gibt, wie z. B. das gemeinsame Gebet, die gemeinsamen Mahlzeiten, gemeinsame Planungen des Tagesablaufs, die in Ab-

sprache, im Miteinander und gegenseitiger Rücksichtnahme erfolgen müssen. Selbstverständlich brauchen jüngere Menschen Austausch untereinander, sie wollen sich mit Themen auseinandersetzen, die sie betreffen. Da ist es unerlässlich und sinnvoll, dass jüngere Schwestern immer wieder die Möglichkeit haben, zu gemeinsamen Treffen, Fortbildungen, Exerzitien oder zur Freizeit zusammenzukommen. Auch Kontakte zu Gleichaltrigen innerhalb der internationalen Kongregation oder mit jungen Ordensleuten anderer Gemeinschaften der Region tragen dazu bei, dass jüngere Ordensangehörige sich gegenseitig bestärken, gleichzeitig aber über sich und ihren Gesichtskreis hinaus den Blick öffnen für zentrale Aspekte des Ordenslebens und des Sendungsauftrags.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Dass junge Ordensmitglieder in Bezug auf ihren beruflichen Einsatz mitzureden haben, steht außer Frage, zum Teil kommen sie ja bereits mit einer abgeschlossenen Ausbildung. Ebenso selbstverständlich muss es auch sein, ihren Wunsch nach einer Weiterqualifikation oder einer zusätzlichen Ausbildung im geistlichen Dialog zu klären. Junge Ordensmitglieder können sich dann ernst genommen fühlen, wenn sie ihre Fähigkeiten und Ideen einbringen können und in entsprechendem Maß Gestal-

tungsfreiheit haben. Gerne übernehmen sie Mitverantwortung, wenn ihnen in Absprache mit der jeweiligen Ordensleitung zugetraut wird, ein Projekt selbstständig zu koordinieren und durchzuführen. Gute Erfahrungen diesbezüglich mache ich im Bereich Jugend- und Berufungspastoral.

Die Altersstruktur in unserer Gemeinschaft führt dazu, dass wir von jungen Schwestern sprechen, selbst wenn sie bereits 40 Jahre oder älter sind. Betrug vor gut 20 Jahren der Altersunterschied zwischen der jüngsten Schwester und der nächstjüngeren in einer Gemeinschaft 20 Jahre, so liegen jetzt oft 30 oder 40 Jahre dazwischen. Soweit möglich, wird dieser Sachverhalt bei einer Versetzung berücksichtigt. Natürlich hängt die Qualität einer Gemeinschaft nicht vom Durchschnittsalter ab, doch ist eine ältere Gemeinschaft zwangsläufig mehr von Krankheit und altersbedingten Einschränkungen betroffen, die auch von der jüngeren Schwester große Einsatzbereitschaft und Flexibilität erfordert. Selbstverständlich ist darauf zu achten, dass dies mit dem Apostolat vereinbar ist und nicht über längere Zeit zu einer Überlastung führt.

Das Gleiche gilt für die Übernahme von Diensten innerhalb der Gemeinschaft. Während sich noch vor drei Jahrzehnten die jüngeren Schwestern mehr oder weniger ungestört ihrem Apostolat widmen konnten, weil eben aus dem Apostolat ausgeschiedene, noch rüstige Mitschwestern Aufgaben im Haus übernahmen, fehlen diese Ressourcen heute aufgrund eines radikalen Rückgangs der Eintritte in den vergangenen 40 Jahren. Es wäre falsch, dieselbe Anzahl von Aufgaben auf weniger Mitglieder zu schultern. Vielmehr erfordert

der Rückgang an Mitgliedern, manches zu vereinfachen, ggf. Aufgaben abzugeben bzw. an nicht-klösterliches Personal zu übertragen. Dies im Dialog mit den Schwestern der lokalen Gemeinschaft abzuklären, ist Leitungsverantwortung.

Eine weitere Konsequenz der kleiner werdenden Ordensgemeinschaft besteht darin, dass jüngere Schwestern oft schneller in leitende Positionen nachrücken, vor allem in pädagogischen Einrichtungen. Dabei ist man sicher in Gefahr, eine Schwester zu früh mit Leitungsverantwortung zu betrauen oder sie mit dieser Funktion sogar zu überfordern. In der Ordensleitung ist man sich dessen jedoch bewusst. Grundsätzlich erfolgt die Übertragung von Verantwortung daher nur nach Dialog mit der betreffenden Schwester und ihrer ausdrücklichen Bereitschaft hierzu. Zudem wird sie durch bestmögliche Ausbildung auf ihre Aufgabe vorbereitet und durch das Angebot von Supervision unterstützt. Genauso wichtig ist es, die Schwester im kontinuierlichen Kontakt und regelmäßigen Austausch weiterhin zu begleiten.

Das Bewusstsein, Teil einer Gemeinschaft zu sein, wächst nicht nur in dem Maße, in dem eine junge Ordensfrau Mitverantwortung wahrnimmt oder Verantwortung übernimmt, sondern es geht einher mit dem Blick fürs Ganze.

Wenn wir uns als Ordensgemeinschaft mit unserem Charisma, unserer Spiritualität heute auseinandersetzen, sind in diesen Entscheidungsprozess alle Schwestern eingebunden, unabhängig von Alter und Zeit des Ordenseintritts. Gerade in den Zeiten des Wandels müssen wir gemeinsam – Jung und Alt – unsere Identität als Ordensgemeinschaft

neu suchen, unsere Identität als Arme Schulschwestern v.U.Lb.Fr. neu entdecken.

Wenn wir diesen geistlichen Entscheidungsprozess wagen, werden unsere jüngeren Schwestern weiterhin ihre Berufung in unsere Gemeinschaft mit bereitem Herzen leben und auch neue Mitglieder werden zu uns kommen, weil sie erkennen, was unsere Spiritualität ausmacht und in welcher Weise sie den Nöten unserer Gegenwart begegnet. Erfahrbar wird somit, dass das Leben in geistlicher Gemeinschaft spirituell in Bewegung ist, dass es lebendig ist und Raum zum Leben und Lebendig-Bleiben gibt.

Jede Zeit hat ihre Herausforderungen. Gottes Anruf, als seine Jüngerinnen /

Jünger in dieser Welt zu leben, ist der gleiche – heute wie früher. „Komm, folge mir nach – heute!“

So sehr eine Gemeinschaft den Weg der Einzelnen unterstützen kann, immer wieder gefordert ist, sich selbst zu überprüfen, ob sie der Mitschwester gerecht wird, ihr mögliche Hilfen anbieten kann, ist doch letztlich jede Schwester verantwortlich für ihr Leben – und diese Verantwortung kann ihr die Gemeinschaft nicht abnehmen. Ob sie den eingeschlagenen Weg im Orden in Treue und in Freude gehen kann, hängt letztlich entscheidend davon ab, wie es ihr gelingt, ihre Beziehung zu Gott zu vertiefen und gleichzeitig in Beziehung zu den Schwestern ihrer Gemeinschaft zu stehen.

Michael Reepen OSB

Abt Michael Reepen OSB trat 1982 ins Kloster ein. Von da an war er unter anderem als Erzieher im Lehrlingsseminar, Missionar in Tanzania, Novizenmeister, Geistlicher Begleiter und in der Kursarbeit tätig. Seit 2006 ist er Abt in Münster-schwarzach.



Michael Reepen OSB

Omnes vos fratres

Über den Umgang mit ehemaligen und scheidenden Brüdern

Um den Umgang in der Abtei Münster-schwarzach mit ehemaligen Mitbrüdern zu verstehen, möchte ich an den Beginn dieses Artikels einige Überlegungen stellen, die anlässlich unseres zweiten großen Ehemaligentreffens am 13. Juli 2013 zur Sprache gekommen sind.

„Sind wir nicht alle Brüder und Schwestern, gehören wir nicht alle zu einer Familie?“

„Omnes vos fratres“

„Omnes vos fratres“, so der Wahlspruch meines Vorgängers Abt Fidelis. Es war ihm ein großes Anliegen, dass wir im Kloster brüderlich miteinander umgehen und wir haben hierzu in seiner Zeit viel gelernt. Es war nur folgerichtig, dass wir auch den brüderlichen Umgang mit den ausgetretenen Mitbrüdern gesucht haben und Abt Fidelis das erste Treffen mit den Ehemaligen im Jahr 1999 anregte.

Bei der Verabschiedung am Ende des beeindruckenden Tages sagte Abt Fidelis: „Wir werden am Ende der Gebetszeit, wenn wir für die abwesenden Mitbrüder beten, in Zukunft auch immer die ehemaligen Mitbrüder einschließen“.

Das Brudersein wird man nicht mehr los

Leibliche Geschwister können sehr verschieden sein, sich ganz verschieden entwickeln, aber sie bleiben immer Geschwister - auch wenn sie keinen Kontakt mehr zueinander haben und ihre Wege sich getrennt haben, bleiben sie Bruder und Schwester, sie bleiben blutsverwandt. Das Brudersein wird man nicht mehr los. Wie in der Familie so habe ich mir im Kloster meine Brüder auch nicht ausgesucht. Sie waren einfach schon da oder sind hinzugekommen und wir gehen Seite an Seite oder sind einen Weg miteinander gegangen, kürzer oder länger.

Es gab und gibt Brüder, mit denen tue ich mich leicht und mit anderen tue ich mich schwer, vielleicht ein ganzes Klosterleben lang und auch nach 50 und 60 Klosterjahren gibt es manchmal noch die gleichen Streitereien wie im Noviziat. Der hl. Benedikt würde sagen: „Wir kennen das aus Erfahrung“. Und doch hat sich jeder einzelne, wie auch das Kloster insgesamt, verändert. Münster-schwarzach ist nicht mehr das Kloster, in das meine Mitbrüder vor 60, 50, 40 Jahren, ich vor 30 oder die Jüngeren vor 20 Jahren eingetreten sind. Wenn wir die Erinnerungen von damals wachrufen oder heute davon einander manches erzählen, wird deutlich, wie viel sich verändert hat: äußerlich sichtbar an den Bauten aber auch im Innern spürbar im Gottesdienst, am Umgang miteinander, an unseren Aufgaben, an der Zahl der Brüder und am Lebensalter.

Hinterlassene Spuren

Jeder Mitbruder, der hier lebt oder einmal hier gelebt hat, hat seine Spuren hinterlassen - ob sichtbar oder unsichtbar. Viele haben beim äußeren Aufbau mitgearbeitet und mitgedacht, mitdiskutiert und mitgestritten. Viele haben sich eingesetzt für klösterliche Veränderungen. Sie haben damals mit Leidenschaft und auch viel Frustration für vieles gekämpft, was heute selbstverständlich ist. Diese Spuren gehören zur Geschichte der Abtei, sie gehören auch zur Lebensgeschichte jedes einzelnen. Ich weiß von manchen ehemaligen Mitbrüdern, wie dankbar sie für diese Zeit sind, wie sehr ihre Klosterzeit sie geprägt hat. Ich weiß aber auch, dass manche mit Schmerz daran zurückdenken, wie manchem Unrecht getan wurde. Ich weiß auch, dass

manche mit Heimweh an ihre Klosterzeit denken. Natürlich hat jeder Weggang eines Mitbruders in der Klostersgemeinschaft eine Lücke und oft große Enttäuschung und Verletzungen hinterlassen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Zerschnittenes Tischtuch

Lange wurde vom zerschnittenen Tischtuch gesprochen. Es war schlimm, wenn einer gegangen ist, es tat weh und löste Schmerz aus - auf beiden Seiten. Aus manchen Briefen weiß ich, wie manche Ehemalige bis heute darunter leiden. Die erste Begegnung mit den Ehemaligen im Jahr 1999 hatte daher einen starken Versöhnungscharakter und Abt Fidelis bat um Verzeihung für das, was Obere und die Gemeinschaft manchem Ehemaligen an Unrecht zugefügt haben. Im Rahmen des Ehemaligentreffens 2013 habe ich als der amtierende Abt diese Bitte bekräftigt und erneuert. Auch den Oberen und der Gemeinschaft wurde oft Unrecht getan. Selbst nach vielen Jahren, auch wenn die Betroffenen schon gestorben sind, kann Versöhnung und Frieden erwachsen, das erfahren wir immer wieder durch einen Besuch auf dem Friedhof, ein Kerzchen bei der Pietá oder ein Gebet.

Es geht um „Gehorsam“!

Bei all dem geht es nicht um die Kategorien von Gut und Böse, Richtig und Falsch, von Recht und Unrecht. Es mag erschrecken, aber: Es geht um „Gehor-

sam“. Dieser Begriff wurde in der Klostersgeschichte leider zu oft missbraucht. Viele Mitbrüder haben das so erlebt. Mit dem Gehorsam wurde Macht ausgeübt und klein gehalten.

Aber: Das erste Wort der Regel des hl. Benedikt lautet „obsculta - höre!“ Es beginnt alles, selbst die ganze Schöpfung, mit dem Hören und dem Ge-horchen. Mit diesem Hören, diesem Hin-hören mit diesem horchen, Hin-horchen, diesem „Neigen des Ohrs seines Herzens“, diesem (dir) Ge-hören, diesem dir Ge-horchen beginnt alles und wird alles. Ging es nicht jedem Mitbruder beim Eintritt um dieses Hören um dieses Ge-hören, um dieses Hingeben? Und geht es nicht sogar bei Austritten darum? Auch Austretende versuchen hinzuhören: „Was ist mein Weg in diesem Leben?“ Natürlich geht es auch deren Oberen und Begleitern um dieses Hinhören, was im Einzelfall das je bessere ist. Und ebenso erfahren wir Ordensleute auch immer wieder, dass wir uns ver-hören, dass wir nicht auf unsere innere Stimme, auf den Meister, auf Gott, sondern auf unser „Ego“ in all seinen Schattierungen hören.

Unser Weg ist kein gerader Weg. Zu oft ist er verschlungen und manchmal meinen wir überhaupt nicht mehr auf dem Weg zu sein, wir spüren unsere Irrungen und Wirrungen. Aber manchmal laufen wir auch den Weg in „*der Weite des Herzens, in Wonne und Liebe*“, wie der hl. Benedikt es sagt. Das Hören - der Gehorsam - will uns zur Menschwerdung verhelfen: Dass wir immer mehr zu dem Menschen werden, den Gott mit uns gemeint hat. Benedikt nennt es „die Lust am Leben“ und dann zeigt er einen Weg auf, der uns zum wahren Menschsein führen will.

Es geht bei uns im Kloster um Menschwerdung - aber auch bei all jenen, die

wieder mitten in der Welt ihren Weg gehen. Wir sollen uns gegenseitig auf unserem Weg als Geschwister ermutigen, damit sich auch das letzte Wort der Regel des heiligen Benedikt an uns allen erfüllt: „pervenies“ - du wirst ankommen! Benedikt sagt „du“ und meint jeden von uns persönlich, mit seinem je eigenen Weg.

Offen und ehrlich

Vor unserem ersten Treffen mit den Ehemaligen hat sich die ganze Gemeinschaft in vielen Dekanie- und Konventsgesprächen mit Fragen auseinandergesetzt wie:

- War ich enttäuscht, wütend, deprimiert, am Weinen, als der und der wegging?
- War ich froh und erleichtert als Br./P. N. gegangen ist? Warum?
- Wollte ich auch schon gehen und warum bin ich geblieben?
- Wie habe ich die Brüche und Krisen überwunden, was hat mir geholfen?
- Kann ich dem Ausgetretenen verzeihen?
- Wen von den Ausgetretenen will ich „durchbeten“?

Das offene und ehrliche Gespräch über diese Fragen machte betroffen, wirkte aber sehr reinigend. Es konnte den Konvent für die Begegnung mit den ehemaligen Mitbrüdern vorbereiten. Die Begegnung ist sicher deshalb gelungen, weil wir uns so intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt haben. Zu den Treffen kamen ehemalige Mitbrüder, die länger im Kloster waren als ich selber. Münsterschwarzach wäre nicht das, was es heute ist - ohne die Ehemaligen.

Wenn heute Mitbrüder austreten

Als Novizenmeister und jetzt als Abt habe ich es nicht mehr erlebt, dass jemand Hals über Kopf oder im Krach ausgetreten ist. Meist beginnt ein Gesprächsprozess mit mir oder dem Magister mit dem Ziel zu klären, wohin der Weg geht. „Bei Glatteis nicht bremsen“ ist bei uns ein wichtiges Wort in solchen Phasen. Oft befinden sich Brüder mit dem Gedanken auszutreten in einer Krise und ich ermutige sie, erst die Krise zu klären und so ruhig weiter zu gehen, bis sie wieder festen Boden unter den Füßen haben, und dann erst zu entscheiden: Geht mein Weg außerhalb oder innerhalb des Klosters weiter? In dieser Zeit ist meistens auch eine externe (psychologische) Begleitung von Personen hilfreich, die wissen wie das Kloster tickt. Für mich ist es wichtig, dass ich selbst ehrlich bin und wirklich gemeinsam mit dem Bruder hinhöre, was das je Richtiger für ihn ist, und so offen bin für alle Möglichkeiten - natürlich auch immer mit Blick auf sein Gelübde. Das bestärkt das Vertrauen des Bruders zu mir. Es kann dann sein, dass ich es am Ende sehr bedauere, dass er unsere Gemeinschaft verlässt, aber ich es verstehe und auch erkenne, dass dieser Schritt gemacht werden muss. Wenn der Bruder sich auf diesen „Weg des Findens“ einlässt, kann er in Frieden gehen und auch wiederkommen, was auch immer wieder geschieht.

Es kann auch sein, dass eine Zeit der Beurlaubung hilfreich ist. Wir legen immer Wert darauf, dass in Absprache ein Mitbruder den Kontakt zum beurlaubten Bruder hält und dieser immer wieder mal in die Abtei kommt. Für manchen war diese Zeit ein Schritt zur

Exclaustration und dem endgültigen Austritt, für andere ein Schritt zur Rückkehr in die Gemeinschaft.

Alle, die die Gemeinschaft verlassen, teilen ihre Entscheidung vor ihrem Weggang selbst dem Konvent mit, meist in einem Brief, den sie der Gemeinschaft schreiben und am Schwarzen Brett aushängen. Für die Zeitlichen Professoren (bei uns 4 Jahre + 2 Jahre Noviziat) gibt es ein Austrittsritual mit festen Formulierungen, die der Gehende und die Zurückbleibenden sprechen - sie stehen sich gegenüber:

Liebe Brüder!

Ich danke Euch für die gemeinsame Zeit in der Dekanie.

Was Ihr mir Gutes getan habt, nehme ich gerne und halte es in Ehren.

Was ich Euch Gutes gegeben habe, habe ich Euch gerne gegeben und Ihr dürft es behalten.

Von dem, was nicht gut war, nehme ich mir meinen Teil, und lasse Euch Euren Teil.

Ich lasse Euch in Frieden zurück und wünsche Euch Segen für Euren weiteren Weg.

Und ich verneige mich in Achtung vor Euch (tiefe Verneigung).

(Ebenso spricht die Gemeinschaft den gleichen Text zum Bruder, der die Gemeinschaft verlässt.)

Es ist für beide Seiten wichtig, dass der Bruder bei aller Trauer in Frieden gehen kann. Meist steht Dankbarkeit für den gemeinsamen Weg beim Gehenden im Vordergrund und auch ich bedanke mich bei jedem, der geht, für das, was er in der Zeit bei uns für die Gemeinschaft getan hat. So stehen die Türen für eine Rückkehr offen.

M. Veronika Häusler

Sr. M. Veronika Häusler, Jahrgang 1968, trat 1988 in die Kongregation der Barmherzigen Schwestern Augsburg ein. Nach einer Ausbildung zur Krankenschwester und einem Diplom-Studium in Pflegemanagement und Caritaswissenschaften arbeitet sie zur Zeit als Referentin im Ordensreferat Augsburg und als Pastorale Mitarbeiterin in einer Stadtpfarrei mit Schwerpunkt Seelsorge für Migrantenfamilien.



M. Veronika Häusler

Berufung zur Barmherzigkeit heute

„Der Mensch soll sich freuen,
dass er erbarmende Liebe üben darf“ (Vinzenz von Paul)

Das Geheimnis der Barmherzigkeit neu betrachten – dazu hat Papst Franziskus in seiner Verkündigungsbulle „Misericordiae Vultus“ alle Christen im Jahr der Barmherzigkeit aufgerufen.

Vielleicht ist der Begriff „Barmherzigkeit“ für viele Menschen heute eher ein Rätsel als ein Geheimnis: die Leistungsorientierung und das Denken in Ansprüchen und Rechten, die eingefordert werden können, hat die Barmherzigkeit aus dem Sprachgebrauch verschwinden lassen. Wer braucht denn Barmherzigkeit? Nicht selten erhebt dabei das Bild einer Person vor Augen, die an den Rand gerutscht ist, die ihre Forderungen nicht geltend machen kann, die abhängig und hilflos geworden ist.

Als Mitglied einer Ordensgemeinschaft, die in ihrem Namen „Barmherzige Schwestern“ diese Haltung bereits ausdrücklich verankert hat, bin ich in ein interessantes Spannungsfeld hineingestellt. Da ist zum einen das kleine Inne-

halten, wenn mich jemand nach meiner Gemeinschaftszugehörigkeit fragt und ich antworte „Barmherzige Schwestern“ – es lässt sich vielleicht mit einem unausgesprochenen „hoffentlich“ ins Wort bringen. Hoffentlich – denn die Tugend der Barmherzigkeit ist ein Ideal, und wenn wir uns ihm ehrlich stellen, werden wir immer wieder mit unseren Grenzen konfrontiert.

Da ist aber genauso der Anspruch, den andere nicht selten an uns stellen: gerade dann, wenn Menschen mit für sie schwierigen Entscheidungen konfrontiert werden, appellieren sie an die Barmherzigkeit – verstanden als eine weiche Nachgiebigkeit, die sich nicht nein sagen traut und sich alles gefallen lassen sollte.

Das ist die zwischenmenschliche Ebene. Zuallererst geht es jedoch darum, selbst Erfahrungen mit Barmherzigkeit zu machen – schließlich ist es Gottes Barmherzigkeit, die Leben überhaupt erst ermög-

licht. So klar dies scheint und so schön es klingt – so schwer ist diese Wahrheit in der Realität anzunehmen – setzt sie doch voraus, dass ich meine eigene Bedürftigkeit anerkenne, bereit bin, mich für Gottes Erbarmen zu öffnen, und darauf verzichte, selbst für mich zu sorgen. Dennoch haben sich die Barmherzigen Schwestern, denen Vinzenz von Paul (1581–1660) und Louise von Marillac (1591–1660) im Jahr 1633 ins Leben geholfen haben, von Beginn an als „Filles de la Charité“ (Töchter der Caritas, heute im Deutschen mit „Töchter der Christlichen Liebe“ übersetzt) mit dem Begriff „charité“ identifiziert – mit der Barmherzigkeit also – und dies bis heute beibehalten.

„Das innerste Geheimnis Gottes“ – Barmherzigkeit in der Spiritualität des heiligen Vinzenz und der heiligen Louise

„Erbarmen ist das innerste Geheimnis Gottes“¹, so formuliert Vinzenz von Paul. In seinem Verständnis von Barmherzigkeit ist er zutiefst biblisch geprägt. Barmherzigkeit wird in der Bibel als eine Wesenseigenschaft Gottes erlebt und in vielfältigen Zusammenhängen bezeugt. Gott ist ein Gott, der das Heil für den Menschen will, der sein Volk führt und begleitet, auch da, wo es ihm störrisch entgegensteht, sich verweigert und von ihm abfällt. Immer wieder neu sucht er Wege, es zu gewinnen, auch wenn sich dabei sein Herz gegen sich selbst wenden muss (vgl. Hos 11,8).

In der Tradition der Anawim, der „Armen Jahwes“, wird erkennbar, dass Gottes Erbarmen sich in den Herzen der Armen, die alles von ihm erwarten, am reichsten entfalten kann. Hier findet Vinzenz von Paul seine Perspektive auf die Armen

seiner Zeit. Für ihn werden sie zu Herren – weil sie diejenigen sind, die Gott am meisten liebt: „Die Armen sind unsere Herren, sie sind unsere Könige. Man muss ihnen gehorchen. Es ist keine Übertreibung, sie so zu bezeichnen; denn in den Armen ist Unser Herr gegenwärtig.“²

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Diese Erkenntnis lässt Vinzenz zwei Aufträge erkennen. Zum einen geht es darum, das eigene Herz leer von sich selbst zu machen, damit Gott es ausfüllen kann – sich selbst also der Armut vor Gott zu stellen, wie sie in der Bergpredigt seliggepriesen wird: „Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich“ (Mt 5,7). Dann aber setzt die für Vinzenz typische Bewegung ein: Was mir von Gott geschenkt wird, habe ich zum Weitergeben. „Wir müssen uns über das Wesen der Caritas (= der barmherzigen Liebe) im Klaren sein, um sie nicht mit einer allgemeinen Sozialarbeit zu verwechseln. Caritas ist das Erbarmen Gottes, der sich in der Person Jesu Christi dem Menschen, der arm, ist, zuwendet. Wer sich liebend zum Herrn bekennt, wendet sich deshalb wie er in Liebe dem Menschen zu, um ihn aus seinem seelischen und materiellen Elend herauszuführen.“³

Vinzenz und Louise stehen auf dem gleichen Fundament, aber es lässt sich erkennen, dass beide ihre je eigenen Akzente setzen. So unterstreicht Louise – bedingt durch die Erfahrungen von eigener innerer Not und der Bewältigung

schwieriger Lebensumstände – deutlich den Aspekt der eigenen Erfahrung der Barmherzigkeit Gottes: „Sein gütiger Blick schützt die Gnade, die wir allein aufgrund seiner Liebe und seiner Güte in uns tragen. Ich muss ihm dafür ebenso ewig dankbar sein wie für die Barmherzigkeit, die er uns in allen Handlungen seines heiligen Lebens erweist.“⁴

Beide finden sich in ihrem Blick auf Christus: Er ist derjenige, an dem abzulesen ist, wie die Barmherzigkeit gelebt werden soll, welche Haltungen im Umgang mit den Menschen zum Leben in seiner Nachfolge gehören. Louise nennt Christus den „Herrn der Barmherzigkeit“ und macht das Bemühen, ihm immer ähnlicher zu werden, zur Richtschnur ihres Lebens.

Barmherzigkeit wird in ihrer Verwirklichung zu einer Haltung, die dem einzelnen Menschen das gibt, was ihm von Gott her zusteht. So wird sie als Kraft erfahrbar, die immer neue Kreativität ans Licht lockt, die in echter Achtsamkeit und aufmerksamer Zuwendung dazu beiträgt, dass sich Lebenswirklichkeiten für Menschen verändern. So kann Louise ausrufen: „Ist es nicht herrlich, mit Gott an der Erfüllung seiner Pläne wirken zu dürfen?“⁵ Die Beschreibung dieser Pläne klingt 2015 bei Papst Franziskus so: „Die Barmherzigkeit Gottes entspringt seiner Verantwortung für uns. Er fühlt sich verantwortlich, d.h. Er will unser Wohl, und Er will uns glücklich sehen, voller Freude und Gelassenheit.“⁶

„Liebe sei Tat“ – die Barmherzigen Schwestern und ihr Charisma

Auch wenn der innerste Wesenskern des Charismas der Barmherzigkeit, wie er den Barmherzigen Schwestern durch ihre Stif-

ter anvertraut ist, ein roter Faden durch die Zeitenläufe ist, hat sich doch im Dialog mit den Gegebenheiten der jeweiligen geschichtlichen Situation eine breite Palette von Verwirklichungsformen entwickelt.

Handlungsleitend war dabei immer ein klares Anforderungsprofil: Die Schwestern wollten sich als geistliche Gemeinschaft in den Dienst der Armen und Notleidenden stellen. Dies waren von jeher kranke und alte Menschen, Waisenkinder oder Menschen mit Behinderung. Zudem waren von den Gründungszeiten an Dienste in Erziehung und Bildung ein wesentlicher Aspekt des Wirkens. Der Akzent lag und liegt auf der konkreten Arbeit für die Menschen, die aber die Seelsorge durchaus im Blick hat: Barmherzigkeit wird verstanden als Ansatz zur ganzheitlichen Fürsorge. Wie Papst Franziskus es uns im Jahr des geweihten Lebens vor Augen gestellt hatte, können wir auf die Früchte dieses Charismas über die Jahrhunderte hin mit Dankbarkeit zurückschauen und es auch heute als einen Samen dafür betrachten, dass wir das Heute mit Leidenschaft leben können.

Dabei scheint mir wesentlich zu sein, dass wir in einer Zeit der Leistungsorientierung und des Anspruchsdenkens die Würde des Dienens im Blickfeld halten: Verstanden aus dem Blick auf Christus, der gekommen ist, zu dienen, und nicht sich bedienen zu lassen (vgl. Mt 20,28), wird Nachfolge Bereitschaft zum Dienst. „Christus, der ‚Knecht des Herrn‘, wird allen Menschen die königliche Würde des Dienens offenbaren, mit der die Berufung jedes Menschen eng verknüpft ist.“⁷ Wenn Jesus selbst das Vorbild dieser Haltung und ihrer Verwirklichung ist, dann ist von Barmherzigkeit geleitetes Handeln geprägt

von spontaner Zuwendung ohne Vorbehalte zu jedem Anderen, der der Hilfe bedarf. Es berührt den Anderen und ist aus dem Respekt vor seiner Würde heraus sensibel dafür, der Asymmetrie einer helfenden Beziehung entgegenzuwirken. Die Persönlichkeit des Anderen rückt in den Mittelpunkt, Anteilnahme und Dialog bestimmen die Begegnung.

„Der unerschöpfliche Wunsch, Barmherzigkeit anzubieten“ – und unsere leeren Hände

Es ist kein Geheimnis, dass die Zahl der Mitschwestern in unseren Gemeinschaften stark rückläufig ist. Die „starken Jahrgänge“ sind in die Jahre gekommen und müssen sich mehr und mehr aus dem aktiven, verantwortungsvollen Wirken zurückziehen. Die „Krise der Berufungen“ wird deutlich sichtbar – in manchen Kongregationen gibt es seit Jahren keine Anfragen mehr. Wenn es (junge) Frauen in der Formation gibt, zeigt sich nicht selten, dass unsere Lebensform in ihrer jetzigen Gestaltung und Lebenskonzepte der Bewerberinnen oft weit auseinanderliegen und es nicht immer Brücken über diese Gräben gibt. Die Erfahrung, mit Mitschwestern zusammen an einem gemeinsamen Projekt des Armendienstes zu arbeiten, wie sie viele von den jetzt 70- oder 80 Jährigen selbstverständlich gekannt haben, fehlt den Schwestern aus der mittleren und jüngeren Generation meist völlig. Sie arbeiten oft auf Einzelposten und in individuellen Arbeitsfeldern.

Wie lässt sich angesichts des nüchternen Blicks auf die Gegebenheiten „die Zukunft voll Hoffnung ergreifen?“

Das Kernthema „Barmherzigkeit“ könnte hier, so meine ich, zu einem Wand-

lungsprozess verlocken, der von innen nach außen Kreise ziehen und prophetische Kraft entfalten könnte. Für eine Gemeinschaft könnte das bedeuten:

- **Barmherzigkeit nicht zuerst mit dem „Appellohr“ hören**

Wenn wir vom biblischen Befund her kommen und unsere Ordensstifter ernst nehmen, ist Barmherzigkeit zunächst eine Erfahrung, die mir zuteilwird: Gott schenkt mir Barmherzigkeit, indem er mich ins Leben ruft, mich leitet und führt und mich in einer Beziehung zu sich leben lässt. Erst in einem zweiten Schritt bin ich eingeladen und aufgefordert, dieses Erleben fruchtbar zu machen, sozusagen Gottes Barmherzigkeit durch mich hindurch Fleisch und Blut werden zu lassen. In einer Zeit großer persönlicher Leistungsfähigkeit und Schaffenskraft der einzelnen Schwester und einer kraftvollen Präsenz einer gesamten Gemeinschaft im Gesundheits- und Sozialbereich scheint mir der Kontakt zur eigenen Bedürftigkeit bisweilen etwas verschüttet worden zu sein. Die Erfahrung des Kraftverlustes und des Loslassens – sowohl individuell als auch gemeinschaftlich – mag hier ein Impuls zur Metanoia werden. Das versöhnte Annehmen eigener Grenzen und Bedürftigkeit bahnt den Weg zu neuer Achtsamkeit, Einfühlsamkeit und Solidarität mit den Menschen, die – in welchem Kontext auch immer – Erfahrungen der Schwäche und Einschränkungen machen müssen. Einander und Andere so tiefer und existentieller verstehen zu können ist ein wertvoller Dienst in einer Zeit, die von echter Sehnsucht nach Begegnung geprägt ist.

- **Barmherzigkeit als ehrliches Interesse am Andern leben**
Für die Lebensgestaltung einer konkreten Gemeinschaft vor Ort heißt „Interesse“ mittendrin sein in den Lebensrealitäten der Menschen, denen der Dienst gewidmet wird. Wenn sie die „Herren“ sein dürfen, bestimmen sie Zeiten und Rhythmen der Lebensgestaltung. Ebenso hat das Interesse der Mitschwester zuteil zu werden – welche Erfahrungen macht sie, welche Rahmenbedingungen braucht ihr Dienst, welche Formen von Gebetsleben und Gemeinschaftselementen sind Kraftquellen für den Einsatz? Wie können die Mitschwester im Konvent mittragen und den Dienst der Einzelnen zu einem gemeinsamen Anliegen aus dem Charisma der Barmherzigkeit heraus machen? Vielleicht sind Fragen dieser Art die notwendigen Schritte dazu, wahrhaft „Expertinnen der Communio“ zu werden.
- **Barmherzigkeit als lebensnotwendigen Wert für unsere Gesellschaft mit anderen teilen**
In den letzten Jahren hat sich, vor allem in den Einrichtungen in Trägerschaft der Kongregationen, die Erfahrung Bahn gebrochen, dass das Teilen von Werten, Charismen und Aufgaben viel mehr ist als eine unvermeidliche Notlösung. In den so entstehenden Netzwerken und Räumen für Austausch und Begegnung werden Schätze an menschlicher Reife und ehrlichem Engagement sichtbar, die Grund zu tiefer Dankbarkeit sind. Vinzenz von Paul als genialer Netzwerker schon in seiner Zeit ist ein beredtes Beispiel dafür,

dass in einer gemeinsamen Anstrengung Unmögliches möglich gemacht werden kann. Wenn wir die von Louise und ihm inspirierte Art des Dienstes als Charisma in unserer Zeit für heilvoll halten, finden wir auch heute zahllose Anknüpfungspunkte für barmherziges Engagement: die Nöte sind materiell, geistlich, geistig, durch Politik und Machtmissbrauch ausgelöst, durch die Wirrungen der geistigen Strömungen verursacht, in der Nähe und in der Ferne, ganz besonders da, wo sonst niemand hinget. Diese Weite ist uns bis zum heutigen Tag Vorgabe und Ermächtigung – es dürfte für uns nicht schwer sein, die „Peripherien“, von denen Papst Franziskus so oft spricht, in unserer Reichweite auszumachen. Nicht zufällig hatten Vinzenz und Louise eine intensive Beziehung zum Heiligen Geist. Sie lebten in einer großen Offenheit für seine Anstöße und verstanden sie als Impuls, jeweils einen gemeinsamen Suchprozess einzuleiten, der zu einer Vertiefung des je eigenen religiösen Lebens führen kann und gleichzeitig den Weg freimacht für gemeinsame Initiativen, vernetztes Arbeiten und kreatives Zusammenwirken über das bisher Gekannte hinaus.

„Ich darf das von Gottes Barmherzigkeit erhoffen“⁸ – Ausblick

Das Jahr der Barmherzigkeit kann ein Anlass sein und zur Chance werden, sowohl die eigene Gottesbeziehung als auch die Realität der konkreten Lebensumstände unter diesem Leitwort neu in den Blick zu nehmen. Wir sind als Ordensleute be-

rufen, die Wirklichkeit unserer Welt mitzugestalten. Im Apostolischen Schreiben „Vita Consecrata“ steht die einladende Formulierung: „Diese unsere, den Händen des Menschen anvertraute Welt, [...] soll immer menschlicher und gerechter sein können, Zeichen und Vorwegnahme der künftigen Welt.“⁹ Wir sind dazu da, einen Unterschied zu machen! Dabei sollten wir der Versuchung entgegentreten, Tun und Sein gegeneinander ausspielen. Beides gehört zusammen. Vielmehr bringt uns die Frage weiter, was genau durch mich, durch uns menschlicher, gerechter, lebensdienlicher, heilvoller... werden kann. Hier wird sich sicher die Spannung zwischen eigenen Möglichkeiten und gesetzten Grenzen nicht auflösen. Gerade die vertiefte Orientierung an der Barmherzigkeit kann jedoch ein Schlüssel sein und uns im Paradox aushalten lassen: alles so anpacken, als ob es von uns abhinge und zugleich alles von Gott erwarten. So bleiben wir Suchende, nach Gott ausgestreckte „Arme“ vor ihm, die die Hände frei haben, von ihm zu empfangen. So kann unser eigenes Leben immer ehrlicher, unser Gebet immer achtsamer und unser Dasein für die Menschen immer solidarischer werden – so werden wir selbst mehr und mehr zu den wahrhaft Barmherzigen, die Erbarmen erlangen, von denen das Matthäusevangelium spricht.

Die heilige Louise schreibt 1647 an ihre Schwestern, dass Gottes Vorsehung die einzige Sicherheit der Barmherzigen Schwestern sei, der sie ganz vertrauen dürften.¹⁰ Wir erleben, dass viele „andere Sicherheiten“ wie eigene Kraft, Zahl, Strukturen etc. wegbrechen. Vielleicht kommen wir gerade so dieser einzigen Sicherheit in Gott noch einmal neu ganz nahe – und können so sein, was

wir unserer Berufung nach sein sollen: Menschen der Ganzhingabe.

.....

- 1 Schnelle, Otto (Hg.), Worte des Erbarmens; Freiburg 1980, S. 15.
- 2 Zit. nach: Jernej, Alexander (Hrsg.), Die andere Seite der Medaille. Der spirituelle Weg des heiligen Vinzenz von Paul; Eigenverlag der Lazaristen 2011, S. 297.
- 3 Zit. nach: Schnelle, Otto (Hg.), Worte des Erbarmens; Freiburg 1980, S. 33.
- 4 Zit. nach: Sullivan, Louise (edit.): *Spiritual Writings of Louise de Marillac*; translated from the French and edited by Louise Sullivan; New York 1991; zitiert als „SLSW“ (Saint Louise Spiritual Writings); Wiedergabe der Zitate in eigener Übersetzung; A.42, S. 778.
- 5 ebd. A.27, S. 827/828.
- 6 Papst Franziskus, *Misericordiae Vultus*. Verkündigungsbulle des außerordentlichen Jubiläums der Barmherzigkeit, Rom 2015. Nr. 9.
- 7 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 86: Apostolisches Schreiben Mulieris Dignitatem von Papst Johannes Paul II. über die Würde der Frau anlässlich des Marianischen Jahres*; Bonn 1988, Nr.5, S. 13.
- 8 Zit nach: Sullivan, Louise (edit.): *Spiritual Writings of Louise de Marillac*; translated from the French and edited by Louise Sullivan; New York 1991; zitiert als „SLSW“ (Saint Louise Spiritual Writings); Wiedergabe der Zitate in eigener Übersetzung; A.5, S. 716.
- 9 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.): *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls: nachsynodales Schreiben Vita consecrata*; Bonn 2004 Nr. 110, S. 128.
- 10 Sullivan, Louise (edit.): *Spiritual Writings of Louise de Marillac*; translated from the French and edited by Louise Sullivan; New York 1991; zitiert als „SLSW“ (Saint Louise Spiritual Writings); Wiedergabe der Zitate in eigener Übersetzung; A.5, S. 716. L.201; S. 226.

Dokumentation

Bernd Jaspert

Dr. theol. Bernd Jaspert, geb. 1944, war langjähriger Präsident der Internationalen Regula Benedicti-Kongresse, Lehrbeauftragter für Kirchengeschichte an der Universität Marburg, Studienleiter und stellvertretender Direktor der Evangelischen Akademie Hofgeismar sowie ev. Pfarrer. Außerdem ist er evangelischer Mönchtumsforscher und hat zahlreiche Veröffentlichungen im Bereich Theologie- und Kirchengeschichte, Systematische Theologie und Ökumene herausgebracht.



dokumentation

Bernd Jaspert

Die Regula Benedicti im Urteil der deutschen evangelischen Theologie des 20. Jahrhunderts*

Karl Kardinal Lehmann zum 80. Geburtstag, 16. Mai 2016

Bei ihrer Kritik am mittelalterlichen Mönchtum haben die Reformatoren des 16. Jahrhunderts die Regula Benedicti und die nach ihr lebenden Mönche und Nonnen weitgehend ausgenommen¹, auch wenn manche Benediktiner- und Zisterzienserklöster von Männern und Frauen im Laufe der Reformation geschlossen werden mussten.

Auch später hat sich die evangelische Theologie meistens positiv über die Regula Benedicti geäußert.² Das gilt auch für die deutsche evangelische Theologie des 20. Jahrhunderts. Im Einzelnen ist festzustellen:

1. Adolf von Harnack

Einer der Theologen, die den Weg zur positiven Beurteilung der Regula Benedicti im 20. Jahrhundert in der evangelischen Theologie geebnet haben, war Adolf von Harnack (1851-1930).³ Zwar lehnte er in seiner Gießener Vorlesung von 1880 über „Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte“⁴ die Weltflucht des Mönchtums ab und meinte, erst der Jesuitenorden des 16. Jahrhunderts habe „das letzte und authentische Wort des abendländischen Mönchtums“ gesprochen, als er jene Probleme gelöst

habe, die weder Benedikt noch die Cluniacenser noch die Bettelorden des Mittelalters zu bewältigen imstande gewesen seien. Er habe nämlich „eine neugestimmte Frömmigkeit“ in der Kirche erzeugt, „die Laien für die Kirche zu interessieren verstanden und ihnen in seiner Mystik das zugänglich gemacht, was ihnen bisher versagt gewesen war.“ Er habe - bei einer gewissen sich selbst bewahrten Unabhängigkeit von der Kirche - „das gesamte Leben der Kirche auf allen Gebieten durchdrungen und die Gläubigen dem Papste zu Füßen gelegt“⁵. Vor allem kritisierte Harnack, dass das abendländische Mönchtum aufs Ganze gesehen die ursprünglichen Ideale des Mönchtums nicht bewahrt, sondern sich im Jesuitenorden in eine Kompanie umgewandelt hat, „die ihre Freiheit von der Welt in der weltlichen, politischen Reaktion gegen die Kultur und die Geschichte bekundet und deshalb die Verweltlichung der Kirche zum Abschluß gebracht hat“.⁶ Die Überwindung der altmonastischen Ideale wie beispielsweise der Weltflucht und der Suche nach Einsamkeit sah er in Martin Luthers Neudeutung der Nachfolge Christi mitten in der Welt, im weltlichen Beruf⁷ und Stand gegeben:

„Wohl kann das Mönchtum noch heute einzelnen Weltmüden Frieden geben, aber die Geschichte weist über dasselbe hinaus auf die Predigt Luthers, daß der Mensch die Nachfolge Christi beginnt, der in seinem Beruf und Stand durch Glauben und dienende Liebe mitarbeitet am Reiche Gottes. Auch dieses Ideal fällt nicht einfach zusammen mit dem Inhalt der evangelischen Botschaft, aber es gibt die Richtung an, in wel-

cher der Christ sich zu bewegen hat und stellt ihn gegen Selbsttäuschung und Unwahrheit sicher.“⁸

Harnack sah in Benedikt jedoch den Mann, der das Mönchtum im 6. Jahrhundert auf eine neue Stufe gehoben hat. Denn er gab ihm eine Regel, die es „zu geordneter Tätigkeit und ersprießlichem Wirken befähigt hat“.⁹ Inhaltlich gesehen war diese Regel „keineswegs neu“.¹⁰ Benedikts Verdienst bestand in den Augen Harnacks jedoch darin, dass er die verschiedensten Formen, die das Mönchtum damals um ihn herum angenommen hatte, „auf die zweckmäßigste“¹¹ reduzierte. So war dieser Regel und den ihr folgenden Mönchen auch der Erfolg sicher. Harnack beschrieb ihn mit den Worten:

„Der strenge Gehorsam, zu welchem die Mönche verbunden wurden, der geordnete Zusammenschluß, die Opposition gegen die vagierenden und nichtsnutzigen Mönche, die feste Regelung des täglichen Lebens und die strenge Pflicht zur Arbeit, zunächst zum Ackerbau, sind beachtenswert. Die Forderung des Gehorsams und der Arbeit treffen wir zwar schon in den orientalischen Regeln, sie treten auch in der neuen Bestimmung zunächst nicht an die Spitze, aber sie sind doch in der Folgezeit vor allem wichtig geworden. Und welche Veränderungen brachten sie hervor! Aus den rohen, zum Teil bereits zersprengten und zerrütteten Mönchskolonien entstanden gesetzliche Verbände mit einer Kraft der Arbeit, die ein Feld der Tätigkeit suchen mußte. Jener große Bischof auf dem Stuhle Petri, Gregor I., selbst

Mönch von Kopf und Herzen, hat diese neue Macht in seinen Dienst genommen und für die Kirche verwertet. Schon vorher hatte der ostgotische Minister Cassiodorus, nachdem er sich eines langen Lebens müde in das Kloster zurückgezogen, auch wissenschaftliche Beschäftigung in den Klosterplan aufgenommen; er selbst hatte damit begonnen, theologische und geschichtliche Handbücher für die Klöster zu verfassen. Vom siebenten Jahrhundert ab treffen wir Brüder vom Orden des hl. Benedikt weithin im Abendlande. Sie roden Wälder aus, sie schaffen Wüsteneien zu Ackerland, sie studieren mit bösem oder mit gutem Gewissen die Gesänge heidnischer Poeten und die Schriftwerke der Geschichtsschreiber und Philosophen. Klöster und Klosterschulen erblühen, und eine jede Ansiedelung ist zugleich ein Mittelpunkt des religiösen Lebens und der Bildung im Lande. Mit Hilfe dieser Scharen hat der römische Bischof das Christentum und einen Rest der alten Kultur dem Abendland bringen oder erhalten können; durch sie hat er die neuen germanischen Staaten zu römisch-germanischen umgeformt.“¹²

Harnack wusste, dass das nicht Benedikts Absicht war, als er seine Regel schrieb. Aber das benediktinische Mönchtum stellte sich, besonders in der Zeit des Bonifatius, ganz in den Dienst und unter die Leitung der römischen Bischöfe. Nur so ist auch „die Romanisierung der von ihrem Ursprunge her verstaatlichten fränkischen Kirche“¹³ zu erklären. Harnack sah sie als „das wichtigste Ereignis der Epoche“ an und

meinte, „die Verdrängung aller nicht nach der Regel Benedikts geleiteten Klöster ist dem Orden nur gelungen, indem er sich dem von Rom aus geleiteten Kirchenwesen unterstellte“.¹⁴

Dies führte nach Harnack jedoch nicht zu einer geistlichen Erneuerung der Kirche, sondern Stück für Stück zu einer Verweltlichung des Mönchtums, das zu einem „Institut der Kirche“¹⁵ herabsank. Auch die Rückkehr einiger ernsthafter Mönche, die nichts anderes im Sinn hatten, als ihr Leben ganz und gar Gott zu weihen, zur strengsten ursprünglichen Askese, nutzte nichts. Ebenso waren - aufs Ganze gesehen - die Reformversuche Benedikts von Aniane und seiner Freunde im 8./9. Jahrhundert erfolglos:

„Die Klöster gerieten immer mehr in Abhängigkeit nicht nur von den Bischöfen und der Kirche, sondern auch von den Großen des Landes. Die Äbte wurden immer mehr, was sie schon seit lange gewesen - Vornehme des Hofes; es waren bald nur Zeremonien, durch die sich Mönche und Weltkleriker unterschieden.“¹⁶

Nach Harnacks Eindruck schien das Mönchtum im 10. Jahrhundert „seine Rolle im Abendland nahezu ausgespielt zu haben, es schien - von einigen Klöstern, namentlich Nonnenklöstern, abgesehen - der Gefahr erlegen zu sein, die im Orient überhaupt nicht auftauchen konnte: es war selbst Welt geworden, gemeine Welt, um keines Haaresbreite über sie erhaben. Papsttum, Kirche, Mönchtum schienen im zehnten Jahrhundert gleichmäßig verfallen.“¹⁷

Dass das Mönchtum dennoch die Zeiten überdauerte, hatte es, so sah es auch

Harnack, seinen immer wieder neuen Reformen zu verdanken. Ob er allerdings recht hatte, als er schrieb, in der Kirche des Abendlandes habe das ursprüngliche Mönchtum mit seinen Idealen „nur einen gebrochenen Erfolg gehabt“, und es habe nur überdauern können, indem es sich in eine kirchliche Kompanie, die Societas Jesu, umgewandelt habe, „die ihre Freiheit von der Welt in der weltlichen, politischen Reaktion gegen die Kultur und die Geschichte bekundet und deshalb die Verweltlichung der Kirche zum Abschluß gebracht hat“¹⁸, ist fraglich. Auch seine Ansicht, dass das Mönchtum eine Kraft der Schwachen und im Streit der Konfessionen ein Friedenszeichen sein könne, wenn es nicht mehr sein wolle „als das Eingeständnis, daß an die Vollkommenheit des Lebens, welche in dem Evangelium vorgestellt ist, Niemand hinanreicht, und wenn es der Ausdruck dafür ist, daß der Christ in jeder Lage der göttlichen Hilfe und Gnade vertrauen darf“¹⁹, dürfte nicht überall auf Verständnis stoßen.

Dennoch hat Harnack mit seinen Studien seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts nicht nur in einer für einen Protestanten erstaunlichen Offenheit die Jahrhunderte lange Geschichte des Mönchtums in ihren Höhen und Tiefen gerecht beurteilt, sondern ihm als einer der ersten evangelischen Theologen auch eine Chance in der Erneuerung des evangelischen Christentums zugebilligt. Dabei spielte die Regel Benedikts für ihn eine maßgebliche Rolle. Dass sein entsprechender Vorstoß zunächst singulär und akademisch blieb, „ohne Folgen für eine monastische Praxis im evangelischen Christentum“²⁰, obgleich es schon im 19. Jahr-

hundert im diakonischen Bereich der evangelischen Kirche einen entsprechenden monastischen Réveil gab²¹, der im 20. Jahrhundert dann unter dem Einschluss einer kritischen Revision der reformatorischen Kritik am Mönchtum zu einer Neubegründung des Mönchtums im Protestantismus führte, ist offenkundig.²²

2. Georg Grützmacher

Im 1. Band meiner Abhandlung „Mönchtum und Protestantismus“ schrieb ich 2005, dass mit Georg Grützmacher (1866-1939) am Ende des 19. Jahrhunderts jener Schüler Harnacks hervorgetreten sei, „der aus der Zunft der Kirchenhistoriker das Bild des Mönchtums, wie es die evangelische Universitätstheologie hauptsächlich unter Harnacks und Haucks Einfluß in Deutschland vermittelte, neben Holl jahrelang entscheidend mitbestimmte, bis Forscher wie Heussi, Bousset und von Campenhausen nach dem Ersten Weltkrieg mit neuen Erkenntnissen aufwarteten“²³. Das galt vor allem für Grützmachers Heidelberger Habilitationsschrift von 1892 über „Die Bedeutung Benedikts von Nursia und seiner Regel in der Geschichte des Mönchtums“²⁴.

Nach einem Vergleich der Regula Benedicti mit anderen monastischen Regeln und Schriften wie etwa von Basilius d. Gr., Johannes Cassian, Caesarius von Arles oder Columban²⁵ kam Grützmacher - anders als andere evangelische Theologen jener Zeit - zu dem Schluss, dass die Benediktusregel „keineswegs in der Geschichte des Mönchtums epochemachend genannt werden kann“, denn sie sei „nur eine geschickte Fixierung

der Entwicklung, die das Mönchtum zu seiner Zeit genommen hatte, neben anderen ebenbürtigen Werken.“ Die Bedeutung, die das benediktinische Mönchtum in der Folgezeit hatte, erklärte Grützmacher „nicht aus inneren Gründen, aus der Trefflichkeit der Regel [wie Otto Seebaß²⁶ und andere evangelische Theologen des 19. Jahrhunderts], sondern aus äusseren, auch ihrer Bevorzugung durch die grossen Päpste Gregor I, Gregor II, Gregor III, Zacharias und den römischen Legaten Bonifacius.“ Nach Ansicht Grützmachers förderte Gregor d. Gr. nämlich „zunächst mehr direkt die Verbreitung der Regel“, während „seine Nachfolger als Ziel die alleinige Anerkennung der Regel Benedikts“ anstrebten und es auch „ohne Schwierigkeiten“ durchsetzten. „Hierdurch wurde das Mönchtum im römischen Geiste uniformiert. Dieses Werk fand dann an den fränkischen Königen, Karl dem Grossen und Ludwig dem Frommen, seine Erhalter und Fortsetzer.“²⁷ Ihren Siegeszug im Abendland während des 6.-9. Jahrhunderts verdankte die Regula Benedicti nach Grützmachers Ansicht also nicht ihrer Trefflichkeit und Milde²⁸, sondern der Weisung und Durchsetzungskraft geistlicher und weltlicher Autoritäten jener Zeit. Dass dieses Urteil aber in der kritischen Regelforschung nicht lange bestehen konnte, war klar.

„Nicht nur, daß Grützmacher in dem für seine These grundlegenden Vergleich der Regel Benedikts mit Schriften anderer Mönchsschriftsteller sich nicht strikt an die Form der Regel als einem klösterlichen Gesetz und spirituellen Führer gehalten hat, auch der völlig fehlende Versuch, die

monastische Theologie Benedikts im Vergleich zu anderen zu erfassen²⁹, mußte zwangsläufig zu Fehlteilen führen wie jenem, daß der innere Wert der Regula Benedicti nicht zu ihrem Siegeszug beigetragen hätte. Daß Grützmachers These von jenen Benediktinern, die mit der Regelgeschichte vertraut waren, so nicht hingenommen werden konnte, war verständlich.“³⁰

Zwar hatte Grützmacher als einer der ersten in der neueren evangelischen Theologie auf die Regula Benedicti „als eines der Basisdokumente abendländischer Frömmigkeit“ hingewiesen. Ihre Christozentrik, die er in seiner erwähnten Abhandlung von 1892 noch nicht im Blick hatte, entdeckte er jedoch erst relativ spät, nämlich in seinem Beitrag zur Harnack-Festschrift von 1921, als er sie als den Grundzug der benediktinischen Frömmigkeit kennzeichnete. Jetzt meinte er auch, die Verbindung von Milde und Strenge in der Regula Benedicti sei ein Vorzug gegenüber den anderen von ihm untersuchten altmonastischen Regeln.

Jedenfalls hatte Grützmacher 1921 seine Meinung von 1892 geändert und nun mit der Mehrzahl der Forscher behauptet, dass es die innere geistliche Kraft der Regula Benedicti und nicht die äußere kirchlich und politisch motivierte Durchsetzung von Päpsten und Königen gewesen sei, die ihr den Siegeszug durchs frühmittelalterliche Abendland bescherte.

Auch wenn dieser Wandel im Urteil über die Benediktusregel beachtenswert ist, so bleibt doch festzuhalten, dass der seit 1911 in Münster tätige Kirchenhistoriker Grützmacher einer der ersten

protestantischen Theologen seiner Zeit war, der sich nicht nur wie eine Reihe von Kollegen in der Aufbruchsstimmung des religionsgeschichtlichen Denkens am Ende des 19. Jahrhunderts mit den Ursprüngen der christlichen Askese und des Mönchtums im Orient beschäftigte, sondern auch jenen Mönchsvater würdigte, der mit seiner Regel das Abendland auf Jahrhunderte hinaus prägte: Benedikt von Nursia.

3. Karl Heussi

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es nach Harnack und Grützmacher vor allem der zunächst in Leipzig und später in Jena tätige Kirchenhistoriker Karl Heussi (1877-1961), der durch seine zahlreichen gründlichen Askese- und Mönchtumsstudien die glückliche Verbindung von Strenge und Milde in der Regula Benedicti erst einsichtig machte.³¹ Die Gründung des Klosters Monte Cassino und die Abfassung der Regula Benedicti bezeichnete er als eine „weltgeschichtliche Tat“ des Benedikt von Nursia.³²

Wegen seiner Regel, die Heussi im Anschluss an das von Otto Seebaß gebrauchte Klischee von der Milde und Maßhaltung, verbunden mit dem römisch-militärischen Geist, deutete (er nannte die Regel „umsichtig und maßvoll“³³), hatte das benediktinische Mönchtum über die Jahrhunderte hinweg überlebt, auch wenn das Mönchtum insgesamt, wie Heussi wiederum klischeehaft meinte, schließlich in Verfall geriet, bevor Luther es - mit Recht - kritisierte und für das evangelische Christentum abschaffte.³⁴

Im Jahr 1927, also vierzehn Jahre nach seinem Artikel über Benedikt von Nursia

in der RGG¹, nannte Heussi den Mönchsvater vom Monte Cassino mit Blick auf seine Regel „den großen Erzieher des abendländischen Mönchtums“, dessen historische Gestalt aber nur in Umrissen zu erfassen sei, zumal die alten Biographien, vor allem die Darstellung Gregors d. Gr., von Legenden überwuchert seien, so dass auch sein Geburts- und Todesjahr als unbekannt gelten müssten.³⁵

Auch 1927 blieb Heussi bei seiner Aussage von 1913, dass die monastischen Prinzipien der Regula Benedicti eine glückliche Synthese von „Strenge und Milde“ bildeten. Verbunden mit dem in der Regel greifbaren „römisch-militärischen Geist“ (hier schloss er sich ganz Otto Seebaß an), haben diese Prinzipien der Regula Benedicti das Überdauern der nächsten Jahrhunderte gesichert.³⁶

Nach Heussi ist das benediktinische Mönchtum im Laufe des Mittelalters immer mehr verfallen. Schuld daran war seine Kulturarbeit, die es zunehmend „seinem eigentlichen Zweck, der ausschließlichen Arbeit der Mönche am Heil der eigenen Seele“, entfremdete.³⁷ So entstanden vom 8. bis 12. Jahrhundert verschiedene monastische Reformen, in denen Heussi aber kaum den Reformgeist der Regula Benedicti, sondern mehr äußerliche monastische Prinzipien erkannte.³⁸

In seinem großen „Kompendium der Kirchengeschichte“, das zu seinen Lebzeiten zwölf Auflagen erlebte und an dem nach seinem Tod nichts verändert werden durfte³⁹, schrieb Heussi, in der Benediktinerregel seien „altmönchische Traditionen und römischer militärischer Geist“ zusammengefließen, und Benedikts Hauptbedeutung bestehe darin, dass er das Kloster Monte Cassino ge-

gründet und dafür diese Regel verfasst habe.⁴⁰

Damit hatte der Jenaer Kirchenhistoriker die seit Seebaß traditionelle Deutung der Regula Benedicti im Protestantismus als einer in ihren asketisch-monastischen Vorschriften ausgeglichenen und maßvollen römischen Regel, die dem Abendland den guten römisch-antiken Militärgeist in Verbindung mit ursprünglich christlichen Prinzipien (nützliche Arbeit, Gastfreundschaft, Armenpflege und Bildung) überlieferte, übernommen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Auch wenn in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, besonders unter dem Einfluss der Religionsgeschichtlichen Schule, forschungsgeschichtlich im Protestantismus die Ursprünge der christlichen Askese und des christlichen Mönchtums mehr beachtet wurden als die Anfänge und die Bedeutung der Regula Benedicti (Wilhelm Frankenberg, Hermann Strathmann, Richard Reitzenstein, Wilhelm Bousset, Erik Peterson), so war doch spätestens seit Heussis Buch „Der Ursprung des Mönchtums“ von 1936⁴¹ deutlich, dass die Bedeutung der Regula Benedicti für die Geschichte der Kirche nicht isoliert, sondern nur im Zusammenhang mit ihrer Abhängigkeit vom frühen östlichen Mönchtum, insbesondere von Pachomius⁴², verstanden werden konnte. Er selbst hat allerdings zu dieser hermeneutischen Lösung des

Problems der Quellen der Benediktusregel ebenso wenig beigetragen, wie er sich an der seit den vierziger Jahren geführten Debatte um die Priorität der Regula Benedicti oder der Regula Magistri beteiligt hat.⁴³

4. Walter Nigg

Seit Heussis Studien aus den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts stand in der evangelischen Theologie fest, dass Benedikts Regel ein beachtliches Dokument der Kirchengeschichte war, das seinen besonderen Charakter aus einer Mischung von östlich-monastischer Spiritualität und westlich-römischem Militärgeist hatte. Auch wenn dieser Beschreibung durch Friedrich Parpert, Friedrich Heiler, Hermann Dörries, Dietrich Bonhoeffer, Hans Freiherr von Campenhausen und Wilhelm Stählin in den kommenden Jahren noch einige Nuancen, besonders hinsichtlich der Bedeutung der Regel für den Protestantismus, hinzugefügt wurden, und Karl Barth schon in seiner Münsteraner Ethik-Vorlesung im Sommer 1928 die gesamte mittelalterlich-christliche Ethik in nuce in der Regula Benedicti enthalten sah⁴⁴, so war es doch eigentlich erst der Schweizer Kirchenhistoriker Walter Nigg (1903-1988), der 1953 in seinem Buch „Vom Geheimnis der Mönche“⁴⁵ Benedikts Regel einem weiteren evangelischen Leserkreis nahegebracht hat.

Als tragendes Element der Regula Benedicti sah Nigg Benedikts geistliche Aufbauleistung, die in den drei Prinzipien beziehungsweise Mönchsversprechen der „stabilitas“ (Beständigkeit), „conversatio morum“ (monastischer Lebenswandel) und „oboedientia“ (Gehorsam) be-

stand. Für Nigg war die Regel „lebendige Wahrheit und nicht toter Buchstabe“, denn „sie baut das Klosterleben ganz auf Christus auf und weist unaufhörlich auf Gott hin“⁴⁶. Ja, die Regula Benedicti wurde zur „Magna Charta“ des kommenden Mönchtums überhaupt. In ihr wurde „nichts vergessen und alles auf die einfachste Form gebracht“. So kann, wer sie befolgt, leben. Und das war ganz im Sinne Benedikts, der mit ihr nichts anderes wollte, als eine „Schule des Lebens“ begründen.⁴⁷ Nigg meinte:

„Mit der Bestimmtheit, die genau weiß, was sie will und nirgends im unklaren stecken bleibt, ist die Regula eine der denkbar stärksten bildnerischen Mächte, die dem christlichen Abendland geschenkt wurden. Da sie keine uferlosen Diskussionen aufkommen läßt und allezeit vom Bewußtsein der Verantwortung getragen ist, übt sie einen eminent erzieherischen Einfluß aus. Ihr liegt ein psychologisches Empfinden zugrunde, wie es nur ein tiefer Menschenkenner besitzt. Die Anordnungen nehmen stets Rücksicht auf die Beschaffenheit der menschlichen Seele, und man kann nur staunen über die Durchdachtheit jeder Verfügung. Ein hervorragender Seelenführer nur besitzt diesen feinfühli- gen Takt. Es ist in ihr eine pneumatische Pädagogik enthalten, und aus ihr spricht die Stimme des göttlichen Logos. Die Regula ist ein religiöses Schriftstück ersten Ranges, das immer nur von Gott redet, in dessen Dienst der Mönch steht. Von ihrer Größe und Tiefe kann nicht genug gesagt werden, sonst hätte sie

sich nicht über 1400 Jahre in der Christenheit erhalten können. Wenigen Schöpfungen ist eine solche Dauer beschieden - man nannte sie schon das bedeutendste Monument des Mittelalters. [...] Ihre Seele schenkt sie freilich bloß dem, der sie nicht nur liest, sondern auch versucht, sie in seinem Leben zu verwirklichen.“⁴⁸

Ein solches Loblied hatte bisher noch kein protestantischer Theologe auf die Regula Benedicti gesungen. Und bislang hatte es unter den modernen evangelischen Theologen auch noch niemand gewagt, den Lebensgang Benedikts ganz nach der hagiographischen Methode Gregors d. Gr. nachzuzeichnen. Nigg tat es unter Beachtung der hagiographischen Gesetze mit Erfolg sowohl in seinem Geheimnis-Buch als auch in dem 1979 zusammen mit Helmuth Nils Loose veröffentlichten Band „Benedikt von Nursia - Der Vater des abendländischen Mönchtums“⁴⁹. Und Nigg hatte recht, als er Benedikt von Nursia zusammen mit Katharina von Siena als „Lehrmeister der Christenheit in verwirrter Zeit“⁵⁰ bezeichnete. Denn Benedikts Regel gab vielen Menschen seiner Zeit und in späteren Epochen der Geschichte rund um die Erde Orientierung für ein christliches Leben, gerade wenn die äußeren Umstände schwierig sind. Insofern war es auch verständlich, dass der Schweizer evangelische Kirchenhistoriker der Ansicht war, die Regel gebe eine klare Antwort auf die Frage, wie der Mensch christlich leben könne, und deshalb gehöre sie „in jede christliche Handbibliothek, ganz gleich, ob der Besitzer Mönch ist oder nicht“⁵¹. Für Nigg war die Regula Bene-

dicti „eines der wirklich helfenden Bücher, für die man nur große Dankbarkeit empfinden kann“.⁵²

Mit dieser Sicht der Regula Benedicti hatte Nigg nicht nur einige Anregungen seiner protestantischen Vorgänger aufgegriffen, sondern vor allem die Brücke zur katholischen, besonders zur innerbenediktinischen Regelinterpretation gebaut. Das war in der interkonfessionell schwierigen Lage der fünfziger Jahre eine wahrhaft ökumenische Leistung, auch wenn dabei die neuere Regula Benedicti-Regula Magistri-Debatte außer Betracht blieb.

5. Die neuere Forschung

Hatten die meisten evangelischen Theologen von den fünfziger bis in die achtziger Jahre die sich vor allem seit Karl Heussi ausbreitende Ansicht von der in der Regula Benedicti auftretenden „Verquickung der Lichtseiten altrömischen Wesens mit christlichem Geist, von Familiensinn und militärischer Disziplin“⁵³ übernommen und das ausgleichende Wesen Benedikts als für die gesamte Kirche förderlich angesehen, so nahmen erst evangelische Theologen gegen Ende des 20. Jahrhunderts wie beispielsweise Wolfgang A. Bienert (geb. 1939), Wolf-Dieter Hauschild (geb. 1941) oder Heinrich Holze (geb. 1955) die neuere internationale Regelforschung zur Kenntnis.⁵⁴ Dabei wurden nicht nur die geistige Abhängigkeit Benedikts vom frühen Mönchtum und seine Anleihen beim Magister hinreichend gewürdigt, sondern auch die Bedeutung seiner Regel für den weiteren Verlauf der Kirchengeschichte historisch angemessener, weil zurückhaltender dargestellt als früher.

Dennoch muss man sagen, dass die neuere katholische Regelforschung, besonders von Anselmo Lentini, Gregorio Penco, Adalbert de Vogüé, André Borias, Frumentius Renner, Emmanuel von Severus, Rudolf Hanslik, Eugène Manning, François Masai, Klaus Zelzer, Michaela Zelzer, Aquinata Böckmann, Michaela Puzicha, Manuela Scheiba oder Michaela Pfeifer, kaum wahrgenommen wurde. Insofern war es gerechtfertigt, dass die neueren Lexikonartikel über Benedikt und seine Regel durchweg von katholischen Autoren verfasst wurden.⁵⁵

Einer der literarisch produktivsten, von 1982 bis 1995 in Saarbrücken wirkenden deutschen evangelischen Kirchenhistoriker, Friedrich Wilhelm Kantzenbach (1932-2013), nannte 1964 Benedikt von Nursia „den eigentlichen Begründer abendländischen Mönchtums“, der „die Weichen für die weitere Entwicklung mönchischer Lebensgestaltung gestellt“ habe, und meinte in Übereinstimmung mit den meisten evangelischen Mönchtums- und Regelforschern des 20. Jahrhunderts etwas euphemistisch und dabei das monastische Werk des gerade von ihm erwähnten Augustinus übersehend:

„Die Impulse benediktinischen Mönchtums beschränken sich nicht allein auf die noch heute unter uns gelebte benediktinische Frömmigkeit und Geisteshaltung, sondern wirkten sich auch auf zahlreiche Reformbewegungen und Gründungen anderer mönchischer Gemeinschaften segensreich aus. Benedikts Regel mit ihren 73 Kapiteln darf als Urregel abendländischen Mönchtums gel-

ten.“ Über ihr „liegt der wohlthuende Hauch ausgeglichener Menschlichkeit. An manchen Zügen der Bestimmungen verrät sich der liebenswürdige Charakter des großen Mönchsvaters, der zugleich doch majestätische Würde ausstrahlte und das Charisma der Herzenerforschung und Seelenführung in hohem Maße besaß. Unerbittlichkeit im Geltendmachen seiner geistlichen Führung bei denen, die sich ihm freiwillig anschlossen, und gesunde Nüchternheit in der Formulierung der Leitsätze benediktinischen Mönchtums machen das Geheimnis seines Erfolges aus, der ihm allerdings nicht so ohne weiteres in den Schoß fiel. Bei Benedikt, der selbst noch scharfe asketische Forderungen an sich stellte, läßt sich der allmähliche Übergang von der Form östlichen Mönchtums zur westlichen Tradition gut studieren.“⁵⁶

Von der älteren Generation evangelischer Theologen, die die neuere Sicht der Regula Benedicti im Protestantismus entscheidend prägten, sind noch zwei zu erwähnen, die sich auch intensiv mit den Ursprüngen des christlichen Mönchtums im Orient befassten: Rudolf Lorenz (1914-2003) und Fairy von Lilienfeld (1917-2009).

Hatte Lorenz in zwei Arbeiten von 1966 und 1970 nachgewiesen, was zuvor schon Friedrich Prinz und Willy Schatz behauptet hatten⁵⁷, dass es bereits vor Benedikt im Abendland ein vielfältiges Mönchtum gegeben hat, dessen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte bislang aber kaum beachtet wurde⁵⁸, und war Lorenz einer der ersten evangelischen Theologen in Deutschland,

die die seit 1938 heftig geführte Debatte um die Priorität der Regula Benedicti oder der Regula Magistri wahrnahmen und Benedikts Regel als ein Sammelbecken älterer monastischer Traditionen (Pachomius, Basilius, Augustin, Cassian u. a.) verstanden, aus denen der Mönchsvater vom Monte Cassino das für sein Kloster Praktische auswählte, so ordnete die Erlanger Kirchenhistorikerin Fairy von Lilienfeld mit Recht die von ihr wegen ihrer Knappheit und Klarheit bewunderte Regula Benedicti aufgrund der neueren, vor allem katholischen Regelforschung als ein für den späteren christlichen orbis terrarum im Westen wichtiges Element in den großen Regelstrom des frühchristlichen östlichen und westlichen Mönchtums ein und meinte: „Trotz aller Einflüsse von den bedeutenden Lehrmeistern des Mönchtums vor ihm hat Benedikt seine Regel zu einem lateinischen Meisterwerk sui generis gestaltet, in dem die Stimme des Mönchsvaters mit der Stimme der Bibel Alten und Neuen Testaments und durch sie hindurch mit der Stimme Christi selbst verschmilzt.“⁵⁹

Insgesamt ist festzustellen, dass die neuere evangelische Theologie in Deutschland, soweit sie sich mit dem alten Mönchtum beschäftigte, allmählich auch die Ergebnisse der internationalen katholischen Forschung zur Regula Benedicti wahrnahm. Allerdings meines Erachtens nicht genügend, denn sonst hätte eine katholische Theologin wie Heike Grieser nicht nur die altbekannten Klischees von den maßvollen Forderungen, der praktischen Ausrichtung und der römischen Herkunft der Benediktusregel nicht wiederholt und sehr zurückhaltend gesagt, dass „gegenwärtig“ (sic!⁶⁰) die Kirchen der Re-

formation Formen monastischen Lebens neu entdeckten, was sich „in der Bildung von einigen Bruder- und Schwesternschaften bzw. Kommunitäten“ manifestiere⁶¹, sondern auch mit Nachdruck auf den beachtlichen Neuaufbruch des Mönchtums im Protestantismus während des 20. Jahrhunderts – und zwar nicht nur in Deutschland – hingewiesen. Die monastische Lebenskunst⁶² ist mittlerweile nicht mehr nur eine Angelegenheit katholischer oder orthodoxer Mönche und Nonnen. Es gibt sie auch im Protestantismus. Deshalb wird auch die Regula Benedicti heute unter modernen Fragestellungen neu interpretiert.⁶³

.....

* Der Beitrag erscheint auch in: B. Jaspert, *Theologie und Geschichte. Ges. Aufsätze*, Bd. 5 (EHS.T 953), Frankfurt a. M. 2016.

- 1 Vgl. B. Jaspert, *Mönchtum und Protestantismus. Probleme und Wege der Forschung seit 1877*, Bd. 1: Von Hermann Weingarten bis Heinrich Boehmer (RBS.S 11), St. Ottilien 2005, 49-95. - Abkürzungen nach S. M. Schwertner, IATG3 - Internationales Abkürzungsverzeichnis für Theologie und Grenzgebiete. Zeitschriften, Serien, Lexika, Quellenwerke mit bibliographischen Angaben, 3., überarb. u. erw. Aufl. Berlin/Boston 2014.
- 2 Vgl. zum Folgenden auch B. Jaspert, *Die Regula Benedicti-Forschung und die protestantische Theologie* (1975), in: ders., *Studien zum Mönchtum* (RBS.S 7), Hildesheim 1982, 118-132.
- 3 Über seine Stellung zum Mönchtum vgl. Jaspert, *Mönchtum und Protestantismus*, Bd. 1 (wie Anm. 1), 123-182.
- 4 Gießen 1881 (6. verb. Aufl. 1903, 8-101921); auch in: A. Harnack, *Reden und Aufsätze*, 1. Bd., Gießen 1904 (21906), 81-139.
- 5 A.a.O. (Reden und Aufsätze, 1. Bd.), 136.
- 6 A.a.O., 138.
- 7 Vgl. dazu später K. Holl, *Die Geschichte des Worts Beruf* (1924), in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte*, Bd. III: *Der Westen*, Tübingen 1928, 189-219.
- 8 Harnack, a.a.O. (Reden und Aufsätze, 1. Bd.), 139.
- 9 A.a.O., 118.
- 10 A.a.O., 118f.
- 11 A.a.O., 119.
- 12 A.a.O., 119f.
- 13 A.a.O., 120.
- 14 Ebd.
- 15 Ebd.
- 16 A.a.O., 121.
- 17 Ebd.
- 18 A.a.O., 138.
- 19 A.a.O., 139.
- 20 Jaspert, *Mönchtum und Protestantismus*, Bd. 1 (wie Anm. 1), 182.
- 21 Vgl. z. B. E. Schering, *Ordo und Caritas. Der Ordensgedanke in den Anfangszeiten der inneren Mission*, in: G. Müller/W. Zeller (Hg.), *Glaube, Geist, Geschichte. Festschrift für Ernst Benz zum 60. Geburtstag am 17. November 1967*, Leiden 1967, 244-256.
- 22 Vgl. B. Jaspert, *Mönchtum und Protestantismus. Probleme und Wege der Forschung*, Bd. 5: *Das Mönchtum in evangelischen Handbüchern der Kirchengeschichte, Die Neubegründung des Mönchtums im Protestantismus, Mönchtum als ökumenisches Problem* (RBS.S 21), St. Ottilien 2011, 683-766.
- 23 Jaspert, *Mönchtum und Protestantismus*, Bd. 1 (wie Anm. 1), 190.
- 24 Berlin 1892.
- 25 § 6 des Buches.
- 26 Art. *Benedikt von Nursia, Benediktinerregel, Benediktinerorden*, RE3 2 (1897) 577-584.

- 27 Grützmaker, Die Bedeutung Benedikts von Nursia und seiner Regel in der Geschichte des Mönchtums (wie Anm. 24), 71f. Der römische Einfluss bei der Ausbreitung der Regula Benedicti darf ebenso wenig unterschätzt werden wie die germanische Romverehrung im Mittelalter; statt vieler Einzelnachweise vgl. P. Engelbert, Regeltext und Romverehrung. Zur Frage der Verbreitung der Regula Benedicti im Frühmittelalter, RQ 81 (1986) 39-60, sowie die diesbezügliche Kontroverse zwischen Klaus Zelzer und Eugène Manning, dokumentiert bei B. Jaspert, Benedikt von Nursia und seine Regel in theologischen Lexika, Nordhausen ²2012, 72, Anm. 283.
- 28 Vgl. Grützmaker, Die Bedeutung Benedikts von Nursia und seiner Regel in der Geschichte des Mönchtums (wie Anm. 24), 71.
- 29 Später versuchte Grützmaker dies nachzuholen: Zur Charakteristik der Frömmigkeit der Benediktinerregel, in: Harnack-Ehrung. Beiträge zur Kirchengeschichte. Ihrem Lehrer Adolf von Harnack zu seinem siebenzigsten Geburtstag (7. Mai 1921) dargebracht von einer Reihe seiner Schüler, Leipzig 1921, 212-218.
- 30 Jaspert, Mönchtum und Protestantismus, Bd. 1 (wie Anm. 1), 196; vgl. z. B. C. Butler, Benediktinisches Mönchtum, St. Ottilien 1929, 157f.
- 31 Vgl. K. Heussi, Art. Benediktiner, RGG² 1 (1927) (894-896) 894; ders., Abriß der Kirchengeschichte, Weimar ⁶1960, 43. Schon in seinem großen Art. Mönchtum, RGG¹ 4 (1913) (427-446) 436, zeichnete sich die Regula Benedicti nach Heussi durch „Milde und Verständigkeit“ aus. Vgl. zum Folgenden auch Jaspert, Benedikt von Nursia und seine Regel in theologischen Lexika (wie Anm. 27), 80-85.
- 32 Heussi, Art. Mönchtum, RGG¹ 4 (1913) (wie Anm. 31) 436.
- 33 Ebd.
- 34 Dass Luther damals bei seiner Kritik am spätmittelalterlichen Mönchtum die geistlichen Reformen und den Neuaufbruch im Mönchtum des späten 15. Jhs. übersah, hatte Heussi nicht bemerkt; vgl. Jaspert, Mönchtum und Protestantismus, Bd. 1 (wie Anm. 1), 49-67; B. Moeller, Frömmigkeit in Deutschland um 1500 (1965), in: ders., Die Reformation und das Mittelalter. Kirchenhistorische Aufsätze, hg. v. J. Schilling, Göttingen 1991, 73-85, 307-317; ders., Spätmittelalter (KIG 2/H 1), Göttingen 1966, bes. 36-38; ders., Geschichte des Christentums in Grundzügen (UTB 905), Göttingen/Oakville, CT, 102011, 201 (das hier, 404, genannte Todesjahr Benedikts von Nursia, „Ca. 534“, ist korrekturbedürftig); K. Elm (Hg.), Reformbemühungen und Observanzbestrebungen im spätmittelalterlichen Ordenswesen (BHSt 14 = Ordensstudien 6), Berlin 1989; A. Lexutt/V. Mantey/V. Ortmann (Hg.), Reformation und Mönchtum. Aspekte eines Verhältnisses über Luther hinaus (SMHR 43), Tübingen 2008; V. Leppin, Geschichte des mittelalterlichen Christentums, Tübingen 2012, 421-423.
- 35 K. Heussi, Art. Benedikt von Nursia, RGG² 1 (1927) 893-894; Zitat: 893. Trotz dieser Kritik an der historisch ungenügenden Quellenlage schilderte Heussi Benedikts Lebenslauf ganz der Gregor'schen Benediktusvita entsprechend. Seine pauschale Heiligennimbuskritik hinderte ihn also nicht, in den historischen Angaben zur Vita Benedikts der hagiographischen Darstellung Gregors zu folgen. - Später nannte Heussi als Lebensdaten Benedikts die Zeit „um 480“ (Geburt) und „bald nach 547“ (Tod); K. Heussi, Kompendium der Kirchengeschichte, Tübingen ¹²1960 (¹⁸1991), § 38c.
- 36 K. Heussi, Art. Benediktiner, RGG² 1 (1927) 894-896; Zitat: 894.
- 37 K. Heussi, Art. Mönchtum: II. Christliches Mönchtum, RGG² 4 (1930) (134-145) 139.
- 38 Vgl. ebd.
- 39 Tübingen 1907-1909 (¹²1960, ¹⁸1991).
- 40 Tübingen ¹²1960 (¹⁸1991), § 38c.
- 41 Tübingen 1936 (ND Aalen 1981); vgl. neuerdings P. Nagel, Die Motivierung der Askese in der alten Kirche und der Ursprung des Mönchtums (TU 95), Berlin 1966.

- 42 Vgl. K. Heussi, Der Ursprung des Mönchtums (wie Anm. 41), 115; außerdem die Pachomius-Art. Heussi in: RGG² 4 (1930) 853 und PRE 18 (1942) 2070-2071.
- 43 Vgl. B. Jaspert, Die Regula Benedicti-Regula Magistri-Kontroverse (RBS.S 3), Hildesheim 1975 (²1977); ders., Die Regula Benedicti-Forschung 1880-1980 (1981), in: ders., Studien zum Mönchtum (wie Anm. 2), 133-146; ders., Die Regula Benedicti im Spiegel der Forschungsgeschichte. Mit zwei Bibliographien, in: ders., Theologie und Geschichte. Gesammelte Aufsätze, Bd. 4 (EHS.T 929), Frankfurt a. M. 2012, 86-150.
- 44 Vgl. K. Barth, Ethik I. Vorlesung Münster Sommersemester 1928, wiederholt in Bonn Sommersemester 1930, hg. v. D. Braun (Karl Barth-Gesamtausgabe 2, Abt. II), Zürich 1973, 6; B. Jaspert, „Ethik in nuce ...“ Karl Barth und die Regula Benedicti (1977), in: ders., Studien zum Mönchtum (wie Anm. 2), 105-117.
- 45 Zürich 1953 (21957; Tb.ausg.: detebe 21844, Zürich 1990). Ich zitiere nach der 2. Aufl. von 1957.
- 46 A.a.O., 175.
- 47 A.a.O., 176.
- 48 Ebd.
- 49 Freiburg i. Br. 1979 (²1980).
- 50 Vgl. W. Nigg, Lehrmeister der Christenheit in verwirrter Zeit. Benedikt von Nursia, Katharina von Siena (HerBü 871), Freiburg i. Br. 1981.
- 51 Nigg, Benedikt von Nursia (wie Anm. 49), 38.
- 52 A.a.O., 39.
- 53 So H.-O. Weber, Art. Benedikt von Nursia, EKL1-2 1 (1956, 1961) (386-387) 387.
- 54 Vgl. W. A. Bienert, Art. Benediktiner, EKL3 1 (1986) 424-427; Jaspert, Mönchtum und Protestantismus, Bd. 5 (wie Anm. 22), 382-389; W.-D. Hauschild, Lehrbuch der Kirchen- und Dogmengeschichte, Bd. 1: Alte Kirche und Mittelalter, 2., durchges. u. erw. Aufl. Gütersloh 2000 (42011), 300-303; Jaspert, a.a.O., 390-431; H. Holze, Erfahrung und Theologie im frühen Mönchtum. Untersuchungen zu einer Theologie des monastischen Lebens bei den ägyptischen Mönchsvätern, Johannes Cassian und Benedikt von Nursia (FKDG 48), Göttingen 1992; ders., Art. Benedikt von Nursia (ca. 480/90-ca. 547), ELThG1-2 1 (1992, 1998) 219; B. Jaspert, Mönchtum und Protestantismus. Probleme und Wege der Forschung seit 1877, Bd. 4: Von Eva Schulz-Flügel bis Karl Pinggéra (RBS.S 20), St. Ottilien 2010, 521-607.
- 55 Vgl. Jaspert, Benedikt von Nursia und seine Regel in theologischen Lexika (wie Anm. 27), 27ff, 86-91, 96-108, 110-111.
- 56 F. W. Kantzenbach, Urchristentum und alte Kirche. Das Christentum von seinen Anfängen bis zum Zerfall des Römischen Reiches (EvEnz 3), Gütersloh 1964, 119f.
- 57 Vgl. F. Prinz, Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4. bis 8. Jahrhundert), München 1965 (2., durchges. u. um einen Nachtrag erg. Aufl. 1988); W. Schatz, Studien zur Geschichte und Vorstellungswelt des frühen abendländischen Mönchtums, Diss. phil. Freiburg i. Br. 1957; vgl. später auch F. Prinz, Askese und Kultur. Vor- und frühbenediktinisches Mönchtum an der Wiege Europas, München 1980.
- 58 Vgl. R. Lorenz, Die Anfänge des abendländischen Mönchtums im 4. Jahrhundert, ZKG 77 (1966) 1-61; ders., Das vierte bis sechste Jahrhundert (Westen) (KIG 1/C 1), Göttingen 1970; vgl. auch D. Knowles, From Pachomius to Ignatius. A Study in the Constitutional History of the Religious Orders (The Sarum Lectures 1964-65), Oxford 1966, und später die gründliche Arbeit von G. Jenal, Italia ascetica atque monastica. Das Asketen- und Mönchtum in Italien von den Anfängen bis zur Zeit der Langobarden (ca. 150/250-604), 2 Bde. (MGMA 39/I-II), Stuttgart 1995, sowie die große Literargeschichte des alten Mönchtums von A. de Vogüé, Histoire littéraire du mouvement monastique dans l'antiquité. Première partie: Le monachisme latin, 12 Bde., Paris 1991-2008; Deuxième partie: Le monachisme grec, 3 Bde., Roma

2015. Für den spanischen Raum haben García M. Colombás und Antonio Linage Conde, für Italien Giuseppe Turbessi und Gregorio Penco in mehreren Arbeiten auf die grundlegende Bedeutung des vorbenediktinischen Mönchtums hingewiesen. Ähnliches gilt für Frankreich, für das Gérard Moysé entspr. Nachweise erbracht hat.
- 59 F. von Lilienfeld, Art. Mönchtum. II. Christlich, TRE 23 (1994) (150-193) 166.
- 60 Die Communauté de Taizé, um nur diese zu nennen, besteht bereits seit den vierziger Jahren des 20. Jhs.!
- 61 H. Grieser, Art. Mönchtum, TRT5 2 (2008) (809-813); Zitat: 813.
- 62 Vgl. Th. Quartier, Monastische Lebenskunst. Hermeneutische Reflexionen zur benediktinischen Lebensform heute, StMon 56 (2014) 169-197.
- 63 Vgl. R. Gollnick, Benediktusregel und Benediktusvita. Unter modernen Fragestellungen neu erschlossen. Ein interdisziplinärer Leitfaden (Forum Religion & Sozialkultur A 17), Berlin/Münster 2008.

Die monastische Lebenskunst
 ist mittlerweile nicht mehr nur
 eine Angelegenheit
 katholischer oder orthodoxer
 Mönche und Nonnen.
 Es gibt sie auch im Protestantismus.

Bernd Jaspert

Bertram Dickerhof SJ

P. Bertram Dickerhof SJ ist Mathematiker und Theologe, Trainer für Gruppendynamik (DAGG) und Lehrer für Vipassana-Meditation, langjähriger Leiter des Instituts für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS) sowie Gründer (2003) und Leiter der christlichen Lebensschule Ashram Jesu.



Bertram Dickerhof SJ Ashram Jesu

Die Christliche Lebensschule Ashram Jesu – „Lebensschule“ (ohne viel Komfort) kann durchaus als Übersetzung von „Ashram“ gelten – ist ganz wesentlich eine Frucht meines Terziates in den USA mit Experiment in Indien. Seit 2005 ist sie in einer alleinliegenden Mühle im Westerwald beheimatet. Nach meiner Einschätzung unterscheidet sie von vergleichbaren Häusern:

- Es gibt nicht nur „gegenstandslose“ Meditation, sondern auch täglich eine gemeinsame Schriftbetrachtung mit Texten aus allen Weltreligionen, um deren Wahrheiten kennenzulernen und den eigenen christlichen Horizont zu weiten. Eucharistie wird an den Sonntagen gefeiert.
- Wir meditieren jeweils eine dreiviertel Stunde und verweilen dabei idealerweise achtsam, liebevoll und gelassen bei dem, was je jetzt in den Fokus der Wahrnehmung tritt. Das entspricht der buddhistischen Vipassana-Meditation, die im Ashram Jesu als Hören, Ernstnehmen, Unterscheiden und Tun des Vernommenen verstanden wird. Wir üben, bei allen Tätigkeiten und Verrichtungen des Alltags nach innen gerichtet zu sein und zu lauschen.
- Wirkungsvoller als Einzelbegleitung erscheint mir oft die Begleitung durch die Kursgruppe; diese ist als prozessorientierte Hier und Jetzt-Gruppe konzipiert mit Interesse an der Beziehungsgestaltung der Teilnehmenden. So kann Arbeit am eigenen „Schatten“ geschehen.
- Gäste und Leitung bilden eine Lebensgemeinschaft auf Zeit, in der sie miteinander den Haushalt bewältigen, meditieren, die Schriften betrachten usw. und so sich viele Stunden gegenseitig erleben.
- Die ersten drei hoch strukturierten Tage des Ashramaufenthalts dienen der Bewältigung des Entzuges von Beschäftigung und Ablenkung außen und dem Kennenlernen unserer Me-

thoden. Ab dem vierten Tag liegt die Verantwortung für den weiteren Prozess in der Hand der Ashramgäste: sie sind frei, ihre eigene Meditationsmethode anzuwenden, mehr oder weniger zu meditieren usw.

In 2010 konnte das bis dahin halbjährliche Angebot auf das ganze Jahr ausgedehnt werden, weil Sr. Petra Maria Hothum SND, Exerzitenbegleiterin und Trainerin für Gruppendynamik, bis dahin als Noviziatsleiterin tätig, von ihrer Gemeinschaft dafür freigestellt wurde. Seit 2013 wird der Ashram von einem e.V. getragen, der von Christa Pesch und Ronald Jost vertreten wird. Wir bieten sieben- und zehntägige Grundübungen (Exerziten) an, ferner thematische Kurse, bundesweite „Ashramtage“ und seit 2012 einen dreijährigen „Lernweg“, dessen zweiter Durchgang letztes Jahr begonnen hat. Er dient einer vertieften persönlichen Formung im Sinne der Ashram-Spiritualität und der Vorbereitung darauf, eine Ashram-Gruppe vor Ort aufzubauen und zu leiten. Mit diesen Angeboten erreichen wir etwa 350 Personen jährlich und haben ca. 1400 Übernachtungen.

Was sind unsere Erfahrungen?

Im Laufe der Jahre hat sich unsere Besucherschaft dahin entwickelt, dass heute vor allem Menschen kommen, die Gott oder Sinn oder Orientierung suchen in existentieller Weise. Teils sind sie kirchenfern, teils sind sie in ihren Kirchen engagiert, teils waren sie in anderen Religionen unterwegs oder haben (therapeutische...) Selbsterfahrung. Der Ashram Jesu ist natürlich auch irgendwie Bildungshaus und Übungsstät-

te für Achtsamkeitsmeditation; vor allem aber soll er ein Ort der Gottsuche in Gemeinschaft sein.

Das bedeutet für uns, die wir da leben, dass wir auch außerhalb der Kurse ein stilles, achtsames Leben zu führen suchen und täglich dreimal meditieren.

Routine und Arbeitslast gefährden immer wieder die Lebendigkeit der eigenen Gottesbeziehung, die am unmittel-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

barsten dann ist, wenn man in Kontakt mit dem eigenen Sündersein kommt; d.h. zum Beispiel, sich nicht mit der Sehnsucht nach Gott zu identifizieren, sondern den Mangel an Erfüllung bewusst auszuhalten.

Die Gäste des Ashram scheinen seine Klarheit und Nüchternheit, seine Einfachheit und im Zentrum des Christlichen geerdete Spiritualität zu schätzen und in ihm einen Raum zu finden, in dem sie, gehalten und herausgefordert, sich ihrer Wahrheit in Freiheit stellen können.

Ich wusste 2010 nicht, ob ich in dieser Konzentration und mit so wenig Ablenkung würde leben können. Nun stelle ich fest: mein Leben ist einfacher geworden und ich lebe gerne in dieser Weise; irgendwie scheint es befriedigend zu sein.

Mehr Infos sind zu finden unter www.ashram-jesu.de und in meinem Buch „Der spirituelle Weg. Eine christlich-interreligiöse Lebensschule“, Echter 2016.

Leonhard Lehmann OFMCap

Freundeskreis Kapuzinergeschichte

In den letzten dreißig Jahren haben die Kapuziner viele Klöster in Deutschland aus Nachwuchsmangel schließen müssen. Für die Bevölkerung war es meistens ein schmerzlicher Abschied. Es regten sich aber auch Kräfte, welche die Erinnerung an die Brüder aufrecht zu erhalten suchen. An anderen Orten sind es schon über 200 Jahre her, dass die Klöster säkularisiert wurden. Dort sind die Gebäude einem anderen Zweck zugeführt oder abgerissen worden. In Münster haben wir die dritte Variante: die Kapuziner waren zuerst in St. Ägidii (1615-1812), kehrten nach der Säkularisation wieder zurück und gründeten 1858 am Neutor ihr bis heute bestehendes Kloster. Die Unterbrechung von 46 Jahren mitgerechnet, feierten sie 2015 ihr 400-jähriges Jubiläum.

Jubiläen sind immer wieder Anlass zurückzuschauen auf das, was man feiert. Lehrer und Lokalhistoriker bemühen sich, in Archiven fündig zu werden. Sie befragen ältere Personen und werden dann meistens auf größere Archive verwiesen; für die Kapuziner ist dies seit der Vereinigung der beiden deutschen Provinzen im Juli 2010 das Zentralarchiv im Konvent St. Magdalena in Altötting.

Um jene Personen miteinander zu vernetzen, die sich mit Kapuzinern oder deren Klöster beschäftigen, wurde ein Freundeskreis gegründet. Die Mitglieder trafen sich erstmals im Juli 2014 im Jugendhaus in Gernsheim am Rhein,

dann ein Jahr später am gleichen Ort. Wir stellten unsere Interessengebiete vor, einzelne hatten schon Bücher oder Artikel verfasst, andere planen Veröffentlichungen. So berichtete z. B. Dr. Reimund Haas von der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Kapuziner in Münster über das 400-jährige Jubiläum, das die Brüder dort begingen

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

und in das er durch Vorträge und die Mitarbeit an einer Festschrift involviert war. Er hatte auch das Privileg von 1615 entdeckt, mit dem der Fürstbischof Ferdinand von Bayern den Kapuzinern erlaubte, „in Münster zu betteln und zu predigen“. Klaus Nagel, einst Schüler des Fidelis-Kollegs, schilderte die Geschichte des Klosters und Internats in Bensheim. Dass beides nach der Zerstörung im II. Weltkrieg wieder aufgebaut wurde, ist vor allem P. Otto Weber (1897-1972) zu verdanken. Seit 1980 wirken dort sechs polnische Franziskaner. Franz Josef Schäfer, der am Gymnasium in Bensheim Geschichte unterrichtet, stellte uns den Kapuziner Manfred Hörhammer (1905-85) vor, der

als Sanitätssoldat sowohl Franzosen wie Deutschen gerecht zu werden versuchte und nichts sehnlicher wünschte als die Versöhnung der verfeindeten Nationen. Nach dem II. Weltkrieg wurde er zum Mitbegründer der Pax-Christi-Bewegung, für die er unentwegt schrieb, predigte und unterwegs war.

Edith Müßig in Fulda ist bisher die einzige Frau in unserem Kreis. Sie beschäftigt sich mit ihrem Großonkel P. Markus Müßig (1875-1952) und hat in Archiven in Berlin, Krefeld und München viele Briefe und Fotos gefunden. Wir ermutigten sie, aus dem gesammelten Material ein Buch zu erstellen, das die interessante Biographie des Dieburger Kapuziners und die Geschichte der von ihm gegründeten Schwesternkongregation bietet.

Auf die Spuren franziskanischer Geschichte in Offenburg will uns in diesem Jahr Dr. Manfred Merker führen. Dort waren bis zur Säkularisation Franziskaner und Kapuziner tätig. Das Kloster der Letzteren ist das einzige Gebäude, das den Stadtbrand von 1689 überstand. Die Kirche wird heute von Altkatholiken benutzt. Da die Franziskaner ein Gymnasium unterhielten, hatten sie auch eine gut bestückte Bibliothek, von der heute ganz seltene Titel auf uns gekommen sind. Zu diesen Schätzen in der Ortenau wollen wir uns aufmachen, wenn wir uns vom 25. bis 28. Juli 2016 in Zell am Harmersbach (Schwarzwald) treffen. Vom dortigen Kloster sind Exkursionen vorgesehen nach Haslach und Offenburg. Gerne sind neue Freunde der Kapuzinergeschichte willkommen.

Aus Rom und dem Vatikan

Rat der Bischofssynode konsultiert USG

Der Rat der Bischofssynode hat Papst Franziskus Themenvorschläge für die nächste Vollversammlung unterbreitet. Wie der Vatikan am 20. April mitteilte, diskutierten die Mitglieder an den beiden Vortagen Inhalte, die Thema einer kommenden Synode sein könnten. Im Vorfeld der Beratungen war neben anderen Gremien auch die Union der Generaloberen (USG) zu möglichen Themenfeldern gehört worden. Über das endgültige Thema wird Papst Franziskus entscheiden.

Ordensoberinnen gründen Netzwerk von Kirchenrechtlerinnen

Die Union der Generaloberinnen (UISG) gründet ein Netzwerk für Kirchenrechtlerinnen. Das sagte die Präsidentin der Vereinigung, Sr. Carmen Sammut MSOLA, Anfang Februar 2016 im Gespräch mit der Vatikanzeitung „L'Osservatore Romano“. Es gebe nur wenige Fachfrauen für Kirchenrecht in der Welt, und diese seien isoliert. Ordensfrauen müssten sich mehr darüber bewusst werden, dass das Kirchenrecht zentral ist, um Vorschläge für ein breiteres Aufgabenfeld von Frauen in der Kirche zu erarbeiten, so Sr. Carmen in dem Interview mit Lucetta Scaraffia, die die Frauen-

beilage „Frauen, Kirche, Welt“ des „Osservatore“ verantwortet. Ihre Vereinigung plane zudem Stipendien für Afrikanerinnen, die Kirchenrecht studieren wollen. (rv/dok)

Neuen Leitlinien für die Priesterausbildung

Die vatikanische Klerus-Kongregation arbeitet derzeit an neuen Leitlinien für die Priesterausbildung. Die bisherige Ordnung („Ratio Fundamentalis“) stammt aus dem Jahr 1985. Inzwischen habe es jedoch zahlreiche Veränderungen etwa „im Hinblick auf den kulturellen Kontext“ und die Kirche selbst mit ihren seelsorglichen Strukturen und Methoden gegeben, erläuterte der zuständige Kongregations-Sekretär, Erzbischof Jorge Carlos Patron Wong, im Gespräch mit der Zeitschrift „miteinander“ des österreichischen Canisiuswerkes. Es gelte daher, heute erneut „kreativ über die Identität und Sendung des Priesters nachzudenken“. Ziel der neuen „Ratio“ sei es, einen „gerechten Ausgleich zwischen den allgemeinen und den lokalen Erfordernissen“ herzustellen. Daher werde das neue Dokument sich darauf beschränken, einen „großen inhaltlichen Horizont (...), eine allgemeine Vision, die Orientierungen und Normen enthält“ zu bieten; die konkrete Ausgestaltung bleibe „dem Urteil der Hirten einer jeden Nation überlassen“. (kap)

Aus der Weltkirche

Europa

Die EU-Bischofscommission COMECE hat den Dominikaner Br. Olivier Poquillon OP zum neuen Generalsekretär ernannt. Er übernimmt das Amt des Generalsekretärs von Patrick Daly für eine Amtszeit von drei Jahren. Poquillon, der nach dem Studium des Internationalen Rechts 1994 dem Dominikanerorden beitrug, arbeitete als Experte für den Heiligen Stuhl beim Europarat sowie als Militärkaplan in Bosnien-Herzegowina und im Tschad. 2003-2004 war er ein Jahr im Irak, wo er an der Universität Mossul wirkte. Von 2008 bis 2013 übernahm er das Amt des Ständigen Delegierten des Dominikanerordens bei den Vereinten Nationen in Genf. Seit 2013 ist er Prior des Dominikanerkonvents Saint Pierre Martyr in Straßburg. Daneben war er u.a. weiterhin als Experte des Heiligen Stuhls beim Europarat und als Berater der Ordensdelegation bei der UNO tätig.

Österreich/Schweiz

Die Steyler Missionare der bisherigen Provinzen Schweiz und Österreich haben sich Anfang Mai 2016 zu einer neuen „Mitteleuropäischen Provinz“ zusammengeschlossen. 120 Ordensmänner aus zehn Niederlassungen, darunter auch in Kroatien und Frankreich, gehören der neuen Regionaleinheit an. Als erster Provinzial wurde P. Stephan Dähler SVD, zuletzt Schweizer Provinzial, ins Amt eingeführt. Als Arbeits-

schwerpunkte der Provinz nannte Dähler im Interview der Ordenszeitschrift „Stadt Gottes“ (Mai-Ausgabe) ein Zugehen auf Jugendliche und Menschen, die nichts von Religion wissen wollen, die Seelsorge in multikulturell und multireligiös geprägten Großstadtvororten sowie die Betreuung von Flüchtlingen und Migranten. (kna)

Österreich

Analog zum „Freiwilligen Sozialen Jahr“ können Interessierte ab September zwischen drei und zwölf Monate in einer österreichischen Ordensgemeinschaft mitleben und mitarbeiten. Die Projektkoordinatorin, Sr. Ruth Pucher, sagte der Presseagentur Kathpress, es handele sich um eine „Win-win-Situation“. Es begegneten sich „zwei Welten, die sich gegenseitig etwas zu sagen haben“ und die sich gegenseitig in der Fragen nach der eigenen Zukunft unterstützen könnten. Die Teilnehmer des „Ordensjahres“ haben demnach die Möglichkeit, das Ordensleben von der Innenseite her kennenzulernen. Die Zeit in der Ordensgemeinschaft könne dazu dienen, eine Balance von Gemeinschaft, Gebet und beruflichem Engagement zu finden. Lebensentscheidungen könnten überdacht und neue berufliche Felder erprobt werden. Der persönliche Glaube könne dabei Vertiefung erfahren. Allerdings müsse klar sein, so Pucher: „Wir sprechen nicht von einem Urlaub im Kloster, sondern von einem echten Mitleben. Wer mitmacht, wird zu einem

Teil des Konvents, ohne formal an die Gemeinschaft gebunden zu sein. Man nimmt zur Gänze am Ordensleben teil.“ Das Projekt, eine Frucht des von Papst Franziskus ausgerufenen „Jahres der Orden“ (2014/16), ist nach Angaben der Organisatoren analog zum „Freiwilligen Sozialen Jahr“ (fsj) angelegt. Es richtet sich jedoch nicht nur an junge, sondern auch an ältere Menschen. (kna)

Polen

Die Marienburg im Norden Polens hat ihr Wahrzeichen zurück: die weithin sichtbare acht Meter hohe Marienplastik an der Außenfassade der Schlosskirche. Nach Angaben polnischer Medien wurde die im Zweiten Weltkrieg im Januar 1945 zerstörte Madonna aus 300.000 Mosaikelementen wiederhergestellt und in Gegenwart des Hochmeisters des Deutschen Ordens, P. Bruno Platter OT, enthüllt. Die Gottesmutter Maria ist die Patronin des Deutschen Ordens, dessen Hauptsitz von 1309 bis 1457 die Marienburg war, die größte mittelalterliche Backsteinfestung Europas. Mit einem Gottesdienst feierten Platter und Ortsbischof Jacek Jezierski Mitte April auch die Wiedereröffnung der Schlosskirche nach Abschluss umfangreicher Restaurierungsarbeiten. Die 1344 errichtete Marienkirche war im Krieg ebenfalls zerstört und erst in den 1960er Jahren notdürftig gesichert worden. Die Marienburg in der gleichnamigen Stadt (polnisch: Malbork) gehört zu den Touristenmagneten Polens. Die Madonna mit Kind war im 14. Jahrhundert am äußeren Chorabschluss der Marienkirche platziert worden. Sie war das wichtigste Symbol der Burg und der Umgebung. (kna)

Russland/Griechenland

Mit der Eröffnung einer Fotoausstellung durch den russisch-orthodoxen Patriarchen Kyrill I. haben Mitte März 2016 in Moskau die 1.000-Jahrfeiern des russischen Panteleimon-Klosters auf dem Berg Athos begonnen. Das Kirchenoberhaupt würdigte dabei laut Medienberichten die orthodoxe Mönchsrepublik im Norden Griechenlands als „Quelle des russisch-orthodoxen Christentums“. Die ersten Ordensbrüder, die sich in Kiew und andernorts im russischen Vorläuferreich ansiedelten, seien Athos-Mönche gewesen. Die Ausstellung im Museumstrakt der Christ-Erlöser-Kathedrale zeigt etwa 180 Bilder über die russische Präsenz auf dem Heiligen Berg der Orthodoxie. Zur 1.000-Jahrfeier des Panteleimon-Klosters wurde Kyrill I. im Mai auf dem Berg Athos erwartet. Dort leben heute rund 70 Ordensbrüder und Novizen aus Russland, der Ukraine, Weißrussland, Georgien und der Republik Moldau. Die russische Regierung hatte in den vergangenen Jahren die aufwendige Renovierung des Konvents an der Westküste der Athos-Halbinsel mitfinanziert. In der tausendjährigen Geschichte des Klosters schwankte die Zahl der Mönche stark. Vor hundert Jahren war es nach Moskauer Angaben mit mehr als 2.000 Ordensbrüdern das größte der 20 Athos-Klöster. Ende der 1960er Jahre waren es nur sieben Mönche. 1730 sollen es nur vier gewesen sein. (kna)

Türkei

Der türkische Staat und Präsident Recep Tayyip Erdogan verschärfen offenbar den Kurs gegenüber den Kirchen im

Land. Nachdem sich die Türkei mit solchen Handlungen lange zurückgehalten hatte, enteignete sie Mitte April ein christliches Kloster - erstmals seit Jahrzehnten. Die Enteignung fand auf der Insel Chalki vor den Toren Istanbuls statt. Praktisch über Nacht wurde der einzige orthodoxe Mönch verjagt und die „Patriarchalskiti“ oberhalb einer malerischen Bucht in Beschlag genommen. Künftig soll hier die Feuerwehr einziehen und die Alarmglocken läuten, so berichten es christliche Kreise am Bosphorus. Das staatliche Forstministerium hatte bereits Anfang April 2016 die Kirche zur Verklärung Christi (Metamorphosis) übernommen. (kna)

In der türkischen Stadt Izmir (Smyrna) eröffnet der Franziskanerorden eine neue Niederlassung. Diese soll nach Angaben des Generalats der Franziskaner auf Wunsch des Generaloberen P. Michael A. Perry OFM die bereits existierende Kommunität in Istanbul unterstützen. Die erste internationale Kommunität in der Türkei wurde von P. Hermann Schalück OFM angeregt, der als Generaloberer Bartholomäus I. besuchte und in Absprache mit ihm 1995 die erste internationale Kommunität auf den Weg brachte. Sie setzt sich vor allem für die Ökumene und den internationalen Dialog ein, unter anderem mit dem Angebot eines Fortbildungskurses zu ökumenischen und interreligiösen Themen. Nach zwölf Jahren entsteht nun die zweite Kommunität im Land. (fides)

Israel

Die Franziskaner eröffnen in Jerusalem ein Heilig-Land-Museum. Neun Monate

nach der Grundsteinlegung wurde Mitte März mit einer Multimedia-Installation zur Via Dolorosa der erste Teil des „Terra Sancta Museums“ in der Jerusalemer Altstadt eröffnet. Folgen sollen auf dem Gelände der Geißelungskapelle bis Ende 2017 eine archäologische und eine historische Abteilung, wie das Hilfswerk der Franziskaner-Kustodie „ATS-Pro Terra Sancta“ mitteilt. Die Ausstellung sei das einzige Museum weltweit, das den Wurzeln des Christentums und dem Erhalt der Heiligen Stätten gewidmet ist, die seit mehr als 800 Jahren in der Obhut der Franziskaner liege, hieß es. Träger des insgesamt 2.500 Quadratmeter umfassenden Museums ist die Franziskaner-Kustodie zusammen mit dem Studium Biblicum Franciscanum und „ATS-Pro Terra Sancta“. (kna)

Anfang April wurde der Bau der Trennmauer in Cremisan wieder aufgenommen. In einer offiziellen Verlautbarung erklärte sich das Lateinische Patriarchat Jerusalem enttäuscht und verurteilt das Verhalten Israels. „Der Bau einer Trennmauer und die ungerechte Beschlagnahme von Grundstücken christlicher Familien aus Beit Jala“, heißt es in der Verlautbarung, „sind eine Beleidigung für den Friedensprozess“. In diesem Zusammenhang erinnert das Patriarchat auch daran, dass der internationale Gerichtshof in Den Haag bereits am 9. Juli 2004 den Bau der Mauer als illegal bezeichnete und deren Abriss forderte. Im April 2015 hatte auch das Oberste Gericht Israels die Trennmauer als ungerechtfertigt im Hinblick auf die Sicherheit Israels bezeichnet. Betroffen vom Bau der Mauer ist auch das in Cremisan gelegene Kloster der Salesianer Don Boscos. (fides)

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Im Rahmen des Generalkapitels der Franziskanerinnen vom hl. Martyrer Georg zu Thuine vom 18. bis 30. April 2016 wurde am 26. April 2016 Sr. Maria Cordis Reiker zur neuen Generaloberin der Gemeinschaft gewählt. Sie löst Sr. Margaretha Maria Brand ab, die das Amt zwölf Jahre lang innehatte.

Im Rahmen ihres Generalkapitels haben die Hildegardisschwestern am 29. April 2016 Sr. Dorotea Castano SAC für eine weitere Amtszeit von sechs Jahren als Generaloberin der Gemeinschaft im Amt bestätigt.

Die Schwestern des Benediktinerinnenpriorats St. Alban in Dießen am Ammersee haben am 22. April 2016 Sr. Ingeborg Ott OSB für eine weitere Amtszeit von sechs Jahren im Amt der Priorin bestätigt.

Beim 5. Provinzkapitel der Johanneschwestern von Maria Königin (Leutesdorf/Rhein) wurde Sr. M. Gabriele Kranz am 18. April 2016 zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie löst Sr. Maria Gerbetschläger nach zwei Amtsperioden (sechs Jahren) in diesem Amt ab.

Das 34. Generalkapitel der Barmherzigen Brüder von Montabaur hat am 14. April 2016 Br. Michael Schmunk FMM

zum neuen Generaloberen gewählt. Er folgt in diesem Amt auf Br. Stephan Geißler.

Neuer Provinzial der Passionisten ist P. Gregor Lenzen CP, der diesen Dienst in der Vergangenheit bereits über viele Jahre ausgeübt hat. Sein Vorgänger, P. Lukas Temme CP, steht ihm nun als Konsultor im Provinzrat zur Seite. Die Wahl fand im Rahmen des Provinzkongresses der Süddeutsch-Österreichischen Vizeprovinz der Passionisten vom 11. bis 14. April 2016 in München-Pasing statt.

Für das Institut Serviam wurde neben Generaloberin Sr. Rosemeyre B. Cardoso am 12. April 2016 auch Sr. Irene Schaeffer als Regionalleiterin in die DOK aufgenommen.

Sr. Irmengard Schuster OCD wurde zur Priorin des Dachauer Karmel wiedergewählt. Die Wahl fand am 8. April 2016 statt.

Die Karmelitinnen des Klosters St. Josef in Hauenstein haben am 23. März 2016 Sr. M. Agnes von Jesus dem Erlöser zu ihrer neuen Priorin gewählt. Sie löste in dieser Aufgabe Sr. M. Elia vom Erbarmen Gottes ab.

Die Zisterzienserinnen der Abtei St. Marienthal in Ostritz haben am 22. Fe-



bruar 2016 M. Elisabeth Vaterodt O.Cist. zur 56. Äbtissin gewählt. Die Wahl fand unter dem Vorsitz des Generalabtes der Zisterzienser, Mauro-Giuseppe Lepori O.Cist. statt, nachdem die bisherige Äbtissin Mutter Regina Wollmann anlässlich ihres 75. Lebensjahres ihr Amt zur Verfügung gestellt hatte.

Nach der Wahl durch den Konvent wurde Sr. M. Uta Brockschmidt, Franziskanerin von Thuine, am 2. Februar 2016 von Bischof Franz-Josef Bode erneut für drei Jahre als Oberin des Konventes der Ursulinen im St. Angela Kloster in Osnabrück eingesetzt.

Die Generaloberin der Steyler Missionsschwestern hat am 9. Januar 2016 Sr. Anna-Maria Kofler SSpS für eine zweite Amtszeit von drei Jahren zur Provinzoberin der deutschen Provinz ernannt. Zur Provinz gehören Niederlassungen in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden. Seit 2014 ist Sr. Anna-Maria auch Mitglied des erweiterten Vorstands der DOK.

Am 4. Januar 2016 haben die Benediktinerinnen von St. Lioba, Freiburg, Sr. Magdalena Löffler OSB (60) zur neuen Priorin gewählt. Sie wurde am 5. April 2016 in das Amt eingeführt. Sr. Magdalena löst als Priorin Sr. Dr. Scholastika Deck OSB ab, die die Gemeinschaft seit Januar 2004 geleitet hat.

Die Benediktinerabtei Rohr wird für die nächsten beiden Jahre durch den Abtpräses der Bayrischen Benediktinerkongregation, Abt Barnabas Bögle OSB, geleitet. Bereits im Dezember 2015 hatte der Heilige Stuhl das entsprechende Dekret veröffentlicht. Abt Barnabas

folgt auf den Scheyrer Abt Markus Eller OSB, der seit 2010 das Kloster in Rohr als Administrator geleitet hat.

Der Papst hat das Rücktrittersuchen von Bischof Dieter B. Scholz SJ (77) angenommen. Der aus Deutschland stammende Jesuit war seit 2006 Bischof der simbabwischen Diözese Chinhoyi. Wie üblich hatte er mit Erreichen seines 75. Lebensjahres den Papst gebeten, das Amt einem Nachfolger zu übergeben. Dieter B. Scholz SJ wurde 1938 in Berlin geboren. Er trat 1958 in den Jesuitenorden ein, studierte Philosophie in Chantilly/Frankreich und Theologie in Frankfurt, außerdem Afrikanische Sprachen und Sozialanthropologie. 1969 wurde er in Berlin zum Priester geweiht. Bereits 1963 nahm er die Arbeit in der damaligen britischen Kolonie Südrhodesien, dem heutigen Simbabwe, auf. Scholz arbeitete zunächst als Seelsorger in der Marymount-Mission im Nordosten des Landes. Während des Unabhängigkeitskriegs in den 1970er Jahren dokumentierte er als Mitglied der kirchlichen Kommission für Gerechtigkeit und Frieden Menschenrechtsverstöße und Gewalttaten in Rhodesien. Er wurde unter der weißen Minderheitsregierung von Ian Smith zweimal verhaftet und 1978 des Landes verwiesen. (sj)

Seligspredung von M. Celeste Crostarosa

Am 18. Juni 2016 wird die Gründerin der Ordensgemeinschaft der Redemptoristinnen, Sr. M. Celeste Crostarosa, in Foggia (Italien) selig gesprochen. Sie lebte von 1696 bis 1755. Als erster redemptoristischer Zweig entstand 1731/32 die Schwesterngemeinschaft, der M.

Celeste als Leiterin vorstand. Am 9. November 1732 folgte die Gründung der Redemptoristen. Die Redemptoristinnen von Scala sind eine kontemplative Ordensgemeinschaft, in Deutschland leben die Redemptoristinnen im Kloster Heilig Kreuz in Püttlingen gemeinsam mit den Nazareth-Schwestern.

Sexueller Kindesmissbrauch: Vereinbarung mit dem Unabhängigen Beauftragten

Im Jahr 2012 hat die DOK wie auch andere Organisationen mit dem Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs (UBSKM) eine Vereinbarung zur Umsetzung der Empfehlungen des Runden Tisches Sexueller Kindesmissbrauch abgeschlossen. Die Laufzeit der Vereinbarung endete am 31. Dezember 2013. In der laufenden Amtsperiode des USBKM hat dieser weiterführende Vereinbarungen mit den bisherigen und weiteren Partnern abgeschlossen, darunter auch die DOK. Im April 2016 wurde diese Vereinbarung unterzeichnet. Sie steht auf <http://www.orden.de/aktuelles/themen> zum Download zur Verfügung. Die Vereinbarung zieht Bilanz über die bisher erfolgten Maßnahmen im Zusammenhang mit der Thematik und zeigt geplante Maßnahmen und Vereinbarungen auf.

DOK unterstützt „Allianz für Weltoffenheit“

Die Deutsche Ordensobernkongferenz (DOK) hat sich der „Allianz für Weltoffenheit, Solidarität, Demokratie und Rechtsstaat - gegen Intoleranz, Menschenfeindlichkeit und Gewalt“ ange-

schlossen. Es sei „ein gutes Signal hinein in unsere Gesellschaft“, so der DOK-Vorsitzende Abt Hermann-Josef Kugler O.Praem., „wenn wir über Religions- und Konfessionsgrenzen hinweg auf gemeinsame Werte aufmerksam machen“. Er wies darauf hin, dass sich viele Ordensfrauen und -männer in verschiedenen Bereichen für die Würde eines jeden Menschen einsetzen. Zu den zehn Gründungsmitgliedern der Allianz gehört auch die katholische Deutsche Bischofskonferenz. Das breite gesellschaftliche Bündnis war am 11. Februar in Berlin vorgestellt worden. In einem gemeinsamen Aufruf appellierten die Allianzpartner angesichts der aktuellen Herausforderungen, demokratische Grundwerte und gesellschaftlichen Zusammenhalt zu wahren sowie Hass und Intoleranz entschieden entgegenzutreten. Der Gründungsauftrag „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ der „Allianz für Weltoffenheit“ findet sich auf www.allianz-fuer-weltoffenheit.de.

Orden und Hilfswerke: mehr Austausch vereinbart

Eine intensivere Zusammenarbeit und mehr Austausch haben der Vorstand der Konferenz missionierender Orden (KMO) und Renovabis bei einem Treffen in Freising vereinbart. Zu dem Arbeitsgespräch, das in dieser Form erstmals stattfand, konnte Renovabis-Geschäftsführer Burkhard Haneke die Vorstandsmitglieder der KMO begrüßen: die Regionaloberin der Weißen Schwestern in Deutschland, Sr. Elisabeth Biela MSOLA; die Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz, Sr. Agnesita Dobler OSF; den Abtpräses der Missionsbenediktinerkongregation von

St. Ottilien, P. Jeremias Schröder OSB, sowie den Missionsprokurator der Deutschen Provinz der Jesuiten, P. Klaus Vähröder SJ. Wichtige Themen des Gesprächs waren, neben der Information über Strukturen der Zusammenarbeit bei Orden und Hilfswerken in Deutschland, auch die Frage der europäischen Vernetzung. Diese sei, „gerade angesichts der derzeitigen Flüchtlingskrise und der notwendigen europäischen Solidarität auch für die Orden im Westen und Osten Europas von zunehmender Bedeutung“, waren die Gesprächspartner überzeugt. Die Vertreter/innen der KMO zeigten sich dankbar für mancherlei Hinweise auf die Situation und das Engagement von Ordensgemeinschaften in Osteuropa, mit denen Renovabis durch die Projektarbeit in Verbindung steht. Die Mitarbeiter der Renovabis-Geschäftsstelle hoben ihrerseits hervor, wie wichtig Ordensleute für die Durchführung zahlreicher Unterstützungmaßnahmen von Renovabis in den mittel- und osteuropäischen Ländern seien. Viele Projekte sowohl im kirchlich-pastoralen wie auch im sozial-caritativen oder Bildungsbereich seien – so Geschäftsführer Burkhard Hanke – „ohne Ordensfrauen und -männer gar nicht durchführbar“.

AG Missionsprokuren: Über 83 Mio Euro für Einsatz in aller Welt

Die Arbeitsgemeinschaft der Missionsprokuren (AGMP) hat ihren Finanzbericht für das Jahr 2015 vorgelegt. Daraus geht hervor, dass die Missionsprokuren im vergangenen Jahr weit über 83 Mio. Euro an Einnahmen aus Spenden, Beiträgen und in geringem Maße aus Zu-

schüssen zusammengetragen haben. Die Summe liegt zwar um rund 1,65 Mio Euro niedriger als die des Vorjahres, allerdings liegt ihr mit den Zahlen von insgesamt 40 Ordensgemeinschaften eine geringere Datenbasis als im Vorjahr zugrunde, in dem Daten von 54 Orden berücksichtigt werden konnten. Insofern sind die Berichte bedingt vergleichbar. Den Einnahmen stehen Ausgaben für weltkirchliche und missionarische Aufgaben von insgesamt über 85 Mio Euro gegenüber. Der AGMP-Vorsitzende P. Clemens Schliermann SDB erinnert im Vorwort des Berichts mit Blick auf Priester, Ordensleute und engagierte Laien an ein Wort von Papst Franziskus: Sie müssten „Handwerker der Vergebung, Spezialisten der Versöhnung und Experten der Barmherzigkeit sein“. Insgesamt sind in der AGMP 106 missionierende Ordensgemeinschaften vertreten.

Rund 2000 deutsche Missionskräfte im weltweiten Einsatz

Die Anzahl deutscher Missionskräfte im weltweiten Einsatz betrug im Februar 2016 genau 1.990 Personen. Im vergangenen Jahr konnten noch 2.121 Missionarinnen und Missionare deutscher Nationalität gezählt werden (minus 6,21 %). Das ergab die EDV-Analyse der im Generalsekretariat der DOK in Bonn zentral erfassten Daten, die von den entsendenden Ordensgemeinschaften und kirchlichen Stellen dorthin gemeldet wurden. Den größten Anteil der Missionskräfte stellen die Ordensgemeinschaften mit 1.704 Personen (Vorjahr 2015: 1.839), davon 961 Ordensschwwestern (Vorjahr 2015: 1.038), 579 Ordenspriester (Vorjahr 2015: 618) und

164 Ordensbrüder (Vorjahr 2015: 183). Hinzu kommen noch 168 Fidei-Donum-(Diözesan)-Priester aus Deutschland (Vorjahr 2015: 169) und 118 Laienmissionarinnen und -missionare (Vorjahr 2015: 113). 40,4 % aller Missionskräfte sind in Afrika tätig, 42,0 % in Lateinamerika, 15,4 % in Asien und 2,3 % in Osteuropa.

Rückblick: Fünftes Symposium Ordenstheologie

Vom 26. bis 28. Februar 2016 fand im Forum Vinzenz Pallotti an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (PTHV) das 5. Symposium Ordenstheologie statt. Zum Thema „Lebenskultur des Evangeliums in der Zerstreuung“ hatten sich rund 140 Ordensleute aus Deutschland und Österreich, aus apostolischen und monastischen Gemeinschaften, zum ersten Mal auch Schwestern und Brüder aus evangelischen Gemeinschaften, in Vallendar eingefunden. Das Symposium thematisierte die Spannung der Ordenslandschaft zwischen Sammlung und Aufbruch, Konzentration der Ressourcen und Ausprobieren von neuen Lebensformen und Arbeitsfeldern: In einer Welt, die durch die Attribute „flüchtig, unsicher, komplex und zweideutig“ gekennzeichnet ist, empfinden viele Ordensleute ihr Leben in steter Wandlung. Diese Situation wurde auf der Tagung nicht so sehr mit der Perspektive „es fehlt“, sondern mit „es werde“ als ein „gründender Bruch“ betrachtet. Bei allem zurzeit in vielen Gemeinschaften herrschenden Druck, Strukturen, Häuser oder Aufgaben loszulassen, zeichne sich doch schon eine neue Lebenskultur ab. Sie komme beispielsweise in der

Beteiligung von Ordensleuten an sozialen und ökologischen Initiativen, in Gesten der Gastfreundschaft gegenüber Fremden, im barmherzigen Einsatz für eine immer wieder Grenzen überschreitende, offene menschliche Identität zum Ausdruck. In vielen Rückmeldungen wurde deutlich, dass Vorträge, Workshops und nicht zuletzt gemeinsam gestaltete und gefeierte Gottesdienste den Teilnehmerinnen und Teilnehmern Mut machten, sich auf den nicht aufzulösenden Spagat zwischen dem Reichtum des zu bewahrenden Erbes und neuen Erfahrungen des Zusammenlebens (oft in kleiner Zahl!) und des kirchlichen und gesellschaftlichen Engagements einzulassen. Gestaltet wurde das Symposium vom Arbeitskreis Ordenstheologie der Deutschen Ordensobernkongress (DOK). Die Tagungsbeiträge werden in Heft 4/2016 der Ordenskorrespondenz dokumentiert.

Veränderungen in den Absprachen mit Barmer GEK und DAK

Bereits im Dezember 2015 fanden Gespräche mit der BARMER GEK und der DAK hinsichtlich der Beitragseinstufung und -berechnung der Ordensmitglieder statt. Abweichend vom bisherigen Grundlagendokument (vgl. OK 2/2005, S. 173-189) gelten nun folgende Regelungen:

- Der Beitragsbemessung in der Pflegeversicherung wird nur noch der Wert für gewährte Sachbezüge (Unterkunft und Verpflegung) zugrunde gelegt. Dies gilt für alle Ordensangehörigen, unabhängig davon, ob es sich um Altenteiler (nicht-aktiv) oder Nicht-Altenteiler (aktiv) handelt.

- Die Altenteiler-Regelung gilt auch dann, wenn der Ordensangehörige ausländische Renten und Versorgungsbezüge erhält. Für nicht mehr aktiv tätige Ordensangehörige sind solche Einnahme nicht beitragspflichtig.
- Rückwirkend zum 1. Januar 2016 kommt es auch zu Änderungen bei der Berechnung der Beiträge für Postulanten und Novizen. Hier wird bei der Beitragsberechnung der um 30 % abgesenkte Wert für freie Unterkunft zugrunde gelegt. (15 % Abzug als Auszubildender und nochmals 15 % Abzug für die Aufnahme des Beschäftigten in den Haushalt des Arbeitgebers oder bei Unterbringung in einer Gemeinschaftsunterkunft)
- Sämtlicher Schriftwechsel mit der Barmer GEK und der DAK kann von der Ökonomin/ dem Ökonom der Gemeinschaft geführt werden. Hiervon ausgenommen ist die persönliche Unterschrift für den Antrag auf freiwillige Weiterversicherung oder Kündigung der Mitgliedschaft sowie die persönliche Unterschrift des Ordensangehörigen bei einer Verordnung im Rahmen der häuslichen Krankenpflege. Diese sind weiter durch den Ordensangehörigen zu leisten.
- Auch im Meldeverfahren haben sich Änderungen ergeben. Die Barmer GEK setzt die Beiträge zur Kranken- und Pflegeversicherung für die freiwillig versicherten Ordensangehörigen monatlich fest. Die Zahlungen laufen in der Regel in einer Summe über das Konto der Ordensgemeinschaft. Es ist jedoch auch möglich, eine versichertenbezogene Abbuchung vom Konto der Ordensge-

meinschaft zu tätigen. Auf die Einreichung eines Beitragsnachweises wird verzichtet. Ergeben sich zwischen den festgesetzten Beiträgen und den Beitragszahlungen Differenzen, so sind diese leider in einem aufwendigen Verfahren manuell zu klären. Seitens der Barmer GEK wird dem Generalsekretariat der Deutschen Ordensobernkonzferenz jedoch ein Vorschlag unterbreitet werden, den aufwendigen Prozess der Beitragszahlung zu optimieren.

Neues Priesterseminar in Frankfurt St. Georgen

Nach knapp drei Jahren Bauzeit wurde am 24. April in Frankfurt das neue Priesterseminar für Kandidaten aus mehreren deutschen Bistümern auf dem Campus der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen der Jesuiten eingeweiht. Das Gebäude entspreche den Wohn- und Lebensansprüchen angehender Priester, so die Leitung des Seminars. Sie gab die Kosten für das neue Gebäude mit knapp neun Millionen Euro an. Träger des Seminars sind die Jesuiten, die auch für die Ausbildung zuständig sind, sowie die Bistümer Hildesheim, Limburg, Osnabrück und das Erzbistum Hamburg. Sie stellen auch die meisten der gegenwärtig in Sankt Georgen studierenden 50 Priesteramtskandidaten aus vier Kontinenten. Das neue Seminar hat sechs Geschosse. Jedes Stockwerk beherbergt eine Wohngruppe für bis zu zehn Studenten und eine entsprechende Anzahl an Einzelappartements. Alle Appartements haben eine eigene Nass- und Sanitärzelle, alle Wohngruppen eine eigene Küche und einen Wohn- und Auf-

enthaltsraum. „Wenn die Kirche in der modernen Gesellschaft eine Zukunft haben will, braucht sie nicht nur Priester, sondern gute“, betont der Leiter des Seminars, P. Stephan Kessler SJ. Auf den ersten Blick schein es gewagt, im Jahr 2016 eine solche Einrichtung zu schaffen. Für die Kirche gebe es dazu aber keine Alternative. (kna)

Fusion bei den Franziskus-schwwestern aus Karlsruhe und Krefeld

Die Franziskus-schwwestern aus Karlsruhe gehören seit Ende des Jahres 2015 zur Gemeinschaft der Franziskus-schwwestern in Krefeld. Die Schwwestern leben weiterhin in Karlsruhe, ihre Gemeinschaft wurde jedoch zum 10. November 2015 aufgelöst. In der Geschichte gehörten beide Gemeinschaften bis zu ihrer Trennung um das Jahr 1940 schon einmal zusammen.

Schwwestern vom Guten Hirten in Hofheim gehen neue Wege

„Auch im Alter wollen wir weiterhin selbstbestimmt, eigenverantwortlich und in christlicher Gemeinschaft leben“, so Sr. Gudula, Konventoberin der Schwwestern vom Guten Hirten in Hofheim. Die Schwwestern haben lange nach einer entsprechenden Wohnform gesucht, in der sie im Alter ihre christlichen Werte leben können und haben sich dazu entschlossen, ihr Altenheim in selbstverantwortete Wohngemeinschaften umzugestalten. Nach bundesweiter Recherche sind sie auf ein Modell im Kreis Borken im Münsterland gestoßen, das ihren Erwartungen sehr

nahe kommt: Es sollen nach derzeitiger Planung zwei bis vier selbstverantwortete Wohngemeinschaften entstehen. In jeder dieser Wohngemeinschaften werden bis zu zehn Mieter leben. Die Mieter werden dann sowohl Schwestern vom Orden des Guten Hirten, aber auch weltliche Mieter mit einem christlichen Menschenbild sein. Die Wohnungen der Mieter in der Wohngemeinschaft werden mit einem privaten Wohnbereich und einer optionalen Rauntrennung zwischen Wohnen und Schlafen, einer kleinen Pantry-Küche und einem barrierefreien Bad ausgestattet sein. In einem großen Gemeinschaftsbereich wird unterstützt gemeinsam gekocht, gegessen, gelacht und gestritten, so wie es in allen Gemeinschaften vorkommt. „Die Politik fordert und fördert mit der Novellierung der Pflegeversicherung die Ambulantisierung. Die Schwwestern haben dieses erkannt und möchten zu dem zurückkehren, was in ihrem aktiven Ordensleben immer im Vordergrund stand, Eigenaktivität bei Selbstbestimmtheit und einem Leben in Gemeinschaft“, so Matthias Mört, der Projektleiter des Umbaus.

Bundeskanzlerin Angela Merkel besuchte Don-Bosco-Zentrum Berlin-Marzahn

Bundeskanzlerin Angela Merkel hat am 22. März 2016 das Don-Bosco-Zentrum in Berlin-Marzahn besucht. Am Tag der Anschläge in Brüssel hielt die deutsche Regierungschefin an ihrem Terminplan fest und besuchte die im Don-Bosco-Zentrum ansässige Einrichtung „Manege gGmbH“, seit 2005 eine Einrichtung der Jugendsozialarbeit, Jugendberufshilfe und Jugendhilfe in gemeinsamer



Trägerschaft der Salesianer Don Boscos und der Schwestern der Hl. Maria Magdalena Postel. Dabei bekundete Merkel „allergrößte Hochachtung“ gegenüber allen im Don-Bosco-Zentrum Engagierten. „Das können wir durch kein Gesetz regeln. Wir können eine Grundversorgung bereitstellen; aber auf jede persönliche Lebenssituation einzugehen, das kann die Politik nicht leisten, wenn es da nicht auch viele Menschen mit einem großen Herz gäbe“, sagte die Bundeskanzlerin vor über 80 versammelten Journalisten und Kamerateams. Statt einer Stunde blieb die Kanzlerin gut 75 Minuten in der „Manege“. Sie finde es „wunderbar zu sehen“, wie Helferinnen und Helfer „mit viel Elan jungen Menschen das beibringen, was praktisch und theoretisch notwendig ist - von Schulnachbildung bis hin zu praktischen Fähigkeiten im Hausbereich, im Kochbereich, im ergotherapeutischen Bereich, in der Kreativität“. „Tag und Nacht für die jungen Leute bereitstehen. Das muss man erst einmal schaffen“, würdigte die Bundeskanzlerin des Engagement der beiden Ordensgemeinschaften und der rund 50 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der „Manege“. (div)

Franziskanerkirche in Ingolstadt gesperrt

Die Franziskanerkirche in Ingolstadt ist wegen akuter statischer Mängel seit Ende April gesperrt. Der Grund dafür sind Risse im Bereich des Chorbogens zwischen Kirchenschiff und Altarraum. Das hatten Voruntersuchungen für die geplante Restaurierung ergeben, wie die Bischöfliche Pressestelle in Eichstätt mitteilte. Das Geläut sei aus Sicherheitsgründen eingestellt. Die Instand-

setzung des Mauerwerks werde derzeit vorbereitet. Die Kirche solle mindestens bis zum Sommer geschlossen bleiben. Die Franziskanerkirche wurde 1275 als dreischiffige, flachgedeckte Basilika erbaut und in späterer Zeit mehrmals verändert. 1964 erhielt die Kirche von Papst Paul VI. den Titel „Basilica minor“. Im Jahr 2006 übernahmen Kapuziner die Seelsorge von den Franziskanern. (kna)

Jesuiten kehren nach Essen zurück

Die Jesuiten planen eine Rückkehr nach Essen. Vier Jahre nach dem Abschied der zuletzt aus Polen stammenden Patres aus der Ruhrgebietsstadt will die deutsche Jesuitenprovinz dort eine neue Gemeinschaft ansiedeln, wie das Bistum Essen mitteilte. Geplant sei, dass zunächst zwei Jesuiten eine „Willkommenskommunität“ als soziales Wohnprojekt gründen. Laut Bistum planen die Ordensmänner einerseits Gottesdienste und andere geistliche Angebote. Andererseits wolle die Kommunität Menschen wie Flüchtlingen oder anderen Notleidenden Schutz und Unterkunft bieten. Ruhrbischof Franz-Josef Overbeck sprach von einer „enormen Bereicherung“ für die Stadt und das Bistum Essen. Das Wohnprojekt könne zu einem guten Beispiel für „gelebte Barmherzigkeit“ werden, das spirituelle Impulse setze und praktische Lebenshilfe anbiete. Ziel aller Beteiligten sei es, eine längerfristige Präsenz der Jesuiten in Essen zu sichern. Aus der Stadt hatte der Orden nach einer rund 400-jährigen, wechselvollen Geschichte 2012 die letzten Jesuiten abgezogen. (kna)

... Neue Bücher

Korbinian Birnbacher / Stephan Haering (Hg.)

Germania Monastica.

Festschrift für Ulrich Faust OSB zum 80. Geburtstag.

Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Band 126.

St. Ottilien: EOS Verlag 2015. – 606 S.

Ulrich Faust, gebürtiger Hamburger, Mönch der Abteien Otto-beuren und Marienberg (Südtirol), ist ein lebendiges Beispiel für die große historiographische Tradition der Benediktiner. Mit seinem Namen sind vor allem die unter seiner Leitung erschienenen Bände der „Germania Benedictina“ verbunden. Zu seinem 80. Geburtstag legen Freunde, Schüler und Wegbegleiter eine Festschrift vor, die vielfältige Aspekte des monastischen Lebens aus 1000 Jahren behandelt.

Acht Beiträge nehmen das Mittelalter in den Blick. Eine Urkunde aus dem Kloster Lambach, ein Kalendarium aus der Abtei Marienberg, die Krümme eines Bamberger Bischofsstabs und Bußgürtel werden untersucht. Norddeutsche Klosterreformen nach dem Investiturstreit, Ottoberer Verbrüderungen, das Nürnberger Schottenkloster St. Egidien und die Bedeutung der Eucharistie bei der Mystikerin Elisabeth von Schönau sind weitere Themen.

Die Breite benediktinischen Lebens setzt sich in den Beiträgen zur frühen Neuzeit fort. Mehrfach steht die Abtei Ottoberen dabei im Mittelpunkt. Es geht um die Musikpflege in der Abtei, für die allein im Rokoko 300 Orchestermessen überliefert sind. Gäste im Kloster brachten nicht nur Geschenke mit, sondern erhielten auch solche. Die Jagd-, Forst- und Holzordnung kommt „in ihrem Regelungsgehalt neueren Vorstellungen von Nachhaltigkeit nahe“ (S. 390).

Der zweiten klösterlichen Heimat von P. Faust widmet sich der Beitrag über den für Mönche, Pilger und Angestellte benötigten Wein. Schweizer Klöster werden über eine Visitationsreise des Mailänder Kardinals Carlo Borromeo nach Disentis und die Abtei Engelberg im Spannungsfeld der helvetischen Klosterpolitik Anfang des 19. Jahrhunderts einbezogen.

Salzburg ist Gegenstand zweier Beiträge, zum einen die alte Salzburger Benediktiner-Universität über ein Panegyricum aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Ein wichtiger



ISBN 978-3-8306-7740-6
€ 56,50

Beitrag behandelt die Versammlung der deutschsprachigen Äbte in Salzburg 1868 zur Vorbereitung des Ersten Vatikanischen Konzils.

Bavarica sind Thema, wenn es um Barockliteratur aus Freising geht, um ein Bild des heiligen Benedikt in Rott am Inn sowie die Klosterwirtschaft von Polling im Aufklärungszeitalter. Die drei letzten Beiträge setzen sich mit der päpstlichen Politik gegenüber der orthodoxen Kirche und deren Verflechtung mit der Entstehung der benediktinischen Konföderation, mit dem zweiten Abtprimas Fidelis von Stotzingen und den Beziehungen von Joseph Bernhard zu den Benediktinern auseinander.

Den Herausgebern ist ein facettenreiches Buch gelungen, das einen breiten Einblick in benediktinisches Leben und Wirken bietet – mehr als ein „Artikelgrab“.

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

Joseph Famerée / Gilles Routhier

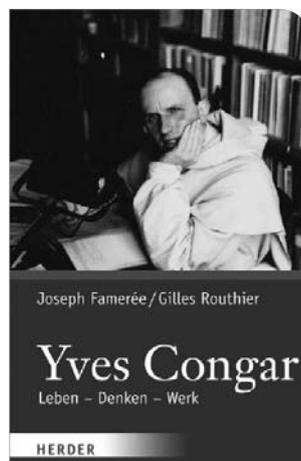
Yves Congar

Leben – Denken – Werk.

Aus dem Französischen übersetzt von P. Marcel Oswald OP
Freiburg: Herder 2016. – 328 S

Yves Congar zählt zu den bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts. 1904 in Sedan geboren, ist sein Tagebuch aus der Kindheit eines der in der Fernsehdokumentation „14 – Tagebücher des Ersten Weltkriegs“ (2014) verarbeiteten literarischen Grundlagen. Nach dem Studium der Theologie in Paris und dem Militärdienst trat er 1925 bei den Dominikanern ein. Das Studium setzte er in Le Saulchoir bei Tournai in Belgien fort, wo die Patres Marie-Dominique Chenu und Henri-Marie Féret zu seinen wichtigsten Anregern wurden. In dieser „Schule der Theologie“ (Chenu) lernte er Thomas von Aquin neu schätzen und in Dialog mit den Fragestellungen der Zeit bringen. Seit 1929 begleitete Congar die Ökumene. Begegnungen mit Lutheranern, Reformierten, Orthodoxen und Anglikanern erweiterten seinen Horizont zu einer Zeit, als die katholische Kirche der ökumenischen Bewegung noch ablehnend gegenüberstand. Die Auswertung einer Umfrage über den Unglauben und die Gründung der Buchreihe „Unam Sanctam“ sind die Weichenstellungen jener frühen Jahre.

Der Zweite Weltkrieg unterbrach die wissenschaftlichen Aktivitäten. Congar war fünf Jahre in deutscher Kriegsgefangenschaft. In dieser Zeit waren Chenu und Féret ihrer Lehrstühle enthoben worden. Congar selbst stand bereits seit 1939 innergemeinschaftlich in der Kritik wegen seiner ökumenischen Veröffentlichungen. Das setzte sich fort,



ISBN 978-3-451-31281-6

€ 29,99

so dass er über das Jahrzehnt nach dem Krieg schreiben konnte: „Was mich anbelangt, ich habe [...] seit 1947 bis Ende 1956 nur eine ununterbrochene Reihe von Denunziationen, von Warnungen, von einschränkenden und diskriminierenden Maßnahmen, von misstrauischen Eingriffen erfahren.“ (Zitat S. 34) Trotzdem veröffentlichte Congar noch seine bedeutenden Werke über wahre und falsche Reform in der Kirche und über den Laien. 1954 wurden die drei Dominikanerprovinziäle Frankreichs abgesetzt, Congar und weitere Mitbrüder ihres Lehrstuhls enthoben. Congar ging nach Jerusalem, 1956 nach Cambridge, dann nach Straßburg. Es waren Jahre der Einsamkeit, Erniedrigungen und Verdächtigungen.

Aus der Zeitung erfuhr er 1960, dass er an den Vorbereitungsarbeiten für das Konzil mitwirken sollte. Die folgenden Jahre waren geprägt durch intensives Arbeiten an Texten, in Kommissionen, durch Vorträge und Veröffentlichungen. Congar begleitete das Konzil durch Chronikberichte für die Presse und ein umfangreiches privates Tagebuch, das nach seinem Tod veröffentlicht wurde. Die Rezeption des Konzils beschäftigte den Dominikaner-Theologen, der zunehmend unter gesundheitlichen Einschränkungen litt, bis zum Ende seines Lebens. Nur einige Monate nach seiner Ernennung zum Kardinal starb Yves Congar 1995.

Nach der intellektuellen Biographie führen Joseph Famerée und Gilles Routhier die Leser in das theologische Denken Congars ein. Sein Hauptanliegen sehen sie in der Ökumene. Congars eigener Weg führt von der „gespaltenen Christenheit“ zur Auffassung der Vielfalt in der *Communio* der einen katholischen Kirche. Diese Kirche zu reformieren, war ihm eine frühe Intuition und ein lebenslanges Anliegen. „In der Suche nach der katholischen Fülle, die verwoben ist mit seiner Leidenschaft für die Einheit, und in dem Wunsch, die Kirche möge ein erneuertes Gesicht ihrer selbst zeigen, gründet bei Congar die Reflexion über die Reform in der Kirche.“ (S. 101) Auf diesem Weg entdeckt er neu die Theologie des Amtes, und zwar in der Beziehung des Amtes in der Kirche zum Heiligen Geist. Christologie, Pneumatologie und Ekklesiologie sieht er in großer Abhängigkeit, was sich in seinem letzten großen Werk über den Heiligen Geist deutlich zeigt. In den Jahren des Konzils entwickelt Congar in zwei Publikationen eine Theologie der Tradition. Dieses Thema, das seit der Reformation zwischen den Konfessionen umstritten war, konnte nicht zuletzt unter Mithilfe Congars in der Konstitution über die göttliche Offenbarung *Dei Verbum* wegweisend geklärt werden.

Famerée und Routhier fassen die ekklesiologische Methode Congars in einigen zentralen Stichworten zusammen. Grundlage ist die „reale Kirche und die Erfahrung, die man mit ihr macht“ (S. 184). Zur Gewinnung eines katholischen, also umfassenden Blicks auf die Kirche nennen sie mit Congar: Die Heilige Schrift ernst nehmen – Einen neuen Blick auf die Geschichte werfen – Auf die Anfragen der getrennten Brüder hören – Die Bestrebungen des heutigen Menschen ernst nehmen. Illustriert werden diese Themen durch eine Auswahl an Texten und eine Bibliographie.

Im Jubiläumsjahr des Dominikanerordens liegt in der Werkbiographie Congars ein konziser Zugang zu einem der wichtigen Theologen des 20. Jahrhunderts und einem der entscheidenden Wegbereiter des Zweiten Vatikanums vor, der auch in den Auseinandersetzungen um die Stellung der Theologie in der aktuellen Kirchensituation noch aktuell ist.

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

Patrizio Foresta

„Wie ein Apostel Deutschlands“

Apostolat, Obrigkeit und jesuitisches Selbstverständnis am Beispiel des Petrus Canisius (1543-1570).

Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte. Band 239
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2016. – 528 S.

Die Geschichte der Frühen Neuzeit wird in der Forschung meistens unter dem Paradigma der Konfessionalisierung betrachtet. Die Jesuiten nehmen darin einen prominenten Platz ein als der Orden, der ein Vorschreiten der Reformation im Deutschen Reich verhindern konnte. Katholische Reform oder Gegenreformation werden mit den Jesuiten verbunden. Diese Deutung der Jesuiten als Speerspitze gegen Luther wird in der Studie des italienischen Historikers Patrizio Foresta relativiert. Er greift auf das Selbstverständnis der ersten Jesuiten zurück und untersucht es konsequent aus den Quellen der ersten Generation. Dabei kann er manche „Mythen“, etwa die von der Gesellschaft Jesu als dem Orden des Konzils von Trient, relativieren. Foresta orientiert sich vor allem an der Gestalt des Petrus Canisius. An ihm und seinem Wirken arbeitet er wesentliche Grundlinien jesuitischen Selbstverständnisses heraus.

Foresta geht von einem ursprünglichen Begriff des Apostolats aus. „Pilger“, „Apostel“, „Jünger Jesu Christi“ sein, gehört zur fundamentalen Spiritualität der Jesuiten. Es wurde konkret im Unterwegs-Sein, im Missionsinteresse sowie in der Unterstellung unter die besonderen Sendungen durch den Papst. Den „Seelen zu helfen“ war dabei zunächst nicht gegenreformatorisch eingengt. Für die Realisierung des Apostolats war die Bindung an die Obrigkeit entscheidend, was unter den Bedingungen der Frühneuzeit sowohl die kirchliche als auch die weltliche Obrigkeit bedeutete. Das apostolische Vorbild spielte bei den beiden ersten Jesuiten, die nach Deutschland gesandt wurden – Claude Jay und Pierre Favre (Peter Faber) – eine zentrale Rolle.

Nach einem langen Anlauf kommt Foresta dann auf Petrus Canisius zu sprechen, der von Peter Faber in die Gesellschaft Jesu aufgenommen wurde. Canisius war bereits durch die Edition von Schriften des Mystikers Johannes Tauler sowie der Kirchenväter Cyrill von Alexandrien und Papst Leo dem Großen hervorgetreten. Beteiligt an der Gründung des ersten Jesuitenkollegs in Messina (Sizilien), legte er 1549 seine Gelübde ab. In diesem Zusammenhang erfuhr er sich als besonders nach Deutschland gesandt. Das Selbstverständnis „wie ein Apostel Deutschlands“ begleitete ihn, auch als er von Ignatius als erster Provinzial der Oberdeutschen Provinz seines Amtes enthoben wurde.



ISBN 978-3-525-10100-1
€ 90,00

Den schriftstellerischen Auftrag zur Erstellung einer „Summa doctrinae christianae“ führte er ebenso durch wie die Gründung des Jesuitenkollegs in Prag.

Foresta, dessen Studie mit einer Auswahl noch nicht edierter Quellen zu Canisius schließt, sieht das Wirken der Gesellschaft Jesu mit dem Begriff des „Apostels“ gut charakterisiert, „freilich im Zeichen der jesuitischen Spiritualität verstanden, unter den die Identitätswendung, das theologische Wissen, die seelsorgliche Ausrichtung des Ordens sowie das Hineinwirken in die Welt seitens der Patres und schließlich auch der entscheidende Einfluss der Obrigkeit subsumiert werden kann“ (S. 393).

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

Susanne Ernst (Hg.)

Heilige Eustochia Calafato 1434-1485

Quellen zum Leben einer Reformerin im Orden der heiligen Klara von Assisi.
Heiligenkreuz: Be&Be-Verlag 2015. – 344 S.

Der ansprechende Bucheinband, den ein Porträt der in Deutschland noch nahezu unbekannteren Eustochia Calafato ziert, macht neugierig. Auch die inhaltlichen Ausführungen auf der Buchrückseite lassen auf eine interessante Lektüre hoffen, soll es sich doch um eine Art „Schwestern-Krimi“ einer „überaus feurigen Sizilianerin des 15. Jahrhunderts“ handeln. Um diese Ausnahme-Klarissin mit ihren überzeitlichen Werten eines Lebens nach dem Evangelium vorzustellen, werden in diesem Buch die historischen Originaldokumente von Augen- und Ohrenzeugen in einer erstmals ins Deutsche übersetzten Ausgabe mitsamt inhaltlichen Einführungen und historisch-kritischen Anmerkungen zugänglich gemacht. Diese Leistung an sich ist bereits von nicht zu unterschätzendem Wert. Die Edition enthält zwei Viten, zwei biographische Briefe und im Anhang Dokumente zur Errichtung eines Klarissenklosters sowie das Eustochia selbst zugeschriebene „Buch der Passion“. In die erste Vita ist ein Bildteil mit 24 farbigen Abbildungen zum Lebenskontext und der heutigen Verehrung der Heiligen eingebettet. Als deutschsprachige Erstedition bietet die Ausgabe eine eigene Textnummerierung in Zeilen- und Sinnabschnitte und gibt Siglen vor, die „zukünftiges Arbeiten mit den Texten erleichtern soll“ (S. 9). Somit richtet sich diese Ausgabe also auch an Wissenschaftler oder in der Bildungsarbeit Tätige, obwohl die Dokumentation betont nicht historiographisch orientiert sein will. Ziel der Herausgeberin Susanne Ernst ist die Bereitstellung des spirituellen Erbes einer Heiligen, die Anknüpfungspunkte für das Leben spirituell Suchender bieten soll.



ISBN 978-3-902694-86-7
€ 29,90

Die Schwierigkeit, mit der sich Ernst in ihrem Unterfangen konfrontiert sieht und die sie auch nicht allerorten zufriedenstellend zu lösen vermag, ist ihr Anspruch, eine Heilige als Vorbild für heutige Leser schmackhaft zu machen, die aufgrund ihrer blutigen Bußaskese so gar nicht mehr in die moderne Vorstellungswelt zu passen scheint. Zwar geht Ernst in ihren Einführungen durchaus quellenkritisch mit den hagiographischen Texten um, liefert dann aber in einem eigenen chronologischen Lebensüberblick nichts anderes als ein hagiographisch gefärbtes Bild, das die heute schwer verständlichen Extreme dieser mittelalterlichen Persönlichkeit zu glätten versucht. Warum darf uns eine Heilige des 15. Jahrhunderts nicht auch „fremd“ erscheinen? Gerade das Sich-Einfühlen-Wollen in den modernen Leser, auf den Eustochias Buße und Leidensmystik als „verrückt und übertrieben“ (S. 47) wirken müsse, führt zu einer diskreditierenden Wertung Eustochias. Leider wurden in diesem Punkt zwei Rezeptionsebenen vermischt, die auseinanderzuhalten sind: 1) Die – in allen anderen Hinführungen auch anderer Autoren vorzufindende – wissenschaftlich „neutrale“ Einbettung der Quellen in den historischen Kontext, die den Blick dafür geöffnet hätte, dass sowohl Passionsmystik als auch rigorose Selbstkasteiung in mittelalterlichen Klöstern nicht nur von Einzelnen „übertrieben“ (S. 54) ausgeübt wurden, sondern dass es sich dabei eher um die Regel als die Ausnahme handelte. 2) Die erbauliche Lektüre, die Eustochia in ihrer Bedeutung für heutige Gläubige erfassen will. Da Ernst hauptsächlich auf die zweite Form der Rezeption fokussiert, erweist sich ein historischer Plausibilisierungsversuch und ein Ringen um das Verständlichmachen für spirituell suchende Leser als durchaus schwieriges Unterfangen. Dies mag tatsächlich nur auf dem Weg der subjektiv gefärbten (Dis-)Qualifizierung dieser Frömmigkeitspraktiken als nicht nachzuahmende Übertreibungen gelingen. Zu hinterfragen bleibt jedoch, warum Ernst sich genötigt fühlt, dem Bußleben Eustochias ein eigenes Verständnis von Buße und Sühne als vermeintlich fortschrittlichere, zeitgemäßere und gangbarere Variante entgegen halten zu müssen. (S. 48-60)

Alles in allem liegt der Verdienst des Buches aber ausdrücklich im Zugänglichmachen der Quellen, die einerseits spirituell Interessierten einen durchaus spannenden („Krimi“-)Lesestoff und andererseits Wissenschaftlern eine fundierte historisch-kritische Textbasis zur weiteren Analyse bieten.

Michaela Bill-Mrziglod, Koblenz

Anne Bezzel

Caritas Pirckheimer

Äbtissin und Humanistin.

kleine bayerische biografien

Regensburg: Pustet 2016. – 128 S.

Dass eine evangelische Theologin eine Biographie der gegen die Einführung der Reformation in ihrem Kloster widerständigen Äbtissin vorlegt, ist im Vorfeld des Reformationsgedenkens ein schönes ökumenisches Zeichen. Seit der Wiederentdeckung der Nürnberger Klarissin Caritas Pirckheimer wird sie zunehmend interessant für eine

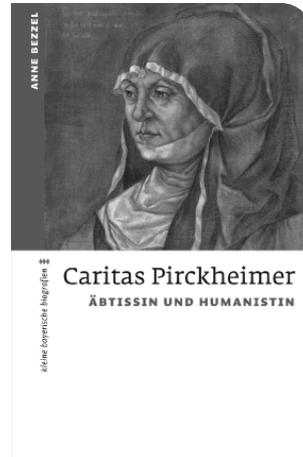
andere Geschichte der Reformation, für die weibliche Seite des Humanismus der Renaissance und für die auf Unverständnis treffenden autonomen Möglichkeiten fraulichen Handelns jenseits der Klostermauern.

Caritas Pirckheimer, 1467 in eine Nürnberger Patrizierfamilie geboren und Schwester des humanistischen Gelehrten Willibald Pirckheimer, kam mit zwölf Jahren in das Klarissenkloster ihrer Heimatstadt. 1503 zur Äbtissin gewählt, leitete sie das Kloster bis zu ihrem Tod im Jahr 1532. Aus der Klausur heraus pflegte sie rege Briefwechsel mit ihrem Bruder und anderen Geistesgrößen ihrer Zeit. Sogar Erasmus von Rotterdam wurde auf sie aufmerksam. Caritas erwies sich dabei als gelehrte und scharfsinnige Frau, die auch kritische Töne nicht scheute. Diese Standfestigkeit sollte sie unter Beweis stellen müssen, als sich die Stadt Nürnberg ab 1522 der lutherischen Reformation zuwandte und das Klosterleben in Frage gestellt wurde. Die Äbtissin von St. Klara verteidigte ihre Lebensform und die ihrer Schwestern gegen die Bemühungen einiger Eltern von Schwestern, ihre Töchter aus dem Kloster zu holen, und der Stadt um Aufhebung des Klosters. Sie hatte sich gegen Verleumdungen zu wehren und verteidigte die freie Ablegung der Gelübde. In ihrer Stadt fand sie jedoch kein Verständnis, wohl aber bei Philipp Melanchthon, über den sie nach einem Gespräch mit ihm sagte, er sei von ihr „mit gutter freundschaft“ geschieden. Caritas konnte aber immerhin die gewaltsame Auflösung des Klaraklosters verhindern. Sie starb 1532, die letzte Nonne im Jahr 1596.

Über 300 Jahre war Caritas Pirckheimer so gut wie vergessen, bis der Bamberger Archivar Constantin Höfler Aufzeichnungen von ihr entdeckte und als „Denkwürdigkeiten“ herausgab. Caritas zeigte sich darin als Theologin der Glaubensfreiheit. Nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs das Interesse an ihr, nicht zuletzt durch die Benennung eines Jugend- und Bildungszentrums nach ihr.

Anne Bezzel hebt in ihrem lesenswerten kleinen Büchlein zwei Aspekte hervor, die die Person der Äbtissin an der Zeitenwende auch heute bedeutsam erscheinen lassen: „zum einen ihr Ringen um einen vernunftgeleiteten, bei aller Leidenschaftlichkeit der eigenen Position sachlich geführten Dialog mit Andersdenkenden, der sie nach wie vor als eine Gewährsfigur des ökumenischen Gesprächs erscheinen lässt; zum anderen ihre Proklamation der prinzipiellen Gleichwertigkeit von Frauen und Männern, die sie mit der schöpferischen Würde beider Geschlechter begründet.“ (S. 117-118)

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar



ISBN 978-3-7917-2751-6
€ 12,95

Tiemo Rainer Peters / Walter Senner

Bewahren und Bewähren

Historische und politische Theologie im Anschluss an Thomas von Aquin.

Hrsg. von Thomas Eggenesperger

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag 2015. – 176 S.

Der Dominikanerorden verleiht als besondere Auszeichnung für Verdienste in der Theologie an Ordensangehörige den Titel eines *Magister in Sacra Theologia*. Im Jahr 2014 ist Tiemo Rainer Peters und Walter Senner diese Ehrung in Anerkennung ihrer bedeutenden theologischen Leistungen erwiesen worden. Der vorliegende Band dokumentiert die Verleihungszeremonie: die *lectiones magistrales* der neuen Magister, die Gutachten sowie kurze Würdigungen durch Vertreter ihrer Heimatuniversitäten. Der Titel „Bewahren und Bewähren“ verweist auf die bleibende Bedeutung, die dem Werk von Thomas von Aquin zukommt. Wie gerade auch die *lectiones magistrales* zeigen, stehen beide Theologen in der Tradition ihres großen Ordenstheologen. Sie bewahren sein Werk – jenseits der Verkürzungen weltfremder und geschichtsloser Deutungen –, indem sie zeigen, wie es sich heute noch bewähren kann. Dabei sind sie verschiedene, einander aber auch ergänzende Wege gegangen: Peters als engagierter (Weiter-)Denker der Politischen Theologie von J. B. Metz; Senner als kenntnisreicher Interpret der mittelalterlichen Theologie- und Philosophiegeschichte.

In ihren *lectiones magistrales* wenden sich beide dem Verhältnis von Theologie und Politik bei Thomas zu. Peters zeigt eindrücklich, inwiefern man die Theologie des Aquinaten für implizit politisch halten kann und inwiefern seine Phänomenologie der Welt und weltlicher Erfahrung und seine Theologie christlicher Hoffnung nicht nur maßgeblich die Geschichte des westlichen Christentums bis heute geprägt haben, sondern auch der heutigen (Politischen) Theologie zu denken geben. Sein Mitbruder Walter Senner zeigt in ideengeschichtlicher Perspektive, dass Thomas anderslautenden Deutungen entgegen als ein nach wie vor bedeutender politischer Denker gelesen werden müsse, der Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung in die Mitte einer zunächst einmal als autonom zu verstehenden weltlichen Politik gestellt hat und dessen Anthropologie so auf ein unhintergebares Maß und Ziel für jedes politisches Handeln verweist.

Die Vorlesungen zeigen die Möglichkeit eines fruchtbaren Dialoges zwischen verschiedenen Zugängen zu Thomas. Sie werden durch weitere Arbeiten von Peters und Senner sowie durch ihre jeweiligen Bibliografien ergänzt. Daher eignet sich dieser Band auch als Einführung in das Denken der beiden neuen Magister. Er sei jedem empfohlen, der sich für das thomanische Denken und für die Vielfalt seiner Rezeption in so wichtigen Stimmen wie jenen von Peters und Senner interessiert.



ISBN 978-3-7867-3042-2

€ 25,00

Holger Zaborowski

Johannes Kopp

Gebet als Selbstgespräch

Gebet und Koan als Beziehung zu Gott in mir.

Friedberg: Pallotti-Verlag 2015. – 110 S.

Fünfzig Jahre nach Veröffentlichung der Konzilserklärung „Nostra Aetate. Über das Verhältnis der Kirche zu den nicht christlichen Religionen“ ist das Buch „Gebet als Selbstgespräch. Gebet und Koan als Beziehung zu Gott in uns“ erschienen. Kein Zufall, denn die Erklärung des 2. Vaticanums ist ein zentraler theologischer Hintergrund dieses Buches. „Nostra Aetate“ entwickelt einen neuen Wahrheitsbegriff. Wahrheit findet sich auch außerhalb der christlichen Religion, das Heil ist nicht exklusiv verknüpft mit der Glaubens- und Institutionsfrage. Denn die Gottesebenbildlichkeit und damit verbunden die Menschenwürde gelten für jeden Menschen, unabhängig seines Glaubens. Und Gott hat in Christus alles und alle mit sich versöhnt. In der Liebe Gottes ist niemand ausgeschlossen. Die katholische Kirche erkennt die geistlichen und sittlichen Werte anderer Religionen an, will sie wahren und fördern und gerade so Zeugnis des eigenen Glaubens geben (NA 2).

J. Kopp, Pallottinerpater und Zen-Meister, sieht in der Begegnung von Christentum und Zen-Buddhismus einen spirituellen Impuls für die Suche nach dem Gemeinsamen der Weltreligionen und einen Beitrag für den Frieden in der Welt. Zen-Kontemplation kann für Christen ein Weg zur Selbst- und zur Gottfindung werden. Sie verbindet einen spirituellen Weg mit einer Lebenseinstellung, die in der Erfahrung der Einheit gründet, zu einer ganzheitlichen Sicht führen will und zu einem Leben in Verantwortung und Zuversicht.

Der Mensch ist für J. Kopp als Bild und Gleichnis Gottes, Unendlichkeitswesen, Wahres Selbst. Mit diesem Selbst gründen wir in Gott, in ihm finden wir Gott in uns. Der Koan-Weg des Zen ist eine Weise, dieses Wahre Selbst in sich zu entdecken. Koan sind Texte oder Aussprüche von Zen-Meistern, die den Übenden zu seiner inneren Mitte führen, ein Weg der Wandlung zur wahren Identität. Sie sind Mittel, dualistisches Denken zu überschreiten, um auf dem Wege der Meditation zu einer grenzenlosen Weite und Offenheit hinzuführen und zum Durchbruch der unendlichen Wahrheit eines jeden Menschen. Das Koan ist immer die drängende Frage nach dem „Wer bin ich?“, die Antwort ist eine Realisierung des Eins-Seins des Menschen mit seinem Wahren Selbst.

Diese Methode meditativer Versenkung impliziert eine Selbstbeziehung, die die Dimension leiblicher Verfasstheit, die vitalen seelischen Kräfte, Empfinden und Denken mit einschließen, um sie im Vollzug der meditativen Übung loszulassen. Sich in seinem Leibe aufrichten und sich in seinen Gedanken lassen, das ist die Richtung. Die Praxis der Zen-Meditation ist eine Realisierung dessen, der sich motiviert fühlt, sich in seine eigene Wirklichkeit hineinzubegeben.

In der Begegnung von Zen-Buddhismus und Christentum sieht J. Kopp einen neuen Zugang zur Heiligen Schrift. Wie die Koan können auch Worte der Bibel zur Geheimniswirklichkeit hinführen. Nach christlichem Verständnis sind die Texte der Heiligen Schrift inspiriert vom Heiligen Geist. Wenn Leser sich in der Weise der Zen-Kontemplation auf die Bibel einlassen, vertrauen sie darauf, dass der Geist Gottes in uns wirkt

und wir die Schrift verstehen – in dem Geist, in dem sie geschrieben ist. Die Praxis des Zen, sich in seine eigene Wirklichkeit hineinzubegeben und den Geist Gottes erfahrbar in sich wirken zu lassen, ist für Christen eine Chance, Gott in sich zu begegnen und auf dem Weg der Selbstfindung Gott zu finden.

Am Ende des Buches werden drei biblische und drei buddhistische Koan interpretiert. Ob es das biblische Gleichnis vom Schatz im Acker (Mt 13, 44-46) ist oder das Zen-Koan „Zuigan ruft sich selbst Meister“ – es geht immer um die letzte Tiefe im Menschen, sein Eins-Sein mit seinem wahren Wesen bzw. mit dem Heiligen Geist in uns. So kann sich für Christen in der Selbstbegegnung eine persönliche Beziehung zu Gott, zu Christus entfalten, denn „Christus ist in euch, die Hoffnung auf die Herrlichkeit“ (Kol 1,27). Dann wird das Gebet zum Selbstgespräch. Der Heilige Geist wirkt in mir, in meinem Wahren Selbst. In der Weise der Kontemplation verschaffe ich ihm Raum in meiner Wirklichkeit.

Ein besonderer Zugang der Zen-Kontemplation ist für J. Kopp die Eucharistiefeier. Er erkennt eine Wechselwirkung von Zen-Praxis und Eucharistie. „Der Zen-Weg ist ein Weg der Wandlung zum eigenen Wahren Wesen. Damit ist er auch ein Weg zur höchstmöglichen Empfänglichkeit in der Eucharistie, zur Wandlung in meine Gottesebenbildlichkeit im Eins-Werden in Christus“ (S. 55).

„Gebet als Selbstgespräch“ will zu einer intensiveren ganzheitlichen Spiritualität motivieren und zu ihrer Verwirklichung im alltäglichen Leben. Wer eins mit sich ist, eins mit Leib und Geist, wird ein Präsent für seine Mitmenschen, er schafft mit seiner Präsenz eine Atmosphäre, die Leben schenkt.

Uwe Christoffer



ISBN 978-3-87614-028-5
€ 23,90

Myriam Rutschmann

Andere Weiblichkeiten

Biographische Geschlechter[re]konstruktionen katholischer Ordensschwestern. Gender Studies

Bielefeld: transcript Verlag 2015. – 338 S.

Nach der 2004 erschienenen Studie von Gertrud Hüwelmeier über die Armen Dienstmägde Jesu Christi ist die Züricher Dissertation von Myriam Rutschmann die einzige wissenschaftliche Arbeit, die sich mit der Methode qualitativer lebensgeschichtlicher

Interviews der Lebenswelt von Ordensschwwestern annähert. Im Unterschied zu Hüwelmeier sind bei Rutschmann die Interviewpartnerinnen, ihre Gemeinschaften und ihr Werdegang ganz anonymisiert. Sie geht davon aus, dass Kongregationen einen Erfahrungsraum darstellen, in dem gemeinsame Erlebnisse und kollektive Handlungen sich zu einer besonderen Art der Weltsicht verbinden. Rutschmanns Interesse ist es, hinter dem Gemeinsamen des Klosterlebens die spezifischen geschlechtlichen Prägungen herauszufinden. Dabei geht es nicht nur um eine weiblich konnotierte Sozialisation, sondern um die bewusste Übernahme der je eigenen Fraulichkeit in der Auseinandersetzung mit dem „Geschlecht-Werden“. Sie versucht dem durch die Rekonstruktion der Lebensgeschichten der Frauen auf die Spur zu kommen. Ihre These: „Geschlechterkonstruktionen können als über die Zeit und im Durchgang durch unterschiedliche soziale Räume entstandene Habituskonfigurationen verstanden werden, die jedoch nicht statisch sind.“ (S. 57)

Aus den von ihr geführten biographisch-narrativen Interviews analysiert Rutschmann zunächst zwei ausführlich, nämlich „Schwester Inge“ (S. 84-147) und „Schwester Heidi“ (S. 148-225); beide in Schweizerdeutsch geführte Interviews sind im Anhang in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Diese Interviews werden anschließend mit vier weiteren Interviews verglichen. Für den Aspekt „Klosterfrau werden“ zieht Rutschmann die Geschlechterverhältnisse im Herkunftsmilieu (Eltern und Geschwister) heran, geht auf die unterschiedliche Bedeutung von Religion in der jeweiligen Lebensgeschichte ein und arbeitet das Spannungsverhältnis zwischen dem subjektiven Lebensentwurf und den Erwartungen der Umwelt, besonders im Hinblick auf geschlechtsspezifische Berufswahl, heraus. Unter der Perspektive „Klosterfrau sein“ geht es Rutschmann darum, den weiblichen Sozialraum Kloster in der Gesellschaft und der Kirche zu verankern.

Rutschmanns Ziel ist es, Geschlecht als soziale Kategorie in seiner Entwicklung darzustellen. Sie interessiert, wie aus Sex Gender wird. Damit geht sie an die Wurzel der Identität der von ihr befragten Frauen. Deren Antworten zeugen von Unsicherheit, aber auch von gelungener oder teilweise misslungener Identifikation mit dem eigenen Geschlecht. Die Arbeit an der eigenen Persönlichkeit und die ständige Konfrontation mit Rollenerwartungen innerhalb und außerhalb des Klosters bleiben lebenslang Aufgabe, Chance und Gefährdung.

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar



ISBN 978-3-8376-3002-2

€ 39,99

Stefan Luft

Die Flüchtlingskrise

Ursachen, Konflikte, Folgen.

Beck Wissen

München: Beck, 2016. - 128 S.

Dieser schmale Band aus der Reihe „Beck Wissen“ stellt wie die meisten Bände der Reihe eine zuverlässige und äußerst komprimierte Zusammenfassung dessen dar, was in unserer Gesellschaft zum Thema „Flüchtlingskrise“ zu sagen wäre. Der Autor ist Politikwissenschaftler. Das Buch beschäftigt sich vor allem mit Deutschland im Zusammenhang der Flüchtlingsthematik.

Zunächst beschreibt das Buch die Migration und Flucht zu Anfang des 21. Jahrhunderts; der Daten- und Diskussionsstand ist November 2015, also hoch aktuell. Hier werden Daten und Fakten aufgelistet, zum Teil auch mit etwas anspruchsvolleren Statistiken (als Beispiel S. 14: was muss man alles einrechnen, damit man für 1 Dollar Bruttonationalprodukt auf 440 Flüchtlinge pro Kopf in Äthiopien und auf 3,74 Flüchtlinge für Deutschland kommt?). Dann werden einige der Länder beschrieben, aus denen sich besonders viele Menschen auf die Flucht machen (vor allem Syrien, Afghanistan, Irak, afrikanische Staaten).

Das zweite Kapitel fasst die europäische und darin deutsche Grenzpolitik zusammen – ein dichtes Kapitel über die gesetzlichen und vertraglichen sowie politischen Positionierungen. Hauptergebnis ist die Darstellung des Scheiterns bzw. der Aufgabe des „Dublin-Verfahrens“, nach dem Asylanträge von dem Land der EU bearbeitet werden müssen, in dem die Flüchtlinge angekommen sind. Die Rechtsgrundlagen und Steuerungsmöglichkeiten von Zuwanderung und Asylmigration werden im dritten Kapitel behandelt.

Schließlich werden die Bedingungen für gelingende Integration angesprochen und Perspektiven dargestellt.

Klar ist demnach, dass Deutschland Flüchtlingen gegenüber eine menschenrechtliche und unaufgebbare Schutzverpflichtung hat. Das sollte von Migration zu Arbeitsmarktgestaltung unterschieden werden, die von der Politik und Wirtschaft gestaltet werden muss. Die Rolle von NGOs (und darin sind wohl die Kirchen eingeschlossen) mit mangelnder demokratischer Legitimation wird dabei als komplizierend für die staatliche Verantwortung den Flüchtlingen gegenüber dargestellt. Auch die Bedeutung von ethnischen Kolonien mit ihren Optionen zu Integration bzw. Marginalisierung wird angesprochen.

Ein sehr empfehlenswertes Buch, weil es kurz, präzise und ohne viele Umwege und Emotionen zusammenfasst, was mit dem Thema Flüchtlinge und Migranten angesprochen ist.



ISBN 978-3-406-69072-3

€ 8,95

Christian Tauchner SVD

Paul M. Zulehner

Entängstigt euch!

Die Flüchtlinge und das christliche Abendland.

Ostfildern: Patmos 2016. - 165 S.

Als im September des vergangenen Jahres der große Flüchtlingszug durch Österreich nach Deutschland einsetzte, eröffnete Paul M. Zulehner eine on-line Umfrage zur Haltung den Flüchtlingen gegenüber, die in diesem Bericht vorgestellt wird. Die Fragen beziehen sich auf Lösungsvorschläge zur Flüchtlingsfrage, auf die Haltung von Christen, Religionen und Politik dazu sowie auf den Themenbereich der Integration. Die Antworten werden drei Gruppen zugeordnet, die sich drei Grundgefühlen zuordnen lassen: Ärger, Sorge und Zuversicht, wie unsere Gesellschaft mit der Flüchtlingsfrage umgeht. Diese drei Gefühlslagen waren nach zwei Wahlen in Österreich ermittelt worden. Zulehner fragte zusätzlich nach der Intensität bzw. der Vorrangigkeit einer Gefühlslage.

An der Umfrage beteiligten sich etwa 3000 Personen, ausgewogen Männer und Frauen aller Altersgruppen aus Österreich, Deutschland und der Schweiz, darunter religiös-spirituell motivierte sowie eher unreligiöse-unspirituelle Menschen. Allerdings fallen bei den TeilnehmerInnen eine überdurchschnittlich hohe Beteiligung an Sonntagsgottesdiensten und viele ehrenamtlich Engagierte auf (S. 18f) – damit wohl nicht völlig repräsentativ für unsere Gesellschaft, aber meiner Meinung nach wegen der geistlichen Nähe interessanter für Ordensleute.

Beim vorrangigen „Erstgefühl“ von Zuversicht bezeichneten 92% dieses Gefühl als stark (19% sind besorgt, 7% verärgert), bei Ärger haben 93% dieses Gefühl stark (und sie sind noch zu 78% besorgt, aber lediglich 11% zuversichtlich) und bei Sorge fühlen 73% stark (mit Beziehungen zu Zuversicht mit 35% und 16% zu Ärger). Damit zeigen sich „drei Hauptgruppen: (klar) Zuversichtliche, zuversichtlich Besorgte sowie besorgt Verärgerte. Die Mittelgruppe der zuversichtlich Besorgten steht (laut Umfrageergebnissen) den (klar) Zuversichtlichen näher als den besorgt Verärgerten“ (S. 20) – so ein erstes Ergebnis.

Diese Haltungen hängen mit dem Handeln zusammen, wieder drei Optionen: Spenden, Diskutieren, Mitarbeiten – oder Beteiligungslosigkeit. Interessant auch hier ein erstes Ergebnis: Personen mit Ärger gehören zu 77% zu den Desengagierten; von den Zuversichtlichen sind 42% vollengagiert, 35% spenden und diskutieren, nur 22% engagieren sich nicht (S. 21).

Die folgenden Kapitel des Buchs gehen dem Ärger in unserer Gesellschaft nach. Die Umfrage lud ein, zu bestimmten Argumenten Stellung zu nehmen, und die Antworten werden den drei Gruppen zugeordnet und in einen größeren Zusammenhang gestellt.



ISBN 978-3-406-69072-3
€ 8,95

Dabei kommt die Entwicklung zu einer „Angstgesellschaft“ zur Sprache, von der vor allem rechte Gruppierungen leben und wo eine auffällig deutliche Beziehung zu Ärger, Zuversichtslosigkeit und fehlendem Engagement sichtbar wird. Angst raubt Zuversicht und behindert die Solidarität, lässt sich politisch leicht ausnutzen und führt zu Gewalt. Hier siedelt der Autor die Diskussion von „Stammtischparolen“ an (Flüchtlinge im Zusammenhang von Kriminalität, Frauen, Islam).

Die Wege aus der Angst (Kapitel 3) besinnen sich auf das christliche Kerngebiet von Nachfolge und Glaube an Jesus Christus. (Politische) Verantwortung, Bildung, der Kontext des Kriegs in den Herkunftsländern und die Anforderungen an Europa in Abgrenzung von einer „Orbanisierung“ kommen hier zur Sprache. Damit wird auch deutlicher, was es mit der „Rettung des Christlichen im Abendland“ – wie der Autor gegen PEGIDA usw. formuliert – auf sich haben könnte. Es geht um die Überwindung der Angst, die gelegentlich auch die eigene Religion belastet, so wie von Haltungen des Hasses, um schließlich am Ende des Buches dem Aufruf des Titels folgen zu können: Habt keine Angst, „entängstigt euch!“.

Es handelt sich um ein überschaubares Buch, ohne zu viele statistische Anforderungen und Leseschwierigkeiten, aber trotzdem gut dokumentiert, weil Zulehner ja ausführlichen Zugang zu anderen Statistiken und Daten hat, um die Aussagen dieser Umfrage in einen weiteren Kontext zu stellen (ausführlichere Informationen finden sich bei www.zulehner.org). Tröstlich, wenn auch nicht überraschend: Zuversicht aufgrund der Option zur Nachfolge befreit zum Engagement. Angst hingegen lähmt und führt zu Haltungen von Abwehr und Ablehnung der anderen, besonders der Flüchtlinge. Darüber hinaus ist es sicherlich interessant und bestärkend, längere Ausschnitte aus den Antworten zu den offenen Fragen lesen zu können, sowohl von verärgerten Teilnehmern wie auch besonders von vielen Zuversichtlichen.

Christian Tauchner SVD

Im nächsten Heft...

... dokumentiert die Ordenskorrespondenz den Studientag der diesjährigen DOK-Mitgliederversammlung zum Thema „Weil ihr Fremde seid“. Neben Fragen des Umgangs mit und der Gastfreundschaft gegenüber Flüchtlingen geht es unter anderem um Fragen der Seelsorge an Ausländern, das Selbstverständnis ausländischer Ordensleute in Deutschland, aber auch um Erfahrungen mit internationaler Ordensausbildung, um interkulturelle Konflikte und um Fremdheitserfahrungen in sich selbst.

Weitere Beiträge des Heftes werden sich mit Aspekten des Lebens von Ordensgemeinschaften auf dem Weg in die (vorläufige?) Vollendungsphase sowie dem Datenschutzrecht der Ordensgemeinschaften beschäftigen.

57. Jahrgang 2016, Heft 3

ok

ordens
korrespondenz

2016/Heft 3

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

● Schaffen wir das? -
Christoph Heinemann
zur Flüchtlingsfrage

● Fremdheit:
Anders sind nicht
nur die anderen

● Datenschutzrecht
der
Ordensgemeinschaften

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

57. Jahrgang 2016, Heft 3

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Sr. Lioba Zahn OSB.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ensding, Telefon (09624) 92 01-0, www.donbosco-druckdesign.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



Mit dem Thema „Fremdheit“ hat sich die diesjährige DOK-Mitgliederversammlung beschäftigt. Das Hauptreferat von Christoph Heinemann, Leiter der Abteilung Aktuelles des Deutschlandfunks, zum Thema „Schaffen wir das? Wie die Migranten Deutschland Beine machen“ sowie acht der Workshops der Tagung dokumentiert das vorliegende Heft. Ergänzend zur Tagungsdokumentation gehen weitere Beiträge dieses Heftes auf das Thema ein: Über die Arbeit der Salesianer Don Boscos mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen berichtet Achim Jägers. In zwei Beiträgen schildern Flüchtlinge, die in Klöstern leben bzw. lebten, wie sie das fremde Land und den fremden Ort wahrnehmen, an dem sie zwischenzeitlich angekommen sind. Beide Beiträge verbindet die Dankbarkeit gegenüber den Menschen an den Orten, an denen sie jetzt leben und die Freude, sich frei äußern zu können.

Die Fremdheit ist aber nicht nur eine Situation, mit der wir im Zusammenhang der Migrationsbewegungen konfrontiert sind – Fremdheitserfahrungen begegnen uns im Alltag. Ordensleute finden sich in unserer Gesellschaft in Situationen vor, in denen sie selbst als fremde Exoten erscheinen. Fremdes begegnet uns auch in uns selbst. Diese Gesichtspunkte hat Sr. Katharina Kluitmann OSF in ihrem Workshop entfaltet. Nicht zuletzt haben die Missionarinnen und Missionare aus unseren Gemeinschaften, die in allen Teilen der Welt tätig sind, die Erfahrung der Fremdheit gemacht. Exemplarisch schildert dies Sr. Relindis Vossel SFGM, die im Jahr 2001 nach Südalbanien ging, um dort eine Missionsstation aufzubauen.

Eine Fortsetzung findet in diesem Heft der Beitrag von Sr. Laetitia Röckemann OP über „Ordensgemeinschaften in der Vollendungsphase“ aus Heft 1/2015. Die Mediatorin und Kapitelsbegleiterin blickt im aktuellen Beitrag auf die Situation derer, für die das nahe Ende des eigenen Lebens und die Vollendungsphase der Gemeinschaft zeitlich zusammenfallen. Sie fragt aber auch nach den – oftmals wenigen – Jüngeren, die vielleicht die Letzten in ihrer Gemeinschaft sein werden. Sie benennt die Hoffnung, dass diese nicht alleine bleiben sondern vielleicht die Ersten einer neuen Entwicklung sein werden. Der Flüchtling Rashid Muwonge sagt es in seinem Beitrag so: „Ich weiß, dass ich noch immer am Anfang meines ewigen Lebens bin.“

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen	
Vorwort	257

Dokumentation

Christoph Heinemann	
Schaffen wir das?	261

Peter Claver Narh SVD	
Interkulturelle Konflikte	278

Veena Punnackapallil SJB/Francy Mathew SH	
Missionarischer Einsatz und Herausforderungen der indischen Ordensschwester in Deutschland	283

Katharina Kluitmann	
Anders sind nicht nur die anderen	287

Martin Üffing SVD	
Internationale/Interkulturelle Ordensausbildung	291

Paul Rheinbay SAC	
Christsein als Fremde	295

Katharina Vahnenbruck	
„Weil ihr Fremde seid“	300

Tobias Specker SJ/Florian Volm	
Koranische Perspektiven auf das Christentum	303

Jan Opiéla	
Seelsorge für die Rom-Völker	309

Resolution: „Fürchtet Euch nicht!“	
Ordensgemeinschaften für Solidarität mit Flüchtlingen und eine Kultur der Begegnung	312

Ordensleben

Achim Jägers	
„Schön, dass Du da bist“	314

Rashid Muwonge	
Wohin sollte ich mich sonst flüchten?	318

Rojdiar Ali/Rezan Suleiman
Kirchenasylaufenthalt im
Kapuzinerkloster Ingolstadt 319

M. Relindis Vossel FSGM
Fremdheit als Missionarin 321

Klaus Vellguth
Das diakonische Engagement
auf den Philippinen als Ort der
Gottesbegegnung 329

Magdalena Winghofer CJ
Statement zur 20. Vollversammlung
der UISG 336

Laetitia Röckemann OP
Letzte werden Erste 339

Jupp Joachimski
Das Datenschutzrecht der
Ordensgemeinschaften 351

● Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 366

Aus dem Bereich der Deutschen
Ordensoberkonferenz 368

● Neue Bücher

Spiritualität 370

Ordensgeschichte 377

Christoph Heinemann

Christoph Heinemann studierte Geschichte, Romanistik und Musik in Rom und Florenz. Der ehemalige Frankreich-Korrespondent des Deutschlandfunks ist inzwischen Leiter der Abteilung ‚Aktuelles‘ des Senders. Anfang der 70er Jahre begleitete er an Wochenenden häufig seinen Vater, der im Kloster Maria Laach als Organist tätig war.



Christoph Heinemann

Schaffen wir das?

Wie die Migranten Deutschland Beine machen*

Einleitung

„Weil Ihr Fremde seid“. Das Flüchtlingsthema unter vielen verschiedenen Aspekten. Damit wollen wir uns heute Morgen beschäftigen. Vorher eine Einschränkung: Ich bin weder Soziologe noch Politikwissenschaftler, ich bin Journalist und möchte Ihnen Eindrücke und Folgerungen aus meiner Arbeit, der täglichen Beobachtung, schildern.

Wenn Sie sich bitte kurz vorstellen, worum im letzten Bundestagswahlkampf 2013 gerungen wurde, dann wird jedem klar, was sich verändert hat: Es ging um einen flächendeckenden Mindestlohn,

um die Mütterrente, die Rente mit 63 und die Autobahn-Maut; die Finanzkrise wirkte noch nach, die Griechenlandkrise würde ihre volle Dramatik noch entfalten. Hätte Anfang 2016 - gut drei Jahre später - eine Bundestagswahl stattgefunden, und eine Partei wäre mit solchen oder vergleichbaren Themen an den Start gegangen, sie hätte sich das Geld für diesen Wettbewerb sparen können. Sie wäre nicht gewählt worden. Stattdessen erwarten viele Menschen seit September 2015 Antworten auf das, was uns noch lange beschäftigen wird.

I. Ankunft

2015 gab es drei Etappen: Anfang September rief der österreichische Bundeskanzler Werner Faymann seine deutsche Amtskollegin an. Vor allem in Ungarn warteten zehntausende Menschen unter unwürdigen Bedingungen auf eine Ausreise. Angela Merkel entschied damals, die Grenzen zu öffnen. Das hieß, diese Menschen größtenteils ohne Kontrolle oder Registrierung in die Bundesrepublik einreisen zu lassen. Sie erinnern sich an die Bilder aus München. Menschen im In- und Ausland rieben sich die Augen angesichts der applaudierenden Bürgerinnen und Bürger. Ein Wort wurde geprägt: „Willkommenskultur“. Im ganzen Land entstanden Bürgerinitiativen. Und viele haben damals zusammen mit der Kanzlerin geglaubt: Wir schaffen das. Wenige Wochen später tauchten erste Berichte darüber auf, dass sich Menschen aus den nordafrikanischen Staaten Marokko, Algerien und Tunesien unter die Flüchtlinge aus Syrien gemischt hätten und sich als Syrer ausgeben würden. Die Sicherheitsdienste meldeten sich fast zaghaft zu Wort und wiesen darauf hin, dass die unkontrollierte Einreise auch unter dem Gesichtspunkt Sicherheit durchaus problematisch zu bewerten sei. Diese Einwände wurden im Rückblick zu wenig ernst genommen.

Thematisiert wurde diese Gefahr erst wieder in der Folge des 13. November, d.h. nach den Anschlägen von Paris. Damit begann eine zweite Phase. Und in den Blick geriet jetzt stärker eine Kritik, die der CSU-Politiker Markus Söder beim Gespräch mit der Kanzlerin in Wildbad Kreuth so formuliert hat: Die Grenzen im September zu öffnen, war human. Dauerhaft unbegrenzte Zu-

wanderung zuzulassen, war ein Fehler und Rechtsbruch. Zumal, da eine europäische Lösung überhaupt nicht erkennbar war. Im Gegenteil: Viktor Orbán, Ungarns Ministerpräsident, sprach von „Angela Merkels Flüchtlingen“ und von einem „moralischen Imperialismus“, der von Deutschland ausginge. Angela Merkel hatte inzwischen eine Flüchtlingsunterkunft besucht. Sie hatte Selfies mit Flüchtlingen zugelassen. Und sie hat die Wirkung dieser Bilder mit Sicherheit unterschätzt. In den betroffenen Staaten, insbesondere in Afghanistan, wurden diese Fotos als Einladung gelesen. Rührend, wie Menschen auf dem Weg über die Balkanroute Fotos der Kanzlerin und Transparente in die Höhe hielten. Schlepper in Afghanistan köderten ihre Opfer mit dem falschen Versprechen, in Deutschland bekäme jeder eine Wohnung und ein üppiges Begrüßungsgeld. Trotz einiger kritischer Stimmen überwog die Zustimmung zur Politik der Bundesregierung. Auf die Haltung der CSU komme ich noch zu sprechen. Eine Politik, die auch von allen Oppositionsparteien im Bundestag mitgetragen wurde. Ablehnung äußerte sich auf den Straßen und im Internet: Pegida, AFD und die haßerfüllten Kommentare auf Facebook und Twitter.

An diesem Punkt ein kleiner Einschub: Wir wollen schauen, was sich verändert hat und wie Veränderungen weiter verlaufen. Erste Erfahrungen mit Flüchtlingen hat Deutschland in sehr geringem Umfang in den 80er Jahren mit den Vietnamesen gemacht, die von der Organisation Cap Anamur aus dem südchinesischen Meer gerettet wurden. Damals hat die Politik - namentlich der damalige Ministerpräsident von Nieder-

sachsen, Ernst Albrecht, CDU - sehr unkonventionelle Wege beschritten, damit diese Menschen an bürokratischen Hürden vorbei nach Deutschland gelangen konnten. Wir sprechen hier von zehn- bis zwanzigtausend Menschen - einer Größenordnung, die bei weitem mit der heutigen nicht vergleichbar ist. Die Menschen, die damals kamen, sind nahezu ausnahmslos perfekt integriert.

Dann kamen die Balkankriege: In den Jahren 1994 bis 1997 gelangten pro Jahr mehr als 300.000 Menschen nach Deutschland. Dies verlief im Ganzen erstaunlich reibungslos. Allerdings passierte in dieser Zeit auch etwas anderes: die Anschläge, teils Mordanschläge, von 1991 Hoyerswerda, Mölln, 1992 Rostock-Lichtenhagen, Görlitz, Solingen. Und der Versuch der Erklärung: die gescheiterten Lebensentwürfe vieler ehemaliger DDR-Bürger, zerstörte Berufslebensläufe, zerstörte Familien, Entwurzelung, Orientierungslosigkeit, teilweise Überforderung mit Freiheit (der heute eine Überforderung mit der so bezeichneten Globalisierung entspricht), der Hochmut, mit dem Wessis teilweise über Ossis zu Gericht saßen. Dies waren Erklärungsversuche, rechtfertigen lassen sich solche Straftaten nicht.

Beides, was wir heute erleben, ist bekannt: Zustimmung, Zupacken, „Wir schaffen das“ einerseits. Und andererseits die ausgelebten und in einem Teil der Bevölkerung akzeptierten und befeuerten Vernichtungspantastien. Damals standen die Aktionen im Mittelpunkt, die Angriffe auf die Schwächsten, auf Flüchtlinge und Migranten in den Unterkünften. Heute auch, aber heute ist mit den sozialen Medien ein wirkungs-

volles Propagandainstrument hinzugekommen. Und wir alle wissen: Hemmschwellen werden zumeist über Sprache gesenkt. Christian Wolff, der ehemalige Pfarrer der Thomaskirche in Leipzig, hat mir einmal gesagt, er habe sich die Stimmung im Deutschland der dreißiger Jahre vor und nach der Machtergreifung der Nazis nie vorstellen können. PEGIDA und die Fortsetzung von PEGIDA im Internet haben ihm die Augen geöffnet.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Fast kann man den Eindruck bekommen, als hätten sich beide Seiten radikalisiert. Der Applaus am Münchner Hauptbahnhof - sicherlich eine sehr schöne Geste. Ohne jemandem Unrecht tun zu wollen und voller Respekt vor denjenigen, die sich aufopfern, die neben Beruf und Privatleben helfen, trotz mancher Rückschläge und Frustrationen: Es wirkte aber auch etwas verbissen. Als stünden wir unter Beobachtung. Andererseits der restlos enthemmte Mob. Im doppelten Sinne ist die Zivilgesellschaft im Zuge der Zuwanderung aufgewacht. Der Bundespräsident sprach vom hellen und dem dunklen Deutschland. Wünschenswert wäre mehr hellgrau. Die dritte Phase begann in der Silvesternacht. „Silvester ändert alles“, twitterte damals der CSU-Politi-

ker Markus Söder. Zu Recht und unter verschiedensten Gesichtspunkten.

II. Folgen

1. Recht

Spätestens ab Silvester steuerte die politische Entwicklung auf eine Krise zwischen den Unions-Schwesterparteien zu. Die Europäische Union ist eine Rechtsgemeinschaft. Zusammengehalten wird sie durch Verträge, deshalb ist der rechtliche Aspekt der Zuwanderungsbewegung wichtig. Gestützt auf ein juristisches Gutachten des ehemaligen Verfassungsrichters Udo di Fabio (und von Äußerungen des ehemaligen Verfassungsgerichtspräsidenten Hans-Jürgen Papier) spricht Horst Seehofer von einer „Herrschaft des Unrechts“. Zur Erinnerung: Der Begriff Unrechtsstaat wurde früher für die DDR verwendet. Dieser Vorwurf zielt darauf ab, dass die Bundesregierung nach der Überzeugung der bayerischen Staatsregierung die deutschen Grenzen unzureichend schützt. Für die CSU heißt das:

„Geltendes Recht wird nicht beachtet. Hinsichtlich der Nichtanwendung des geltenden Rechts wurden Bundestag und Bundesrat zu keinem Zeitpunkt beteiligt. Das europäische Dublin- und Schengensystem ist zusammengebrochen. Der Bund steht – wie das Gutachten bestätigt – deshalb in der Verantwortung, die Herrschaft des Rechts wieder herzustellen und für wirksame Einreise- und Grenzkontrollen zu sorgen. Die Zahl der illegal einreisenden Flüchtlinge muss nachhaltig begrenzt werden. Weder aus dem Grundgesetz

noch aus dem Völker- oder Europarecht kann eine Verpflichtung Deutschlands abgeleitet werden, den Schutz aller Menschen weltweit durch Einreiseerlaubnis zu garantieren. Insbesondere besteht auch keine Verpflichtung zur unbegrenzten Aufnahme von Opfern eines Bürgerkriegs oder bei Staatenzerfall. Eine nationale oder europäische Kontingentierung für Flüchtlinge ist nicht nur zulässig, sondern (soweit nicht generell Zurückweisungen an der Grenze erfolgen) verfassungsrechtlich geboten.“

Vor allem die Tatsache, dass Migranten ohne gültige Einreisepapiere ungehindert in das Land einreisen konnten, kritisierte die CSU. Als einzige im Bundestag vertretene Partei. Dagegen steht die Aussage der Kanzlerin, die gesagt hat, man könne 3000 Kilometer deutsche Grenze nicht einzäunen. Das gilt übrigens auch für das sogenannte Dublin-Abkommen. Das ist ein völkerrechtlicher Vertrag mit dem geregelt wurde, wie in der Europäischen Union Asylanträge gestellt werden. Der Kern besagt, dass der Staat das Asylverfahren durchführen muss, den der Antragsteller zuerst betreten hat. Dieses Übereinkommen gilt seit 1997 und ist als Dublin II und Dublin III 2003 und 2014 angepasst und auf einige Nicht-EU-Staaten erweitert worden. Ein Ziel dieser Verordnung: Es sollte verhindert werden, dass Asylbewerber mehr als ein Verfahren auf dem Gebiet der Europäischen Union anstrengen können – Einschränkung des Asyl-Tourismus. Dieses Verfahren kann man mit guten Gründen kritisieren. Es belastet die Staaten, die über Außengrenzen verfügen, und entlastet die anderen. In der

Tat haben auch die jeweiligen Bundesregierungen jahrelang gezielt weggehört, wenn die Südländer auf unhaltbare Zustände verwiesen, etwa auf der vollkommen überfüllten italienischen Insel Lampedusa.

Kann eine Regierungschefin das Dublin-Abkommen einfach für nicht praktikabel und damit de facto für ungültig erklären? Nehmen wir Seehofers Kritik und die Aussetzung des Dublin-Abkommens zusammen, ergibt sich hier durchaus das Bild eines Staates, der es mit dem geltenden Recht nicht so genau nimmt. Die Gründe mögen ehrbar sein. Aber man sollte dabei bedenken, was das für eine bürgerliche Partei und deren Wählerinnen und Wähler bedeutet. Dass sich deutsche Behörden geradezu lustvoll in Einzelheiten verlieren können, weiss jeder, der hierzulande schon einmal eine Steuererklärung abgegeben hat. Wie will man den Bürgerinnen und Bürger diese Notwendigkeit erklären, wenn im Großen Recht nicht mehr gilt. Bundesregierungen haben auf Europäischer Ebene immer Gesetzgebungen im Sinne des Gemeinwohls aber auch im eigenen Sinne beeinflusst. Der CDU-Europapolitiker Karl Lamers hat es einmal so ausgedrückt: „Wir müssen führen, aber ohne, dass es jemand merkt“. Dass sich eine Bundesregierung hinstellt und nach innen wie nach außen verkündet, 'das gilt jetzt nicht mehr', war ungewöhnlich. Und es ist ziemlich sicher, dass dies auch noch ein Nachspiel haben wird. Udo di Fabio weist auch auf die außenpolitischen Folgen hin:

„Die Mängel in einem praktisch gescheiterten europäischen Einwanderungs- und Asylsystem tragen erheb-

lich dazu bei, dass vom Nahen Osten aus über die Türkei und den Balkan bis nach Deutschland und Schweden das System geordneter Einreise und eines kontrollierten Aufenthalts jedenfalls zeitweise und bis heute anhaltend zusammengebrochen ist. Die Systemdefizite verschärfen Spannungslagen zwischen Mitgliedstaaten und führen in eine außenpolitische Abhängigkeit von Nachbarländern.“

2. Außenpolitik

Zu den Grundsätzen der Außenpolitik gehört, dass man sich nie in Abhängigkeit einer anderen Regierung begeben sollte. Dass ist ein Sinn der Europäischen Union, wo Interessen ausgeglichen und Probleme mit einem gewaltigen Apparat klein gemahlen werden. Auch um zu verhindern, dass die Interessen der kleinen Staaten unter die Räder geraten. Das hat sich geändert:

Die Flüchtlingspolitik der Bundesregierung, der beste Absichten und höchst menschliche Motive zu bescheinigen sind, hat die türkische Regierung und namentlich den türkischen Präsidenten Erdogan (über dessen Mitverantwortung für die Zustände in Syrien einiges zu sagen wäre) in eine Position der Überlegenheit befördert. Das wurde für die Allgemeinheit bereits im Februar 2016 erkennbar, als Protokollnotizen vom G20-Gipfel im November 2015 in Antalya in der Presse veröffentlicht wurden. Es ging um ein Gespräch Erdogans mit EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker und dem Präsidenten des Europäischen Rates Donald Tusk. Damals drohte Erdogan der EU mit der vollständigen Öffnung der Grenzen und mit gezielten Flüchtlingstransporten Richtung Griechen-

land, sollte die EU ihr Angebot an die Türkei nicht erhöhen. Es ging dabei vor allem um die Hilfgelder der EU für eine bessere Unterbringung von Flüchtlingen. Schätzungen zufolge hat die Türkei rund zwei Millionen Flüchtlinge aus Syrien aufgenommen. Das muss anerkennend hinzugefügt werden. Die Türkei selbst spricht von drei Millionen Menschen und beziffert die Kosten auf acht Milliarden Euro. Als Juncker ankündigte, die EU plane, der Türkei drei Milliarden für zwei Jahre zur Verfügung zu stellen, soll Erdogan geantwortet haben: „Wir können die Tore nach Griechenland und Bulgarien jederzeit öffnen und die Flüchtlinge in Busse setzen“. Wie sehr die EU auf die Türkei angewiesen ist, zeigt auch, dass die EU Ankara eine visafreie Einreise für Türken in den Schengen-Raum und die Wiederaufnahme der Beitrittsgespräche für die Europäische Union in Aussicht gestellt hat. Beides war bis zu diesem Zeitpunkt mit Blick auf die Entwicklung der Türkei undenkbar. Erdogan sagte, falls es zu keiner Einigung komme, werde die EU mit mehr als nur einem toten Jungen an der türkischen Küste konfrontiert. Es würden dann 10.000 oder 15.000 sein. Und er stellte die zynische Frage, die er sich selbst ja eigentlich auch stellen müßte, 'Wie wollen Sie damit umgehen'? Zur Abrundung dieses Gesprächs beschimpfte Erdogan dann auch noch Juncker und sagte, dessen Heimatland Luxemburg verfüge gerade einmal über die Größe einer türkischen Stadt. Offenbar also verkennend, in welcher Funktion Juncker mit ihm sprach. Derselbe Erdogan, der auf das vollkommen mißratene Schmähdicht des Jan Böhmermann reagiert hat und reagieren ließ, als handele es sich

um einen Angriff auf sein Land. „Bewusst verletzend“ wirke das Gedicht, versicherte Angela Merkel gegenüber dem türkischen Ministerpräsidenten, gerichtet an den Staatspräsidenten. Einem Mann, dessen islamistisch-autokratischer Herrschaftsstil sich mehr und mehr von den europäischen Werten entfernt. Der keine Gelegenheit verstreichen lässt, um die Meinungs- und Pressefreiheit bewusst zu verletzen. Beispiel: der Prozess gegen den Chefredakteur und den Chef des Hauptstadtbüros der Zeitung Cumhuriyet. Im Mai (06.) schrieb die FAZ in einem Kommentar:

„Die Staatskrise um die Mimosen Erdogan und Böhmermann zeigt auch, wie gut es uns geht und was der Türkei noch alles fehlt. Rechtsstaatliche Bedingungen sind keine Fragen von Buchstaben - da geht es um Wirklichkeit. Und die trägt in der Türkei zur Zeit einen autoritären Schleier. Darauf von außen hinzuweisen, ist keine Einmischung - sondern schlicht europäisch.“

Und die EU? Kein Wort über die wohlwollende Duldung der Aktivitäten der Terrorbande IS, die türkisches Gebiet lange Zeit als Rückzugsraum nutzen konnte. Kein Wort über den Krieg, den Erdogan gegen den kurdischen Teil seiner Bevölkerung führt. Kaum Kritik an den Menschenrechtsverletzungen, der Einschränkung der Pressefreiheit, seinen Anstrengungen zur Islamisierung der Gesellschaft, mit allem was dies z.B. für die Rechte und die Stellung der Frauen bedeutet. Angela Merkel machte Erdogan sogar im laufenden Wahlkampf ihre Aufwartung. Und der nutzte

natürlich die Bilder mit der starken Frau Europas. Erdogan macht weiter und das bedeutet: Krieg gegen kurdischen Terror und Kurden; Krieg gegen die Terrorbande IS, Kampf gegen alle Andersdenkenden (dazu gehört auch die jüngste Entmachtung des Ministerpräsidenten Ahmed Davutoglu), insbesondere in den Medien: ein Alleinherrscher, der sich für unfehlbar hält.

3. Europäische Union

Jean-Claude Juncker hat zu seinem Amtsantritt als Präsident der Europäischen Kommission gesagt, die Europäische Union verfüge über zwei Probleme: Sie sei zu wenig europäisch und zu wenig Union. Das war vor der Ankunft der vielen Menschen in Europa und Deutschland. Den gegenwärtigen Zustand kann man unter Zuhilfenahme eines Begriffs von Gerhard Schröders Agenda 2010 beschreiben als eine Ansammlung von Ich-AGs. Die Union hat immer wieder Krisen erlebt. Erinnern Sie sich an das Zerwürfnis zwischen Jacques Chirac und Gerhard Schröder Ende der 90iger Jahre, das zu einem der schlechtesten europäischen Verträge, dem Vertrag von Nizza, führte - sehr zur Freude der damaligen nationalistischen Regierung Kaczynski in Polen. Allerdings haben beide Seiten damals daraus gelernt: Chirac und Schröder haben damals einen deutsch-französischen Gesprächsprozess aufs Gleis gesetzt, (Blaesheim-Treffen), der hervorragend funktioniert hat. Heute ist die Lage eine andere: So wenig EU wie in Folge der Zuwanderung von 2015/2016 gab es noch nie.

Und das hat auch mit der Herangehensweise der Bundesregierung zu tun. Was hätte dagegen gesprochen, wenn Angela Merkel noch am selben Wochenende

Anfang September 2015 eine Pressekonferenz (oder eine Videoschalte) zusammen mit den Staats- und Regierungschefs zumindest der großen Mitgliedsstaaten der EU einberufen hätte, während der die Grenzöffnung dann als eine europäische erklärt worden wäre. Unter der Hand hätten sie absprechen könnten, dass Deutschland die Flüchtlinge aufnimmt, die anderen höchstens eine geringe symbolische Anzahl. Damit wäre der europäische Charakter gewahrt geblieben. Man darf nämlich nicht unterschätzen, dass die Bilder der deutschen Großzügigkeit auch Neid ausgelöst haben. Und die Schwester des Neides ist die Schadenfreude, die nach der Silvesternacht in einigen europäischen Ländern erkennbar war. In Frankreich durchaus mit Häme verbunden, in dem Sinne: Die Deutschen haben jetzt auch ihre Araber, viel Spaß.

Alain Juppé, der voraussichtliche Präsidentschaftskandidat der französischen Konservativen und überzeugter Europäer, hat gesagt, es gehe nicht an, dass Bundeskanzlerin Merkel im Alleingang mit dem türkischen Präsidenten Erdogan über die Flüchtlingsfrage entscheide. Frankreich hätte sein Veto einlegen müssen.

Hier rächt sich, dass die Bundesregierung insbesondere in der Griechenlandkrise in der Sache meistens berechtigt und auch keineswegs so allein, wie immer behauptet wurde, gehandelt hat: im Gegenteil: die meisten nordeuropäischen Regierungen standen hinter Angela Merkel und waren froh, dass sie und Wolfgang Schäuble den Kampf mit der griechischen Regierung ausfochten. Aber häufig stimmte der Ton nicht. Erinnert sei an den Ausruf des Unions-

fraktionsvorsitzenden Volker Kauder 2011, in Europa werde jetzt Deutsch gesprochen. So etwas wäre unter Helmut Kohl nicht denkbar gewesen. Noch einmal sei der kluge Europapolitiker Karl Lamers zitieren: „Wir müssen führen, aber ohne dass es jemand merkt.“ Damals wie heute: Hier stoßen zwei Welten, zwei grundverschiedene Haltungen aufeinander.

Im Dezember 2015 forderte der österreichische Bundeskanzler Werner Faymann - Österreich hat proportional ungefähr so viele Menschen aufgenommen, wie Deutschland - EU-Ländern, die diese Aufnahme verweigern, sollten Zuwendungen gekürzt werden. Begründung: Solidarität sei keine Einbahnstraße. Das ist eine politisch brisante Haltung: denn sie besagt, dass alle Länder die Folgen der Politik, deren rechtliche Bewertung wir eben gehört haben, mitzutragen hätten. Begründet mit europäischen Werten, die allerdings so nirgendwo rechtsverbindlich festgeschrieben sind. Europa hätte es gut zu Gesicht gestanden, wenn sich alle Staaten an der Aufnahme der Flüchtlinge, die - noch einmal - humanitär dringend geboten war, beteiligt hätten. Dazu war die EU allerdings nicht in der Lage. Die Ablehnung dieser Politik wurde vor allem in osteuropäischen Staaten unverhohlen islamfeindlich begründet. Viktor Orban wurde schon angeführt. Ähnliche Töne waren in Polen und Tschechien zu hören. Der slowakische Ministerpräsident Robert Fico sagte ausdrücklich mit Blick auf die Straftaten in Deutschland während der Silvesternacht, sein Land werde keine muslimischen Flüchtlinge aufnehmen. Man darf dabei auch nicht vergessen, dass die mittel- und osteuropäischen Staaten erst seit weni-

gen Jahren souveräne Staaten sind und dass sie sich die Souveränität erkämpft haben. Und Neinsager gibt es nicht nur im Osten: Dänemark hat offiziell die Losung ausgegeben, das Land für Zuwanderer so unattraktiv wie nur möglich zu gestalten. Und Österreich hat seine Flüchtlingspolitik radikal geändert.

III. Aufgaben

1. Europas Wiederbelebung

Was stattdessen zu tun wäre, dass hat Matthias Naß in der Wochenzeitung DIE ZEIT so zusammengefasst:

„Erstens, eine substantiell größere Hilfe für Jordanien, den Libanon und die Türkei, also die Nachbarstaaten Syriens, die Millionen von Kriegsflüchtlingen bei sich aufgenommen haben.

Zweitens, die Unterstützung Griechenlands und Italiens beim Schutz der Außengrenzen. Dies geschieht, wie auch Vorschläge der EU-Kommission für eine Reform der Vereinbarungen von Dublin auf dem Tisch liegen.

Drittens, eine mindestens in Ansätzen faire Verteilung der Flüchtlinge in der Europäischen Union.

Viertens, die Bekämpfung der Fluchtursachen. Von den Genfer Friedensgesprächen zu Syrien, über den Kampf gegen den Terror des ‚Islamischen Staates‘ bis hin zu einer fairen Handelspolitik gegenüber den armen Staaten Afrikas.“

Diese Agenda wird uns Jahrzehnte beschäftigen. Man kann zweifeln, ob die Europäische Union in ihrer jetzigen

Form eine Zukunft hat. Eine Alternative wäre - auch aufgrund der Erfahrungen der Flüchtlingskrise - die Idee von Wolfgang Schäuble und Karl Lamers aus den 90iger Jahren: ein harter Kern von EU-Staaten (etwa die Gründungsstaaten), die nationalistische Reflexe weitgehend überwunden haben und zu einer fairen und solidarischen Integration bereit sind.

Leider spricht gegenwärtig einiges dagegen. Vor allem spricht dagegen, dass fast überall die nationalistischen Reflexe stärker werden, nicht schwächer - Österreich ist ein Menetekel. Und nicht nur in Ländern, die wirtschaftlich wanken. Auch in Deutschland, dessen Beschäftigungslage schon lange nicht mehr so günstig war wie gegenwärtig.

2. Ehrliche Bilanz gescheiterter Integration

Am 20. März erschien in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung ein Artikel unter der Überschrift „Amilas Weg“. Er beschrieb einen Leidensweg. Amilas Eltern stammen aus Bosnien. Der Vater ist praktizierender Moslem, der seine Tochter schon als diese noch ein Kind war, mit in die Moschee genommen hat - gegen den erklärten Widerstand der Mutter, die mit dem dort vermittelten Weltbild nichts anfangen konnte und die sich für ihre Tochter einen dem Gastland Deutschland entsprechenden Werdegang wünschte. Das Kind, das beide Eltern liebt, saß während seiner gesamten Kindheit zwischen den Stühlen. Der Artikel gewährt Einblicke in die Inhalte, die in Moscheen - es handelte sich in ihrem Fall nicht um eine erklärtermaßen radikale Gebetsstätte - vermittelt werden: Die Frau hat vor allem Mutter zu sein und den

Haushalt zu führen. Das Kopftuch ist Mindestausstattung. Weiter reichende Verhüllungen erwünscht. Zu dem Schriftgut, das zu Hause erlaubt ist, gehört ein Werk, in dem folgendes zu lesen ist: „Der reine und aufrichtige Glaube vollendet sich erst im Märtyrertod.“ Aber Amila schafft es mit Unterstützung der Mutter von einem islamischen Gymnasium auf eine staatliche Schule zu wechseln. Das Verhältnis zu ihrem Vater ist seither von Schweigen geprägt.

Es geht um eine Familie aus Bosnien, einem Land in Europa, kulturell mit der KuK-Monarchie verbunden, historisch ebenso (nicht nur, wenn man an Sarajewo 1914 denkt). Diese Episode ist leider kein Einzelfall: Vor einigen Jahren haben wir im Deutschlandfunk ein Feature gesendet, in dem türkische Frauen der zweiten und dritten Generation über die entsetzlichen Auseinandersetzungen innerhalb der Familie, meist mit dem Vater, berichteten, wenn sie nicht den von Religion und Tradition vorgegebenen Weg einschlugen, sondern eigene Pfade zu suchten und zu diesen folgen begannen. Mitten in Deutschland. Das sind Formen gescheiterter Integration, die längst anzutreffen waren, bevor die Migrantinnen nach Deutschland kamen.

Zuwanderung bedeutet auch Chancen. Aber zunächst müssen wir auch die Probleme benennen. Frank-Jürgen Weise, der Chef der Bundesagentur für Migration und Flüchtlinge hat es im März so ausgedrückt: „Diese Menschen werden die demographischen Probleme nicht lösen.“ (abgesehen davon, dass überwiegend alleinstehende Männer nach Deutschland gekommen sind. Männer sind aus Sicht der Demogra-

phen Strohfeuer: Sie können zwar ein Berufsleben lang erwerbstätig sein, werden aber, sofern sie keine Familie gründen, die demographische Tendenz nicht verändern. Dass auch nur eine nennenswerte Anzahl derjenigen, die gekommen sind, ihre Familien werden nach holen können, erscheint gegenwärtig politisch nicht durchsetzbar.) Mit Blick auf den Arbeitsmarkt hat Frank-Jürgen Weise auch gesagt, die Ankunft dieser Menschen sei kein Glück. Vielmehr sei sie mit großen Anstrengungen verbunden. Es beginnt mit dem Deutschunterricht. Und dann folgt die Berufsqualifikation. Für diejenigen, die hier bleiben werden, kommt die Rentenproblematik hinzu.

Marine Le Pen, die Vorsitzende des rechtsextremen Front National, hat gesagt, Frau Merkel wolle mit den Flüchtlingen Arbeitssklaven nach Deutschland holen, um der deutschen Wirtschaft einen Wettbewerbsvorteil zu verschaffen. Das ist aus mehreren Gründen falsch: Zum einen gilt ab 2015 in Deutschland der Mindestlohn, der grundsätzlich - damit sind sogar auch die Arbeitgeber einverstanden - für die neu angekommenen Menschen gelten soll. Das zentrale Missverständnis besteht allerdings darin, diese Migration unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit zu deuten. Womit erschreckend viele Menschen nicht zurechtkommen, ist, dass es sich um eine an den Nöten von Menschen orientierte Entscheidung handelte. Angela Merkel hat Menschen, die Sicherheit oder ein besseres Leben suchen, ins Land geholt. Menschen, die zunächst nichts erwirtschaften und im Gegenteil viel Geld kosten werden. Der wichtigste Bestandteil dieser Politik besteht darin, dass Menschen, von denen

viele vor Krieg oder anderen Bedrohungen geflohen sind, Sicherheit geboten werden konnte. Menschlich sollte das selbstverständlich sein, war es zunächst auch, denken Sie an die Willkommenskultur. Politisch ist es ein Abenteuer und mit Blick auf die Landtagswahlergebnisse vom 13. März ein Wagnis.

3. Umgang mit Populismus

Wie wird sich Deutschland verändern? Die äußerlich sichtbarste Veränderung bildet die Verschiebung in der Parteienlandschaft. Vermutlich werden Pegida und AFD Deutschland stärker verändern als die Zugewanderten. Wobei die 25 %, welche die AFD am 13. März in Sachsen-Anhalt erzielen konnte, weniger erstaunt als die 15 % in Baden-Württemberg. Im Land des Wohlstandes, der Vollbeschäftigung und im Gegensatz zum Osten einer aus Tradition und Modernisierung bestimmten Mentalität. Dem Gefühl in der Bundesrepublik Deutschland zu den Erfolgreichen, den Leistungsträgern zu gehören. Es mag sein, dass die AFD als Partei nicht überleben wird, denn zu groß erscheinen die inneren Widersprüche zwischen einem Jörg Meuthen in Baden-Württemberg und Björn Höcke in Thüringen. Die AFD wurde als wirtschaftsliberale europaskeptische Partei gegründet. Wesentlicher Bestandteil ihres Erfolgs damals war die Kritik an der Eurorettungspolitik. Ton angehend waren damals Politiker aus dem Westen: Bernd Lucke, Olaf Henkel und andere. Diese Ausrichtung bestimmt heute nur noch zum Teil den Kurs der Partei: Dort, wo sie in engem Schulterschluss mit der islamkritischen, ausländerfeindlichen und einer „das System“ ablehnenden Pegida-Bewegung offen oder offen-

sichtlich sympathisiert, trägt die AFD rechtsextreme Züge.

Die dahinter sichtbare Unzufriedenheit, das Gefühl von Politik und Eliten geradezu vorgeführt zu werden, verdichtet durch entsprechende „Informationen“, die man im Netz finden kann, besteht unabhängig von dem politischen Gefäß AFD, in das es sich neuerdings bei Wahlen ergießt. Diese Haltung hat sich jetzt erfolgreich ihren Weg gesucht. Viele Wählerinnen und Wähler der AFD sagen, sie hätten lange Zeit geglaubt, mit ihrer Meinung allein zu sein. Ein neues Wir-Gefühl bündelt diese Kräfte. Auf der anderen Seite sollte allerdings auch nicht verschwiegen werden: Bürger, die seit Jahren nicht an Wahlen teilgenommen haben, geben wieder ihre Stimme ab. Und die rechtsextreme NPD hat keine Chance. Der Teil der Wählerinnen und Wähler, der mit rechtsextremistischen Ideen liebäugelt, hält die AFD offenbar für wirksamer.

Für eine Strategie der Ausgrenzung ist diese Partei zu stark: Was in Sachsen mit der NPD funktioniert hat, wird sich in Sachsen-Anhalt mit der AFD schon deshalb nicht wiederholen lassen, weil die Partei dort die stärkste Oppositionskraft bildet. Inhaltlich wird die Partei zu stellen sein: konservativ und völkisch-rassistisch wird zusammen nicht gehen. Björn Höckes Phantasien über den afrikanischen Ausbreitungstyp, seine Apologetik einer 1000jährigen deutschen Geschichte verträgt sich nicht mit konservativ-liberalen Grundüberzeugungen bürgerlicher Kreise.

Sprachliche Entgleisungen sind, das sollte auch betont werden, keine Erfindungen der AFD: Der frühere bayerische Ministerpräsident und CSU-Vorsitzende Edmund Stoiber warnte vor

einigen Jahren vor einer „durchrassten“ Gesellschaft. So etwas ist in der Bundesrepublik bisher aber nie laut beklatscht worden, das waren eher peinliche Ausreißer, Tabubrüche. Die gehören allerdings zum politischen Handwerkzeug von Demagogen: auf der Straße bei Pegida alltäglich, im politischen Raum bei der AFD ebenfalls. Insofern bildete das laute Nachdenken über den Schusswaffengebrauch an Landesgrenzen eben keinen Ausrutscher.

Schaut man sich die parlamentarische Arbeit der AFD an, so findet man beides: parlamentarische Tugend und Zustände wie in Thüringen, wo AFD und Linkspartei um die Rekorde an Ordnungsrufen buhlen („Drecksack“, „wohlstandsverwahrloste Hobbyanarchistin“). Der persönliche Lebenswandel einiger Spitzenpolitikerinnen und Politiker entspricht ganz und gar nicht einer von der Partei auch in ihrem Programm idealisierten bürgerlichen Wohlanständigkeit: Frauke Petry, Mutter von vier Kindern, ließ sich für die Zeitschrift BUNTE mit ihrem neuen Lebensgefährten ablichten. Die Bild-Zeitung berichtete über André Poggenburgs Zahlungsschwierigkeiten und infolgedessen seinen Kontakt mit Strafverfolgungsbehörden. Und auf Petra Federau ist die AFD auch nicht mehr so stolz: Einst Nummer drei auf der Landesliste für die Landtagswahl in Mecklenburg-Vorpommern wurde sie auffällig durch Äußerungen wie: ‚Wegen der Flüchtlinge müsste man in Deutschland jetzt Afrikanisch lernen‘ oder ‚Die Flüchtlinge schleppten alle Arten von Krankheiten nach Deutschland ein‘. Aber nicht das hat zur Abkehr der AFD von Frau Federau geführt, sondern dass sie, die auf ihrem Facebook-Profil be-

hauptet, so lange sie lebe, werde sie für ihr Volk und ihr Land kämpfen, offenbar einen Escortservice betrieben hat. Das heißt, sie hat Frauen in arabische Länder vermittelt, Abu Dhabi und Dubai wurden genannt. Passt nicht wirklich zur Furcht vor Islam und Überfremdung.

Natürlich trifft man gescheiterte Lebensentwürfe auch bei Politikerinnen und Politikern anderer Parteien, und sonstigen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens an. Aber eine Partei, die exklusiv ein Lebensmodell postuliert, die Abweichungen als 68verseucht und versifft (!) darstellt, sollte sich über den Praxistest nicht wundern.

Das war alles vor dem 13. März bekannt, schadet der AFD also bislang offenbar nicht. Und das hat mit dem „Dagegen“-Gefühl zu tun und damit, dass sich ein Teil der Bevölkerung inzwischen eine eigene Wirklichkeit schafft. Der Klimawandel gilt als erfunden, Statistiken als gefälscht, andere Meinungen werden als gekaufte Lügen bezeichnet. Menschen, die eine gemeinsame Faktengrundlage nicht akzeptieren, sind unerreichbar. Dahinter verbirgt sich Angst: vor Abstieg, Überfremdung, dem eigenen Scheitern. Eine wenig bearbeitete DDR-Erziehung und DDR-Geschichte kommt hinzu sowie die vielfach demütigende Erfahrung der Bedingungen der Wiedervereinigung. In Deutschland besteht auch ein Integrationsproblem mit einem Teil der Inländer.

4. Medien

Damit wären wir bei dem Vorwurf „Lügenpresse“: Auch Medien und Medienutzung gehört zu den jüngsten Veränderungen. Heute benötigt man keine

klassischen Medien, Presse, Fernsehen und Hörfunk mehr, um sich ein Bild zu machen - wohlgermerkt: ein Bild. Das Internet bietet für jede Überzeugung vorgebliche oder tatsächliche Argumente und Belege. Ausweislich der Hörerpost, die uns im Deutschlandfunk erreicht, wissen wir, dass einige Bürgerinnen und Bürger dieses Landes der Meinung sind, dass uns von der Regierung (welche auch immer gemeint ist) vorgeschrieben werde, worüber wir in welchem Tonfall zu berichten haben, mit wem wir in welcher Ausrichtung Interviews zu führen hätten. Staatsfunk heißt das dann. Das ist Unsinn.

Andererseits müssen auch wir uns fragen: Haben wir bestimmte Themen sorgfältig genug nach allen Seiten abgeklopft? Zum Beispiel die Formen gescheiterter Integration. Heinz Buschkowsky, der ehemalige Bezirksbürgermeister von Berlin-Neukölln, hat zusammengefaßt, was er in seinem Kiez erlebt hat. Hier haben die Medien zu häufig weggeschaut. Zu selten haben sie die Schwierigkeiten im Zusammenleben mit dem islamisch geprägten Bevölkerungsteil thematisiert, wie Buschkowsky sie dargestellt hat. Es gibt viele Cem Özdemirs. Aber es gibt leider erschreckend viele Mitglieder in Parallelgesellschaften. Auch Buschkowsky kritisiert übrigens, dass man bestimmte Dinge in Deutschland nicht aussprechen dürfe, ohne dafür sanktioniert zu werden. Natürlich müssen wir darauf achten, wer sich in welcher Weise und aus welchen Gründen äußert. Aber insbesondere nach der Silvesternacht werden die Medien in Zukunft stärker ethnisch bestimmte Straffälligkeiten ausleuchten müssen. Köln war nicht verhaltensoriginell, an Silvester

wurden vielmehr mutmaßlich Straftaten verübt.

Eine konfrontative Grundeinstellung gegenüber der neuen Rechten wird dabei nicht zielführend sein: Das zeigt die Erinnerung an die Auftritte von NPD- oder DVU-Politikern an Wahlabenden im Fernsehen, denen gleich eine demonstrative Ablehnungshaltung des Moderators oder der Moderatorin entgegenzuschlug. Eine solche Ausgrenzung stärkt den Ausnahmecharakter dieser Parteien - auch in den Augen ihrer Wähler - und es bestärkt diese darin, dass es sich bei ihnen und den von ihnen Gewählten um vom System Ausgestoßene handelt. Vielmehr sollten wir dem angelsächsisches Vorbild folgen: mit allen reden. Ein Beispiel dafür ist das Interview, das der britische Journalist Tim Sebastian mit Frauke Petry geführt hat. Auf diese Weise werden AFD-Politiker immer mehr wie die anderen Politiker reden: d.h. sie werden argumentieren müssen. Sie werden sich solcher Formen der Auseinandersetzung befleißigen müssen, die ein Teil ihrer Wählerschaft ablehnt. Oder sie werden eben rüpelhaftes Verhalten an den Tag legen. Frank Schwab, Medienpsychologe an der Universität Würzburg hat es so beschrieben: Gemeinsamkeiten suchen, um Gruppenzugehörigkeit aufzulösen (Kölner Stadt-Anzeiger 29. März 2016). Dabei gibt es viele Angriffspunkte: etwa die Heilserwartungen, die PEGIDA und auch ein Teil der AFD-Wählerschaft an eine Figur wie Wladimir Putin richtet (darin treffen sich übrigens Rechts- und Links-Extreme), wie auch in ihrer Ablehnung der Politik und der Kultur der USA.

Eine zusätzliche Aufgabe der Medien, und darüber diskutieren wir im Deutsch-

landfunk regelmäßig, wird darin bestehen, unsere Arbeit nachvollziehbarer zu gestalten. Dass wir Hörerinnen und Hörern (und Online-Lesern, oder Usern) erklären, wie unsere Sendungen zustande kommen, wie Themen gewichtet, Interviewpartner ausgesucht und nach welchen Kriterien diese befragt werden. Dazu gehört auch, dass wir Fehler, die passieren und auch in Zukunft passieren können und werden, einräumen und berichtigen. Gleichzeitig nimmt die Bereitschaft ab, für guten Journalismus, wie wir ihn gelernt haben, Geld zu bezahlen. Das spüren nicht nur die Zeitungen. Parteien wie die AFD stellen die Rundfunk-Abgabe infrage. Als Mitglied des öffentlich-rechtlichen Rundfunks bin ich natürlich Partei. Dennoch: Vergleicht man die Lage hierzulande mit der in anderen Ländern, bin ich, bei aller berechtigten Kritik am öffentlich-rechtlichen System in Deutschland, doch zufrieden, denn weder die US-amerikanische Medienindustrie und ihre Verbindung zu interessengeleiteten Thinktanks halte ich für vorbildlich, noch Wladimir Putins Staatsmedien, die als Pressestellen des Kreml arbeiten. Nicht Fernsehen à la Berlusconi oder, wie häufig zu beobachten, eine durch Streichungen heruntergekommene Auslandsberichterstattung, die dazu führt, dass Mediennutzer über weltweite Entwicklungen kaum noch etwas erfahren. Aber wir dürfen uns nicht ausruhen, müssen uns im beschriebenen Sinne verändern und verbessern.

Roger de Weck, der Generaldirektor der schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG sagte unlängst in einer Rede bei uns im Deutschlandfunk: „Wir Medien sind Kinder der Aufklärung. Doch ein Großteil des Medienbetriebs

hat dies vergessen.“ Aufklärung bedeute, dass wir hinter den Werten stehen müssten, welche die Aufklärung erkämpft hat: Menschenwürde, Menschenrechte, Achtung vor dem Menschen. Und diese begründe den Willen, Orientierung zu geben in einer Welt und Weltpolitik, die zusehends chaotisch werden. Bezogen auf unser Thema heißt das, dass Medien verdeutlichen müssen, dass Menschen zu Migrant werden können. Aber dass Migrant immer Menschen sind.

5. Islamische Reformation

Es gibt bezogen auf Migration und Integration aber immer eine Hol- und eine Bringschuld. Letzteres bedeutet: der Islam in Deutschland wird sich verändern müssen. Islam und Demokratie, Rechtsstaat und Pluralismus, das kann zusammenpassen, sagt Ahmad Mansour, der selbst einst der Islamistszene angehörte. Heute lebt der arabische Israeli in Berlin und betreut Familien von radikalisierten Jugendlichen. („Generation Allah. Warum wir im Kampf gegen religiösen Extremismus umdenken müssen“). Oft klappt dies aber nicht. Mansours spricht dann von einem

„Islamverständnis, dass Menschen entmündigt, dass die Menschen dazu bewegt, Gott als Staatsanwalt zu sehen, der von Menschen etwas Bestimmtes erwartet. Wenn sie das nicht tun, werden sie bestraft. Das ist ein Islamverständnis, das kritisches Denken verbietet, das dazu aufruft, nichts infrage zu stellen, sondern das zu tun, was der Imam erwartet. Ein Islamverständnis, das mit der Angst vor der Hölle arbeitet, das Opfer und Feindbilder schafft. Daraus werden

Menschen, die oft mit einem sehr problematischen Verhältnis zur Sexualität aufwachsen. Die Menschen erhalten durch diese Ideologie eine Exklusivität, die ihnen das Gefühl vermittelt, zu einer Elite zu gehören. Solange diese islamistischen Inhalte in der muslimischen Community unkritisch verbreitet werden, werden sich Leute radikalisieren.“ (Kölner Stadt-Anzeiger 02.04.16).

Mansour wie auch die Wissenschaftlerin Necla Kelek werfen der deutschen Mehrheitsgesellschaft im Umgang mit dem Islam eine Mischung aus Naivität, Feigheit und Schönfärberei vor - aus einer falsch verstandenen historisch begründeten Scham vor Rassismus und Islamphobie. Mansour sagt, fünf- bis sechsjährigen Mädchen ein Kopftuch aufzuziehen sei ein Mißbrauch, der ihnen die Kindheit stiehlt.

Gehört der Islam zu Deutschland? Die kulturelle Prägekraft des Christentums und des Judentums ist in der Geschichte, etwa in der Rechtsgeschichte, unübersehbar. Ein vergleichbarer Einfluß des Islam ist hingegen nicht erkennbar. Im Gegenteil: Trotz vieler gut integrierter und den Werten des Grundgesetzes verpflichteter Muslime sorgt diese Religionsgemeinschaft immer wieder für Schlagzeilen, die Furcht und Ablehnung auslösen. Der Islamismus gehört zum Islam. Und der Terrorismus sich religiös wahnender Fanatiker gehört auch dazu. Aber auch eine erbärmliche sexuelle Verklemmtheit, die sich in Übergriffen, einem Denken in schwarz-weiß-Kategorien (die Frau als Heilige oder Hure) Ausdruck verschaffen.

Im Februar veröffentlichte der algerische Schriftsteller und Journalist Kamel

Daoud einen Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, unter der Überschrift: „Das sexuelle Elend der arabischen Welt“. Er schreibt:

„Das Geschlecht ist das größte Elend in der Welt Allahs. Und zwar in solch einem Maße, dass es jenen pornographischen Islamismus hervorgebracht hat, von dem die islamistischen Prediger reden, um ihre 'Gläubigen' zu rekrutieren: Beschreibung eines Paradieses, das eher einem Bordell ähnelt als einem Lohn für die Frommen, Phantasien über Jungfrauen für Selbstmordattentäter, Jagd auf Körper im öffentlichen Raum, Puritanismus der Diktaturen, Schleier und Burka. Der Islamismus ist ein Angriff auf das Begehren.“

Auf die Frage, ob es nicht doch Fortschritte in Richtung einer Emanzipation der Frauen gebe, antwortete Daoud in einem Interview mit der Wochenzeitung DIE ZEIT (03.03.2016): „Die Westler, die die arabische Welt lieben, wollen das gern glauben.“ Und er fügt hinzu, die Lage der Frau in der arabischen Welt bleibe tragisch. Von Freiheit könne keine Rede sein. Und ohne die Freiheit der Frauen werde man nicht begreifen, was Freiheit ist. Daoud stellte dies auch in einen Zusammenhang mit der Migrationsbewegung. Auch er befürchtet, dass sich die aufnehmenden Gesellschaften etwas vormachten. „Der syrische Flüchtling lässt seinen Lebensstil nicht in Syrien zurück.“

Wenn das stimmt und so bleibt, dann wird Integration ausgesprochen schwierig. Damit der Islam in Deutschland Anerkennung finden kann, müsste gewährleistet sein, dass man Zugewander-

ten mit einem Menschenbild wie dem gerade beschriebenen das Aufenthaltsrecht entzieht. Anstatt islamische Feiertage zu fordern, müssen die islamischen Verbände und Autoritäten schleunigst dafür sorgen, dass sich ein mit den Werten des Abendlandes zu vereinbarendes Islam - Ansätze dazu gibt es ja längst - durchsetzt und als Maßstab auch innerhalb der muslimischen Gemeinschaft anerkannt und gepredigt wird. Der Staat kann auf der sozialen Ebene helfen: Heinz Buschkowsky, der ehemalige Bezirksbürgermeister von Berlin-Neukölln, schlägt eine Kindergartenpflicht vor, so dass von klein auf die Sprache und sozialer Umgang geübt werden. Er fordert gemeinsamen Sport- oder Schwimm- und Biologieunterricht für Mädchen und Jungen. Überhaupt: keinerlei sogenannte „kulturelle Rabatte“. Der berüchtigtste dieser Art ist die Bezeichnung „Ehrenmord“, den es natürlich überhaupt nicht gibt. Denn Mord hat nach unserem Rechtsverständnis mit Ehre eben nichts zu tun (einzige vorstellbare Ausnahme ist der Tyrannenmord).

6. Kirche für Menschen

Die Ankunft vieler Menschen in Deutschland bildet auch eine Herausforderung und eine Chance für die Kirchen. Advent ist nicht mehr nur im Dezember. Während des ganzen Jahres suchen Fremde eine Herberge. Bisher haben die Kirchen weit reichend geholfen. Das Erzbistum Köln hat viele Millionen Euro zur Verfügung gestellt. Gleichzeitig haben Kardinäle und Bischöfe für die Willkommenskultur geworben. Man kann sich fragen, was Kirche in mehrfach saturierten Gesellschaften überhaupt zu tun hat. Zur Antwort gehört einerseits das Wissen,

dass es auch in einem reichen Land viel materielle und geistige oder seelische Not gibt. Andererseits sind jetzt Menschen gekommen, die offen erkennbar Hilfe, Zuwendung, ein Lächeln, ein Bewähren im Christsein benötigen. Christentum bedeutet, den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen. Den Bedürftigen zumal. Demgegenüber sind Auseinandersetzungen wie der Streit über Ehescheidung, Zulassung geschiedener Wiederverheirateter etwa zur Kommunion, über den Zölibat, über die Zulassung von Frauen zum Priesteramt mehr und mehr unverständlich. Und sie verstellen den Blick auf die wichtige Arbeit, die in den Gemeinden und auch in Ihren Gemeinschaften geleistet wird. Gregor Gysi, der ehemalige Fraktionschef der Linken im Deutschen Bundestag, hat einmal gesagt, ich gebe ihn sinngemäß wieder, obwohl er, Gysi, Atheist sei, graue ihm vor einer Welt ohne Religion. Zur Kirche gehört natürlich Tradition, Liturgie etc. Aber ich kann mir die Kirche der Zukunft nur in Verbindung von Spiritualität mit direkter sozialer oder humanitärer Arbeit vorstellen. Das heißt radikal christlich: so wie die Gemeinschaft St. Egidio in Rom. Mein Freund Rupert Neudeck erzählte mir einmal, er habe dort eine Messe besucht, die mehrere Stunden gedauert habe, weil immer wieder junge Menschen ein Sozialprojekt vorgestellt haben und weitere konkrete Hilfe für dieses Projekt verabredet wurde. Wenn sich Kirche in diese Richtung weiterentwickelte, könnte der Auszug der enttäuschten Gläubigen beendet werden. Auf der anderen Seite werden die vielen kaum nachvollziehbaren Regeln, an denen die Vatikan-Kirche mit sehr viel Energie festhält, von vielen als Aus-

druck einer unendlich tief sitzenden Angst wahrgenommen.

Der Benediktinerpater Nikodemus Schnabel, der in Jerusalem in der Dormitio-Abtei lebt, hat für die intolerante Form vorgeblich religiöser Radikalität den Begriff der Religions-Hooligans geprägt. Die trifft man in allen Religionen an. Ein gelungener Begriff für Menschen, die von allen möglichen Körperteilen gelenkt werden, nur nicht vom Kopf und schon gar nicht vom Herzen. Papst Benedikt XVI. hat zum Abschluss seiner Rede im Deutschen Bundestag den Abgeordneten ein hörendes Herz gewünscht. Das ist ein schönes Bild, das gerade auch der Weltkirche gut zu Gesicht stünde. Und das wäre mit Sicherheit sehr im Sinne des gegenwärtigen Papstes. Dies ist der Gegenentwurf zu selbsternannten Abendlandschützern, die aus Angst und mit Angst hetzen. Wobei die Frage, ob der Islam zu Deutschland gehört oder nicht, überflüssig ist. Was zu Deutschland gehört, sollen die Bürgerinnen und Bürger festlegen, nicht Vertreter des Staates oder von Parteien. Angela Merkel hat vor einigen Monaten sinngemäß gesagt, wer vor dem Islam warne, der solle sich einmal mit seiner eigenen religiösen Tradition beschäftigen. Wenn man Menschen nach der Bedeutung des Pfingstfestes frage, erhielte man vermutlich erbärmliche Antworten. Dahinter steht das Problem: Wohin wollen wir die Menschen integrieren, die gekommen sind. Wer oder was wollen wir sein?

IV. Ausblick

Der Jurist Ulrich Jan Schröder, Privatdozent für öffentliches Recht Goethe-

Universität Frankfurt a.M., hat in der FAZ geschrieben:

„Der Staat ist nicht stark, wenn es um gesellschaftliche Integration geht. (...) Sicherlich sind wir nicht nur eine Solidargemeinschaft von Steuerzahlern. Aber was die Gesellschaft zusammenhält, muß man klären und ehrlich aussprechen, bevor Integration zur Pflicht gemacht wird.“ (FAZ 12.05.2016).

Reicht es, dass aus Migranten Konsumenten werden? Vielleicht verstören diese Fragen auch eine Gesellschaft, die in Teilen und zunehmend religiös unmusikalisch geworden ist. Die Migranten stellen uns diese Fragen.

Die Menschen, die gekommen sind, haben diesem Land schon Beine gemacht - denken Sie an die rekordverdächtig schnelle Reform des Asylrechts, die Verschiebungen auf europäischer Ebene, die innenpolitische Radikalisierung - und sie werden weiterhin dafür sorgen. Ich habe mehrere Bereiche aufgezählt. Wir werden vermutlich beides erleben: Fruchtbare, Debatten über Identität, Infragestellung sinnloser Gewohnheiten in Staat und Gesellschaft, das Erlebnis von Teilen und Helfen einerseits. Und andererseits Furchtbares - denken Sie an brennende Unterkünfte oder die Silvesternacht, vielleicht Terroranschläge. Es wird unruhig werden. Mit Johannes XXIII. möchte ich enden: Sie kennen seinen schönen Satz: „Wer glaubt, zittert nicht.“
Dankeschön.

.....
* Referat bei der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz vom 12. bis 15. Juni 2016 in Vallendar.

Workshop-Dokumentation



DOK-Mitgliederversammlung 2016: Ein Blick ins Plenum

Der Studientag im Rahmen der Mitgliederversammlung 2016 der Deutschen Ordensobernkonzferenz stand unter dem Thema „Weil ihr Fremde seid“. In verschiedenen Workshops beschäftigten sich die Teilnehmer unter anderem mit der Lebenswelt der Flüchtlinge in Deutschland und der Entstehung von Konflikten in den Herkunftsländern. Auch der Umgang mit den Geflüchteten und dessen theologische Fundierung stand im Fokus der Ordensleute. Nach dem einführenden Referat von Christoph Heinemann (Seite 261-277) sind auf den folgenden Seiten auch acht Workshops des Studientags dokumentiert.

Peter Claver Narh SVD

Interkulturelle Konflikte

Wie entstehen zwischenmenschliche interkulturelle Konflikte? Wie kann man diesen vorbeugen und wie bereits entstandenen Konflikten begegnet?

Was ist zunächst einmal Kultur? Der Begriff *Kultur* ist komplex und findet deshalb keine einheitliche Auslegung. Obwohl es viele verschiedene Definitionen gibt, gibt es doch bestimmte gemeinsame Elemente, die in diesen unterschiedlichen Definitionen vorkommen. Je nach theoretischem Hintergrund betonen unterschiedliche Definitionen die folgenden Elemente von Kultur: Kultur als System von Werten, Normen und Praktiken; Kultur als Geflecht von Institutionen und Regeln; Kultur als Summe des Wissens über

Techniken und Strategien zur Lösung bestimmter Alltagsprobleme.¹

Interkulturalität überschreitet die Grenzen von Kulturen und bezeichnet nicht nur die Überschreitung der Grenzen zwischen den Kulturen, sondern richtet auch besondere Aufmerksamkeit auf die vielfältigen kulturellen Formationen innerhalb einer Kultur.² Interkulturalität eröffnet letztlich neue Wahrnehmungsmöglichkeiten, indem sie das Augenmerk auf den Zwischenraum zwischen den Kulturen legt.³ Interkulturalität beinhaltet das Aufeinandertreffen fremder Kulturen.

Kultur ist ein sehr wichtiger Faktor im interkulturellen Zusammenleben, weil unser ganzes Verhalten von ihr geprägt wird. Kultur ist so fundamental in unse-

rem Leben, dass Geert Hofstede sie in einem Vergleich zum Computer als *Software of the mind*⁴ bezeichnet.

Auch Diana de Vallescar Palanca vergleicht Kultur mit der *Blackbox* eines Flugzeugs und meint damit, dass wir, wenn es Missverständnisse oder Unverständnisse gibt, die sich in Spannungen, Konflikten oder Gewalt entladen können, umgehend versuchen müssen, die Blackbox zu lokalisieren, die uns dann hilft, die Ursachen dieser Missverständnisse oder Unverständnisse herauszufinden.⁵ Dies macht es notwendig, folgende Kulturunterschiede wahrzunehmen:

Kulturstandards

Alle Kulturen haben ihre Standards und die unterschiedlichen Standards können zu Konflikten führen, wenn man nicht vorsichtig damit umgeht. Alexander Thomas sieht Kulturstandards als „die zentralen Kennzeichen einer Kultur, die als Orientierungssystem des Wahrnehmens, Denkens und Handelns dienen.“⁶ Einige Beispiele:

Sachorientierung: Ein Deutscher ist sachorientiert. In der beruflichen Zusammenarbeit unter Deutschen sind die Sache, um die es geht, die Rollen und die Fachkompetenz der Beteiligten ausschlaggebend. In anderen Kulturen spielt auch die persönliche Empfindlichkeit eine Rolle. Ein Unterschied, der nicht unterschätzt werden sollte.⁷

Zeitplanung: In Deutschland sind sowohl berufliche als auch private Termine und Zeitpläne verbindlich, denn sonst gerät ein ganzes System aus den Fugen. Es gibt Kulturen, die etwas flexibler sind. Es ist wichtig, dies im Blick zu behalten.⁸

Kommunikationsstil: Deutsche kommunizieren in der Regel sehr direkt und explizit. In ihren Aussagen ist so gut wie nichts zwischen den Zeilen versteckt. Dies ist in vielen anderen Kulturen nicht der Fall und es ist hilfreich, das zu wissen.⁹

Sich richtig verstehen

Einander richtig zu verstehen ist von sehr großer Bedeutung, denn interkulturelle Konflikte entstehen größtenteils aus Missverständnissen. Um interkulturellen Konflikten vorzubeugen, ist es deshalb wichtig, die folgenden Punkte in der Kommunikation mit Menschen aus anderen Kulturen zu beachten.:

Anrede und Augenkontakt in Begegnungen: In bestimmten Kulturen, wie z.B. in Deutschland, ist es üblich, dass man for-

Peter Claver Narh SVD



P. Peter Claver Narh, Steyler Missionar, stammt aus Ghana und gehört der Deutschen Provinz seines Ordens an. Nach seinen Studien der Theologie (Sankt Augustin) und Beratung und Supervision (Bielefeld) promoviert er nun an der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen zum Thema „Interkulturelles Zusammenleben in einer Ordensgemeinschaft“.

melle und höfliche Formen der Sprache bevorzugt, auch wenn man mit Personen spricht, die man kennt und mit denen man jahrelang eng zusammenarbeitet.¹⁰ Dies ist in vielen anderen Kulturen nicht der Fall. Man kann andere problemlos mit dem Vornamen anreden.

Auch beim Thema *Augenkontakt* gibt es kulturspezifische Unterschiede. In westlichen Kulturen ist es ein Zeichen der Aufmerksamkeit und Höflichkeit, Augenkontakt zu halten, wenn man miteinander spricht. Wer einen Blickkontakt vermeidet, gilt als unsicher oder hat vielleicht etwas zu verbergen.¹¹ Dagegen wird in afrikanischen und asiatischen Kulturen Blickkontakt als aggressiv und respektlos angesehen. Ganz besonders im Gespräch mit Autoritäten, beispielsweise mit Eltern, Lehrern und Dozenten, ist es schicklich, den Kopf zu senken und die Augen niederzuschlagen oder manchmal sogar den Kopf ein bisschen weg zu drehen, um direkten Augenkontakt zu vermeiden. Dies gilt als ein Zeichen für Respekt und Bescheidenheit.¹²

Redefluss und Pausen in Gesprächen: In Gesprächssituationen merken die Teilnehmer des Gesprächs normalerweise an der Länge einer Pause, ob ein Redner fertig ist und ob nun sein Gegenüber das Wort ergreifen kann. Das Timing dieser Pausen kann jedoch in einzelnen Kulturen unterschiedlich sein.¹³ Beispielsweise machen Menschen aus Südeuropa nur ganz kurze Pausen zwischen ihren Gesprächsbeiträgen. Die Redner wechseln sich rasch ab und wenn der eine Redner seinem Vorredner ins Wort fällt, so wird das als Sympathie und gegenseitiges Verstehen akzeptiert.¹⁴ Unter Menschen aus skandinavischen Ländern dagegen sind die Pausen deutlich länger, „da die Teilnehmer den

Vorredner ausreden lassen und erst einmal sorgfältig darüber nachdenken, was sie erwidern wollen. Dem anderen ins Wort zu fallen gilt als unhöflich.“¹⁵

Ja/Nein Antworten: Die Worte „Ja“ und „Nein“ haben in unterschiedlichen Kulturen unterschiedliche Bedeutungen. In Deutschland werden beide Antworten wörtlich verstanden und der Gesprächs-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

partner weiß, woran er ist. Asiaten sagen dagegen oft nur „Ja“, um zu bekunden, dass sie hören und verstehen, aber nicht unbedingt zustimmen.¹⁶ In vielen asiatischen Ländern wird selten das Wort „Nein“ in den Mund genommen, weil eine derartige direkte Ablehnung als Beleidigung oder Gesichtsverlust empfunden wird. Statt das Wort Nein zu verwenden, bevorzugen viele Asiaten vage Formulierungen, die weitere Möglichkeiten offen lassen: „Vielleicht“, „ich bin nicht sicher“ oder „das ist sehr schwierig“.¹⁷

Kritik: Auch in der Ausübung von Kritik gibt es gewaltige Unterschiede zwischen Kulturen. In Deutschland wird beispielsweise Kritik direkt und meistens sachlich ausgeübt. In manchen asiatischen Kulturen wird Kritik indirekt und zwischen den Zeilen ausgeübt. Hier ist wiederum ein Konfliktpotenzial. Ganz wichtig bei allen diesen Punkten ist, dass man stets im Gespräch bleibt und nachfragt, wenn Menschen aus unterschiedlichen Kulturen sich begegnen.

Ethnozentrismus

Manchmal stellt der Mensch sich und seine Kultur über andere, die er für weniger attraktiv oder gar für minderwertig hält. Dies führt unweigerlich zu Konflikten und Spannungsfeldern. Um interkulturelle Konflikte zu vermeiden, müssen alle Kulturen respektiert werden. In diesem Zusammenhang ist das Wissen um die Unterschiedlichkeit von Kulturen von großer Bedeutung.

Kollektivistische Kulturen versus individualistische Kulturen

In kollektiven Gesellschaften definieren sich die Menschen als Teil der Gruppe

und stellen Gruppenziele über individuelle. In individualistischen Gesellschaften betrachten sich die Menschen als gesonderte Einheiten und sind hauptsächlich an ihren eigenen persönlichen Bedürfnissen interessiert.¹⁸ Länder, die ein hohes Maß an Individualismus haben, sind die angelsächsischen Länder, die Niederlande sowie die skandinavischen Länder. Laut Hofstede finden sich kollektivistische Länder vor allem in Asien und Südamerika.¹⁹ Ich persönlich denke, dass viele afrikanische Länder ebenfalls zu den kollektivistischen Ländern zählen. Individualistische und kollektivistische Kulturen lassen sich wie folgt beschreiben²⁰:

Individualistische Kulturen	Kollektivistische Kulturen
Sozialer Status sollte nach Leistung beurteilt werden. Wer viel leistet, soll nicht durch seine Herkunft daran gehindert werden, gesellschaftlich aufzusteigen.	Menschen akzeptieren Menschen, Hierarchien und Statusunterschiede, auch wenn diese nicht durch aktuelle Leistung, sondern durch Tradition bzw. Alter bestimmt sind.
Auch wenn Harmonie wichtig ist, wird vor allem bei Sachdiskussionen Ehrlichkeit und Geradlinigkeit geschätzt. Hierbei spielen Statusunterschiede nur eine geringe Rolle.	Im alltäglichen sozialen Miteinander sind direkte Auseinandersetzungen zu vermeiden, vor allem dann, wenn sie zum Gesichtverlust eines der Beteiligten führen würden.
Zumindest als ethisches Ideal gilt, dass alle Menschen gleich zu behandeln sind und dabei nicht zwischen Ingroup (Eigengruppe) und Outgroup (Fremdgruppe) zu differenzieren ist.	Bei der Aufteilung der Ressourcen wird deutlich zwischen Ingroup und Outgroup unterschieden. Menschen der Eigengruppe erhalten eine bevorzugte Behandlung und vor allem Verwandte werden aktiv in ihrer Laufbahn unterstützt.
Das moralische Verhalten orientiert sich an eigenen, weniger an durch das Kollektiv vorgegebenen Leitbildern. Unmoralisches Verhalten führt zu Gefühlen von Schuld und individueller Verantwortung.	Verfehlungen und unmoralisches Handeln führen zu einem Gesichtverlust vor der Gruppe und zu Schamgefühlen sowohl beim Täter als auch bei den Mitgliedern seiner Arbeitsgruppe und seiner Familie.

Zusammenfassung

Es ist sehr wichtig, im Dialog zu bleiben und immer wieder nachzufragen. Menschen aus anderen Kulturen und deren Kulturen mit Respekt zu begegnen, schafft eine sehr wichtige Basis für einen guten Dialog. Es ist ebenfalls ratsam zu versuchen, den anderen und seine Kultur zu verstehen. Denn „das Geheimnis des Erfolges ist, den Standpunkt des anderen zu verstehen.“²¹ Ferner ist es von großer Bedeutung, die Fähigkeit zu haben, die eigenen kulturellen Werte und Praktiken zu hinterfragen. Denn aus der „Unfähigkeit, kulturelle Praktiken und Werte zu hinterfragen, erwächst offenbar dann ein hohes Konfliktpotential, wenn Angehörige verschiedener Kulturen miteinander leben und auskommen müssen.“²²

.....

- 1 Vgl. Detlef Fetchenhauer, Psychologie, München 2011, S. 214.
- 2 Vgl. Elisabeth Vanderheiden & Claude-Hélène Mayer (Hrsg.), Handbuch Interkulturelle Öffnung. Grundlagen, Best Practice, Tools, Göttingen 2014, S. 31.
- 3 Vgl. ebd.
- 4 Vgl. Geert Hofstede; Gert Jan Hofstede & Michael Minkov, Cultures and Organizations. Software of the mind. Intercultural Cooperations and Its Importance for Survival, New York [u.a.] 2010, S. 5.

- 5 Vgl. Diana de Vallescar Palanca, Ordensleben interkulturell. Eine neue Vision, Freiburg 2008, S. 97.
- 6 <http://lehrerfortbildung-bw.de/bs/bsa/bgym/lehrgang/erklaerung/stand/> (Stand: 30.05.2016)
- 7 Vgl. Alexander Thomas; Stefan Kamhuber & Sylvia Schroll-Machl (Hrsg.), Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 2: Länder, Kulturen und interkulturelle Berufstätigkeit, Göttingen 2007, S. 74-75.
- 8 Vgl. ebd., S. 76-77.
- 9 Vgl. ebd., S. 81-82.
- 10 Vgl. Dietrich v. Queis, Interkulturelle Kompetenz. Praxis-Ratgeber zum Umgang mit internationalen Studierenden, Darmstadt 2009, S. 85.
- 11 Vgl. ebd., S. 86.
- 12 Vgl. ebd.
- 13 Vgl. ebd.
- 14 Vgl. ebd.
- 15 Vgl. ebd.
- 16 Vgl. ebd., S. 86-87.
- 17 Vgl. ebd., S. 87.
- 18 Triandis 1995 in: Laura E. Berk, Entwicklungspsychologie, München 2005, S. 86.
- 19 Vgl. Detlef Fetchenhauer, Psychologie, München 2011, S. 226.
- 20 Vgl. Hofstede 2006 in: Detlef Fetchenhauer, Psychologie, München 2011, S. 226 – 228.
- 21 Henry Ford zugeschrieben.
- 22 Detlef Fetchenhauer, Psychologie, München 2011, S. 217.

Missionarischer Einsatz und Herausforderungen der indischen Ordensschwestern in Deutschland

Die Katholische Kirche in Indien

Indien ist ein Land mit verschiedenen Religionen und Sprachen. Die katholische Kirche in Indien ist die zweitstärkste Kirche Asiens, deren Mitglieder einen Anteil von zwei Prozent an der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Ordensleben in Indien

Christus nachfolgen bedeutet, seine prophetische Sendung anzunehmen und ihn in denjenigen zu erkennen, die arm sind und die leiden. Zurzeit gibt es mehr als 100.000 Frauen und Männer, die diesen Lebensweg in der indischen Kirche gewählt haben. Davon sind 93.000 Ordensfrauen. Die Ordensgemeinschaften sind in karitativen und sozialen Einrichtungen tätig. Sie leisten einen Beitrag zur Entwicklung des Landes.

Indische Ordensleute weltweit

Laut Statistik sind in mehr als 166 Ländern über 6.000 indische Ordensleute in fast allen Bereichen tätig. In Deutschland gibt es insgesamt 55 Gemeinschaften, die der Vereinigung Katholischer Orden zur Förderung internationaler Solidarität e.V. (VKO) angeschlossen sind. Davon gehören einige zu einer Gemeinschaft mit deutschem Ursprung und die anderen zu den indischen Gemeinschaften. Es sind 1.600 Schwestern bei der VKO angemeldet. Die indischen

Ordensschwestern lassen sich drei Gruppen zuordnen:

1. den indischen Schwestern, die deutschen Gemeinschaften angehören
2. den indischen Schwestern, die einem indischen Orden angehören
3. den indischen Ordensangehörigen, die nicht der VKO angeschlossen sind. Sie verrichten ihren Dienst hier eigenständig und eigenverantwortlich.

Warum leben indische Schwestern in Deutschland?

Zeichen der Zeit (damalige Zeit)

Das Zweite Vatikanische Konzil war das Sprungbett für die Entwicklung einer Weltkirche. Mehrere Klosterpforten wurden für die indischen jungen Frauen geöffnet. Hier möchten wir als Beispiel den Namen von Sr. Juliana Thomas der Armen Dienstmägde Jesus Christi erwähnen. Sie ist bekannt als Konzilsteilnehmerin. Es ging von ihr die erste Bitte an einen indischen Bischof, „ob er es ermöglichen könnte, dass indische Mädchen in deutsche Klöster eintreten“. Indische Orden und Kongregationen erstrecken sich meist über nationale Grenzen. In den 60er Jahren kamen Schwestern nach Deutschland. Der Erstkontakt hatte durch indische Bischöfe stattgefunden. Die ersten Schwestern kamen nach Deutschland, um Medizin zu studieren. Das Studium wurde von

der damaligen Ärztekammer unterstützt. Diese Schwestern sind nach dem Abschluss ihres Studiums nach Indien zurückgekehrt. Danach kamen indische Schwestern, um hier eine Ausbildung als Krankenschwestern zu absolvieren. Die Einreise erfolgte meistens vermittelt durch eine Einladung verschiedener Ordensgemeinschaften oder durch kirchliche Einrichtungen. Die ausgebildeten Schwestern sind als Krankenschwestern in den jeweiligen Einrichtungen angestellt worden.

Die ersten Schwestern berichten über ihre sehr positiven Erfahrungen mit den deutschen Schwestern. Diese haben sie in allen Lebenslagen unterstützt und begleitet. Damals gab es keine Sprachschule wie heute. Deutsche Schwestern haben trotz ihres stressigen Alltags Deutschunterricht gegeben. Es gab auch deutsche Schwestern, die Unterrichtsstunden in der Krankenpflegeschule mitgemacht haben, um abends den indischen Schwestern Nachhilfe zu geben. Die ersten Schwestern haben meistens zusammen mit den deutschen Schwestern in deren Klausur gewohnt. Diese Situation bedeutete für die deutschen Ordensgemeinschaften eine große Umstellung. Sie mussten mit oft viel jüngeren Menschen aus anderen Kulturen zusammenleben. Sie haben eine größere Bereitschaft, Offenheit und Flexibilität gezeigt. Diese gegenseitige Offenheit und Achtung sind die Grundlage für eine gute Integration. Integration muss auf beiden Seiten geschehen. Danach haben die indischen Schwestern in verschiedenen Bistümern eigene Niederlassungen eingerichtet, wo sie ihr eigenes spirituelles Leben und ihre Kultur weiterleben. Viele indische Orden sind hier in Deutschland mit Niederlassungen vertreten.

Zeichen setzen: Teil einer Weltkirche sein und Missionierung in Deutschland

Als Missionarinnen aus der Weltkirche bringen die indischen Schwestern einige eigene Eigenschaften mit und sind geweiht zum Aufwecken der Menschheit:

- Die tiefe Freude an ihrem Glauben
- Ihr Bemühen, den Menschen näher zu sein
- Ihren Versuch, unter den Menschen zu sein
- Ihr Verlangen, am Leben der Menschen teilzunehmen und mit ihnen in Kontakt zu bleiben
- Ihren Einsatz für die Vernachlässigten, die Verlassenen und Vergessenen
- Durch die menschlichen Beziehungen eine göttliche Beziehung zu schaffen
- Ihr Streben, an der Wiederbelebung und Aufrechterhaltung des Glaubens

Veena
Punnackapallil
SJB



Sr. Veena Punnackapallil SJB trat 1964 in die Ordensgemeinschaft der Johannesschwestern von Maria Königin, Leutesdorf, ein. Nach ihrer Ausbildung in Deutschland und England wurde sie im Jahr 1974 in der indischen Chanda-Mission als Lehrerin tätig. Im Jahr 2000 wurde Sie zur Generalassistentin, 2006 zur Generaloberin und 2012 zur Generalvikarin ihrer Gemeinschaft gewählt.

zu arbeiten, weil die Menschheit unserer Zeit Haltung und Heilung in ihrem Leben braucht.

Der Rückgang der Ordensberufe

Einige Ordensgemeinschaften sind bereit, Nachwuchs zur Ordensberufung aus Indien aufzunehmen. Ebenso waren einige deutsche christliche Einrichtungen bereit, indische Ordensleute in ihren Einrichtungen einzusetzen. Diese Entwicklung und dieses Ergebnis wurde von den deutschen und indischen Orden als die Fügung Gottes angesehen.

Berufen, heilig zu sein:

- Jede einzelne Gemeinschaft versucht Charismen der Gründer und Gründerinnen an den Orten, an denen sie eingesetzt ist, durch ihre apostolischen Tätigkeiten sichtbar zu machen und durchzusetzen.
- Heiligkeit ist eine Gabe Gottes, die allen Menschen zugedacht und zugesprochen ist. Die indischen Schwestern versuchen durch ihren Einsatz in Deutschland, die Glaubensverkündigung zu vertiefen.
- Durch ihr geweihtes Leben versucht jede Schwester, die Heiligkeit der Kirche, die unzerstörbar ist, präsent und lebendig zu halten.
- Ordensleben in der Kirche ist ein „Dienst an der Heiligkeit des Gottesvolkes“. Die Ordenschristen sind berufen, Boten für Frieden und Liebe in dieser zerrissenen Welt zu sein.
- In dieser Zeit der Umbruchserfahrungen der Kirche brauchen wir Schwestern ein großes Vertrauen und das Bewusstsein, die Berufung zur Heiligkeit mit großer Bereitschaft zum Heil aller Menschen aufrecht zu erhalten.

Francy Mathew SH



Sr. Francy Mathew, Herzjesu Schwester aus Indien, kam 1975 nach Deutschland. Dort absolvierte sie die Ausbildungen zur Krankenschwester und Hebamme. Ab 1990 arbeitete sie in mehreren indischen Krankenpflegeeinrichtungen. 2005 kam sie wieder nach Deutschland und ist zur Zeit im Brüderkrankenhaus Koblenz tätig. Seit 2010 ist sie die Delegatin der Generaloberin des Herzjesuordens in Deutschland und die Vorsitzende des Herz Jesu Verein e.V.

Unterstützung der Ordensgemeinschaft und ihrer sozialen Projekte in Indien und in anderen Ländern

Die meisten sozial-caritativen Aufgaben in Indien wurden unterstützt. Manche Gemeinschaften sind in der Lage, mit den Projektgeldern in Afrika, Südamerika und anderen Entwicklungsländern Fuß zu fassen.

Ankommen und Einleben in Deutschland

Wie kann Integration unter dem Begriff „globale Ordensmitglieder“ gelingen? Dafür braucht man folgende Kriterien:

- Hohe Sprachkompetenz zur Bewältigung des Alltags, der Seelsorge und der tätigkeitsbezogenen Kranken-/Altenpflege
- Hohe Anpassungsfähigkeit und Sen-

sibilität für die Gegebenheiten in Deutschland

- Tätigkeitsbezogene Zusatzqualifikationen

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Herausforderungen für die indischen Schwestern

- Das Verlassen der Heimat und die Bereitschaft, sich einer neuen Umgebung anzupassen
- Die Offenheit für die gegenwärtige Situation und die neue Kultur
- Die Klosterwelt im alten Heimatland mit der im neuen in Übereinstimmung zu bringen
- Die Sehnsucht nach Transzendenz, die Faszination für das geheimnisvolle und mystische Leben sind diffus und in Deutschland kaum erfahrbar.
- Kulturelle Anpassung wird gefordert,
- soziale Integration ebenso
- Der große Wohlstand ist verlockend
- Die Krise der deutschen Kirche belastet
- Die Wegwerfgesellschaft ist neu.
- Die Entfernung und Entfremdung der Kirche vom Volk ist fremd
- Die sporadische Inakzeptanz durch einheimische Ordensleute ist nicht einfach
- Der Kommunikationsmangel unter den Ordensleute belastet

- Die Überforderung an der Arbeitsstelle
- Die ungewohnte Hektik und der Stress des deutschen Alltags
- Kleine Gemeinschaften bestehen oft nur aus zwei oder drei Schwestern.

Wann besteht das Risiko eines Scheiterns der Mission von entsendeten Ordensmitgliedern?

- Eigeninteresse und Eigenantrieb stehen im Vordergrund.
- Nur mäßig ausgebildete Schwestern kommen.
- Sprachliche Fähigkeiten sind nicht ausreichend.
- Geringe Anpassungsfähigkeit und Sensibilität für die Gegebenheiten in Deutschland.

Die VKO und ihre Rolle für die ausländischen Ordensmitglieder

Die VKO, mit Sitz in Neuwied, wurde 1998 gegründet und ist der Dachverband und die Interessenvertretung der ausländischen katholischen Ordensgemeinschaften. Die VKO fungiert als Bindeglied zwischen den Einrichtungen und den jeweiligen zivilen Rechtsträgern der ausländischen Gemeinschaften.

Immer wieder können wir die Frage stellen: Warum werden indische Ordensmitglieder nach Deutschland geschickt? Was ist die letztgültige Absicht für ihren Einsatz in Deutschland? Es ist immer wieder gewünscht, dass die Schwestern vielmehr über neue Wege des pastoralen Dienstes hier in Deutschland nachdenken und mitwirken sollen. Wir hoffen, dass sie relevante Verbesserungen für den pastoralen Einsatz ausführen können. Gott segne all ihr Mitwirken und dass es ein Segen werde für die deutsche Kirche.

Anders sind nicht nur die anderen

Fremdheitserfahrungen in mir und mit meinem Umfeld

Von einem Workshop zu berichten, bei dem es keine Informationen gab, sondern Austausch, weniger Politisches als Persönliches – ein schwieriges Unterfangen. Was lässt sich berichten?

- Die Methoden, die die persönliche Reflexion und das Gespräch erleichtern sollten. So können sie vielleicht in anderen Zusammenhängen nochmals genutzt werden;
- Das zentrale Element des Inputs, eine Mind-Map, die auch für weitere Reflexionen das Feld umschreibt;
- Einzelne Aspekte, die im (in den beiden Gruppen sehr unterschiedlichen) Gespräch präsent waren, als Anregungen für das eigene Nachdenken.

Die Gedanken und Erinnerungen der Einzelnen – und ob gar der Eine oder die Andere etwas mitgenommen hat – all das bleibt Geheimnis.

Methode

Jeweils 30 Teilnehmerinnen und Teilnehmer pro Workshop. Ein großer Kreis, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Viele kennen sich nicht. Die nötige Vorstellungsrunde darf nicht zu viel Zeit einnehmen. Alle haben Zettel und Stift. Ein Wort, höchstens zwei, zum Thema aufschreiben! Dann reihum: Name, Gemeinschaft, das Wort. Schon hier tut sich ein Raum auf, von Anlässen für Fremdheit und angedeuteten Erfahrungen, von Schwierigkeiten und Möglichkeiten, Gefühlen und Reflexionen.

Es folgt eine ruhigere Phase. Nach der Reduktion auf ein einziges Wort die Weitung. Nach dem, was sich laut sagen lässt, ein persönliches Nachdenken. Alle sind eingeladen, sich in ein paar Minuten Stille an Fremdheitserfahrungen in ihrem Leben zu erinnern, Was gedacht ist, ist auch „da“. Einiges davon scheint im anschließenden Gespräch sogar auf. Als hauptsächlicher Katalysator der Leitung dient dann eine sogenannte Mind-Map, die im nächsten Punkt vorgestellt wird. Daran schließt sich das Gespräch an, das mit einem kurzen Moment der Stille endet, in dem jede(r) sich bewusst machen kann, ob es etwas gibt, das er oder sie aus diesem Workshop heraus in das eigene Leben mitnehmen möchte.

Mind-Map

Viele kennen die Methode des Brainstormings. Ungefiltert nennt man zu einem bestimmten Thema Assoziationen, Gedankenverbindungen, oder schreibt sie auf. Die Mind-Map ist damit verwandt. Im Brainstorming wird das Hirn (Brain) zum ungebremssten Stürmen (Storming) ermutigt. Die Mind-Map ist wie eine Landkarte (Map), die den Verstand (Mind) und seine Assoziationen strukturiert, sogleich oder im Nachgang zu einem Brainstorming. Ein zentraler Begriff steht in der Mitte und von dort verästeln sich, immer feiner, die Gedankenverbindungen. In unserem Workshop sind die Assoziationen

auf Zetteln vorbereitet und die Mind-Map entfaltet sich mitten im Stuhlkreis auf dem Boden, auf hoffnungsvoll grünem Grund.

Mit dem Thema in der Mitte folgt als erster Hauptast das Feld, in dem *andere mir fremd sind* (kursiv die Schlagworte, in Klammern jeweils Beispiele). Dies ist – nahe am Hauptvortrag und an den Themen der meisten anderen Workshops – häufig in der *Gesellschaft* der Fall (Flüchtlinge). Aber auch *Bekannte* können mir in bestimmten Situationen fremd sein, mich überraschen („dass die so denkt ...“). Fremdheit gibt es auch in der *Kirche*, ja, sogar in der eigenen *Gemeinschaft* (Gebetsformen werden gepflegt, die ich so gar nicht nachvollziehen kann). Ein Unterast tut sich auf, wenn man nicht schaut, wer fremd ist, sondern was die Kriterien der Fremdheit sind. Anders können sein: *Religion*, *Kultur* (packt man ein Geschenk aus, das man gerade erhalten hat?), *soziale Schicht* (wer sich was leisten kann, wer was normal findet), *Generation* (Alter, Jugendliche, Konzilsgeneration), *Beruf*, *Position* (im sozialen Gefüge), *Dialekt/regionale Herkunft* (scheint im Alter wichtiger zu werden), *Frömmigkeit*.

Da Fremdheit immer ein Beziehungsbe-griff ist, folgt der zweite Hauptast fast wie ein Spiegel: Wo bin *ich anderen fremd*? Hier wiederholen sich alle gerade genannten Kriterien (Religion, Kultur ...). Ein Unterast unterscheidet, ob ich anderen *als Person* fremd bin oder vielleicht *als Ordenschrist(in)* (nicht nur im Osten Deutschlands). Gesondert wurde auf die Fremdheit hingewiesen, die *im Prophetischen* liegt. Schließlich der Aspekt, dass ich anderen fremd sein kann, wenn ich mich verändere (Eintritt in einen Orden, Oberin werden).

Der dritte Hauptast: wo *ich mir selbst fremd* bin. Da geraten verschiedene Persönlichkeitsanteile meiner selbst in Spannung. So kann ich mir *in meinem Leib fremd* sein. Das lässt sich weiter auffächern in Aspekte wie *Emotionen* (depressive Symptome aufgrund von bestimmten Stoffen in Medikamenten), *Bedürfnisse* (plötzliche, bisher unbekannte Lust auf ...), *Krankheiten* (der Tumor, der zu mir gehört und mir zugleich fremd ist; das Zittern bei Beginn einer Parkinson-Erkrankung). Ein Unterast ist die Fremdheit *in inneren Prozessen*. Auf der *menschlichen Ebene* fällt vielleicht als erstes die Begegnung mit dem eigenen *Schatten* ein. Aber auch die andere Seite, die helle Seite der *Gaben*, kann fremd sein (Beispiel eines schlechten Schülers, der mit Zittern und Zagen bei den „Schlaunen Jungs“, den

Katharina Kluitmann OSF



Sr. Dr. Katharina Kluitmann OSF ist als Provinzoberin der „Franziskanerinnen von der Buße und der christlichen Liebe“ Mitglied im Vorstand der Deutschen Ordensobernkongferenz. Nach ihrem Theologiestudium promovierte sie am Institut für Psychologie der Gregoriana und ist seit 2004 in der psychologischen Begleitung kirchlicher Angestellter im Bistum Münster (CENTRO) tätig.

Jesuiten, eintritt und den ersten Studienabschluss mit Bravour meistert. Er ist sich – in seinem Selbstbild – so fremd, dass er tagelang weint.). Fremdheit im Hellen wie im Dunklen zeigt sich oft gerade in neuen *Situationen*, Umfeldern, Rollen und Aufgaben. Die Psychologie und der reflektierte Mensch wissen um die Fremdheit des bleibend Unbewussten, die lebenslang nicht völlig auflösbar ist. Wie beim Eisberg schaut bestenfalls ein Drittel dessen, was uns ausmacht, „aus dem Wasser“. Auch auf der *geistlichen Ebene* können wir uns fremd sein, wenn wir neue Erfahrungen machen, die uns verunsichern oder locken.

Das führt direkt zum vierten Hauptast, dass nämlich *Gott mir fremd* sein kann. Dieser Eindruck der Fremdheit kann daher rühren, dass ich Gott *anders als andere* erfahre. Nicht wenige Heilige haben in ihrem Gottesbild Aspekte betont, die in der jeweiligen Zeit eher nachrangig waren, beispielsweise Franziskus, der die Menschheit Jesu betont, als die Kirche vor allem auf Jesu weltentrückter Göttlichkeit bestand. Fremdheitserfahrungen mit Gott kommen aber auch dann auf, wenn ich selbst Gott *anders erfahre, als ich ihn vorher erfuhr*. Außerdem kann vor allem eine *besondere „Nähe“ Gottes* fremd sein. Dabei verändert sich selbstverständlich nicht eine reale „Entfernung“, sondern Gott wird als näher erfahren. Es kommt also, im weiten Wortsinn, eine mystische Dimension, eben eine Erfahrungsdimension, ins Spiel. Auf der anderen Seite steht die Fremdheitserfahrung in der *besonderen „Ferne“ Gottes* (Theodizee, Dunkle Nacht).

Neben diesen vier Hauptästen (Andere sind mir fremd, ich bin anderen fremd,

ich bin mir selbst fremd, Gott ist mir fremd), stehen die möglichen emotionalen Reaktionen auf solche Fremdheitserfahrungen, die sich zwischen *Angst* und *Faszination* bewegen können. Aus der Angst können dann Tendenzen wie *Flucht, Angriff, Abschottung* folgen. Die Faszination kann dazu führen aus sicherem Abstand *Exotik zu beobachten* (viele Journalisten, die in Klöstern recherchieren wollen). Es gibt aber auch die Möglichkeit, die Faszination durch etwas Fremdes als *existentielle Chance* für Wachstum, Integration, Identitätsbildung, Weite zu nutzen. Hier liegt wohl der entscheidende Gewinn des Fremden für das eigene Leben. Dennoch bleibt festzuhalten, dass menschliches Leben bleibend in einen *Raum des unaufhebbaren Geheimnisses* mündet, da wir Menschen Ebenbilder des unfassbaren Gottes sind.

Gesprächsaspekte

Anlässe für Fremdheit waren ein guter Gesprächseinstieg; die virtuelle Welt, in der sich viele Jüngere bewegen; festgefahrene Überzeugungen (nicht nur) älterer Mitbrüder; erschreckende (rechte) Wahlergebnisse und Demonstrationen – und die (Un-)Möglichkeit, darüber in der Ordensgemeinschaft zu sprechen; verschiedene Ordenstraditionen (kontemplative versus apostolisch tätige; Faszination der Nähe zu evangelischen Gemeinschaften). Was ist mir gerade am meisten fremd?

Schon in der ersten Runde, in der alle auf ein Wort beschränkt wurden, zeigte sich die emotionale Spannweite, in der sowohl der Pol der Angst wie der Pol der Faszination in sehr unterschiedlichen Worten benannt wurden. Für mich

besonders treffend in „Oh!“. Und Ihr Wort, mit dem Sie ausdrücken könnten, was geschieht, wenn Sie Fremdem begegne(te)n?

Wir diskutierten den Aspekt der Einsamkeit, der mit Fremdheit verbunden sein kann. In einem der Workshops wurde er auch mit der Erfahrung verbunden, welche Fremdheiten und Einsamkeiten entstehen können, wenn man für eine Leitungsaufgabe gewählt

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

wird und sich Erwartungen der Mitschwestern und -brüder und vielleicht gar eigene und fremde „Erwartungserwartungen“ (Ortfried Schäffler) verändern und neue Konstellationen schaffen. Welche dieser Erfahrungen ich kenne ... Wie sie mich berühren ... Welche Formen des Umgangs mir helfen ...

Was passiert, wenn mir die eigene Gemeinschaft fremd wird? Durch das Altern, das Schrumpfen, neue Formen, andere Apostolats- und Lebensmöglichkeiten?

Die zunehmend erfahrene Fremdheit Gottes, im eigenen Leben, in der Beglei-

tung anderer. Eine Dunkle Nacht, die – vielleicht gerade in den Orden und ihrem Alterungsprozess – eine gemeinsame (!) Dunkle Nacht ist?

Die Selbstreflexion, gegebenenfalls mit einem Gesprächspartner, kann helfen, alte Fremdheitserfahrungen aufzuarbeiten, damit sie nicht aktuelle Situationen emotional zu sehr und unerklärlich überstrahlen. Geben wir dem in unserer Gemeinschaft Raum, Zeit, Ressourcen? Sehr klar wurde die große Bedeutung von Kommunikation bei jeder Form von Fremdheit. Gibt es Tabus („So was denken wir in unserer Gemeinschaft nicht!“)? Kommunikation gelingt umso besser, je klarer ist, dass es darum geht, einander zu verstehen, nicht einander zu überzeugen. Die Angst vor Vereinnahmung hindert nämlich Kommunikation. Hilfreich kann der Blick „hinter“ das Vordergründige sein, eine Empathie, die fragt „Was steckt dahinter? Was bedeutet das (Verhalten, Denken ...) für Dich?“. Es wurde eine Sequenz formuliert: Verstehen, Verständnis, gut finden. Der letzte Schritt muss nicht sein, meinten wir. Welcher Fremdheit setze ich mich aus? Wie viel bleibende Fremdheit halten wir aus? Wie viel Fremdheit darf (für mich, für uns) sein – auch in der Kirche, in der eigenen Gemeinschaft, zu denen, die zu uns kommen, als Gäste, als Neueintritte? Ganz offensichtlich: Fremdheit ist kein Thema zum „Fertigwerden“, mehr eines zum Wachsen, Staunen. Hoffentlich!

Martin Üffing SVD

Internationale/Interkulturelle Ordensausbildung

In einer immer „interkultureller“ werdenden Welt ist zunehmend „interkulturelle Kompetenz“ gefragt. Wie kann das Zusammenleben von Menschen verschiedener Nationen, Kulturen, usw. nicht nur funktionieren, sondern auch Frucht bringen? Aus einer christlichen Perspektive lassen sich die möglichen Früchte interkulturellen Zusammenlebens als Friede, Harmonie, Verwirklichung des Reiches Gottes, usw. bezeichnen.

Interkulturelle Ordensgemeinschaften

Auch Ordensgemeinschaften sind zunehmend interkulturell. Gerade hier in Europa – dadurch, dass Ordensleute aus anderen Kontinenten, Ländern und Kulturen eingeladen werden, um hier an Gottes Mission teilzunehmen. Was wird von diesen „anderen“ oder „fremden“ Schwestern und Brüdern erwartet? Sollen sie sich einfach an hiesige Gegebenheiten anpassen und tun, was europäische Ordensleute schon immer getan haben, oder gibt es Raum auch für Elemente, die in deren Kulturen typisch sind?

Internationale bzw. interkulturelle Ordensausbildung hat solche und ähnliche Fragen auf dem Hintergrund von Ordenscharismen, Ordensidentität und dem Verständnis von Mission sowie dem Selbstverständnis einer Ordensgemeinschaft zu behandeln und zu leben. Ordensausbildung wird so auch zu einem Lernraum von Interkulturalität.

Beispiel: Steyler Missionare

Die Steyler Missionare (zum Beispiel) wollen in den unterschiedlichen Umfeldern, für die sie bestimmt werden, in internationalen, multikulturellen Gemeinschaften (oder Teams) leben. Daher muss die Vorbereitung der Missionare – neben vielen anderen Aspekten – das Erlernen von internationalem/interkulturellem Zusammenleben ebenso beinhalten wie Informationen über das neue Umfeld/die neue Kultur. Es können so sogar Konflikte entstehen zwischen „Interkulturalität“ (das Zusammenleben als interkulturelle Gemeinschaften) und „Inkulturation“ (das Bemühen des Einlebens in die lokale Kultur). Das 17. Generalkapitel der SVD (Steyler Missionare) im Jahre 2012 unterstreicht: „Als Nachfolger des Göttlichen Wortes nehmen wir an der Mission Gottes teil. Erstausbildung und Weiterbildung helfen uns, dass wir in der Kraft des Heiligen Geistes hineinwachsen in die Einheit mit dem menschengewordenen Wort des Vaters und in unsere Ordensgemeinschaft von Mitbrüdern aus vielen Ländern und Kulturen... Interkulturalität ist also ein Schlüsselement in jeder Phase unserer Formation.“

Es sei hier angemerkt, dass sich Interkulturalität von Internationalität unterscheidet: in „internationaler“ Ordensausbildung geht es darum, dass Menschen verschiedener Nationen und Kulturen lernen, in einer Gemeinschaft zusammenleben und einander zu respektieren. Die „interkulturelle“ Ordensausbildung geht weiter. Man bleibt

nicht beim Lernen von Zusammenleben und gegenseitigem Respekt stehen, sondern sucht nach Wegen gegenseitiger Bereicherung und Veränderung, so dass durch die Interkulturalität etwas Neues entsteht. Der Weg der Interkulturalität ist der Dialog, der auf allen Ebenen und in verschiedenen Prozessen zu führen ist. Dialog setzt bestimmte Grundhaltungen voraus: Respekt; Verständnis für den/die Andere(n); „Mitleid“, also die Bereitschaft, sich auf das Leben der Anderen einzulassen mit all seinen Licht- und Schattenseiten; Liebe, Nächstenliebe, die auch eine wesentliche Motivation für die interkulturelle Ordensausbildung als solche darstellt. In einem Artikel über die Philosophie interkultureller Bildung schreibt Ivan Illich:

„Was ist geistliche Armut denn anderes als Indifferenz, die Bereitschaft, ohne das auszukommen, was wir mögen? Wie geistliche Armut nicht bedeutet, keine Vorlieben mehr zu haben, sondern sich von ihnen frei zu machen, so soll auch der Missionar seinen eigenen kulturellen Hintergrund nicht verleugnen, sondern aktiv in Kontakt treten mit einem anderen – ein nicht leicht zu erreichendes Ziel. Indifferenz gegenüber äußerlichen Annehmlichkeiten ist schwer genug zu erreichen, noch schwieriger ist es jedoch in Bezug auf Dinge, die eher psychologischer Natur sind, physische Bedingungen, die ein ausgeglichenes Leben fördern, die Nähe von Menschen, die wir lieben, unser Ruf oder unser Erfolg. Und noch viel schwieriger ist es, sich freizumachen von Überzeugungen, die uns seit Kindertagen begleiten, von dem, was man tut und was sich nicht gehört. Und doch wird ein Missionar gerade diese

Haltung anstreben müssen, wenn er tatsächlich ein Werkzeug der Inkarnation und nicht seiner eigenen Kultur sein will. Kein Missionar hat ein Recht darauf, im Namen des Evangeliums auf der Annahme seines eigenen kulturellen Hintergrundes zu bestehen und so die Taufe oder die volle Kirchenmitgliedschaft bei seinen Neuchristen von einem Grad geistlicher Armut abhängig zu machen, zu dem er selbst nicht bereit ist.“¹

Missionare sollten ausgezeichnete Kommunikatoren sein, die zwischenmenschliche Verbindungen schaffen können. In der Seelsorge ist wohl die Arbeit im Team die einzig adäquate Methode, die den Vorstellungen von Kollegialität, Gemeinschaft und Partnerschaft als Form von Kirche-Sein und missionarischem Wirken entspricht. Franz-Josef Eilers betont:

„Es muss aber auch ganz deutlich gesagt werden, dass eine wesentliche Voraussetzung in diesem Zusammenhang ist, dass man eine ausreichende Einsicht in die eigene Kultur, in die eigene Persönlichkeit und Religion hat. Denn ohne eine solche kommt es nicht zu einer wirklich interkulturellen Kommunikation. Ich muss wissen, wie meine Kultur mich geprägt hat und es weiterhin tut, wie sie meine Kenntnisse, mein Verhalten, mein Begreifen, meine Formen der Kommunikation beeinflusst, wo die Grenzen liegen, die ich einhalten muss, und wo ich gerade diese Grenzen, die mein kulturelles Erbe mir auferlegt, überschreiten muss.“²

Wesentlich für die interkulturelle Ordensausbildung ist das Gemeinschaftsleben. Schauen wir auf „interkulturelle Gemeinschaft“.

Theologisches Motiv für inter-kulturelle Gemeinschaften

Zuallererst soll klar sein, dass wir internationale oder interkulturelle Gemeinschaften mit einer theologischen Absicht bilden, das heißt, wir wollen ein Zeugnis für die Einheit und Vielfältigkeit des Reiches Gottes ablegen. Wir bilden internationale oder interkulturelle Gemeinschaften nicht einfach, weil wir das so gern tun, oder weil es angenehm ist - tatsächlich, ziemlich oft ist es nicht angenehm - oder weil wir die Vereinten Nationen nachahmen wollen. Auch bilden wir keine internationalen oder interkulturellen Gemeinschaften, weil wir gezwungen sind, Mitglieder aus anderen Kontinenten aufgrund des Mangels an Berufungen im Westen aufzunehmen. Vielmehr bilden wir internationale oder interkulturelle Gemeinschaften, weil wir berufen sind, Folgendes zu bezeugen: die Universalität des Reiches Gottes und seine Offenheit für Vielfältigkeit. Dieses Zeugnis ist besonders dringlich - in einem Kontext von Globalisierung, der einerseits dahin tendiert auszuschließen, und andererseits, alle Unterschiede auszumerzen. Angesichts dieser Tatsache besteht heute die besondere Notwendigkeit zu bezeugen, dass Gottes Reich ein Reich der Liebe ist, das absolut alle einschließt und zugleich für die Besonderheit jeder Person und jeden Volkes offen bleibt.

Internationale Gemeinschaft

Zweitens folgt aus dem ersten Punkt, dass internationale oder interkulturelle Gemeinschaften beabsichtigte Gemeinschaften sein müssen. Mit anderen Worten, es ist wesentlich, dass die Mitglieder bewusst die Absicht haben, eine internationale oder interkulturelle

Gemeinschaft mit einer bestimmten Zielsetzung zu bilden. Jedes Mitglied muss überzeugt sein, dass Internationalität oder Interkulturalität ein Ideal ist, das man anstrebt, oder ein Wert, den man fördert. Internationale oder interkulturelle Gemeinschaften kommen nicht durch Zufall zustande oder indem man Leute verschiedener Nationalität oder Kultur einfach unter demselben Dach zusammensteckt. Vielmehr, echte internationale oder interkulturelle Gemeinschaften müssen bewusst geschaffen, absichtlich gefördert, sorgsam betreut und aufmerksam gepflegt werden. Sie erfordern einige grundlegende persönliche Haltungen, gewisse gemeinschaftliche Strukturen und eine besondere Spiritualität. Folglich brauchen die Mitglieder ein spezifisches Formationsprogramm, sowohl für die Grundausbildung als auch für die Weiterbildung, das sie darauf vorbereitet, fruchtbringend

Martin
Üffing SVD



Prof. P. Dr. Martin Üffing SVD ist Provinzial der Steyler Missionare. 1992 erfolgte seine Promotion im Fach Missionswissenschaft an der Gregoriana in Rom. Von 1992 bis 2001 war er als Formator und Dozent auf den Philippinen tätig. Seit 2001 ist er erst als Mitarbeiter, dann als Professor im Missionswissenschaftlichen Institut der Steyler Missionare in Sankt Augustin tätig.

gend und sinnvoll in internationalen oder interkulturellen Gemeinschaften zu leben.

Wechselspiel zwischen Kulturen

Drittens meine ich, unser Ideal ist nicht nur eine Gemeinschaft, zusammengesetzt von Leuten aus verschiedenen Nationalitäten - das beschreiben wir normalerweise mit dem Begriff „Internationalität“. Auch ist es nicht einfach eine Gemeinschaft, in der Leute aus verschiedenen Kulturen oder Nationalitäten Seite an Seite miteinander ko-existieren können - das wird mit dem Begriff „Multikulturalität“ bezeichnet. Unser Ideal ist eine Gemeinschaft, in der die verschiedenen Kulturen der Mitglieder miteinander interagieren und sich dabei gegenseitig zum Wohl der einzelnen Mitglieder und der Gemeinschaft als ganzer bereichern - das wird mit dem Begriff „Interkulturalität“ benannt.

Eine echte interkulturelle Gemeinschaft ist durch drei Dinge charakterisiert, nämlich:

(1) Die Anerkennung anderer Kulturen (d.h., es ermöglichen, dass die Minderheitskulturen in der Gemeinschaft sichtbar werden), (2) Respekt für kulturelle Verschiedenheit (d.h., jeden Versuch vermeiden, die kulturellen Verschiedenheiten einzuebnen und die Minderheitskultur in die vorherrschende Kultur zu subsumieren) und (3) die Förderung eines gesunden Wechselspiels zwischen den Kulturen (d.h., bewusst ein Klima zu schaffen, in dem jede Kultur zulässt, dass sie durch die andere verwandelt oder bereichert wird). Auf diese Weise wird eine interkulturelle Gemeinschaft wirklich eine sein, zu der sich die Mit-

glieder aus verschiedenen Kulturen zugehörig fühlen.

Zum Schluss können wir vielleicht die Kulturen mit den Charismen vergleichen, über die der hl. Paulus in 1 Kor 12 spricht.

Indem wir Paulus paraphrasieren, können wir sagen:

Die genuine missionarische Ordensgemeinschaft ist nicht eine einzige Kultur sondern viele. Wenn sie in allem eine Kultur wäre, wo wäre die Gemeinschaft? Aber es ist so, dass da viele Kulturen sind, jedoch eine Gemeinschaft. In der

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Tat, die Kulturen, welche schwächer scheinen, sind umso notwendiger, und jene Kulturen, die wir als weniger achtenswert betrachten, umgeben wir mit größerer Ehre, und sie werden mit größerem Entgegenkommen behandelt, während die eher beeindruckenden Kulturen das nicht brauchen. Aber Gott hat die Gemeinschaft so zusammengefügt, dass größere Ehre jener Kultur zukommt, die ohne sie zu sein scheint. Wenn eine Kultur leidet, leiden all die anderen mit ihr; wenn eine Kultur zu Ehren kommt, haben die anderen Anteil an ihrer Freude (vgl. 1 Kor 12,14-26).

-
- 1 Ivan Illich, The Philosophy of Intercultural Formation: SEDOS Bulletin (1981) 266-269, hier 268.
 - 2 Franz-Josef Eilers, Communicating between Cultures, Manila 1992, 164-165.

Christsein als Fremde

Theologische Hinweise zum Leben mit und als Migranten

Dass der erste Petrusbrief in seinem einleitenden Grußwort die im römischen Reich verstreut und versprengt lebenden Christen als „Fremde“, ja sogar als „auserwählte Fremde“ anspricht, ist nichts Besonderes. Ein auch nur oberflächlicher Blick ins Neue Testament sieht Jesus als Wanderprediger, der „keinen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann“ (Lk 9,53), erkennt die Vorliebe Jesu zu den am Rande stehenden Menschen seiner Zeit, sein Staunen über den Glauben des römischen Hauptmanns, sein Gebot der Fremden- bis zur Feindesliebe und das leuchtende Beispiel des vom religiösen Establishment ungeliebten Samariters, der als einziger aus dem barmherzigen Innersten seines Wesens genau das tut, „was dran ist“.

Diese (im positiven Sinne!) „Entfremdungsstrategie“ Jesu hat natürlich ihre jüdischen Wurzeln. Berufung Gottes ist immer ein Weg ins Ungewisse, Unbekannte, ob nun bei Abraham oder einem der Propheten, der sich „weggerufen“ weiß von seiner heimatlichen Herde und wohl oft genug sehnsuchtsvoll daran zurück dachte. Auch dort, wo sich das Gottesvolk Israel „niederließ“, sollte es seinen Ursprung nicht vergessen:

„Mein Vater war ein heimatloser Aramäer. Er zog nach Ägypten, lebte dort als Fremder mit wenigen Leuten und wurde dort zu einem großen, mächtigen und zahlreichen Volk. Die Ägypter behandelten uns schlecht... Wir schrie-

en zum Herrn, dem Gott unserer Väter, und der Herr hörte unser Schreien... Der Herr führte uns...unter Zeichen und Wundern aus Ägypten, er brachte uns an diese Stätte und gab uns dieses Land, ein Land, in dem Milch und Honig fließen.“ (vgl. Deut 26, 1-10)

Die Erinnerung fand Eingang ins Glaubensbekenntnis, das immer wieder die Identität bestärken soll, von Gott aus der Fremde heraus geführt zu sein. Auch das Paschamahl stand unter dem Zeichen des eiligen Aufbruchs:

„So aber sollt ihr es essen: eure Hüften gegürtet, Schuhe an den Füßen, den Stab in der Hand. Esst es hastig! Es ist die Paschafeier für den Herrn.“ (Ex 12,11)

Die Stimmung des „hinaus geführt ins Ungewisse“ prägt auch das große Mahl Jesu am Abend vor seinem Sterben. Schnöder Verrat und die Not des Todes sind dabei wie die eine Seite der Medaille, Hingabe an alle Menschen und die Geste der Fußwaschung die andere. So wie im Johannes-Evangelium die Mahlscene nur angedeutet und an ihrer Stelle über den Sklavendienst Jesu berichtet wird, so gehören beide Geschehen auch innerlich ganz eng zusammen. Es ist Jesu Entäußerung (Philipperbrief-Hymnus!) im Kleinwerden vor dem Anderen, in der selbstlosen Hingabe. Durch diese „Gabe“ erhält der Andere Anteil an Jesus, ist nicht mehr der Andere, der Fremde, der Knecht, sondern der „Freund“

Paul
Rheinbay SAC



Der Pallottiner Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Jahrgang 1959, ist Professor für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar. Seit dem Jahr 2009 steht er der Hochschule als Rektor vor. Er ist Mitglied des „Arbeitskreises Ordenstheologie“ der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

(Joh 15,15). Die eigentliche Heimat verlagert sich weg von einem geografisch bestimmbar Ort hin zu einer Beziehung. Dem entsprechend war Kirche in den Anfängen nicht „Ortskirche“, sondern nach jüdisch-synagogalem Modell „Beziehungskirche“; nicht Kirche von Rom, sondern viel flexibler auf Menschen bezogen: Kirche der Römer.

Diese Spannung zwischen Zuhause und Fremde prägte das Lebensgefühl vieler Christen zu allen Zeiten, besonders in Situationen der Minderheit, des Versprengt- und Verfolgt-Seins, wie wir es vor allem aus den ersten Jahrzehnten kennen. Ein uns erhaltenes Schreiben – der Verfasser des 2. Jahrhunderts ist unbekannt, richtet sich an einen Interessenten des christlichen Glaubens – bringt dieses Lebensgefühl sehr (vielleicht zu sehr?) selbstbewusst auf den Punkt:

„Denn die Christen sind weder durch Heimat noch durch Sprache und Sitten von den übrigen Menschen verschieden. Sie

bewohnen nirgendwo eigene Städte, bedienen sich keiner abweichenden Sprache und führen auch kein absonderliches Leben. Sie bewohnen Städte von Griechen und Nichtgriechen, wie es einem jeden das Schicksal beschieden hat, und fügen sich der Landessitte in Kleidung, Nahrung und in der sonstigen Lebensart, legen aber dabei einen wunderbaren und anerkanntermaßen überraschenden Wandel in ihrem bürgerlichen Leben an den Tag. Sie bewohnen jeder sein Vaterland, aber nur wie Beisassen; sie beteiligen sich an allem wie Bürger und lassen sich alles gefallen wie Fremde; jede Fremde ist ihnen Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde.“ (Brief an Diognet, 2. Jh., vgl. www.unifr.ch/bkv)

Diese Spannung zwischen zuhause und in der Fremde erscheint als das typische Lebensgefühl in der „Diaspora“, angefangen von der in der Apostelgeschichte berichteten Vertreibung aus Jerusalem. Es war zugleich die Möglichkeit christlicher Gemeinden, Anschluss zu finden an die griechisch-römische „Ökumene“, sich zu universalisieren, wirklich „katholisch“ im umfassenden Sinne zu werden. Mit dieser Situation verbunden war stets die besondere Sorge für die Fremden. So ausgeprägt dieses „Mit-Gefühl“ in den Anfängen war, so schwach wurde es, sobald sich die Minderheitenposition des Christentums veränderte hin zu einer „Volkskirche“ mit ausgebildeten Strukturen, mit hauptamtlichem Klerus und diakonischen Institutionen, die nicht mehr nur für die eigene christliche Gemeindegruppe, sondern für die ganze Bevölkerung „zuständig“ waren. So wie bisher alle Gemeinemitglieder sich in die jesuanische Pflicht gerufen wussten, so beginnt jetzt das „Delegieren“ der

Fremdensorge an Bischof und Diakone, später dann im Mittelalter vor allem an die Klöster. Dass dies die täglichen Aufgaben des Bischofs im Verwaltungsbereich unnötig vermehrt, ja dass der Gemeinde dadurch eine Christus-Berührung entgeht – davon wissen viele kleinasiatischen Bischöfe in der nach-konstantinischen Zeit ein Lied zu singen. Berühmt ist die Predigt des Johannes Chrysostomos, in der er sich über das mangelnde Mitleid, die große Schere zwischen arm und reich in seiner Gemeinde beklagt:

„Beherzigt, dass die Juden achttausend Leviten ernährten, dazu noch Witwen und Waisen, und viele sonstige Auslagen für den Gottesdienst machten und dazu noch Kriegsdienste leisteten; jetzt hingegen muss die Kirche wegen euch und eurer Lieblosigkeit Äcker, Häuser und Mietwohnungen besitzen, Fuhrwerke, Maultiertreiber und Esel halten und eine Menge ähnlicher Dinge. Dieser Schatz der Kirche sollte in eurer Hand liegen und eure Willigkeit sollte ihr Einkommen verbürgen. In Wirklichkeit aber treten zwei Ungereimtheiten zutage: ihr habt keinen Nutzen (von dieser Lage der Dinge) und die Priester Gottes müssen sich um Dinge kümmern, für die sie nicht da sind. Konnte man nicht auch zu den Zeiten der Apostel Häuser und Felder behalten? Weshalb verkaufte man sie und verschenkte den Erlös? Weil es so besser war.“ (85. Homilie zum Matthäus-Evangelium, vgl. www.unifr.ch/bkv).

Die Gemeinde als ganze geht dadurch an der Möglichkeit vorbei, im Armen und Fremden, im Hungernden und Dürstenden Christus selbst zu begegnen, ihm einen wirklich priesterlichen

Dienst zu leisten und so auf seine hingebende Liebe zu antworten:

„Hältst du es denn nicht für etwas Großes, den Becher zu halten, aus dem Christus trinken, den er zu seinem Munde führen will? Weißt du nicht, dass es sonst nur dem Priester erlaubt ist, den Kelch des Blutes zu reichen? Ich aber, sagt der Herr, schaue da nicht so genau darauf; wenn du mir den Kelch reichst, nehme ich ihn an; und wenn du ein Laie bist, weise ich ihn nicht zurück. Auch verlange ich nicht dasselbe zurück, was ich gegeben habe, denn ich will ja nicht Blut, sondern nur frisches Wasser. Da bedenke wohl, wer es ist, dem du zu trinken gibst, und sei voll heiliger Furcht. Bedenke, dass du ein Priester Christi wirst, indem du mit eigener Hand nicht Fleisch, sondern Brot, nicht Blut, sondern einen Becher frischen Wasser darbietest. Christus hat dich mit dem Gewand des Heiles bekleidet, hat dich selbst in eigener Person bekleidet; bekleide du ihn wenigstens durch deinen Diener. Er hat dir die Herrlichkeit des Himmels verliehen; befreie du ihn wenigstens von Kälte, Blöße und Scham. Er hat dich zum Mitbürger der Engel gemacht; teile du wenigstens dein Dach mit ihm, nimm ihn wenigstens so wie deinen Diener in dein Haus auf.“ (45. Homilie zum Matthäus-Evangelium).

Die angesprochene Not findet sich wieder in vielen historischen Kontexten, auch im Heute. Das Festhalten am Eigenen führt zum Bau von Mauern, innen und außen, für Christen be-fremd-lich. Denn in vielen religiösen Bildern und Erzählungen der Moderne erscheint Jesus Christus selbst als der Ausgerandete in dieser Welt, in mehrfacher Hinsicht als der

Fremde. Als Beispiel mag das Bild „Christi Einzug in Brüssel“ von James Ensor (1889) stehen. Es ist im Internet leicht zu recherchieren: Im von sozialen Unruhen erschütterten Brüssel des 19. Jahrhunderts kommt in grellen Farben eine große maskierte Menschenmenge wie bei einem Karnevalsumzug auf den Betrachter zu – durch eine breite Straße, über der auf einer Banderole die Worte stehen: „Vive la sociale!“ Nur mühsam erkennt man in der Mitte des Bildes Jesus auf einem Esel, der mit einigen wenigen seiner Getreuen von rechts nach links, also quer zur Prozession und gegen die Leserichtung des Bildes, reitet. Wie verloren, fremd, unbeachtet wirkt er. Ensor verleiht in diesem monumentalen Bild (2,5 x 4 m!) Jesus seine eigenen Gesichtszüge, sieht sich also auch selbst in der Position des Anderen, des Fremden, Unerkannten.

Dass Christen wieder aufbrechen, in die Fremde gehen müssen, um dort Christus

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

neu zu erfahren, an diese Bereitschaft appelliert unermüdlich Papst Franziskus. Dabei ist eine seiner sprechendsten Szenen die Fußwaschung, nicht begrenzt auf den inneren kirchlichen Kreis, sondern bewusst an Orten und Personen, die quer zur Erwartungshaltung an einen Papst stehen. Zu diesen Orten gehört auch Lampedusa – die Insel, die weltweit zum Symbol geworden ist für im Mittelmeer gescheiterte Flüchtlinge und für solche, denen erst einmal die weitere Reise nach Europa verwehrt wird. Diesem Ort galt

die erste Reise des Papstes überhaupt. Nun ist gerade hier ein Migrationsprojekt der Internationalen Vereinigung der Ordensoberinnen (UISG) präsent. Es wurde anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Vereinigung ins Leben gerufen, um Christus in den dort Gestrandeten zu dienen, die Augen nicht zu verschließen vor den Risiken und dem oftmaligen tragischen Scheitern der Überfahrt auf offener See mit quasi zum Untergang verurteilten Booten und sich aus der Verantwortung stehlenden Schleppern.

„Das Migrantenprojekt in Sizilien entstand nach der Katastrophe von Lampedusa, als zwei Schwestern, Koordinatorinnen in ihren jeweiligen Gemeinschaften, folgende Frage stellten: Was können wir als geweihte Frauen tun, um auf den dringenden Ruf der Migranten zu reagieren? Diese Frage fand ein sofortiges Echo bei den Mitgliedern des UISG Vorstands, die sich fragten, was für ein konkretes Solidaritätsprojekt könnten wir anlässlich der Feier des Jubiläums der UISG (1965–2015) ins Leben rufen? Als sie von dem Vorschlag hörten, reagierten viele Generaloberinnen begeistert: einige stellten dem Projekt Schwestern zur Verfügung, andere boten eine finanzielle Unterstützung an. Das Projekt ist eine Antwort auf die Einladung von Bischof Franco Montenegro, Bischof der Erzdiözese Agrigento und wird vom Bischof der Diözese Caltagirone, Bischof Calogero Peri unterstützt. Die Schwestern sollen in einer interkongregationalen, internationalen und interkulturellen Gemeinschaft leben und in zwei Häusern wohnen. Zum Projekt gehören zehn Schwestern: zwei aus Indien, zwei aus Eritrea, eine ist aus dem

Kongo, eine aus Äthiopien, eine kommt aus Argentinien, eine ist Italienerin, eine Französin und eine ist Polin. Nach einer Zeit der Ausbildung kamen sie am 14. Dezember 2015 in Sizilien an. - „Wir gehen auf Zehenspitzen und sind achtsam und aufmerksam, um auf die Bedürfnisse zu hören und danach gemeinsam mit unseren Partnern vor Ort ein Ad-hoc-Projekt zu entwickeln, das die Rechte und die Würde der Personen, die in unserem Land ankommen, respektiert.“ (Englischer Text auf der Website der UISG / Mission / Migrants)

Ich möchte schließen mit einem Hoffnungsbild, das vielen Lesern wohl bekannt sein dürfte: „Das Mahl mit den Sündern“ von Sieger Köder, gemalt 1973 im Speisesaal des Ferienhauses S. Pastore des römischen „Germanicum“ (vgl. die Entstehungsgeschichte des Bildes, beschrieben vom Künstler selbst, in: Geist und Leben 2(2002) 135-141). Hier sitzen innerlich und äußerlich Arme am Tisch, verletzte, nicht gesellschaftsfähige.

„Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen“ (Lk 15,2). Auch ein Clown ist dabei und auch – ja – eine gut situierte Römerin. Der Gastgeber fehlt, es sind nur seine Hände zu sehen am unteren Rand des Bildes, an der Stelle des Betrachters, den das Bild aufruft, den sich verschenkenden Herrn zu vergegenwärtigen. An der Wand neben dem Tisch sind wie mit Bleistift gezeichnet zwei ähnliche und doch so verschiedene Szenen gezeichnet: Zwei Menschen, die sich umarmend übereinander beugen; daneben ein dritter, verschlossen in sich, mit verschränkten Armen: die Schlusszene vom Gleichnis des verlorenen Sohnes, der Antwort auf die Entrüstung über sein Verhalten, im selben Kapitel des Lukas-Evangeliums. Der eigentlich verlorene ist der, welcher nicht auszieht, sich nicht der Umkehr aussetzt, sondern sich über das Verhalten Jesu gegenüber dem Fremden entrüstet. Dass es auch anders gehen kann, zeigt in lebendigen Farben die „globale Mahlgemeinschaft“ am Tisch.



Sieger Köder, Das Mahl mit den Sündern, © Sieger Köder-Stiftung Kunst und Bibel, Ellwangen

Katharina Vahnenbruck

„Weil ihr Fremde seid“

Kirchliches Engagement für Flüchtlinge

In den vergangenen Jahren ist die Anzahl der Flüchtlinge weltweit deutlich gestiegen. So meldete das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR), dass Ende des Jahres 2015 etwa 65 Millionen Menschen auf der Flucht waren; mehr als die Hälfte davon sind Kinder und Jugendliche. Von diesen Flüchtlingen haben mehr als 60 Prozent, also insgesamt 41 Millionen Schutzsuchende, ihr Heimatland nicht verlassen. Sie sind Binnenflüchtlinge, die zum großen Teil immer noch von den Kampfhandlungen, der Zerstörung und einer schlechten Versorgungslage in ihrer Heimat betroffen sind. Die anderen suchen in den Nachbarländern der Krisenregionen Zuflucht oder – und das ist global gesehen nur ein kleinerer Teil – machen sich auf die mit großen Gefahren verbundene Flucht nach Europa. Die Dimension des menschlichen Elends, die sich hinter diesen Zahlen verbirgt, ist nur schwer vorstellbar. Die Schicksale Einzelner jedoch führen die Ursachen und Umstände der Flucht und mit ihnen die traumatischen Erfahrungen von Gewalt, Angst und Verlust, bedrückend vor Augen.

Angesichts der weiter wachsenden Zahl von Menschen, die bei uns Zuflucht suchen, und der damit verbundenen drängenden Fragen für Politik und Gesellschaft intensivieren die Deutsche Bischofskonferenz (DBK), die Deutsche Ordensobernkonzferenz (DOK) und das

Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) ihren Einsatz für eine gute Aufnahme und Integration der Flüchtlinge. Gemeinsames Ziel ist dabei auch, das bereits bestehende vielfältige Engagement in der kirchlichen Flüchtlingshilfe bedarfsgerecht weiterzuentwickeln. Die Deutsche Bischofskonferenz hat dazu bei ihrer Herbst-Vollversammlung im September 2015 Erzbischof Dr. Stefan Heße (Hamburg) zu ihrem Sonderbeauftragten für Flüchtlingsfragen ernannt. Er trägt zur Vernetzung der unterschiedlichen Akteure in der kirchlichen Flüchtlingshilfe bei, setzt auf überdiözesaner Ebene Impulse und macht „best-practice-Projekte“ bekannt. Im November 2015 lud er zum bundesweit ersten „Katholischen Flüchtlingsgipfel“ ein, bei dem mehr als 130 Fachleute und Praktiker der kirchlichen Flüchtlingshilfe zusammenkamen, um unter anderem einen ersten Entwurf der „Leitsätze des kirchlichen Engagements für Flüchtlinge“ zu diskutieren. Für den 29. September 2016 ist ein zweiter „Katholischer Flüchtlingsgipfel“ geplant, bei dem vor allem Fragen der Integration, darunter Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe und des gesellschaftlichen Zusammenhalts, thematisiert werden sollen. Neben dem Aspekt der Vernetzung stellt auch die politische und öffentliche Arbeit eine wichtige Aufgabe für den Sonderbeauftragten dar. In Abstimmung mit der Migrationskommission der Deutschen

Bischöfskonferenz, der DOK und dem ZdK vertritt er die kirchliche Position in den Themenfeldern Flucht, Migration und Integration. Darüber hinaus setzt sich Erzbischof Dr. Heße für den Austausch mit Vertretern der europäischen Bischofskonferenzen und die Solidarität mit den Herkunftsländern und den Krisenregionen ein. Im Juli 2016 reiste er in den Libanon, um kirchliche Hilfsprojekte für syrische und irakische Flüchtlinge zu besuchen und sich aus erster Hand über die humanitäre und politische Situation vor Ort zu informieren.

Deutlich angespornt werden alle Verantwortlichen in der kirchlichen Flüchtlingsarbeit von Papst Franziskus, der uns Christen weltweit eindrücklich zu einem lebendigen Zeugnis von Solidarität und Nächstenliebe aufgerufen hat: „Angesichts der Tragödie Zehntausender von Flüchtlingen, die vor dem Tod durch Krieg und Hunger fliehen und zu einem hoffnungsvolleren Leben aufgebrochen sind, ruft uns das Evangelium auf, ja es verlangt geradezu von uns, »Nächste« der Geringsten und Verlassenen zu sein. Ihnen eine konkrete Hoffnung zu geben.“¹ Auch in Deutschland begegnen viele Christen den mehr als eine Million Flüchtlingen, die hier im vergangenen Jahr Zuflucht gefunden haben, als »Nächste«. Die Aufnahme von Menschen mit anderer kultureller und religiöser Prägung stellt unsere Gesellschaft jedoch auch vor Herausforderungen. Einige betrachten die Zuwanderung mit Sorge oder lehnen diese ganz ab.

Die Deutsche Ordensobernkonzferenz (DOK) setzt den ängstlichen Menschen in Deutschland mit ihrer aktuellen Resolution² eine Kernbotschaft des christ-

lichen Glaubens entgegen: „Fürchtet euch nicht!“ In dieser Haltung wurde bei der diesjährigen Mitgliederversammlung der DOK vom 12. bis 15. Juni 2016 in Vallendar über den Beitrag der Kirche zur gelingenden Integration von Flüchtlingen und zum Umgang mit Fremden diskutiert. In einer der Arbeitsgruppen auf der Mitgliederversammlung fand auch eine Auseinandersetzung mit den „Leitsätzen des kirchlichen Engagements für Flüchtlinge“³ statt, die die Deutsche Bischofskonferenz im Februar 2016 verabschiedet hat. Diese Leitsätze, die sowohl Grundsätzliches als auch konkrete Handlungsfelder der kirchlichen Flüchtlingshilfe benennen, dienen einer tragfähigen ethischen Orientierung und einer bedarfsgerechten Weiterentwicklung der Hilfsangebote. Der Austausch in der Arbeitsgruppe machte deutlich, dass die Ordensgemeinschaften die „Leitsätze des kirchlichen Engagements für Flüchtlinge“ gut mit Leben füllen: So haben mindestens 2.600 Flüchtlinge in Häusern von Ordensgemeinschaften eine Bleibe gefunden. Einige Klöster haben den Kommunen weitere Unterbringungsmöglichkeiten angeboten, die

Katharina
Vahnenbruck



Katharina Vahnenbruck ist Referentin für Flüchtlingsfragen im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.

bisher noch nicht in Anspruch genommen wurden. Neben dem Angebot von Wohnraum tragen die Ordensgemeinschaften durch die menschliche und seelsorgerische Betreuung der Flüchtlinge dazu bei, dass sich diese, häufig nach langer Zeit zum ersten Mal, wieder zuhause fühlen können. Dazu leisten auch der spirituelle Charakter der Ordensgemeinschaften sowie die besondere Atmosphäre in den Klöstern einen wichtigen Beitrag. In gleicher Weise vermitteln die zwischenmenschlichen Beziehungen, die in dieser Zeit aufgebaut werden, den Flüchtlingen ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit. Gerade christlichen Flüchtlingen kann die Unterbringung in einem Kloster ein Gefühl von Heimat geben. Doch die Erfahrungen zeigen, dass auch die Aufnahme von muslimischen Flüchtlingen eine Bereicherung für beide Seiten ist. Um Teilhabemöglichkeiten für Flüchtlinge in Deutschland zu schaffen, haben einige Ordensgemeinschaften bei der Betreuung und Ausbildung besonders schutzbedürftiger Gruppen Verantwortung übernommen. Dazu gehören unbegleitete minderjährige Flüchtlinge ebenso wie Frauen und Kinder. In Härtefällen haben Klöster zudem einzelnen Flüchtlingen Kirchenasyl gewährt. Im Hinblick auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt verfügen viele Missionsorden über besondere interkulturelle Kompetenzen, da sie selbst international tätige Gemeinschaften sind. So leisten sie auch in den Herkunftsländern von Flüchtlingen, oft unter schwierigen und gefährlichen Bedingungen, einen Beitrag zur Schaffung menschenwürdiger Verhältnisse in Flüchtlingslagern und zur Versöhnungsarbeit. Vor diesem Hintergrund sind die Ordensgemein-

schaften eine wichtige Größe der kirchlichen Flüchtlingshilfe, deren Engagement und Expertise aus Sicht der Deutschen Bischofskonferenz unverzichtbar sind.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ein besonderes Anliegen sowohl der Deutschen Bischofskonferenz als auch der Deutschen Ordensobernkonzferenz ist die Stärkung des ehrenamtlichen Engagements für Flüchtlinge. Zahlreiche ehrenamtliche Helferinnen und Helfer in den Pfarrgemeinden, den katholischen Verbänden und den Ordensgemeinschaften leisten bewundernswerte Arbeit. Sie fördern eine „Kultur der Begegnung und der Solidarität“, die es auch in Zukunft zu pflegen gilt, um so der von Papst Franziskus ins Wort gehobenen Forderung des Evangeliums zu entsprechen, „Nächste der Geringsten und Verlassenen zu sein“ und „ihnen eine konkrete Hoffnung zu geben“.

.....

- 1 Nach dem Angelusgebet am 6. September 2015, zitiert nach: https://w2.vatican.va/content/francesco/de/angelus/2015/documents/papa-francesco_angelus_20150906.html.
- 2 Die Resolution ist in diesem Heft auf den Seiten 312-313 dokumentiert.
- 3 Die Leitsätze des kirchlichen Engagements für Flüchtlinge (Arbeitshilfe Nr. 282) stehen auf der Homepage der Deutschen Bischofskonferenz als Download zur Verfügung (<http://www.dbk.de/fluechtlingshilfe/leitsaetze/>).

Koranische Perspektiven auf das Christentum*

Als eine Religion, die im siebten Jahrhundert n. Chr. entstanden ist, sah sich der Islam von Beginn an vor die Herausforderung gestellt, den etablierten monotheistischen Religionen Judentum und Christentum sowohl auf gesellschaftlicher, politischer als auch theologischer Ebene zu begegnen. Dementsprechend setzt sich der Koran an vielen Stellen mit den vorislamischen Offenbarungen auseinander, immer wieder werden die ‚Völker der Schrift‘ (*ahl al-kitab*) analysiert oder direkt angesprochen. Die theologische Auseinandersetzung mit den Schriften vorhergehender Propheten und Religionen dauert bis heute an und hat in der islamischen Geschichte eine lange Tradition. Was aber sagt der Koran genau über den Umgang mit nicht-muslimischen Religionsgemeinschaften und über die Ausgestaltung ihrer Rechte in der Minderheitenposition, im Speziellen in Bezug auf das Christentum? Welche Hinweise und Perspektiven auf das Christentum und die Christen lassen sich – unabhängig vom Entstehungs- und Entwicklungskontext der Offenbarung – in den koranischen Suren ausmachen?

Verhältnisbestimmung mit vorhergehenden Offenbarungen

In der Auswertung der koranischen Wahrnehmung des Christentums ist zunächst von Bedeutung, wie sich der Koran gegenüber den Offenbarungen vorausgehender oder vorislamischer

Propheten positioniert. Im Koran finden sich hierzu zwei antagonistische Standpunkte: Zum einen die grundlegende *Übereinstimmung* mit den Schriften und Propheten des Christentums. Der Koran ruft die Muslime gemäß dieser Auslegung dazu auf, an das zu glauben, „was auf Abraham und Ismael, auf Isaak und Jakob und auf die Stämme herabgesandt ward. Und an das, was Moses und was Jesus überbracht ward und den Propheten von ihrem Herrn“ (Sure 3:84). In Sure 4:163 werden des Weiteren Noah, Hiob, Jonas, Aaron, Salomo und David als verbindliche Propheten aufgeführt. Ebenso werden auch die Inhalte der vorislamischen Offenbarungen als wegweisend definiert und die muslimische Gemeinschaft dazu angehalten, zu akzeptieren, „was Gott bisher vom Buch herniedersandte“ (Sure 42:15). Zu den anerkannten Schriften zählen in erster Linie die abrahamitischen Niederschriften (*suhuf Ibrahim*, vgl. Sure 87:19), darauf aufbauend die Tora des Moses (*tawrat*, vgl. Sure 5:44), das heilige Buch des David mit dem arabischen Titel *zabur* und die Bibel (*indschil*), wie sie Jesus zwischen seinen Händen hielt (*bayna yadayhi*, vgl. Sure 5:46). Die genannten Offenbarungen werden kontextual immer als Bestätigung der jeweils vorausgehenden erachtet, legitimiert werden sie allesamt durch Gott selbst. Die Übereinstimmungen in den offenbarten Schriften und der Rückbezug auf bereits bekannte Propheten zeigen letztlich die Einheit und Allmacht Gottes auf („Unser Gott und euer Gott sind einer“, siehe Sure 29:46) und unter-

mauern gleichzeitig die Authentizität des koranischen Texts.

Demgegenüber versteht sich der Koran ebenso als *Überbietung* und Verbesserung der vorhergehenden Offenbarungen. Weil diese durch den Menschen (sprich Juden und Christen) falsch angewendet oder schlichtweg verfälscht wurden, hat Gott eine letzte und korrigierende Offenbarung an Muhammad geschickt. Er gilt aufgrund seiner nachstehenden Stellung als das ‚Siegel der Propheten‘ (*hatam an-nabiyyina*, vgl. Sure 33:40; Sure 5:19), als der letzte und somit universale und endgültige Prophet Gottes. In der islamischen Theologie wird die Abänderung oder Fälschung der christlichen Offenbarungen mit dem Begriff *tahrif* umschrieben und bezieht sich unter anderem auf den Tod am Kreuz und die Auferstehung Jesu, die gemäß Koran nie stattgefunden hat (vgl.

Sure 4:157), die Lehre der Dreifaltigkeit, die einer Abkehr vom Monotheismus gleichkommt (vgl. Sure 5:73) und die Abschaffung bzw. Nichtbeachtung einzelner Glaubensverpflichtungen. Alle Irrtümer wurden durch die letzte (koranische) Offenbarung behoben, weshalb ihn auch Juden und Christen zum Vorbild nehmen und als verbindliches Regelwerk verstehen sollten.

Vermittelnde Position zwischen den Glaubenslehren findet sich in Form eines Aufrufs zur Einheit aller gläubigen Monotheisten, der die Übereinstimmung von Christentum und Islam in vielen Punkten zwar anerkennt und zum gemeinsamen Gespräch einlädt, dabei aber betont, dass die koranische Deutungshoheit und somit auch der Prophet Muhammad von den Nicht-Muslimen akzeptiert werden muss (vgl. Sure 3:64).

Jenseitige Erlösung für Christen

In der praktischen Ausdifferenzierung der koranischen Perspektiven gilt es, unterschiedliche Methoden der Exegese zu berücksichtigen. Weil der Koran als Text keinen fest umrissenen Islam im Sinne einer vollständig ausdifferenzierten Religion kennt, kann der koranische Text gemäß drei religionstheologischen Positionen (exklusiv, inklusiv, pluralistisch) interpretiert werden, die hinsichtlich der möglichen Heilswege auch maßgeblich für den Umgang mit Christen sind.

Exklusivisten berufen sich vornehmlich auf Verse, die infolge der Betonung der überlegenen Stellung der Muslime eine Hierarchisierung anderer Völker und Religionsgemeinschaften vornehmen. Für sie gelten alle Nicht-Muslime – und solche, die nicht an die Verkündung durch

Tobias
Specker SJ



P. Dr. Tobias Specker SJ vertrat nach seinem Ordenseintritt zunächst die Bereiche „interreligiöser Dialog“ und „biblische Theologie“ am Heinrich-Pesch Haus in Ludwigshafen. Nach der Tätigkeit als Islambeauftragter der Diözese Speyer studierte er von 2010 bis 2013 „Islamische Studien“. Zurzeit ist er Juniorprofessor der Stiftungsprofessur „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ an der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen.

Florian Volm



Florian Volm ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Stiftungsprofessur „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ an der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen (Frankfurt/Main). Er promoviert zurzeit in den Fächern Turkologie und Islamwissenschaft in der „Bamberger Graduiertenschule für Nahost-Studen“ an der Universität Bamberg.

Muhammad glauben – als ‚Ungläubige‘ (*kuffar*) oder zumindest ‚Falsch-Glaubende‘, die auf Grundlage der muslimischen Deutungshoheit (vgl. Sure 9:33; Sure 2:91) missioniert bzw. unterworfen werden sollen (vgl. Sure 9:29) oder in die Hölle wandern. Die christliche Trinität wird als die Beistellung von Göttern verstanden, was Christen zu Polytheisten (*muschrikun*) degradiert, denen nicht vergeben werden kann (vgl. Sure 4:116). Der Islam ist aus exklusivistischer Position heraus die Vollendung der göttlichen Offenbarungen, die alles Vorherige in den Schatten stellt; nur wer an den Koran glaubt, erfährt eschatologische Erlösung im Jenseits.

Pluralisten betonen eine positive Verschiedenartigkeit der monotheistischen Religionen. Sie berufen sich auf Sure 5:48, die erklärt, dass jeder Glaubensgemeinschaft ein eigenes Gesetz und ein klarer (Heils-)Weg aufgezeigt wurden. Hätte Gott es gewollt, gäbe es heute nur eine einzige

Religion, er aber wünscht sich ein überkonfessionelles Wetteifern um gute Taten und letztlich den Eintritt ins Paradies. Wer sich demzufolge an den spezifischen Glaubensüberzeugungen seiner oder ihrer Religion orientiert, erhält Zugang zum jenseitigen Himmelreich. Auch an anderer Stelle im Koran wird darauf verwiesen, „die Gläubigen und die Juden und die Christen und die Sabäer – wer immer (unter diesen) wahrhaft an Allah glaubt und an den Jüngsten Tag und gute Werke tut –, sie sollen ihren Lohn empfangen von ihrem Herrn“ (Sure 2:62; vgl. Sure 5:69). Die dritte Gruppe der *Inklusivisten* verweigert sich einer Einteilung in unterschiedliche Religionen. Zwar werden Judentum und Christentum als für die Vergangenheit gültige Religionen anerkannt, die Offenbarung an Muhammad wird aber als chronologische Fortführung und Vollendung der göttlichen Verkündigungen verstanden, die Tora und Bibel verbessert/ersetzt. Die daraus abzuleitenden Konsequenzen sind zum ersten, dass Juden und Christen von Gott dazu aufgefordert sind, an den Koran und den letzten Propheten Muhammad zu glauben (vgl. Sure 3:110) und sie zum zweiten durch die Deutungshoheit des Islams und als natürliche Konsequenz des abrahamitischen Glaubens bereits Muslime sind – ob sie wollen oder nicht (vgl. Sure 17:15). Dementsprechend sind die Ungläubigen nicht einfach die ‚Völker der Schrift‘, sondern unter ihnen nur diejenigen, die „mit ihrer Religion nur Spott und Scherz treiben“ (Sure 5:57-58) bzw. nicht an die koranische Botschaft glauben, obwohl sie sie gehört haben. Im Gegensatz zu den Exklusivisten gelangen Christen nicht automatisch in die Hölle, sondern können durch die Annahme der muslimischen Offenbarung errettet und erlöst werden.

Ausdifferenzierung von Jesus und Christentum

Ungeachtet der religionstheologischen Positionierungen steht im Zentrum der Debatte um die muslimische Verhältnisbestimmung gegenüber dem Christentum oftmals die Grenzziehung zwischen dem Propheten Jesus und der erst später und ohne seine Mitwirkung gegründeten christlichen Glaubensgemeinschaft. Der Mensch Jesus erfährt im Koran eine hohe Anerkennung als Messias (*masih*), Gesandter Gottes (*rasul Allah*), Diener Gottes (*abd Allah*) und Sohn der Maria (*Isa ibn Maryam*). Seine Geburt durch die Jungfrau Maria bzw. ohne biologischen Vater (vgl. Sure 21:91) und seine vollbrachten Wundertaten (vgl. Sure 2:87) weisen ihm eine Sonderstellung innerhalb der koranischen Propheten zu und gelten in der islamischen Tradition als Beweise für die Schöpfermacht Gottes. Trotz der erfahrenen Wertschätzung wird im Koran aber klargestellt, dass Jesus nur Mensch und Prophet ist, darüber hinaus aber keine göttlichen Attribute oder Wesenszüge in sich vereint: Er ist weder Gott, weil dieser nicht „Drei“ sondern „ein Gott“ ist (Sure 4:171), noch ist er Sohn Gottes, da es „Gott nicht an[steht], einen Sohn anzunehmen“ (Sure 19:35). Entgegen der christlichen Glaubenslehre erleidet Jesus im Koran auch nicht den Tod am Kreuz einschließlich der Wiederauferstehung, sondern wird durch Gott lediglich der Erde ‚erhoben‘ (vgl. Sure 4:157-159; Sure 3:55). Die (trinitarischen) Jesus-Vorstellungen des Christentums sind aus islamischer Perspektive auf nachträgliche Abwandlungen durch die ersten Christen zurückzuführen, denn Jesus selbst hat gemäß koranischer Überlieferung nie von sich

behauptet, Gott zu sein (vgl. Sure 5:116). Auch im weiteren Verlauf spricht der Koran an vielen Stellen von Verfälschung und Abänderung der göttlichen Botschaft durch Juden und Christen, was sich einerseits in Überheblichkeit (vgl. Sure 5:18), einer jeweils beanspruchten Heilsexklusivität (vgl. Sure 2:111-112) aber auch Abspaltung und Uneinigkeit zwischen den Gläubigen (vgl. Sure 23:53) manifestierte.

Divergente Bewertung der Christen

Die christliche Gemeinschaft wird im Koran letztlich mehrerer Vergehen und theologischer Irrtümer beschuldigt: Nicht nur verkünden sie die Lehre der Dreifaltigkeit, stilisieren den Propheten Jesus zu Gott und Gottes Sohn (der gekreuzigt wird und wiederaufersteht), auch überhöhen sie ihre Priester und Mönche zu Gottesvertretern (vgl. Sure 9:31). Dennoch findet sich für die Bewertung und den Umgang mit dem Christentum keine eindeutige Handlungsanweisung, vielmehr muss der koranische Text als Spiegel realer Verhältnisse verstanden werden, wovon ausgehend die Spannbreite der christlich-muslimischen Beziehungsverhältnisse vielfältig sind. Zum einen – und als logische Konsequenz – müssen Christen bekämpft und unterworfen werden, wenn sie als ‚Volk der Schrift‘ nicht an Gott und den Jüngsten Tag glauben und sich ebenso wenig an die Gebote Gottes halten (vgl. Sure 9:29). Inwiefern im Koran die physische/kriegerische Bekämpfung gemeint ist, geht aus dieser Sure nicht hervor, sicher aber ist ein Tribut an die muslimischen Herrscher zu entrichten. Grundlage für den negativen Umgang oder die Bekämpfung der Christen auf Basis anderer Suren muss zunächst die Ausdifferenzie-

nung der zu bekriegenden Ungläubigen sein und ob auch Christen unter diese Kategorie fallen (vgl. Sure 8:39). Zum anderen finden sich Suren, die trotz der Glaubensdifferenzen auf Toleranz und Freundschaft gegenüber den Christen verweisen. Das Christentum bleibt die angesehenste und meist geschätzte aller nicht-muslimischen Religionsgemeinschaften, AnhängerInnen der christlichen Religion zeichnen sich in Sure 57:27 durch die charakterlichen Vorzüge der „Milde und Barmherzigkeit“ aus und erhalten bei Einhaltung des Glaubens „ihren Lohn“ im Jenseits. Auch in der Erzählung von den christlichen Märtyrern von Nadschran (heute in Saudi-Arabien, 6. Jahrhundert n. Chr.), die in Sure 85 als *sabab an-nuzul* (historischer Anlass für eine Offenbarung) behandelt wird, anerkennt der Koran die getöteten Christen als „die Gläubigen“ und spricht ihnen derart Würdigung und Respekt auf Augenhöhe aus. Am deutlichsten zu Tage tritt die Wertschätzung des Christentums in Abgrenzung zur jüdischen Religion. Juden und Götzendiener werden als die erbittertsten Gegner der Muslime skizziert, wohingegen die Christen als den Muslimen tief verbunden gelten, da sie „den Gläubigen [den Muslimen] in Liebe am nächsten stehen“ (Sure 5:82). Als vermittelnde Instanz zwischen den beiden gegensätzlichen Positionen kann Gottes Forderung nach Respekt, Gerechtigkeit und Zuneigung sogar gegenüber den Feinden des Islams aufgefasst werden, solange die Muslime nicht ihres Glaubens wegen verfolgt oder aus ihren Häusern vertrieben werden. Nur diejenigen, die den Muslimen Schaden zufügen, dürfen in gleicher Weise bekämpft werden; davon abweichendes Verhalten ist ungerecht und wird verboten (vgl. Sure 60:7-9).

Dieser tolerante Standpunkt lässt sich im koranischen Kontext weiterdenken und findet seinen Höhepunkt in der liberalen Formulierung „Euch eure Religion und mir die meine“ (Sure 109:6). Bei aller Differenz steht am Ende doch die göttliche Anweisung zur friedlichen Versöhnung.

Zusammenfassung

Die ambivalenten Beziehungsformen zeigen auf, dass es im Koran keine einheitliche Gruppe aller Christen und damit auch keine verbindliche Verhaltensmaßregel im Umgang mit ihnen gibt. Sie werden – abseits der interpretationsfähigen Definition als Ungläubige – als heterogene Gemeinschaft von Menschen beschrieben, die unterschiedlich fromm bzw. subjektiv-richtig glauben und entsprechend ihrer Gottergebenheit jenseitiges Heil oder auch höllische Bestrafung erfahren werden (vgl. Sure 3:113-115; Sure 3:199). Eine eindeutige Verortung oder gar vorherbestimmte Verhaltensanweisung ist innerhalb des textuellen Bewertungsgefüges nicht vorzufinden; wer sich auf den Koran beruft, ist in seiner religionstheologischen Ausrichtung, seiner persönlichen Einschätzung wie auch seinem konkreten Verhalten gegenüber Christen nicht essentiell festgelegt. Die polarisierte Diskussion von heute, in der die eine Seite vom Wesen einer gewalt-samen und kriegerischen Religion ausgeht und der Islam andererseits als friedliebende Konfession ohne weltliche Ambitionen dargestellt wird, greift zu kurz und mindert oder hemmt die islamische Bedeutungsvielfalt.

Im Koran bieten sich zur Verhältnisbestimmung der christlich-muslimischen Beziehungen letztlich nur Anknüpfungspunkte, die auf zwei Vorgaben zusam-

mengefasst werden können: Zum einen die Tendenz zur Konfliktvermeidung und Konfliktbeendigung; wer Streit um seiner selbst willen sucht, kann sich als Muslim nicht auf den Koran berufen. Zum zweiten gilt es, das christliche Gegenüber im Lichte politisch-situativen Verhaltens, historischer Kontextualität und praktizierter Glaubensinhalte zu beurteilen. In Kombination ergeben sich vielschichtige Bewertungsgrundlagen und daraus resultierende Umgangsformen. Die entscheidenden Antworten bzgl. Handlungsanweisungen finden sich schlussendlich

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

nicht im koranischen Text, sondern in der menschlichen Interpretation anhand von vier Fragestellungen und Ausgangssituationen:

1. Folgt man im Verständnis der Koranexegese (*tafsir*) einem thematischen Grundduktus des Texts unter Ausschluss abweichender Passagen oder bevorzugt man die Tradition der Einzelfallanalyse eines Verses zulasten der inhaltlichen Homogenität? Dürfen Einzelbeobachtungen als grundlegende Prinzipien verstanden werden oder müssen sie jeweils in weitere Kontexte gestellt werden?
2. Löst man sich in der Koranexegese von der juristisch bedingten Idee des *nasih wa mansuh* (abrogierend und abrogiert), die auf die Aufhebung oder Relativierung älterer/meckani-

scher Koranverse durch neuere/medinensische abzielt? Wird der Wahrheitsgehalt der koranischen Suren anhand ihrer zeitlichen Offenbarung bewertet?

3. Wird die historische Kontextualität in die Interpretation miteinbezogen? Können durch eine historisch-kritische Methode die theologischen Inhalte von situativen getrennt und letztlich hierarchisiert werden? Inwiefern ist der Miteinbezug historischer, geographischer, sozialer, wirtschaftlicher, rechtlicher und alltagspraktischer Gegebenheiten gewinnbringend für die Herausarbeitung der Verhältnisbestimmung?

4. Wird – aufbauend auf der historischen Kontextualität – zwischen damaligem und heutigem Christentum unterschieden? Werden christlich-theologische Transformationsprozesse seit dem 7. Jahrhundert und die jeweilige, gesellschaftliche Stellung als religiöse Minderheit bzw. Mehrheit berücksichtigt?

Darüber hinaus sind bei der exegetischen Bestimmung des christlich-muslimischen Beziehungsverhältnisses ebenso Fragen des literarischen Zusammenhangs, der sprachlichen und übersetzungsbedingten Feinheiten oder auch des religionsgeschichtlichen Vergleichs zu klären. Am Ende dieser Fragen steht letztlich immer der Mensch (bzw. der Muslim/die Muslima), der für sich und entsprechend seiner persönlichen Intention und Umwelt entscheiden muss, wie er sich gegenüber dem Christentum positioniert.

.....

* Angaben aus dem Koran sind der Übersetzung nach Hartmut Bobzin entnommen.

Seelsorge für die Rom-Völker

Einleitung

Die Rom-Völker haben in Deutschland den offiziellen Status einer Minderheiten-Volksgruppe. Bekannt als Roma und Sinti ist diese kulturelle Ethnie bei uns mit ca. 120.000 Mitgliedern vertreten und zählt europaweit ca. 10 Mio. Menschen. Die Kirche setzt sich für diese Menschen ein, da ihre Lebensbedingungen bisweilen eine nachgehende Seelsorge erfordert, zumal Antiziganismus, also Abneigung und Vorurteile gegenüber Sinti und Roma, bis hin zu Missachtung ihrer Menschenwürde, nach wie vor gesellschaftliche Realität ist. In vielen europäischen Ländern sind sie auch heute noch regelmäßig Opfer von Diskriminierung aller Art, etwa in Schule oder Ausbildung, in der Gesundheitsfürsorge oder auf dem Arbeitsmarkt. Hier ist Kirche gefordert und muss ihrer Aufgabe gerecht werden, aus dem Geist des Evangeliums heraus für diese Menschen einzutreten, welche derart in ihren Rechten, ihrer Würde oder ihrer Existenz bedroht sind. Um diesen Auftrag erfüllen zu können, hat die katholische Bischofskonferenz in Deutschland im Rahmen der „Kommission für Migrationsfragen“ eine eigene Dienststelle eingerichtet, die „*Katholische Seelsorge für Roma, Sinti und verwandte Gruppen*“. Ihre Tätigkeitsfelder:

- *Seelsorge*, welche besonders Kultur und Werte von Roma und Sinti in den Blick nimmt
- *Wissensvermittlung* über ihre über Jahrhunderte tradierten kulturellen,

ethischen und religiösen Lebensansätze

- *Aufklärung*, um Diskriminierung und Vorurteilen gegenüber Roma und Sinti in Kirche und Gesellschaft entgegenzuwirken
- *Unterstützung* vor Ort in Kirchengemeinden und öffentlichen Begegnungsräumen, damit ein Zusammenleben in christlicher Orientierung gelingen kann.

Lebensvollzüge

Aus der Erfahrung ihrer Leidensgeschichte leben besonders deutsche Roma und Sinti nach 1945 recht zurückgezogen und geben wenig von ihrer Lebensart und -weise preis. Nicht selten gewinnt man den Eindruck, dass der Mehrheitsgesellschaft Geschichten vom „Zigeuner-Leben“ präsentiert werden, so wie man sie gerne hören möchte. Ihre Kultur durch und durch kennen zu wollen hieße, selber Rom zu sein, so dass alles hier Gesagte nur Annäherung sein kann. Was für das Leben der einen Familie zutreffen mag, werden andere voller Entrüstung als pure Erfindung von sich weisen, mit der Folge, dass die Mehrheitsgesellschaft nie den ganzen Durchblick hat und wir so wiederum an den Anfang unserer Überlegungen zurückgeworfen werden.

Ohne in die Familie eingebunden zu sein scheinen Roma nicht leben zu wollen und auch nicht überleben zu können. Deshalb ist ein Ausgestoßen werden aus der Volksgruppe - auf Zeit oder gar lebenslang - die höchste Strafe, die

vom innerethnischen Gericht verhängt werden kann. Der ständige Kontakt untereinander, das Besuchen und besucht werden und besonders die Sorge um das ein und alles, die Kinder, nimmt einen großen Teil der Zeit in Anspruch. Deshalb hat sich die Frau ganz dem Familienwohl zu widmen, während der Mann, meist als Selbständiger (Schrott- u. Metallhandel/Steinreinigung/Dachsanierung/Antiquitäten- u. Autohandel und Werkzeugverkauf), den finanziellen Rahmen zu stellen hat. Vielfach dienen staatliche Transferleistungen als Basis-einkommen, wovon nicht selten mehrere Generationen partizipieren, zumal die Alten niemals in ein Heim abgeschoben werden und Kinder aus gescheiterten Beziehungen unter allen Umständen im Familienverband gehalten und großgezogen werden. Folglich lässt der Tod eines Familienmitgliedes

alle Räder still stehen und verlangt das unmittelbare Zusammenkommen und gemeinsame Verweilen am Trauerhaus. Hier bleibt die teils von sehr weit ange-reiste Familie - bei allen damit einhergehenden finanziellen Belastungen für Grab und Bestattung - bis der Verstorbene mit allen für die Ethnie notwendig vorgeschriebenen Bräuchen beerdigt ist. Da die nachfolgenden Generationen meist ohne Kritik die Traditionen der Alten übernehmen (Familienbild/Beruf/Respekt vor den Alten), spielt der Bereich der Bildung eine eher untergeordnete Rolle und eine berufliche Qualifikation scheint nur von wenigen angestrebt zu werden. Folglich nimmt die Reise, um den geschäftlichen Radius zu vergrößern, auf schulische Belange selten Rücksicht, zumal in den allermeisten Fällen die ganze Familie ihren angestammten Wohnort verlässt. Immer reist man mit mehreren Wagen im Familienverbund, so dass die besten Freunde der Kinder meist die (Groß-) Cousins und Cousinen sind, woraus sich nicht selten auch wieder neue Partnerschaften ergeben. In diesem Familienverbund trifft man sich auf der Reise auch zum religiösen Tun auf Wallfahrt oder den Missionen (Treffen der evangelikalen freikirchlichen Gruppen oder der Pfingstbewegung), wo dann gemeinsam Taufe oder Erstkommunion (Zulassung zum Abendmahl) jeweils mit allen gefeiert wird. Bei den teils sehr traditionellen deutschen Sinti wird über das fast ständige Zusammensein auch das gruppenspezifische Wertesystem weitergegeben, das schon die jungen Leute in eine Welt von rein und unrein einführt, die sich deutlich von dem Wertesystem der Mehrheitsbevölkerung abhebt. Bis heute lässt der Zen-

Jan Opiéla



Jan Opiéla (Jahrgang 1954) ist Priester des Erzbistums Köln. Nach seelsorglichen Tätigkeiten in Schulen und Kirchengemeinde ist er nun seit 12 Jahren mit der Seelsorge für Roma und Sinti betraut und übernahm im Jahr 2011 die Leitung der „Katholischen Seelsorge für Rom, Sinti und verwandte Gruppen“ im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz.

tralrat der deutschen Sinti und Roma nicht zu, dass die Sprache Romanes verschriftet und damit für alle zugänglich und erlernbar wird. Dies trägt dazu bei, dass eine so stark nach innen gepflegte Sozialität, gepaart mit den spärlichen eigenen Kulturinformationen, bisweilen den Eindruck einer Unnahbarkeit dieser Ethnie ergibt.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Mit all dem kaum Greifbaren lässt sich nur unzureichend einem latenten Antiziganismus der Nährboden, nämlich ‚Unwissenheit‘ über die Kultur des anderen, entziehen. Deshalb sieht sich die ‚Katholische Seelsorge für Roma, Sinti und verwandte Gruppen‘, die im Auftrag der deutschen Bischofskonferenz bundesweit tätig ist, von ihrem christlichen Auftrag her in die Pflicht genommen, diese Kulturinformationen zu vermitteln, damit zumindest die Voraussetzungen für ein gedeihliches Miteinander von Mehrheits- und Minderheitsbevölkerung anfanghaft gegeben sind.

Literatur

Klaus-Michael Bogdal, Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung, Berlin 2011. (Als paper-back Ausgabe erhältlich bei der Bundeszentrale für politische Bildung, bpb-Bonn). Eine wissenschaftliche Aufbereitung des Antiziganismus in der europäischen Literatur für anspruchsvolle Leser, welche die Spur der über Jahrhunderte andauernden Diskriminierung der Rom-Völker genau verfolgen wollen und sich so über deren Ursprünge ein umfassendes Bild machen können.

Norbert Mappes-Niediek, Arme Roma, böse Zigeuner. Was an den Vorurteilen über die Zuwanderer stimmt, Berlin 2012. In verstehbarer Sprache eines langjährigen Osteuropa-Korrespondenten wird der schwierige Stoff der Migrationsströme von Roma in den Westen aufgearbeitet und mit geschichtlichem Hintergrundmaterial angereichert nach tieferen Ursachen dieser meist armutsbedingten Wanderbewegung geforscht.

Rolf Bauerdick, Zigeuner. Begegnungen mit einem unbeliebten Volk, München 2013. In einem gut lesbaren Erzählstil werden Innenansichten von über Jahre immer wieder stattfindenden Begegnungen mit Roma in ihren Heimatländern geschildert; der Journalist kommt zu eigenen Wertungen und Ansichten aufgrund seiner intimen Kenntnisse mit denen äußerst behutsam umgegangen wird.

Nizaqete Baslimi mit Beate Raygiert, Durch die Wand. Von der Asylbewerberin zur Rechtsanwältin, Köln 2014.

Resolution: „Fürchtet Euch nicht!“

Ordensgemeinschaften für Solidarität mit Flüchtlingen und eine Kultur der Begegnung

Dokumentation

Die nachfolgend dokumentierte Resolution wurde während der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz am 15. Juni 2016 in Vallendar beschlossen.

Die Deutsche Ordensobernkonzferenz hat sich auf ihrer diesjährigen Mitgliederversammlung eingehend mit Flucht und Leben in der Fremde befasst. Wie kein anderes Thema bewegt die Menschen in unserem Land die Situation derjenigen, die aufgrund schwieriger Umstände in ihren Heimatländern zu uns gekommen sind oder zu uns drängen. Deutschland hat in den zurückliegenden Monaten gezeigt, dass es ein weltoffenes und gastfreundliches Land ist. Mit großem Einsatz haben viele Menschen sich den Herausforderungen gestellt und tun dies weiterhin.

Als Teil dieser Gesellschaft beteiligen sich nicht wenige Ordensgemeinschaften an diesen Aufgaben, indem sie z.B. Unterkünfte für Flüchtlinge bereitstellen. Ordensfrauen und -männer engagieren sich bei der Integration, bieten menschliche Nähe oder seelsorgerische Begleitung an. Viele Ordenschristen leisten – nicht selten unter Lebensgefahr – Aufbau- und Versöhnungsarbeit in den Herkunftsländern und helfen, die Notlagen der Menschen vor Ort zu lindern.

Zahlreiche Ordensgemeinschaften sind international und multikulturell geprägt und weltweit vernetzt. Daher kennen wir die Komplexität der Ursachen, die für so viele Menschen zu lebensbedrohlichen Konfliktlagen führen. Einfache Antworten darauf gibt es nicht. Dies gilt auch für die Frage, wie wir als Aufnahmegesellschaft den Aufgaben gerecht werden können. Wir nehmen wahr, dass viele Menschen in Deutschland und Europa sich sorgen und ängstigen: Die Herausforderung erscheint als Überforderung. Die Fremden wecken die Angst vor Überfremdung. Ihre große Zahl verstellt den Blick für den Einzelnen und sein Schicksal. Statt Freundschaft anzubieten, entwickeln einige sogar Feindseligkeit. Zunehmend wird diese Stimmungslage mit dumpfer und mit Ressentiments aufgeladener Rhetorik politisch instrumentalisiert. Dies verstärkt ein Klima der Abwehr. Als Christinnen und Christen setzen wir das „Fürchtet Euch nicht“ des Evangeliums entgegen. Jetzt im Jahr der Barmherzigkeit erinnern wir mit besonderem Nachdruck an das Wort Jesu Christi: „Ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25,35). Wer sich auf das christliche Abendland beruft, kommt an diesen Aussagen nicht vorbei. Sie sind Richtschnur und Verpflichtung: Nicht Abschottung durch Mauern, Zäune und

neue rechtliche Abgrenzung, sondern zupackende Solidarität und tatkräftige Hilfe sind gefordert.

Die Ursachen der Fluchtbewegungen sind global. Nationale oder gar nationalistische Alleingänge sind deshalb keine Lösung. Ihr Zweck ist oft die Besitzstandswahrung auf Kosten der Solidarität mit den in Not Geratenen. Nationalstaatliche Egoismen tragen zur Verschärfung der Konflikte bei, anstatt sie zu minimieren. Mit Papst Franziskus fordern wir: „Auf die Globalisierung des Phänomens der Migration muss mit der Globalisierung der Nächstenliebe und der Zusammenarbeit geantwortet werden.“ (Botschaft zum Welttag der Migranten und Flüchtlinge 2015) Dies bedeutet, dass einzelne Länder mit dem Problem der Aufnahme nicht alleine gelassen werden dürfen. Zu Recht fordern wir in Deutschland die Solidarität anderer Staaten in Europa ein. Umso mehr müssen wir aber auch jene Nachbarstaaten der Krisenregionen unterstützen, die, gemessen an ihrer Bevölkerungszahl, weitaus mehr Flüchtlinge aufnehmen als wir. Einige unserer Brüder und Schwestern arbeiten in den Lagern in Afrika und dem Nahen Osten. Von daher wissen wir um die z. T. menschenunwürdigen Lebensbedingungen dort. Die „Globalisierung der Nächstenliebe“ verlangt von der Weltgemeinschaft, hier Abhilfe zu schaffen.

Auch bei uns gibt es in Flüchtlingsunterkünften Situationen, die den Menschenrechten und der Menschenwürde wider-

sprechen. Besonders Frauen und Kinder bedürfen eines wirksamen Schutzes vor gewaltsamen und sexuellen Übergriffen.

Wir appellieren an alle Menschen in unserem Land, die gegenwärtige Situation nicht nur vor dem Hintergrund möglicher Gefahren zu beurteilen, sondern vor allem auch ihre Chancen zu erkennen. Wir denken dabei in erster Linie nicht an die ökonomischen Potentiale, die sich mit jungen und evtl. gut ausgebildeten Migranten für eine alternde Gesellschaft ergeben mögen. Die aus der Not geborene Zuwanderung bietet vielmehr die Möglichkeit, in eine Kultur der Begegnungen und eine Begegnung der Kulturen einzutreten. Ein solcher dialogischer Austausch weitet den Blick und den eigenen Horizont. Er kann dazu beitragen, Spannungen abzubauen, und helfen, eine geschwisterlichere Welt aufzubauen, indem er Herz und Verstand öffnet, für ein menschlicheres und gerechteres Miteinander einzutreten.

Wir wissen, dass die Anstrengungen der Aufnahme und Unterbringung erst der Anfang der Bemühungen sind. Integration und Dialog stellen die weitaus größeren Herausforderungen dar. Es wird aber kein Weg daran vorbeiführen, diese Aufgaben anzugehen. Als Orden mit z. T. vielfältigen Erfahrungen des interkulturellen und interreligiösen Dialogs möchten wir alle in unserem Land dazu ermuntern, diesen Weg zu gehen. Wir wollen uns selber nach Kräften den Herausforderungen stellen und an Lösungen mitarbeiten.

Achim Jägers

Achim Jägers ist seit 2001 bei den Salesianern Don Boscos beschäftigt. Seit 2006 ist er als Referent für die Begleitung der Einrichtungen zuständig. Als Diplom-Sozialpädagoge, Gruppenanalytiker, systemischer Coach und Experte für Begabungsförderung war er zuvor bei unterschiedlichen Trägern der Jugend- und Gesundheitshilfe mit sozialtherapeutischen Schwerpunkten in verschiedenen Leitungsfunktionen tätig.



Achim Jägers

„Schön, dass Du da bist“

Zur Arbeit der Deutschen Provinz der Salesianer Don Boscos mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen

Alle vier Sekunden ist ein Mensch gezwungen zu fliehen, seine Heimat und sein Zuhause zurückzulassen. Das ist das Ergebnis eines Berichts, den das UN-Flüchtlingshilfswerk am Weltflüchtlingstag veröffentlichte. Insgesamt 51,2 Millionen Menschen waren im vergangenen Jahr Flüchtlinge - mehr als je zuvor seit Beginn der Datenerfassung 1989. Nach einer Erhebung des Bundesfachverbandes „Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge e.V.“ vom Januar 2016 ist die Zahl derer, die von deutschen Jugendämtern in Obhut genommen wurden, mittlerweile auf über 60.000 gewachsen. In

verschiedensten Projekten und Einrichtungen in ganz Deutschland bieten die Salesianer Don Boscos seit 20 Jahren jugendlichen Migranten, Asylbewerbern und Flüchtlingen, die ohne ihre Familie nach Deutschland kommen, Hilfe bei der Organisation und Bewältigung ihres Alltags in fremder Umgebung. Damit führen sie den Auftrag ihres Ordensgründers, des Turiner Priesters und Erziehers Johannes Bosco (1815 – 1888) fort, dessen Anliegen es war, junge Menschen ganzheitlich zu begleiten und mit ihnen Perspektiven für eine gelingende Zukunft zu entwickeln.

„Junge Migranten brauchen Don Bosco ganz besonders, weil sie mit zu den am meisten Benachteiligten in unserem Land zählen“, so P. Josef Grüner, Provinzial der Salesianer Don Boscos in Deutschland. In mittlerweile vierzehn Einrichtungen in Deutschland wurden Wohngruppen für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (UMF) eingerichtet, differenziert je nach Angebot und Schwerpunkt der einzelnen Häuser in Würzburg, Regensburg, Aschau am Inn, Nürnberg, München, Helenenberg, Sannerz, Heiligenstadt, Burgstädt, Forchheim, Pfaffendorf, Essen, Jünkerath und Bamberg. Insgesamt werden ca. 520 Jugendliche von mittlerweile mehr als 90 Pädagogen und Pädagoginnen betreut. Mehr als die Hälfte aller Flüchtlinge stammt aus fünf Ländern, in denen Krieg herrscht: Afghanistan, Somalia, Irak, Syrien und Sudan. Sie sind, meist unter lebensgefährlichen Bedingungen, aus ihrer Heimat geflohen, weil dort Diktaturen, Bürgerkrieg und Terror herrschen oder sie aus politischen, ethnischen oder religiösen Gründen verfolgt wurden; andere sind Opfer von Kinderhandel oder Zwangsprostitution geworden. Wenngleich die einzelnen Bundesländer und innerhalb der Bundesländer die einzelnen Kommunen unterschiedlich stark davon betroffen sind, so machen die Fakten deutlich, dass unbegleitete minderjährige Flüchtlinge auch bei uns keine Einzelfälle sind, sondern dass die Unterbringung und Betreuung dieser jungen Menschen die Jugendhilfe und ihre Kooperationspartner vor große Herausforderungen stellt.

Don Bosco hat vor gut 150 Jahren ein einzigartiges Jugendwerk ins Leben gerufen. Unser Engagement gilt seit der Gründung der Ordensgemeinschaft

(1859) dem gelingenden Leben junger Menschen. Vor allem arme und benachteiligte Jugendliche sind bis heute die wichtigste Zielgruppe der Salesianer Don Boscos. Junge Menschen, die ihre Heimat verlassen und vor Hunger, Krieg und Verfolgung oder Naturkatastrophen fliehen, sind in vielerlei Hinsicht benachteiligt und gefährdet. Sie brauchen hierzulande Menschen, die sich ihrer annehmen und sie begleiten.

Dabei folgen wir den Grundprinzipien der Pädagogik Don Boscos: Die Pädagogik der Vorsorge umfasst das Prinzip der Familiarität (Vermittlung eines Gefühls der Beheimatung) und der Assistenz (Hilfe zur Selbsthilfe, wertschätzende und partnerschaftliche Begleitung). Nach dem Prinzip der „erzieherischen Liebe“ sind uneingeschränkte Wertschätzung, vorurteilsfreies Wohlwollen, ein kultur- und religionssensibles Interesse sowie transparente Hilfeleistungen grundlegend für unseren Umgang mit den jungen Menschen.

Gemäß Artikel 22 der UN Kinderrechtskonvention, die Deutschland gezeichnet und ratifiziert hat, ist Flüchtlingskindern „derselbe Schutz zu gewähren wie jedem anderen Kind, das aus irgendeinem Grund dauernd oder vorübergehend aus einer familiären Umgebung herausgelöst ist“. Seit Oktober 2005 sind die Jugendämter gem. § 42 SGB VIII zudem verpflichtet, unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Obhut zu nehmen.

Daran schließt sich ein sogenanntes Clearingverfahren an. Die Salesianer Don Boscos betreiben zwei Clearinghäuser in Trier und Würzburg. Das Clearingverfahren klärt Fragen wie beispielsweise: Wie viel pädagogische Unterstützung benötigt der unbegleitete minderjährige

Flüchtling im Alltag? Wie ist seine psychische und körperliche Verfassung? Welche Angaben gibt es zur Identität des minderjährigen Flüchtlings? Hat der Minderjährige ebenfalls geflüchtete Familienangehörige in einem anderen Land und ist es gegebenenfalls möglich, die Familie wieder zusammenzuführen? Welche Art der Unterbringung ist für den Flüchtling geeignet und wo kann er wohnen? Welche Perspektiven hat der Flüchtling und wie können diese genutzt und ausgebaut werden?

Mit dem Jugendamt werden in einem so genannten Hilfeplanverfahren die notwendigen weiteren Schritte festgelegt. In unseren Einrichtungen leben in einer sozialpädagogischen Wohngruppe bis zu zehn Jungen, die aufgrund unterschiedlicher Notsituationen aus ihren Heimatländern geflohen sind, und bewohnen Einzel- und Doppelzimmer mit Küche, Gemeinschafts- und Fitnessräumen, Dusche und WC. Die Gruppe wird rund um die Uhr von vier Sozialpädagogen und Erziehern betreut. Sie sorgen dafür, dass alltägliche Dinge wie Kochen, Waschen und Putzen reibungslos funktionieren. Vor allem aber helfen die Pädagogen den jungen und zum Teil traumatisierten Flüchtlingen, das Erlebte zu verarbeiten und sich in Deutschland Schritt für Schritt eine Zukunftsperspektive aufzubauen. Sie begleiten die Jugendlichen zu Ämtern und helfen ihnen, die nötigen Formulare auszufüllen und Briefe zu schreiben. Sie halten Kontakt zu allen weiteren Anlaufstellen der Jungen wie den gesetzlich eingesetzten Vormündern, die die Interessen der Jugendlichen vertreten, und zur Schule.

Qualitätsmerkmale im Sinne Don Boscos bedeuten für uns heute unter anderem: Kompetenz und Fachlichkeit im berufli-

chen Handeln, Glaube an den „guten Kern“ in jedem Menschen sowie Wertschätzung und Akzeptanz gegenüber diesem. Vor Gott gibt es keine hoffnungslosen Fälle. Im Sinne der salesianischen „Assistenz“ sind wir sensibel für die Bedürfnisse und Nöte junger Menschen, interessieren uns für ihre konkrete Lebenssituation, suchen sie in ihren Lebensräumen auf und sind bestrebt, auf ihre aktuellen Bedürfnisse zu antworten. Für uns sind die, die da sind, die Richtigen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

„Schön, dass Du da bist“ - In unseren Einrichtungen und Projekten machen wir den jungen Menschen ein ganzheitliches und fachlich qualifiziertes Angebot: Wir bieten ihnen ein „Zuhause“, wo sie sich angenommen und ernst genommen wissen; einen „Erfahrungsraum“, wo ihnen ganzheitliche Bildung zuteilwird; eine „Gemeinschaft“, in der sie Sinnorientierung erfahren können; und einen „Spielhof“, wo ihnen Begegnung und Geselligkeit unter Gleichaltrigen sowie sinnvolle Freizeitgestaltung ermöglicht werden. Der Stil unseres pädagogischen Handelns ist geprägt von Familiarität und Beheimatung sowie Herzlichkeit, Fröhlichkeit und Optimismus. „Wie immer man Heimat versteht, es ist die stete anthropologische und psychologische Suche nach einem Ort, in dem Sicherheit und Bewegungsfreiheit, Stillstand und Veränderbarkeit, Ruhe und Sturm, Bleiben und Gehen im geschützten Kontext stattfinden können.“¹

Arbeiten im Geiste Don Boscos für junge Menschen ist nur in einem guten und vertraulichen Miteinander möglich. Jede/r Jugendliche ist bei uns willkommen und hat die gleichen Rechte, unabhängig von Konfession, Herkunft, Geschlecht oder Bildungsstand. Gemeinsam mit Eltern, Vormündern, Ehemaligen, haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern setzen wir auf partnerschaftliche Zusammenarbeit und verstehen Partizipation als gegenseitige Ergänzung und Bereicherung zum Wohl der jungen Menschen. So wird auch gesellschaftliche Integrationsarbeit geleistet, denn häufig setzt „erst die konkrete Begegnung und Identifikation jene moralische Energie frei, die tätig macht“.²

Um die vorgenannten Ziele erreichen zu können ist eine entsprechende personale, soziale, spirituelle und fachliche Kompetenz aller Mitarbeitenden unverzichtbar. Die fortwährende Reflexion der Qualität unserer Arbeit im Sinne der Leitlinien sowie die ständige Fortbildung im Hinblick auf die sich wandelnden pädagogischen Herausforderungen sind für uns daher eine unverzichtbare Voraussetzung unseres Handelns. Das zeigt nachgewiesenermaßen Erfolge, insbesondere gelingt es so, die persönlichen Ressourcen der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge weiter zu stärken. Das Institut für Kinder- und Jugendhilfe hat kürzlich festgestellt, dass in besonderem Maße junge volljährige Flüchtlinge von den Hilfen profitieren und auf „einem guten Weg sind, Kompetenzen und Fertigkeiten zu erwerben, die für eine nachhaltige Integration förderlich sind“.³

Erforderlich sind also differenzierte Angebote, wie sie die Salesianer Don

Boscos gemäß ihrem Leitbild individuell an die einzelnen Jugendlichen anpassen, und keine so genannten Standardabsenkungen, die den jungen Menschen mit Fluchterfahrungen aus Kostengründen drohen. Eine Entlassung in eine Sammelunterkunft ist keine gelungene Verselbständigung. Im Gegenteil: Netzwerke fördern Beziehungen, und diese sollen nicht abbrechen, wenn Jugendhilfe endet.

Ansätze der Salesianer in Deutschland und verschiedenen anderen Ländern Europas, Zugang zu den ausgegrenzten Jugendlichen zu gewinnen, geben Anlass zur Hoffnung. Diese gründen sich wie damals auf Respekt, Begegnung auf Augenhöhe sowie Anerkennung der Persönlichkeit. Wir bewegen uns auf die Jugendlichen zu und haben die die reale Lebenswelt der jungen Menschen ungeachtet von Bürozeiten im Blick. An vielen Orten entwickeln sich Zentren, wo jeder Jugendliche, jeder jugendliche Flüchtling, ein Recht auf einen neuen Anfang hat und die Not nicht nur verwaltet, sondern auch verwandelt wird. Die Kunst, Veränderungen zuzulassen, auch bei sich selbst in Betrachtung des Anderen, ist eine Chance für alle Beteiligten. Heißen wir diese willkommen.

.....

- 1 Christoph Nix in: Herder Thema „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst im Spiegel der Künste“, Freiburg 2014, S. 24.
- 2 Alexander-Kenneth Nagel, in: Herder Korrespondenz, Freiburg, November 2015, S. 565 – 13.
- 3 Pressemitteilung von BVkE und IKJ zu den Erfolgen in der pädagogischen Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen, Mainz 2016.

Rashid Muwonge

Wohin sollte ich mich sonst flüchten?

Deutschland ist seit Dezember 2014 meine einzige Heimat. Mein Name ist Rashid und ich komme aus Uganda. Eine Rückkehr kommt für mich nicht in Frage. Ich durfte in Uganda nicht leben, sondern ich sollte sterben. Nur durch Gottes Willen bin ich noch am Leben. Mein Leben ist mir sehr kostbar geworden und ich schätze es wie nie zuvor. Jesus ist ein Freund des Lebens, er hat mich als Freund ausgesucht. Er ist mein Gott.

Deutschland war mir sehr fremd. Es waren einzelne Begegnungen, die mir zeigten, dass ich ein Mensch bin, dass ich würdig bin. Diese Begegnungen öffneten mir mehr und mehr die Augen für die Realität Gottes. Heute wohne ich als Flüchtling im Kloster Sankt Ottilien. Viele Helfer, viele Christen sind für mich da. Sie kümmern sich um mich und um andere Flüchtlinge. Ehrenamtliche Helfer! Meine Dankbarkeit kann nicht groß genug sein. Wieso helfen Sie? Woher bekommen Sie die Kraft, die Geduld dafür?

Rashid
Muwonge



Rashid Muwonge ist Flüchtling aus Uganda. Er lebt derzeit in der Erzabtei St. Ottilien.

Ich wurde am 14. Mai 2016 in München getauft. Es war für mich ein sehr langer Weg und ich weiß, dass ich noch immer am Anfang meines ewigen Lebens bin. Viele liebe Menschen haben mich mit Zeit, Geld, Geduld und vor allem Gebet unterstützt. Meine Deutschlanderfahrung als Flüchtling ist: Gott ist gut!

Deutsch ist eine schwierige Sprache. Als Erwachsener schien es mir unmöglich Deutsch zu lernen, aber einer der Helfer ließ nicht locker mir zu sagen, wie wichtig es ist, die Sprache zu lernen. Er war sehr penetrant. Eine Deutschlehrerin half mir im Goethe-Institut in München. Ein weiterer ehrenamtlicher Helfer unterstützte mich mit sehr viel Material, damit ich schnell und motiviert Deutsch lernen konnte und immer noch lernen kann.

Trotz der Anstrengung beim Lernen der Sprache bekam ich durch Gottes Gnade bereits im Juni 2015 eine Arbeit. Dieser neue Status war für mich ein Durchbruch und eine riesige Erleichterung. Eine Aufgabe zu haben und selbst Geld zu verdienen sind Sachen, die mir Lebensqualität und Sicherheit geben. Ich habe das Gefühl, jetzt in Deutschland wirklich angekommen zu sein.

Es gibt Tage wo ich für Momente stark leide. Es sind die Begegnungen, wo ich Kälte und Lieblosigkeit erfahre. Menschen, die im Zug oder Bus aufstehen um sich woanders hinzusetzen, wenn ich komme. Das tut weh. Es sind kleine Kreuze, die ich tragen werde, um Jesus nachzufolgen. Wohin sollte ich mich sonst flüchten? Nur Er hält mein Leben, nur Er ist mein Retter.

Rojdiar Ali/Rezan Suleiman

Kirchenasylaufenthalt im Kapuzinerkloster Ingolstadt

Wir, Rojdiar Ali (genannt „Diar“) und Rezan Suleiman, beide Kurden aus Syrien, waren im Jahr 2015 bei den Kapuzinern im Ingolstädter Kloster im Kirchenasyl – Diar etwa sechs Wochen im August/September 2015 und Rezan anschließend etwa vier Wochen.

Zunächst hatten wir große Bedenken: Wir wussten, dass wir als Moslems in eine religiös-christliche Gemeinschaft kommen würden. Wie weit dürfen wir „dabei“ sein? Wie würden Christen unseren Glauben als Moslems sehen? Würden sie uns nicht nur aufnehmen, sondern auch so, wie wir sind, annehmen? Wie müssen wir uns verhalten? Fragen über Fragen, Zweifel und Ängste bedrängten uns. Schon sehr bald aber erkannten und durften wir spüren, dass unsere Vorbehalte und Bedenken völlig grundlos waren. Wir waren überrascht, dass wir von Anfang an von allen vorbehaltlos aufgenommen und als Menschen moslemischen Glaubens geachtet und voll akzeptiert wurden. Die Brüder ließen uns „mitleben“. Wir waren als Menschen geachtet, als Menschen, die in Not sind.

Leider konnten wir viele Fragen, die wir hatten, nicht oder nur sehr bruchstückhaft stellen – unser Deutsch war anfänglich einfach zu schlecht. Nichtsdestoweniger gaben sich die Brüder immer sehr viel Mühe, um sich mit uns zu unterhalten, sich mit uns abzugeben und uns das Gefühl zu vermitteln, dass wir „dazu gehörten“, und nicht allein waren. Aber auch unsere Freunde und Betreuer aus der dezentralen Unterkunft in Kösching haben uns sehr ge-

Rojdiar Ali
und
Rezan Suleiman



Rojdiar Ali und Rezan Suleiman sind Flüchtlinge aus Syrien und verbrachten einige Wochen im Kirchenasyl bei den Kapuzinern in Ingolstadt.

holfen, die Zeit des Asyls zu überbrücken, indem sie uns regelmäßig besuchten, mit uns Gespräche führten, uns Deutschunterricht gaben und zeitaufwendigen „Verwaltungskram“ für uns erledigten.

Was und wer uns in der Zeit des Kirchenasyls so sehr geholfen hat und uns bis heute immer wieder hilft, sind – neben unseren Freunden und unseren Helfern und Betreuern der dezentralen Unterkunft – vor allem die Brüder im Kloster, wo wir während des Kirchenasyls in einer menschlichen, freundlichen Umgebung leben durften, aber auch die vielen Freunde und Wohltäter des Klosters, die uns, auch heute noch, immer wieder helfend zur Seite standen und stehen. So besorgte man Landsleuten von uns eine Praktikantenstelle in einer Gärtnerei bzw. in einem Kleinbetrieb und stand uns stets mit Rat und Tat zur Seite, auch erledigte man so mancherlei, was gerade anfiel und getan werden musste.

Wir fühlten uns gut aufgehoben und wohl beschützt im Kloster bei den Brüdern, wir fühlten uns auch aufgehoben in ihrer Kirche: Wir haben viel Interessantes, was uns als Moslems bisher nicht bekannt war, vom christlichen Glauben und von Jesus Christus erfahren; wir sind sehr beeindruckt und voller Bewunderung dafür. Maria, die Mutter Jesu, ist uns eine „Bekannte“, wir hatten schon früher von ihr gehört. Ich, Diar, könnte mir sogar eine Konversion zum katholischen Glauben vorstellen. Gerne würde ich „dazugehören“. Es ist uns ein großes Anliegen, allen „danke“ zu sagen, die uns in unserer Notlage geholfen haben und auch heute noch helfen, die da waren und da sind: Sie alle geben uns ein Stück Heimat in der Fremde. Danke den Freunden, den Helfern und Betreuern, danke den Brüdern im Kloster, die uns zu „echten Mitbrüdern“ geworden sind. Danke den Christen, die durch ihr Verhalten uns

gegenüber und durch ihre tatkräftige Hilfe ihr Christsein vorbildlich bezeugen. Zu allen diesen Menschen möchten wir gerne weiterhin den Kontakt aufrechterhalten. Wenn sie uns brauchen und wir etwas für sie tun können, werden auch wir selbstverständlich gerne da sein. Wir könnten, so wie in unserer Zeit des Kirchenasyls im Kloster Ingolstadt, bei Arbeiten wie etwa dem Putzen der Kirche mithelfen und natürlich – wir sind von Beruf gelernte Friseure – war und ist es uns auch weiterhin eine große Ehre, den Brüdern die Haare schneiden zu dürfen.

Es ist uns wichtig, hier noch anzumerken, dass es zermürend und traurig ist, wie sehr unterschiedlich Asylanträge der Asylbewerber aus dem gleichem Herkunftsland von staatlicher Seite (auch bei gleicher Vorgeschichte und gleichen Voraussetzungen) behandelt werden. Wir warten bis heute immer noch auf Anerkennung als Asylsuchende.

M. Relindis Vossel FSGM

Sr. M. Relindis Vossel FSGM, Jahrgang 1956, ist Franziskanerin von Thuine. Seit 2001 ist sie als Missionarin in der priesterlosen Missionsstation Delvinë/Borsh (Südalbanien) für die pastorale Betreuung von Taufbewerbern und der in der Diaspora lebenden Katholiken verantwortlich. In Delvinë engagieren sich z. Z. fünf Franziskanerinnen unter anderem in der Schul- und Berufsausbildung junger Menschen und kümmern sich im sozialen Bereich besonders um Frauen und Kinder sowie um Bedürftige jeder Art.



M. Relindis Vossel FSGM

Fremdheit als Missionarin

Neu in einer anderen Welt

Ausgerechnet Albanien!

Albanien ist seit Kindertagen „mein Land“. Das Interesse für den kleinen Balkanstaat erwachte, als in einer Geographiestunde das Land mit der knappen Bemerkung, es sei von einem kommunistischen Diktator total abgeriegelt, und man wisse nichts darüber, übergangen wurde. Tief betroffen von Informationen über die verfolgte Kirche und die Märtyrer in diesem Land begann ich für Albanien zu beten. Mutter Teresa war für mich nicht an erster Stelle der Engel von Kalkutta, sondern die einzige Albanerin, die ich kannte. Als Ende 2000 ein Brief des Bischofs Hil Kabashi von Südalbanien mit der Bitte um Schwestern für seine Apostolische Administratur in unsere Konvente kommt, ist mir, als sei er direkt an mich gerichtet! Es braucht keine lange Bedenkzeit, damit ich mich für diese Aufgabe melde.

Im August 2001 werden wir zu viert als Missionarinnen ausgesandt. Obwohl wir nicht genau wissen, worauf wir uns einlassen, sind wir guten Mutes und freuen uns auf eine noch unbekannte Aufgabe. Viele unserer Mitschwestern und Angehörigen machen sich Sorgen: „Ausgerechnet Albanien!“ Nachrichten über revolutionäre Aufstände in diesem Land und über Ströme von Flüchtlingen sind in den Medien zu dieser Zeit noch sehr gegenwärtig. Aufständische Albaner sind in die Kosovo-Krise verwickelt und man hört von kriminellen Albanern in Deutschland. Krieg, Terror, Gewalt, dazu Blutrache, Flüchtlinge, Armut, Menschen-, Organ- und Drogenhandel, Korruption sind gängige Stichwörter, die man mit Albanien, der ehemaligen kommunistischen Hochburg Osteuropas, in Verbindung bringt. Die Informationslage ist verwirrend, positive Nachrichten sind rar.

Ein Land stellt sich vor

Unser „Abenteuer Albanien“ beginnt ohne Sprachkenntnisse, nur mit dem Nötigsten im Koffer. Bei der Landung in Rinas beeindruckt uns ein Spalier von wuchtigen Palmen vor einem blechernen Hangar. Nach einer umständlichen Abfertigung in dieser „Flughafenhalle“ erwartet uns der Bischof mit seinem Fahrer. Es geht über eine neue Autobahn durch eine hügelige von der Sonne verbrannte Landschaft. Die meisten Häuser sind recht klein. Überall wird gebaut. Maultierkarren traben vorbei und Bauern mit runzeligen, braungebrannten Gesichtern trotten auf ihren Eseln dahin. An der Straße hocken Frauen mit Kopftüchern und bieten Melonen, Tomaten, Gurken und Paprika an. Nahe der Küstenstadt Durrës können wir die Adria bestaunen: Es kommt uns vor wie im Traum!

Bald darauf sind wir auf einer nicht enden wollenden holperigen Schotterpiste in Richtung Fier. Erst Jahre später wird hier die Autobahn fertig sein. Überall Staub, die Sonne brennt und wir schwitzten. Als wir endlich nach mehreren Stunden Fahrt durchgeschüttelt in Fier ankommen, beginnt nach einer kurzen Erfrischung die Abendmesse. An der Orgel sitzt der Bischof. Es werden albanische Lieder mit deutschen Melodien gesungen und wir hören die vertrauten Messtexte in fremder Sprache. Beim anschließenden Abendbrot steht deutsche Margarine auf dem Tisch. Mein Vater hat in dieser Fabrik gearbeitet! Inmitten der total neuen Umgebung überkommt mich ein Gefühl von Heimat und Vertrautheit. Uns allen ist in der Messe das Wort „gjithëpushtetshëm“ (allmächtig) im Ohr hängenge-

blieben und wir fragten uns, ob wir diese Sprache je lernen werden.

Der erste Eindruck über unsere neue Wahlheimat: Straßen in miserablen Zustand, Häuser im Verfall, ringsumher Müll, Stromausfälle sind an der Tagesordnung, Wasser gibt es nur stundenweise, nachts jagen Rudel von streunenden Hunden durch die Straßen, überall wachsen Disteln, es gibt keine Vögel, die singen. Das Land ist wirklich arm! Diesem Eindruck steht eine grandiose Landschaft gegenüber: bizarre Felsen, Quellen riesigen Ausmaßes, Wasserfälle, herrliche Flussläufe, wilde Bächen mit kristallklarem Wasser dazu das ständig wechselnde Blau des Ionischen Meeres. Die Schönheit der Natur ist atemberaubend!

Menschliche Wärme

Wohin wir kommen, schlagen uns Wärme und Herzlichkeit entgegen. Dass uns die wohlwollenden und hilfsbereiten Menschen gleich mit Küssen auf jede Wange begrüßen, ist gewöhnungsbedürftig, aber nicht unangenehm, denn die Freude über unser Kommen, scheint echt. Ich entdeckte die wunderbare Möglichkeit, mich in der Sprache des Herzens auszudrücken. Diese gestenreiche Sprache der Nähe und des herzlichen Lachens ist Kindern eigen. Als ich das begreife, nehme ich mir vor, meine neue Welt vorerst mit den Augen eines Kindes zu entdecken und mich beim Erlernen der Sprache nicht unter Druck zu setzen. Inmitten des Ungewohnten fühle ich mich irgendwie zu Hause. Die ersten Wochen und Monate entpuppen sich als eine spannende Zeit, in der ich vor allem über meine Berufung als Missionarin staune „Ich gehe, für euch eine

Wohnung zu bereiten“ ist das Wort Jesu, das mich begleitet. Vorerst kann ich mich ohne Sorge auf meinen neuen Weg einlassen.

Alles ist so anders! Wir begreifen, dass wir in vielem umdenken müssen! Selbst alltäglich vertraute Dinge müssen wir neu lernen. Jede Begrüßung entwickelt sich zu einem umständlichen Zeremoniell mit etlichen Fragen nach dem Wohlergehen des Gegenübers. Beim Betreten einer Wohnung werden die Schuhe ausgezogen, Fleisch isst man mit Fingern... Grundsätzlich versuchen wir uns dem Lebensstil anzupassen, es gibt aber auch Sitten und Gebräuche, mit denen wir uns nur schwer arrangieren können oder wollen. Das kann schon einmal zu Irritationen führen. An das mediterrane Klima müssen wir uns erst gewöhnen. Die ständige Hitze schlaucht! Wir lernen zu verstehen, warum Südländer gemächlicher arbeiten und nachmittags eine ausgiebige Ruhepause brauchen. Im Herbst sind wir anfangs erleichtert, stellen aber mit Bestürzung fest, wie sehr es sich auch nach sonnigen Tagen nachts abkühlt. Die winterliche Kälte in Räumen ohne Heizung ist eine böse Überraschung, sie zerrt an den Nerven.

Im südalbanischen Delvinë finden wir ein neues Zuhause

Unsere Mission führt uns in den äußers-ten Süden des Landes, in die Kleinstadt Delvinë. Südalbanien ist seit Jahrhunderten ein vom Islam geprägtes Gebiet. Nur einige Dörfer sind von orthodoxen Christen griechischer Abstammung bewohnt. Es gibt weder eine Pfarrei noch einen ortsansässigen Priester. In der Stadt treffen wir auf eine ehemals mos-

lemische Familie und ihren Freundeskreis und erfahren, dass sie den Anstoß für unser Kommen gaben. Schon vor dem Ende der Diktatur waren sie entschlossen, zum Glauben ihrer Altvorden zurückzukehren. Wir wurden dringend erwartet!

Dass wir in einem sonst noch unfertigen Haus in zwei Zimmern für jede Schwester nichts weiter als ein Bett vorfinden, macht uns nichts aus. Die Dürftigkeit von Küche und Bad stört uns nicht. Ein weiterer leerer Raum wird als Kapelle hergerichtet. Mit Hilfe einheimischer Handwerker beginnen wir, das Haus auszubauen und einzu-richten. Morgens werden wir vom Ruf des Muezzins geweckt und abends sitzen wir mit den neuen Nachbarn und Freunden vor dem Haus und üben beim Spielen mit den Kindern albanisch. Es ist ein Glück, dass wir „unsere“ Familie haben! Durch sie bleibt uns der Status „Ausländer“, weitgehend erspart, später müssen wir kämpfen, „mündig“ zu werden.

Auch Ordensfrauen sind Frauen

In der Stadt sind wir die Attraktion! Unsere neuen Freunde legen uns nahe, niemals allein und am besten nur in einheimischer Begleitung auf die Straße zu gehen. Wir sind irritiert, fühlen uns eingeengt und bevormundet. Es kostet Mühe, sich freizustrampeln ohne vor den Kopf zu stoßen! In einer total auf das Familienleben konzentrierten Gesellschaft ist die immer wiederkehrende Frage „Wo sind eure Männer und habt ihr denn keine Kinder?“ eine echte Herausforderung. Kaum jemand hat eine Vorstellung von Religion, geschweige

denn vom christlichen Ordensleben. Erst das Stichwort, wir seien Frauen „wie Mutter Teresa“, schafft mehr Klarheit, bringt viel Sympathie.

Wir lernen, dass sich Frauen in der hiesigen Gesellschaft den Männern unterordnen müssen. Einige Frauen beneiden uns um unsere Unabhängigkeit, Männer zeigen sich verschnupft. Zweimal macht man mir einen Heiratsantrag. Nicht, dass diese Männer in mich verliebt wären! Heiraten ist häufig eine nüchterne Vertragsache zur gegenseitigen Versorgung. Ausländerinnen gelten als gute Partie, versprechen Reichtum und Visumsfreiheit. Auf meinen ablehnenden Einwand, ich sei Ordensfrau und wolle es auch bleiben, erklären die Männer, „das mit der Religion“ sei für sie überhaupt kein Problem...

Auf dem Balkan herrscht das Gesetz der „guten Beziehungen“. Um es zu etwas zu bringen, bedarf es eines einflussreichen Fürsprechers. Darum ist es für hiesige Männer selbstverständlich, dass sie sich auch ungefragt zum Berater und Anwalt in Dingen machen, von denen sie u. U. gar nichts verstehen. Um als Ordensfrauen nicht in verfängliche Abhängigkeiten zu geraten, müssen wir uns abgrenzen und verstoßen dabei manchmal gegen geltende Konventionen. Andererseits wundert es uns, dass man ohne weiteres Gott als unseren Anwalt anerkennt und uns um seinetwillen unkompliziert aus mancher Verlegenheit hilft. Mit der Zeit lernen wir, was es bedeutet, sich in dem südländischen Kulturgemisch aus „Balkan, Islam, und Postkommunismus“ als Frau zu behaupten. Wohl oder übel akzeptieren die Leute, dass wir selbstbewusst, z. B. ohne Fahrer, mit dem Auto unterwegs sind.

„Die Deutschen“ sind wieder da!

Deutschland ist für alle unsere neuen Freunde das Land ihrer Träume. Deshalb sind wir sehr gut angesehen, man lobt „unsere“ typisch deutschen Tugenden sowie die deutsche Wertarbeit. Oft werden wir gebeten, Autos, Geräte und Maschinen zu besorgen. Solche „Bestellungen“ sind lästig; dass wir die meisten abschlagen müssen, ist unangenehm und beiderseits desillusionierend. Peinlich wird es, wenn einige national gesinnte Albaner uns wohlmeinend mit dem „deutschen Gruß“ begrüßen und Hitler und die deutschen Besatzungssoldaten hochjubeln, da sie Albanien von den Griechen und Italienern befreit hätten. Dass es in Buchhandlungen Hitlers „Mein Kampf“ zu kaufen gibt, ist nur schrecklich, zeigt aber auch, wo das Land geschichtlich stehen geblieben ist.

Wie Missionarinnen gemacht werden

In den ersten Wochen besuchen wir mit dem Bischof Missionsstationen, die schon einige Jahre vor uns begonnen haben. Die junge, neuaufkeimende Kirche in Albanien ist faszinierend! Alle nehmen uns mit geschwisterlicher Herzlichkeit und Wärme auf. Uns erstaunt die Vielfalt der Nationalitäten und die Größe mancher Einrichtung. Mit Schrecken stellen wir fest: ohne Kenntnisse der italienischen Sprache sind wir Exoten unter den Missionaren. Austausch ist kaum möglich.

Uns wird es schwer, wochenlang ohne Sakramente auskommen zu müssen. Dagegen gibt das gemeinsame Stundengebet Halt und Kontinuität, es ist das einzig Unveränderte. Im täglichen

Wortgottesdienst mit Kommunionfeier schließen wir uns der großen Liturgie der Kirche an. Weit entfernt von den anderen Missionszentren, ohne einen Priester und der Sprache nicht mächtig, machen wir auf Drängen der Taufbewerber die ersten Schritte in der Pastoral. Von Anfang an kommen Interessierte und Neugierige zu Gesprächen und folgen dann unserer Einladung zum sonntäglichen Wortgottesdienst. Unsere kleine Hauskapelle mit dem provisorischen Holztabernakel, der anfangs auf einer mit alten Gardinen umhängten „Stele“ aus aufgetürmten Betonsteinen steht, ist voll. Schon bald müssen wir in die größere Eingangshalle ausweichen. Zum Sitzen dienen Baubretter, unser Küchentisch ist gleichzeitig Altar, an der Wand hängt unser Missionskreuz. Nach bekannten Melodien singen wir einfache albanische Kirchenlieder. Die Kinder sind unbefangen und begeistern sich für die Musik. Das hilft den Erwachsenen, eine gewisse Scheu zu überwinden. Da jede religiöse Äußerung verboten war und grausam bestraft wurde, haben die meisten Gottesdienstbesucher noch nie zuvor gebetet, schon gar nicht gemeinsam und in der Öffentlichkeit. Durch die Ungeduld der ersten Taufbewerber und das Bestreben, wieder „normal“ arbeiten zu können, beginnen wir sehr schnell mit Taufkatechesen. Wir haben kaum eine Ahnung, auf was wir uns da einlassen. Es fehlen viele Voraussetzungen. Oft wissen wir nicht, wo uns der Kopf steht und fragen uns, ob es klug war, sich so überrumpeln zu lassen. Nach und nach weichen die anfänglichen Provisorien und es bilden sich Formen und Strukturen. Durch Priester aus „aller Herren Länder“, die im Laufe der Zeit unsere Arbeit

durch die Spendung der Sakramente unterstützen, erleben wir die Kirche in ihrer Vielfalt.

Ent-täuschungen

Im unserem neuen Alltag bleiben gegenseitige Enttäuschungen nicht aus. Manche der ersten Eindrücke müssen wir revidieren und zugeben, dass sowohl positive wie negative Vorurteile uns die Sicht versperren. Es ist ein etwas bitteres Erkenntnis, dass wir Menschen nicht richtig eingeschätzt haben bzw. entdecken, dass andere es nicht redlich mit uns meinten. Manche hatten von „den Deutschen“ besondere Vorteile und Geschenke erwartet und wenden sich unzufrieden ab. Misstrauisch beginnen wir, die Motive unsere neuen Bekannten zu hinterfragen. Selbst unter gebildeten Leuten begegnen wir den abstrusesten Vorstellungen über uns und die Wohlstandsgesellschaft, aus der wir kommen. Es ist fast unmöglich, sich dagegen zu wehren! Uns fehlen die albanischen Lebenserfahrungen. Es braucht viel Einfühlungsvermögen, zu begreifen, wie und warum Menschen, die bis vor kurzem in einem hermetisch abgeriegelten Land eingesperrt waren, denken und handeln. Sich zu vergegenwärtigen, dass in unserem Umfeld bis vor wenigen Jahren ganz andere „Werte“ galten, ist nur bedingt möglich. Die „Faulheit“ vieler Männer, die ihre Zeit abwartend bei Kaffee oder Raki auf dem Basar verbringen und vom Wohlstand träumen, macht uns ärgerlich: „Warum kapieren ‚die‘ nicht, dass Wohlstand nicht erbettelt, sondern erarbeitet sein will!“ Wir müssen uns einfühlend, was es im „System“ für Menschen bedeutet haben mag, mit fast leerem Magen wie

Tiere kolonnenweise zur Arbeit getrieben zu werden. Das „Recht auf Arbeit“ war Betrug, durch den die Menschen in ihrer Würde tief verletzt sind. Es blieben Scham und ein Gefühl von Minderwertigkeit (was kompensiert sein will...). Arbeit als Selbstverwirklichung ist auf dem Hintergrund solcher Erfahrungen wohl kaum vorstellbar!

Trotz mancher Erklärungen stehen wir hilflos und frustriert vor Problemen und Erwartungen, die wir nicht erfüllen können oder wollen. Das auszuhalten fällt schwer. Albaner sind stolze Menschen und nicht gewohnt, unangenehme oder kritische Dinge vor Fremden beim Namen zu nennen. Wir spüren, uns gegenüber werden Probleme verschwiegen, schöngeredet, „unter den Teppich gekehrt“. Vielleicht ist es auch die Sorge, uns Angst zu machen. Korruption und kriminelle Energien in vielen Lebensbereichen beginnen durchzuscheitern, ohne dass wir sie greifen könnten. Da wir keine Antworten bekommen, „blühen“ Vermutungen, „reifen“ Vorurteile. Uns fehlt die Innensicht der Einheimischen und wir spüren, dass man uns nicht „einweihen“ will oder kann. Es kostet viel Geduld, gegen aufkeimendes Misstrauen immer neu Vertrauen zuzulassen.

Auf der Suche nach „der“ Realität

Im Alltag übernehmen wir aus unserer Umgebung achselzuckend den Satz: „kein Strom, kein Wasser – kein Problem!“ und sind mit der Zeit doch ziemlich genervt, wenn wir angefangene Arbeiten auf unbestimmte Zeit liegen lassen und die Abende bei Kerzenschein verbringen müssen.

Im Konvent geraten wir bei der Erkundung der neuen Umgebung häufiger aus dem „Gleichschritt“. Nach und nach wird deutlich, dass jede Mitschwester in ihrer Eigenart und mit ihren Erwartungen einen anderen Blick auf die neue Realität hat. Das erzeugt gegensätzliche Gefühle. Was der einen neu und interessant erscheint, ist für eine andere beängstigend und abstoßend. In vielen Diskussionen über unsere unterschiedlichen Wahrnehmungen kommen wir zu keinem Ergebnis. Als Konvent sind wir auf uns selbst verwiesen. Es gibt wenig Frei-Raum, um den sich aufstauenden „Dampf“ abzulassen. Gelegenheiten mit verständigen Unbeteiligten die eigenen Schwierigkeiten zu klären, sind sehr begrenzt. Bei anderen Missionaren Rat einzuholen, fehlt vor allem die Voraussetzung der Sprache. Die Kommunikation mit dem heimischen „Ausland“ ist oft schwierig. Briefe kommen mit Verspätung oder gar nicht an und Telefonate brechen häufig mitten im Gespräch ab. Neben das normale Alltags-Chaos von Stromausfällen etc. tritt ein kaum auszuhaltendes Chaos der Gefühle.

Ursprünglich hatten wir unsere Verschiedenheit, was Begabungen und Charaktere betraf, positiv gesehen. Welch eine Herausforderung ist es nun, in der unbekanntem Umgebung die je eigenen Begabungen in gegenseitiger Ergänzung gemeinsam zur Entfaltung zu bringen! Unsere Kommunität ist wie eine noch unerforschte Insel, umgeben und abhängig von einem Meer unbekannter Faktoren, die in ihrer Wirkung nicht einschätzbar sind.

Nach zwei Jahren ist unser Konvent auf zwei Schwestern zusammengeschrumpft, noch immer kämpfen wir

mit den Tücken der Sprache... Abstand wird dringend nötig.

Sprache verbindet

Mit einem Sprachkurs für Ausländer an der Universität in Tirana tun sich uns neue Möglichkeiten auf. In der Großstadt haben wir Zeit, Land und Leute tiefer kennen und verstehen zu lernen. Austausch wird möglich. Wir treffen andere Missionare, Bekanntschaften und Freundschaften entstehen. Wir freuen uns über Zuspruch und Korrektur. Trotz der Entfernung fahren wir häufiger in den katholischen Norden. Hier können wir vor allem spirituell auftanken. In den Begegnungen mit Priestern, die fast ihr ganzes Leben im Gefängnis unter schrecklicher Folter gequält wurden und Schwestern, die unter Einsatz ihres Lebens den treuen Christen im Untergrund beigestanden haben, relativieren sich unsere Probleme. Sr. Julia ist die einzige Überlebende einer albanischen Kongregation von nur fünf Schwestern. Ein Wunder, dass ihr Konvent in der Zeit der Diktatur nicht aufgelöst wurde! Während all der schweren Jahre stand im Wohnzimmer dieser Gemeinschaft eine Fatima-Muttergottes. In einer Aushöhlung darin verborgen, hüteten die Schwestern das Allerheiligste. Im Verborgenen haben sie gebetet und hielten in Vlora den kleinen Rest der Gläubigen zusammen. Als „Cousinen“ besuchten sie in Gefängnissen und Lagern die Priester, brachten ihnen frische Wäsche und, darin eingenäht, Hostien; dazu Messwein, den sie in Arzneiflaschen mit der Aufschrift „drei Tropfen vor dem Frühstück“ füllten. Diese Begegnungen sind tief beeindruckend, machen demütig,

geben Kraft und Mut und werden zum Auftrag, uns nicht entmutigen zu lassen und auch in Schwierigkeiten tapfer weiterzumachen. Wie wahr ist die Zusage Jesu: „Ich bin bei euch alle Tage, bis zum Ende der Welt.“ Es gab in Albanien während der ganzen fast 50-jährigen Diktatur keinen Tag ohne Eucharistie.

Kraft aus uralten Wurzeln

Staubige Wege, karge Berge mit tiefen Schluchten, klare Wasserquellen, Weinstöcke, Ölbäume, steinerne Krüge, manche Häuser armer Menschen mit nur einem Raum erinnern an Szenen der Bibel. Durch die mediterrane Umgebung erschließt sich uns ein neuer, lebendiger Zugang zum Leben Jesu.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In den nahegelegenen Ausgrabungen des antiken Butrint stehen wir vor den Ruinen eines Baptisteriums aus frühchristlicher Zeit. Die Ornamente des gut erhaltenen Bodenmosaiks und die kreuzförmige Vertiefung des Taufbeckens sind stumme Zeugen für den tiefen Glauben der ersten Christen. Paulus selbst schreibt im Römerbrief, er habe den Glauben von Jerusalem bis nach Illyrien (d. h. Albanien) gebracht. Diese Steine waren der Anstoß, dass unsere Familie in Delvinë wieder zum Glauben kam und andere nachgezogen wurden. „Wenn man euch zum Schweigen ver-

urteilt, werden die Steine reden!“ Auf diesen Steinen dürfen wir weiterbauen.

Erste Früchte setzen an

Haben wir unsere Kraft anfangs vor allem aus der Vergangenheit geschöpft, erfreuen uns heute die ersten Früchte unserer Arbeit und geben für die Zukunft Hoffnung. Mit den Jahren haben sich unsere Aufgaben erweitert, Mitschwestern aus Deutschland und Amerika verstärkten den Konvent. Zur pastoralen Betreuung der neugetauften Christen in Delvinë trat die Sorge für die im Süden verstreuten nordalbanischen Katholiken. Entlang der albanischen Riviera haben sich in Borsh und Himarë weitere Zentren unserer Arbeit gebildet. Es ist erfüllend, neben der Kinder-, Jugend- und Familienpastoral immer wieder einzelne Personen und ganze Familien auf die Taufe vorbereiten zu dürfen. Durch unsere Beheimatung in der Kirche konnten Menschen eine neue Heimat in der Barmherzigkeit Gottes finden. In der ganzen Gegend kennt man uns als die „deutschen Schwestern“ und man weiß, dass wir

uns mit einem kleinen Internat für die Bildung armer Mädchen- und Frauen einsetzen und in Tirana für Jugendliche in der Berufsausbildung zwei Wohnungen unterhalten. Wer in Not ist und Hilfe braucht, bekommt von Freunden den Tipp, an unserer Tür zu klopfen. Das zeigt, dass wir auf eine gute Weise im Netz „balkanischer Beziehungen“ angekommen sind. Nach 15 Jahren ist Albanien unser Zuhause geworden. Erleichtert und voll Dankbarkeit dürfen wir erleben, wie sich vieles zum Positiven verändert hat: Saubere asphaltierte Straßen verbinden den Norden mit dem Süden und erzeugen in den Städten einen gefälligen Eindruck. Die meisten Albaner wohnen in neuen oder renovierten Häusern. In den vergangenen Jahren wurden neue Plantagen von Oliven, Zitrusfrüchten und Erdbeeren angelegt, mancher Traktor hat Esel und Maultier abgelöst. Dass die Vögel wieder singen ist der beste Beweis, dass man in Albanien gut leben kann. Mit Mutter Teresa, die im September heiliggesprochen wird, hat Gott unserem kleinen Land eine wirklich starke Fürsprecherin und ein verlässliches Vorbild geschenkt!

Klaus Vellguth

Prof. Dr. mult. und Dipl. Religionspädagoge Klaus Vellguth ist Leiter der Abteilung „Theologische Grundlagen“ sowie Leiter der Stabsstelle „Marketing“ von missio, Professor für Missionswissenschaft und Direktor des Instituts für Missionswissenschaft an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Klaus Vellguth ist verheiratet und hat drei Kinder. Er lebt in Aachen.



Klaus Vellguth

Das diakonische Engagement auf den Philippinen als Ort der Gottesbegegnung

Ordensleute im Fokus des Sonntags der Weltmission

Vor einem Jahr erst wurde der Benediktinerin Stella Matutina der Menschenrechtspreis der Stadt Weimar verliehen. Die philippinische Ordensfrau kämpft seit Jahren gegen den radikalen Ausverkauf der Bodenschätze in ihrer Heimat Mindanao, der zweitgrößten Insel der Philippinen. Seit 1995 drängen ausländische Konzerne auf die Philippinen, um die dort lagernden Bodenschätze auszubeuten. Auf 800 Milliarden Dollar wird der Wert der Bodenschätze taxiert, die dort lagern: Vor allem sind es Gold, Silber, Kupfer, Zink und Nickel. Dabei gehen die Konzerne rücksichtslos vor und vertreiben die Bevölkerung, wenn sie ihren Schürflänen im Wege steht. Der Kampf von Schwester Stella begann damit, dass sich im Jahr 2008 eine verzweifelte Dorfbewohnerin bei ihr mel-

dete und davon erzählte, dass Bulldozer damit begonnen hätten, das Dorf zu zerstören und die Bewohner zu vertrei-

Im Fokus

Die Philippinen stehen in diesem Jahr im Fokus des Sonntags der Weltmission, der am 23. Oktober begangen wird. „...denn sie werden Erbarmen finden“ (Mt 5,7) lautet das Motto der diesjährigen Kampagne zum Sonntag der Weltmission, der weltweit größten Solidaritätsaktion der Katholiken. Dabei fällt auf: Gerade Ordensleute prägen mit ihrem diakonischen Einsatz das Gesicht der Kirche auf dem südpazifischen Insel-Archipel.

ben. Die heute 48-jährige Ordensschwester stellte sich auf die Seite der Dorfbewohner und forderte die Einstellung des Bergbaus, der brutal über den Lebensraum der Bevölkerung hinweggeht und ökologisch ruinierte bzw. verseuchte Regionen zurück lässt. Die Umweltschäden als Erbe des Goldabbaus werden den Dorfbewohnern von Mindanao vererbt, nachdem die ausländischen Konzerne ihre Gewinne eingestrichen und das Land längst wieder verlassen haben.

Mit ihrem Kampf gegen die Ausbeutung der Böden, die Vertreibung der Dorfbewohner und die Zerstörung der Natur schaffte Schwester Stella Matutina sich schnell Feinde. Die Ordensfrau wurde von ihren Gegnern als Kommunistin und als fortschrittsfeindlich beschimpft. Eines Nachts drangen Soldaten in ihr Haus und hielten der Ordensfrau einen Gewehrlauf ins Gesicht. „Sollen wir sie gefangen nehmen oder exekutieren?“, erkundigte sich einer der Soldaten bei seinem Vorgesetzten. Doch selbst von solchen traumatischen Erfahrungen ließ Schwester Stella Matutina sich nicht mundtot machen: „Je mehr sie versuchen, mich zu bedrohen, desto leidenschaftlicher werde ich“, blickt die Ordensfrau auf Zeiten der Bedrohung zurück. Unermüdlich setzt sie sich dafür ein, dass die Bodenschätze von Mindanao nicht ausländische Konzerne bereichern, sondern zum Lebensunterhalt der Bewohner von Mindanao und zur Entwicklung der Region beitragen.

Kampf gegen sexuelle Ausbeutung und Prostitution

Ebenso (bereits im Jahr 2002) mit dem Weimarer Menschenrechtspreis ausge-

zeichnet worden ist der irische Pater Shay Cullen, der bereits seit 1969 als Missionar der irischen Missionsgesellschaft St. Columban auf den Philippinen tätig ist. Zunächst einmal wirkte er in Olongapo in unmittelbarer Nähe eines amerikanischen Militärstützpunktes. Hautnah erlebte er dort das Schicksal von Frauen und Mädchen, die von amerikanischen Soldaten als Prostituierte missbraucht wurden. Im Jahr 1974 gründete Shay Cullen die Organisation PREDA, die der Ausbeutung von Kindern und Frauen den Kampf angesagt hat. PREDA unterhält in der Hauptstadt Manila, aber auch in Olongapo und Zambales Wohnheime für Straßenkinder und missbrauchte, misshandelte bzw. straffällig gewordene Kinder und Jugendliche, die nicht mehr in ihren Familien leben können. In den von PREDA gegründeten Zentren finden die familiär entwurzelten Mädchen und Frauen ein neues Zuhause. Bekannt geworden ist PREDA u.a. durch den Einsatz für sexuell ausgebeutete Mädchen und Frauen sowie durch seine therapeutischen Angebote, um Frauen Wege aus der Prostitution zu bahnen. Die Medien berichteten über Shay Cullen, da er zahlreiche Menschenrechtsverletzungen, Korruptionsfälle und die Existenz von Kinderhändlerringen öffentlich anprangerte. Shay Cullen war maßgeblich an der Entwicklung des Drehbuchs zur bereits im Jahr 1998 ausgestrahlten Tatort-Folge „Manila“ beteiligt, in der das Schicksal philippinischer Straßenkinder, Sextourismus und Kindesmisshandlung thematisiert wurde. Über seine spirituellen Wurzeln schreibt Shay Cullen: „Eines der Worte Jesu, die mich am meisten beeindruckten, ist: ‚Das Gute, das du dem oder

der Ärmsten unter euch tust, das tust du mir.' Auch Jesus wandte sich bereits vor allem Opfern der Gesellschaft zu. Er hat sich mit ihnen solidarisiert. Heute Gott erfahren, das dürfte deshalb auch heißen, ihn in den Armen erfahren. Indem ich an der Seite der Opfer bleibe, kann ich ein wenig von ihrem Leidensweg nachempfinden. Aber ich erfahre auch etwas von ihrer Ausdauer, ihrem Mut, ja ihrem Humor, den sie gerade im schlimmsten Dunkel oft behalten. Ich sehe, wie sie ihren aufrechten Gang, ihre Würde trotz allem bewahren. Und genau so erging es ja Jesus selber. Ich finde Kraft in der Begegnung mit ihm. Ich finde ihn in den Armen.¹ Hier klingt an, worin diakonisch-missionarisches Wirken wurzelt. Diakonisches Handeln stellt nicht primär eine besonders erfolgreiche Missionsmethode oder gar eine soteriologische Voraussetzung zur Erlangung des eigenen Heils dar, wie ein unglückliches Verständnis der biblischen Überlieferung lauten könnte. Theologisch gesehen ist ein Spezifikum des Christentums, dass die Zuwendung zu den Armen und Notleidenden und damit die Orthopraxis zu einem Ort der unmittelbaren Christusbegegnung und Gotteserfahrung wird.² Eindrucksvoll dargestellt wird dies im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter (Lk 10,30b-35), das redaktionsgeschichtlich auf eine eigene Tradition zurückgeführt werden kann, die vom Evangelisten Lukas kompositorisch mit dem Doppelgebot der Liebe verknüpft wurde. Lukas beschreibt, dass Gottesliebe sich in der tätigen Nächstenliebe realisiert und dass diese nicht zunächst ein Akt rationalen Kalküls bzw. ethischer Internalisierung prosozialen Handelns darstellt, sondern seine tiefste Ursache im Mo-

ment einer existentiellen Ergriffenheit hat, die zum Moment der Gotteserfahrung wird.³ Diesen Aspekt christlicher Diakonie hat Benedikt XVI. in seiner ersten Enzyklika „Deus caritas est“ herausgestrichen und damit den wesentlichen theologischen Unterschied eines christlichen prosozialen Verhaltens gegenüber einer Orthopraxis in anderen antiken Kulturen bzw. Religionen benannt⁴: „Jesus identifiziert sich mit den Notleidenden: den Hungernden, den Dürstenden, den Fremden, den Nackten, den Kranken, denen im Gefängnis. ‚Was ihr für einen meiner geringsten Brüder [und Schwestern] getan habt, das habt ihr mir getan‘ (Mt 25,40). Gottes- und Nächstenliebe verschmelzen: Im Geringsten begegnen wir Jesus selbst, und in Jesus begegnen wir Gott.“⁵ Einen eigenen Akzent setzt Papst Franziskus, wenn auch er sich in seiner Exhortatio „Evangelii gaudium“ mit der Zuwendung zu den Armen auseinandersetzt und dabei betont, dass die Armen eben nicht Objekte barmherziger Zuwendungen, sondern Subjekte des Gottesvolkes sind, denen eine besondere Dignität zukommt. Anknüpfend an die argentinische Theologie der Befreiung, die ein Hören auf die Weisheit des gläubigen Volkes postuliert, erinnert Franziskus daran, dass die Armen Anteil am *sensus fidei* (interessant ist, dass hier nicht vom *sensus fidelium* gesprochen wird) haben⁶, da sie aus eigener Erfahrung die Schmerzen des leidenden Christus kennen.⁷ „Die Armen werden damit zu einem Erkenntnisort (*locus theologicus*) für den Glauben der Kirche.“⁸ Somit stellt die Option für die Armen eine theologische Kategorie dar, an der sich das Glaubensleben der Christen orientiert.⁹

Missionsgeschichte als Ordensgeschichte

Doch nicht erst in der Gegenwart sind es Ordensleute wie Stella Matutina oder Shay Cullen, die der Kirche auf den Philippinen ein Gesicht geben. Auch in der Geschichte der Philippinen haben Ordensleute die Geschicke des Landes maßgeblich geprägt. Wenn heute mehr als hundert Millionen Filipinos auf den 7.107 Inseln der Republik Philippinen, des bevölkerungsreichsten Landes Südostasiens und zwölftgrößten Staates der Welt, leben und sich 81 Prozent von ihnen zum Katholizismus bekennen¹⁰, so ist dies maßgeblich auf das Engagement der Ordensgemeinschaften zurückzuführen. Vor 450 Jahren begann die Geschichte des Christentums auf den Philippinen, nachdem die Spanier den Archipel im Jahre 1571 unter ihre koloniale Verwaltung gestellt hatten. Eine systematische Christianisierung des Inselstaates folgte gegen Ende des 16. Jahrhunderts: Die Spanier hatten beschlossen, ihre südostasiatische Kolonie zu christianisieren, um den Einfluss des aus dem Süden vordringenden Islam einzudämmen. Im Jahr 1579 wurde die (spätere Erz-)Diözese Manila errichtet. Spanische und mexikanische Missionare, vor allem Franziskaner (1577), Jesuiten (1583) und Dominikaner (1587), kamen ins Land. Bereits Mitte des 17. Jahrhunderts waren die Philippinen (mit Ausnahme weniger Regionen im Süden) weitgehend christianisiert. Nach der spanischen Kolonialzeit (1565 – 1898) und dem spanisch-amerikanischen Krieg folgte bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges die amerikanische Kolonialzeit. Im Jahr 1946 erlangten die Philippinen schließlich als Prä-

sidentialrepublik die Unabhängigkeit. Nachdem im Jahr 1986 der Diktator Marcos auch mit Hilfe der Kirche gestürzt werden konnte, entwickelte sich auf den Philippinen eine demokratische Gesellschaft. Der Inselstaat ist heute der einzige mehrheitlich christlich geprägte Staat in Asien.

Armut als zentrale Herausforderung

Eine der größten Herausforderungen für die Menschen auf den Philippinen stellt die wachsende Armut im Land dar. Auf dem Human Development Index belegt das Land den 117. Rang, wobei einer geringen Oberschicht die verarmte Bevölkerungsmehrheit gegenüber steht. So stehen zwei Drittel der Bevölkerung täglich weniger als 1,50 Euro zur Verfügung, vierzig Prozent aller Menschen müssen sogar mit weniger als einem Euro am Tag auskommen. 50 Millionen Menschen leben auf den Philippinen ohne ausreichende soziale Absicherung. Die Armut auf den Philippinen hat unter anderem strukturelle Ursachen: Mehr als 50 Prozent des Staatshaushaltes fließt in den Schuldendienst des wirtschaftlich hochverschuldeten Landes und so fehlen dem Land die Ressourcen, um in die Entwicklung der eigenen Wirtschaft zu investieren. Traditionell kommt der Familie auf den Philippinen eine große Bedeutung zu. So bekennt sich der Staat in der Verfassung zur „Heiligkeit des Familienlebens“¹¹ und verpflichtet sich, die Familie als eine Keimzelle der Gesellschaft zu stärken. Dennoch leben viele Familien auf den Philippinen in Armut. Die Zahlen sind dramatisch: 15 Prozent aller Familien können sich nicht selbst

mit Nahrungsmitteln versorgen. 3,8 Millionen Familien (und damit etwa 23 Millionen Menschen) sind von Hunger betroffen. Die Zahl der Filipinos, die sich nicht selbst ernähren können, hat sich seit dem Jahr 2000 mehr als sechsfacht. Für viele Familien ist die Situation auf den Philippinen hoffnungslos. Im Kampf gegen Hunger und Armut verlassen zahlreiche Männer und auch Frauen ihre Familien, um eine Arbeit in den Ländern des Persischen Golfs anzunehmen. Doch meist erwarten sie dort menschenunwürdige Bedingungen. Eingepfercht in Baracken und oft unter unmenschlichen Arbeitsbedingungen versuchen philippinische Migranten, ihre Familien aus der Ferne zu unterstützen. Beobachter beschreiben die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Migranten aus den Philippinen in den Golfstaaten als „moderne Sklaverei“. Andere Philippiner verlassen ebenfalls ihre Heimat; sie heuern bei einer Reederei an und arbeiten als schlecht bezahlte Seeleute. Es liegt auf der Hand, dass viele Ehen und Familien an diesen Beziehungen auf Distanz zerbrechen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Doch auch die Familien, die gemeinsam im Land bleiben, stehen vor größten Herausforderungen. Frauen und junge Mädchen landen in der Prostitution, um zum Lebensunterhalt ihrer Familien beizutragen. Und schon Kinder müssen arbeiten, um einige Peso zum Familien-

einkommen beizusteuern. Oft streifen sie viele Stunden täglich durch die Straßen oder steigen auf die Müllberge, um Papier, Plastik, Flaschen, Metalle und andere Abfälle aufzusammeln und anschließend zu verkaufen. In diesem Klima von Elend und Not greifen Erwachsene, Jugendliche, aber auch schon Kinder zu Drogen. Viele Familien sind vom Alkoholismus betroffen, und immer mehr Kinder aus zerbrochenen Familien landen auf der Straße: Allein in der Hauptstadt Manila wird die Zahl der Straßenkinder auf 75.000 geschätzt.

Diakonisches Familienapostolat

Der Druck, der auf den Familien auf den Philippinen lastet, ist immens. Um den Familien zu helfen, engagiert sich die Kirche auf den Philippinen für die wirtschaftliche Entwicklung und eine Überwindung der Armut in dem südostasiatischen Land. In ihrem im Jahr 2014 veröffentlichten Fastenhirtenbrief „Armut, die entwürdigt – Armut, die heiligt“¹² wenden sich die Bischöfe gegen die wirtschaftliche Ausgrenzung weiter Teile der Bevölkerung und stellen sich an die Seite der in Not geratenen Familien. Auch die zahlreichen auf dem Inselarchipel tätigen Ordensgemeinschaften haben der Armut auf den Philippinen den Kampf angesagt und haben, oft von den Katholiken in Deutschland und dem Missionswerk *missio* unterstützt, Projekte initiiert, um gerade in Not geratenen Familien Wege aus der Armut zu bahnen. Auf dem öffentlichen Friedhof „Lorega“ im Herzen von Cebu haben sich 500 Familien angesiedelt, die nirgendwo eine Bleibe fanden. Die meisten Frauen und Männer sind arbeitslos und leben von Gelegenheitsarbeiten. Die dort entstan-

dene Friedhofssiedlung gehört zu den ärmsten Vierteln der Stadt, viele der dort wohnenden Familien sind von Alkoholismus, Drogenmissbrauch, häuslicher Gewalt, Kriminalität, Menschenhandel sowie von sexueller und wirtschaftlicher Ausbeutung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen betroffen. Um den Friedhofs-Familien von Cebu eine Perspektive anzubieten, hat Pater Max Abalos zusammen mit den Familien von Lorega die „Action for Nurturing Children and Environment Inc.“ gegründet. Diese Initiative trägt dazu bei, die Ernährungssituation der Kinder zu verbessern und ihre Rechte zu stärken. Darüber hinaus hilft Pater Max Abalos den notleidenden Familien dabei, Wege aus dem Teufelskreis der Armut zu bahnen. Um die Familien zu stärken, hat Pater Max Abaldos in Lorega auch Kleine Christliche Gemeinschaften ins Leben gerufen. In diesen Nachbarschaftsgruppen treffen sich die Friedhofs-Familien zur Bibellektüre und zum gemeinsamen Gebet. Gegenseitig unterstützen sich die Mitglieder der Gemeinschaften und helfen anderen Familien, die in Not geraten sind.

Beispielhaft für das sozialpastoral ausgerichtete Familienapostolat der Kirche auf den Philippinen ist die Arbeit der Missionsbenediktinerin Cecille Ido. In Malate, einem ärmlichen Stadtteil von Manila, stranden viele Familien, die sich keine Unterkunft leisten können. Hier sind bereits viele Kinder obdachlos und kämpfen als Müllsammler oder Gelegenheitsarbeiter für sich und ihre Familien ums Überleben. Um diesen Familien beizustehen, hat Schwester Cecille Ido das Kriseninterventionszentrum „Tuluyan“ gegründet. In diesem Zentrum finden Kinder, Jugendliche und Familien, die auf der Straße leben, zunächst einmal eine sichere

Unterkunft. Zusammen mit ihrer Kongregation und mit finanzieller Unterstützung von missio bietet Schwester Cecille Ido für die Familienmitglieder unterschiedliche Therapieangebote an und vermittelt Ausbildungsstellen. Die Ordensschwester hilft den Kindern, Jugendlichen und ihren Familien, eine Arbeitsstelle sowie eine reguläre Unterkunft zu finden.

Auf Mindanao, der zweitgrößten Insel im Süden des Landes, belasten soziale Spannungen das Zusammenleben der Bevölkerung. Stabilisierende Familienstrukturen brechen auseinander, Alkohol- bzw. Drogenabhängigkeit, Kriminalität und Gewalt nehmen zu. Muslime engagieren sich gerade auch in der Region um Zamboanga City für einen autonomen muslimischen Staat. Immer wieder kommt es zu religiös-fundamentalistischer Gewalt. Die Silsilah-Bewegung auf Mindanao wendet sich mit ihrem christlich-muslimischen „Silpeace-Programm“ an junge Menschen und bietet ganzjährig Workshops an, um jungen Christen und Muslimen Werte wie Frieden und Solidarität zu vermitteln. Christliche und muslimische Jugendliche erleben im Rahmen mehrtägiger Jugendlager bzw. Jugend-Dialogseminare, dass sie vieles verbindet und dass sie sich gemeinsam für die Verbesserung der sozialen Situation auf den Philippinen einsetzen können.

Sonntag der Weltmission

Viele Gesichter hat das beeindruckende soziale Engagement der Christen auf den Philippinen für Familien in Not. Es reicht vom Einsatz der Benediktinerin Stella Matutina gegen Ausbeutung von Rohstoffen und Umweltzerstörung über die Solidarität von Pater Max Abados für die Friedhofs-Familien über das PREDA-En-

gagement von Pater Shay Cullen für Mädchen und Frauen in Not sowie dem Einsatz von Schwester Cecille Ido für Straßenkinder und obdachlose Familien bis hin zum interreligiösen Dialog- und Friedensengagement der Silsilah-Bewegung auf Mindanao. Papst Franziskus ermutigte die Familien auf den Philippinen im Rahmen seines Besuchs im Januar 2015 dazu, gegen die Armut „Netzwerke der Solidarität“ zu bilden. In der Kampagne zum Sonntag der Weltmission 2016, der am 23. Oktober begangen wird, stellt missio das diakonisch geprägte Familienapostolat der Kirche auf den Philippinen vor und zeigt auf, wie Christen in Deutschland die Familien auf den Philippinen in ihrem beeindruckenden Engagement gegen soziale Ausgrenzung und Armut unterstützen können. Die Kampagne knüpft mit ihrem Slogan „... denn sie werden Barmherzigkeit finden“ (Mt 5,7) an das von Papst Franziskus als Heiliges Jahr ausgerufen „Jubiläum der Barmherzigkeit“ an und zeigt, wie Barmherzigkeit im diakonischen Einsatz der Christen auf den Philippinen jeweils ein Gesicht bekommt.

.....

- 1 Cullen, Shay, zitiert nach: Cullen, Shay, Glaube befreit und heilt, in: Themenheft „Aktion Schutzengel“, hg. Von missio Aachen und missio München, Aachen 2002, 10-13, 10.
- 2 Vgl. Vellguth, Klaus, Die Spuren Jesu – Jesus auf der Spur: Über die Herkunft religiös motivierter Diakonie und die diakonische Erfahrung einer Christusbegegnung, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus (Hrsg.), Theologie und Diakonie Glauben in der Tat (ThEW 3), Freiburg 2013, 48-67.
- 3 Vgl. Grün, Anselm, Heiliger Ort, heilige Zeit, in: Christ in der Gegenwart (2012) 30, 1.
- 4 Vgl. Gutierrez, Gustavo, Nachfolge Jesu und Option für die Armen. Beiträge zur Theologie der Befreiung im Zeitalter der Globalisierung, Fribourg/Stuttgart 2009, 33.
- 5 Benedikt XVI., Enzyklika „Deus caritas est“ an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe. Verlautbarung des Apostolischen Stuhls Nr. 171, Bonn 2005, Nr. 15.
- 6 Vgl. Luber, Markus, Missio inter gentes und Evangelii gaudium, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 98 (2014) 3-4, 254-268, 255. Delgado, Mariano, Auf dem Weg zu einer pastoralen und missionarischen „Konversion“. Überlegungen zu Evangelii gaudium, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 98 (2014) 1-2, 142-147, 146.
- 7 Caro, Olga Consuelo Vélez, Eine unabdingbare Weichenstellung, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus, Evangelii gaudium. Stimmen der Weltkirche (ThEW 7), Freiburg 2015, 264-278.
- 8 Krämer, Klaus, Das Reich Gottes als Horizont sozialen und gesellschaftlichen Handelns, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus, Evangelii gaudium. Stimmen der Weltkirche (ThEW 7), Freiburg 2015, 279-290.
- 9 EG 197-198.
- 10 Neun Prozent der Bevölkerung sind Muslime, daneben konnten im Rahmen der letzten Volkszählung im Jahr 2000 rund fünf Prozent Protestanten sowie vier Prozent Anhänger pentekostaler Kirchen gezählt werden, deren Einfluss auch auf den Philippinen in den vergangenen Jahren stark gewachsen ist.
- 11 Verfassung der Philippinen, Artikel II, 12.
- 12 CBCP, Poverty that Dehumanizes, Poverty that Sanctifies. CBCP Lenten Message 2014, Manila 2014. Vgl. Dazu auch CBCP, Proclaim the Message, in Season and out of Season. A Pastoral statement of the CBCP on Certain Social Issues of Today, Manila 2013.

Magdalena Winghofer CJ

Sr. Magdalena Winghofer CJ ist BDKJ-Präses für die Stadt Nürnberg und wird zum 1. September 2016 Stadtjugendseelsorgerin und Leiterin des Jugendreferats der Stadtkirche. Die Pastoralreferentin arbeitet in der Berufungspastoral ihrer Gemeinschaft und bietet Angebote für die Schülerinnen der Maria-Ward-Schule in Mainz an. Als freie Mitarbeiterin des Hessischen Rundfunks schreibt und spricht sie Beiträge für den Zuspruch am Morgen.



Magdalena Winghofer CJ

Statement

zur 20. Vollversammlung der Internationale Vereinigung von Generaloberinnen (UISG), 9.-13. Mai 2016

„Was zieht mich an am Ordensleben – jetzt und auf Zukunft hin?“ Das war die Frage, die uns gestellt war. Meine persönliche Antwort darauf kann ich in einem Satz zusammenfassen: *„Die radikale Freiheit, die darin liegt, ganz auf Gott zu setzen.“* Ich möchte diese Antwort in drei Aspekte entfalten, im Blick darauf, was sie für unsere Gemeinschaften bedeuten kann.

Ein erster Aspekt: die Befreiung vom Kreisen um sich selbst

Was mich am Ordensleben anzieht, ist nicht etwas, sondern Einer. Ich bin im Letzten nicht Ordensfrau geworden, weil *ich* das Ordensleben anziehend fand, sondern weil *Gott* mich angezogen hat.

Das mag fromm oder selbstverständlich klingen – aber ich glaube, es ist ganz und gar nicht harmlos, wenn wir das wirklich ernst nehmen. Dann bedeutet das nämlich: Gott ist der Anfang und die bleibende Begründung des Ordenslebens. Es liegt an ihm, ob und wie Ordensleben in der Zukunft ist – und damit brauchen wir uns keine übermäßigen Sorgen darum zu machen. Sinkende Eintrittszahlen, sich verändernde gesellschaftliche Kontexte, sich verändernde Aufgaben – das kann zur Frage nach der eigenen Identität und Zukunft führen. Oder auch dazu, Ursachen und Schuldige zu suchen: sich selbst und eigene Fehler, die heutige Gesellschaft, die jungen Menschen heute...

An manchen Stellen mag dieses Fragen auch angezeigt sein – aber ich glaube,

es kann auch zur Versuchung werden. Zur Versuchung, entweder pessimistisch-depressiv aufzugeben oder krampfhaft aktiv zu werden. Und dabei nicht zu merken, wie unser Blick langsam die Richtung gewechselt hat und sich auf uns selbst richtet: Es geht dann um *unsere* Zukunft, *unser* Überleben, *unsere* Identität, *unser* Tun – wir kreisen um uns selbst. Aber Gott ist der Herr unseres Lebens. Das heißt: Wir können frei vom Kreisen um uns selbst sehr aufrecht, selbstbewusst und gelassen in die Zukunft gehen – selbst dann, wenn es uns dann nicht mehr geben wird.

Ein zweiter Aspekt: die Freiheit zum Risiko

Ich bin nicht Ordensfrau geworden, um für mich ein bequemes oder abgesichertes Leben zu haben. Das hätte ich haben können. Aber es hat mir nicht genügt. Es hat mir nicht genügt, nur für mich selbst zu leben. Ordensleben ist für mich ganz wesentlich, mich zur Verfügung zu stellen für ein größeres Projekt, für das größte Projekt, das es gibt – Gottes Projekt.

Manchmal höre ich im Blick auf eine ältere Schwester: Das können oder wollen wir ihr nicht mehr zumuten. Ich hoffe, dass solche Sätze nicht auch einmal über mich gesagt werden. Weil ich ernst genommen werden möchte in dem, was ich versprochen habe. Bis zu meinem Lebensende. Ich habe es nämlich ernst gemeint. Das sind vielleicht mutige Sätze, vor allem angesichts dessen, dass meine Generalleitung sie auch hört. Aber es gehört für mich wesentlich zu dem, was mich an Ordensleben anzieht:

Diese enorme Freiheit, die darin liegt, dass ich mich mit meinem ganzen Leben Gott übergeben habe. Letztlich habe ich nichts außer Ihm – und darum kann ich nichts verlieren. Diese Freiheit gilt aber, so meine ich, nicht nur für mich beziehungsweise uns als Einzelpersonen. Sie gilt ebenso für unsere Gemeinschaften.

Ich träume davon, dass wir als Ordenschristen auf Zukunft hin mutiger, vorrückter, risikobereiter werden. Dass wir unsere Absicherungen – auch die finanziellen – und unser Ansehen – auch in der Kirche – aufs Spiel setzen. Es geht mir nicht darum, all das gezielt zu zerstören. Aber nicht daran zu hängen. Was kann uns passieren?

Vielleicht werden wir unsere finanzielle und sonstige Absicherung und Sicherheit verlieren. Vielleicht werden wir wirklich arm. Vielleicht verlieren wir jeden gesellschaftlichen Einfluss und Status. Vielleicht geraten wir gar in Konflikt mit der Kirchenhierarchie. Vielleicht... Ja, und? Wer, wenn nicht wir, sollte diese Freiheit haben, wirklich alles im Dienst für Gott und die Menschen drangeben zu können?

Ein dritter Aspekt: die Freiheit zum Sein

Ich bin überzeugt: Wir haben als Ordenschristen den Menschen und der Welt viel zu geben. Und zwar viel mehr als all die unzähligen Dienste und Arbeiten, die wir tun. Sonst enthalten wir den Menschen das Wichtigste vor: Uns selbst, unser Sein und das, was wir als Ordenschristen leben.

Vielleicht schätzen wir das selbst nicht wichtig genug ein. Mir haben das vor allem Jugendliche beigebracht: Sie

brauchen nicht mein Tun, sondern mein Sein, mein Sein als Ordensfrau. Dieses Sein hat für sie die Botschaft, dass ein sinnvolles und erfülltes Leben möglich ist. Es zeigt, dass es in all den unzähligen Möglichkeiten und Unsicherheiten ein Lebensmodell gibt, das über viele Jahrhunderte hinweg erfolgreich erprobt und gelebt worden ist. Es bietet ihnen die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit den Fragen nach Lebenssinn, Werten und Prioritäten. Vor allem aber erzählt ihnen mein Sein von Freiheit: Wert und Glück des Lebens hängen nicht an Leistung, Geld, Erfolg, Macht etc.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ich glaube: Ordensleben muss nicht alternativ sein, es *ist* eine alternative Lebensform. In unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten sind es unterschiedliche Aspekte daran, die Menschen interessieren und anziehen. Sie spiegeln die Situation und die Not der Menschen, die uns umgeben. Auf diese Weise „sagen“ uns die Menschen, was sie von uns brauchen.

In Deutschland werde ich zum Beispiel im Moment viel im Blick auf Gemein-

schaftsleben angefragt. Und ich glaube, darin spiegelt sich die Not und die Sehnsucht unserer Gesellschaft. Die Frage, ob es das wirklich gibt und ob das gelingen kann: Verbindlich miteinander leben. Wirklich Leben und Glauben miteinander teilen. Zusammenbleiben trotz Schwierigkeiten. Einander in Barmherzigkeit ertragen statt auch noch in Beziehungen den Leistungsdruck des Perfektionismus aufzurichten. Ich glaube, es ist unser Auftrag, die Antwort darauf zu leben.

Ich träume davon, dass wir auf Zukunft hin die Freiheit finden, selbst daran zu glauben: Unser Sein als Ordenschristen ist der wichtigste Dienst, den wir geben können. Deshalb müssen wir nicht an Werken oder bestimmten Tätigkeiten hängen. Wir brauchen nicht mehr als uns selbst.

„Was zieht mich an am Ordensleben – jetzt und auf Zukunft hin?“

Es ist die Vorstellung, wie wir mit leichtem Gepäck in die Zukunft hinein wandern:

- Frei von aller Sorge um uns selbst und unsere Zukunft
- mutig und gelassen uns rückhaltlos einsetzend
- in unserem Sein Zeugen für die radikale Freiheit, die darin liegt, ganz auf Gott zu setzen.

Laetitia Röckemann OP

Sr. Laetitia Röckemann OP war über 30 Jahre Provinz- und später Generalsekretärin der Dominikanerinnen von Bethanien in Venlo. Von 1997 bis 1999 nahm sie an der von der VOD initiierten Ausbildung zur Begleitung von Kapiteln und Veränderungsprozessen in Ordensgemeinschaften teil. Seit 2011 ist sie für diese Tätigkeit der Begleitung von ihrer Gemeinschaft frei gestellt. 2012 erlangte sie zudem an der FernUniversität Hagen den Abschluss „Master of Mediation“.



Laetitia Röckemann OP

Letzte werden Erste

Aspekte des Lebens von Ordensgemeinschaften auf dem Weg in die (vorläufige?) Vollendungsphase

In der Ordenskorrespondenz 1/2015 erschien mein Beitrag „Die Letzten lassen das Licht an“. Er befasste sich mit der Tatsache, dass viele Ordensgemeinschaften derzeit in die Vollendungsphase ihrer Geschichte eingetreten zu sein scheinen. Dabei ging es ausdrücklich um die Perspektive der Betroffenen selbst. Wie erleben sie diese Phase, in der das nahe Ende des eigenen Lebens mit der Vollendungsphase der Gemeinschaft zeitlich zusammenfällt? Wie können sie versuchen, darin zu bestehen? Die positiven Reaktionen auf diesen Text führten inzwischen zu einem Weiterdenken in der angeschnittenen Thematik. Daraus ergaben sich folgende

Schwerpunkte: 1. Dreifache Freiheit – 2. Der letzte Auftrag heißt Versöhnung – 3. Wie leben die Letzten? – 4. Zusammenfassung: Das Buch und die Siegel.

1. Dreifache Freiheit

Viel Zustimmung aufgrund der eigenen Erfahrungen erfuhr das Plädoyer für das *Einander-frei-lassen* in den alltäglichen Dingen des Zusammenlebens. Da jeder Mensch seine eigene Art hat, wie sich die körperlichen und geistigen Veränderungsprozesse im Alter vollziehen, gibt es keine Vergleichbarkeit. „Mit 80 Jahren kann man noch...“, oder: „kann man nicht mehr...“ sind zwei jener unre-

alistischen und theoretischen Sätze, die wir nicht gebrauchen sollten. Es lässt sich nur feststellen: „Du kannst noch...“, „Ich kann nicht mehr...“ und „Sr. NN fällt es immer schwerer...“

Es wäre gut, einander freizulassen, was unsere gegenseitigen Erwartungen und Ansprüche betrifft, was die alt hergebrachte Tagesordnung und klösterliche Gebräuche anbelangt und auch was die Verbindlichkeiten des Zusammenlebens betrifft. Damit wird nicht einer Regellosigkeit und Beliebigkeit das Wort geredet. Es geht ja um Ordensleute, die ein jahrzehntelanges Leben mit gemeinsamen Absprachen und Regelungen, mit gegenseitiger Rücksichtnahme und Einsatzbereitschaft hinter sich haben. Das alles wurde in vielen tausenden von Alltagen eingeübt und ist - wenn es gut lief - in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn es nicht gut lief, ist es jetzt im Alter wohl zu spät, sich um gute Gewohnheiten zu mühen.

Während in den frühen Jahren des Ordenslebens all diese gemeinschaftlichen Notwendigkeiten eingeübt und in den mittleren Jahren in Treue gepflegt wurden, beinhalten die späten Ordensjahre, dass man ganz selbstverständlich „tut, was man kann“. Das Vertrauen, dass eine jede, ein jeder tut, was sie bzw. er kann, könnten wir einander nach einem langen gemeinsamen Leben wohl schenken. Doch darüber hinaus entlastet es auch ganz ungemein, wenn man den anderen die Verantwortung für ihr Verhalten ganz ausdrücklich überlässt. Damit schließt sich eine weitere Form der Freiheit an: die „*Freiheit von*“, das viel besprochene Loslassen, von dem die Ordensgelübde ebenso wie die Mystiker sprechen. Im Alter kommen außer der angedeuteten Sozialkontrolle noch

weitere Aspekte dessen hinzu, was man loslassen kann, soll und darf.

Wir Menschen möchten so gerne wissen, was es gebracht hat - unser Einsatz, unsere Bemühungen, unser Dienst, ja, unser Leben. Alten Menschen wird bei der Frage vermutlich die allgemeine Lebenserfahrung in den Sinn kommen, dass man das sowieso nicht ermessen kann. Manchmal bewirken wir durch einen Nebensatz, an den wir uns später nicht mehr erinnern können, bei jemandem das entscheidende Nachdenken, das dann alles verändert.

Die allgemeine Lebenserfahrung, dass man oft gar nicht weiß, womit man einem anderen etwas gegeben hat, ist die Entsprechung zu dem Grundsatz, dass man geistliche Wirksamkeit nicht „machen“ kann. Man kann sich bemühen, aber ob man etwas erreicht, das ist von vielen und für den Betreffenden selbst unzugänglichen Faktoren abhängig. Je älter man wird, umso öfter hat man das schon erfahren. Man tröstet sich damit, seinem Gewissen zu folgen und sich frei zu machen von den Reaktionen der Umgebung. Dies ist keine Vertröstung sondern eine wirklich tröstende Lebenseinstellung. Das eigentlich Wichtige, das von Gott angerührte Gemüt, die im Glauben gegründete Überzeugung, gibt die Richtung an und Zweitrangiges soll dabei nicht beeinträchtigen. Dies alles ist nicht neu, ja, es sind Allgemeinplätze. Neu ist allerdings jedes Mal im Leben die Situation, in der das Bestreben, Zweitrangiges zu lassen und ganz auf Gott ausgerichtet zu sein, gefordert wird und Gestalt annehmen muss.

Die Situation der alternden Gemeinschaft, die stets kleiner und immer mehr mit Krankheiten, körperlichen und geistigen Einschränkungen konfrontiert

wird, ist neu in unserem geschichtlichen Erfahrungshorizont. In früheren Jahrzehnten gab es auch Schwestern und Brüder, die – zum Teil erhebliche – Altersbeschwerden und schlimme Krankheiten hatten. Nun aber ist es nicht mehr nur eine individuelle Situation, sondern in gewissem Sinne eine gemeinschaftliche. Durch das Nachlassen der Kräfte bei vielen werden die Anforderungen an jede(n) Einzelne(n) der noch Vitalen größer. Diese Erfahrung ist für uns ordensgeschichtlich neu, anstrengend, vielleicht enttäuschend und jedenfalls herausfordernd.

Zum Glück haben die meisten noch die Möglichkeit, ihr Ordensleben in Gemeinschaft der eigenen Mitbrüder bzw. -schwestern zu leben. Und genau hier steigt ein neuer Aspekt auf: Weil sie ins Ganze einbezogen bleiben, gehen die Gedanken gewöhnlich einfach weiter. Man kann nicht darauf verzichten, mitzudenken, weiterzudenken, „sich Gedanken zu machen“. Und das führt in der derzeitigen Situation sozusagen ganz von alleine dazu, dass man sich Sorgen macht. Ängste steigen auf „Wie soll das alles werden? Wie soll das weitergehen?“ Man muss kein Pessimist sein, um solche Gedanken zu haben. Von jenen, die nicht die Verantwortung für anstehende Entscheidungen tragen, ist dann – auch und gerade, wenn sie früher zu den Entscheidungsträgern gehörten – eine *alte Askese in neuer Gestalt* gefordert: Sich *frei machen* von den bedrängenden Gedanken an die Zukunft, damit man *frei wird für* den Augenblick, für das, was jetzt gerade ist. Das heißt nicht, dass man kein Interesse mehr an den Entwicklungen hat, doch diese brauchen einen nicht zu belasten.

Das, was jetzt gerade ist, wird mit dem Alter immer gewichtiger. Man erlebt das oft bei älteren Menschen: Was früher eine Kleinigkeit war, die man nebenher erledigte, braucht jetzt Zeit und Überlegung. Man hat nicht mehr so viele Lebenstage vor sich, so dass ein jeder mehr Gewicht bekommt. Der Augenblick, der heutige Tag, wird anders empfunden als zu der Zeit, als man auf lange Sicht plante. Die ganze geistige und geistliche Kraft ist im Hier und Jetzt gefordert. Dafür muss man frei sein, unbelastet von Dingen, auf die man keinen Einfluss (mehr) hat, mit denen man sich nicht befassen muss, für die man aber weiterhin wohlwollendes Interesse behält. Eine Besinnungsfrage könnte lauten: Was ist problematisch und was hilfreich, damit ich mein Frei-sein-von und mein Frei-sein-für geistlich und in der Gemeinschaft fruchtbar leben kann?

Ein weiteres Stichwort ist die *Lebenshingabe*. Sie steht im Zusammenhang mit der Berufung, die wir Ordensleute empfangen und als freies Geschenk erfahren haben. Unsere Hingabe in der Profess war die Antwort auf das, was uns in der Berufung ohne unser Zutun widerfahren ist. Auch die Lebenshingabe selbst bekommt im Alter ein anderes Gesicht durch die Veränderungen in der einzelnen Person und in der durchschnittlich alten Gemeinschaft. Früher realisierte sich die Hingabe in der Arbeit, im Einsatz an dem je eigenen Arbeitsplatz und im Bemühen, den Auftrag der Gemeinschaft möglichst gut und umsichtig zu erfüllen. Je mehr die persönlichen Kräfte eingeschränkt werden, desto mehr schränkt sich auch der Auftrag ein. Man versucht nach wie vor, sein Bestes zu geben und sich ein-

zusetzen. Aber es ist natürlich anders als früher. Das kann leicht zu Traurigkeit führen und schmerzen.

Jene Ordensleute, denen es gelingt, *sich frei zu machen von diesen einschränkenden und trüben Gedanken*, sind frei und ausgeglichen. Sie können ihre Kräfte ganz für das einsetzen, was heute ansteht. Beispielsweise: die volle Aufmerksamkeit in einem Gespräch, die mitfühlende Anteilnahme am Leben eines anderen, das ungestörte Verweilen vor dem Herrn – nicht nur in der Kapelle, sondern auch beim Spaziergang, im eigenen Zimmer, beim Anhören von Musik. Wenn es gelingt, sich frei zu machen von der drückenden Last, die man fühlt, da man sieht, was alles getan werden müsste und was man selbst nicht mehr kann, dann entsteht ein Freiraum, für das, was jetzt „dran“ und möglich ist. Sich von einer Last frei zu machen, die man fühlt – auch wenn man sie objektiv gesehen, nicht (mehr) tragen muss – ist eine geistliche Aufgabe und ein geistlicher Prozess, nicht nur ein psychologischer, denn wir machen uns frei, indem wir die Last in Gottes Hände legen, an IHN abgeben.

Es hat mit Demut zu tun, die Lebenshingabe unter den einschränkenden Bedingungen des Alters als dieselbe Hingabe zu leben wie in den Jahren der Kraft. Wenn man sein Leben gibt, dann immer das Ganze, und das hat vor Gott immer das gleiche Gewicht. Meine persönliche Meinung ist, dass *Demut im vollen Sinne erst eine Tugend des Alters* sein kann, auch wenn man sie ein Leben lang üben sollte. Demut bedeutet, richtig zu verstehen, wie relativ alles ist, auch das eigene Leben, das eigene Tun, das geistige und körperliche Vermögen, ja sogar die jeweilige Art die eigene

Ordensberufung zu leben. Das kann man wohl erst richtig verstehen, wenn man viel Lebenserfahrung gesammelt hat.

Im Alter werden uns die großen Sprünge, die großen Taten und wichtigen Pläne versagt. Wenn wir nicht selbst bescheiden sind, so werden wir durch den Alterungsprozess bescheiden (gemacht). Das wirft uns zurück auf die wichtige Lebensfrage: Was möchte ich, das Gott zu mir sagt mit dem Blick auf mein Leben, wenn ich demnächst vor IHM stehe?

2. Der letzte Auftrag heißt Versöhnung

Das Thema „Versöhnung“ ist ein lebenslanges. Die Frage „Was heißt überhaupt Versöhnung?“ begleitet Menschen – wohl speziell Ordensleute – ständig. Versöhnung bedeutet, schlicht ausgedrückt, dass „alles wieder gut ist“. Das beinhaltet natürlich, dass etwas oder sogar vieles nicht gut war. Nicht immer weiß man das und nicht immer weiß man, *was* nicht gut war bzw. ist. Aber unerlässlich ist doch, dass man ein Empfinden bzw. Bewusstsein dafür hat, dass etwas nicht in Ordnung ist und deshalb wieder gerichtet, in Ordnung gebracht werden muss. Ansonsten kann man nicht von Versöhnung sprechen.

Versöhnung ist ein dialogisches Geschehen und hat zur Voraussetzung, dass beide Partner wollen, dass es wieder gut sein möge. Ob das In-Ordnung-bringen dann auch tatsächlich gelingt, steht auf einem ganz anderen Blatt. Notwendig ist aber doch der Wunsch danach. Man könnte es so sagen: Versöhnung verlangt den Wunsch danach,

dass es wieder gut sein bzw. werden möge. Und: Versöhnung ist das, was den Wunsch danach, dass es „wieder gut ist“ beantwortet.

Mit wem oder was man sich versöhnen kann oder gar muss, ist vielschichtig. Fast alles kann im Leben eines Menschen und erst recht in dem einer Gruppe oder Gemeinschaft nicht gut, nicht in Ordnung sein. Im Unterschied zur Versöhnung mit Personen, muss man wohl von Aussöhnen sprechen, wenn es um Gegebenheiten geht, insbesondere solche, die niemandem angelastet werden können.

- Die Gesundheit bzw. die körperliche und geistige Kondition kann nicht gut sein. Dazu gehören auch die Begabungen und auch die mangelnden Gaben.
- Der Arbeitsplatz, die Aufgabe, der Verantwortungsbereich können nicht gut sein, einschließlich der Vorgesetzten und Untergebenen.
- Der eigene Lebensweg und das eigene Geworden-sein können als nicht gut erfahren werden - ebenso natürlich auch die Geschichte und Entwicklung einer Gemeinschaft.
- Die eigene Herkunft, die Ursprungsfamilie, Vater und Mutter, der Start ins Leben, die Umstände und vieles mehr können als mangelhaft empfunden werden - eine Thematik die im Alter wieder stärker hervortreten kann.
- In einer Ordensgemeinschaft geben die allgemeinen Prozesse gelegentlich zu tragen auf: Kapitelsentscheidungen, die nicht nachvollzogen werden können; Planungen von Vorgesetzten, die einem unverständlich sind; menschliche Konstellationen in Konventen, die problematisch sind usw.

- Neben den Entwicklungen, auf die Menschen Einfluss haben, erleben wir heute in den Ordensgemeinschaften vieles als nicht gut, wofür niemand wirklich verantwortlich zu machen ist: weniger bis keine Eintritte, nachlassende Kräfte, Mangel an Mitgliedern zur Fortsetzung der Werke bis hin zur Aufgabe der Werke, Mangel an Schwestern oder Brüdern für die ordensinternen Aufgaben bis hin selbst zu den Leitungsaufgaben der Gemeinschaft¹.

Dies alles, was als nicht gut erfahren wird, bedarf der Versöhnung in dem Sinne, dass das Nicht-Gute nicht mehr im Vordergrund des Erlebens und der Erinnerung steht, sondern dass die im Glauben verankerte Möglichkeit, dass auch durch das Nicht-Gute hindurch Gutes sich realisieren kann, sichtbar wird. Diese Möglichkeit bewusst einzuräumen, ist ein anspruchsvoller religiöser Akt. Gerade älteren Menschen, die von der Hektik des Alltags befreit sind, kommen häufig Situationen, Begegnungen, Geschehnisse in den Sinn, die der Heilung, des Gut-werdens, der Versöhnung bedürfen. Es erfordert Mut, sich dem zu stellen.

Bei vielem, was als nicht gut erlebt wird, z.B. in der eigenen Lebensgeschichte, sagen manche „So war es nun mal, daran ist nichts mehr zu machen!“ Doch Versöhnung ist nicht nur da fällig, wo man selbst etwas machen, ausbessern oder neu ausrichten kann. Versöhnung in Angelegenheiten, an denen nichts mehr zu ändern ist, besteht in der Annahme, in der Akzeptanz des Gegebenen. Akzeptanz bedeutet nicht nur hinnehmen, sondern Bejahen dessen, was ist - als Teil der Realität. Wenn man auf viele Lebensjahre und viel Lebens-

erfahrung zurücksehen kann, gibt es immer mehr, von dem man sagen muss: „So war es nun mal, es ist nichts mehr dran zu machen!“ Das kann man sagen in einer bedauernden und resignativen Haltung oder in dem *Bewusstsein, dass Gott größer ist als unser Herz*, und dass ER aus diesem Unguten und oft Unverständlichen doch ein sinnvolles Ganzes werden lassen kann. Diese Einstellung erfordert, die eigenen Vorstellungen, wie es denn gut und richtig wäre, loszulassen und auf die eigenen Verbesserungswünsche zu verzichten.

Im Laufe eines langen Ordenslebens kommt es immer mal wieder zu Situationen mit Mitschwestern, Mitarbeitern, den unserer Sorge Anvertrauten, die nicht gut und *versöhnungsbedürftig* sind. Nicht immer ist das möglich: Vielleicht lebt das Gegenüber von damals nicht mehr oder ist in einem Zustand, der eine Aussprache nicht zulässt. Oder die Person ist ganz der Reichweite entschwunden. Versöhnung ist auch außerhalb des direkten dialogischen Geschehens in dem Sinne möglich, dass man der anderen Person innerlich in Zukunft nichts nachträgt, ihr nichts Übles gönnt und wohlwollend für sie betet, dass es für sie gut sein möge. Versöhnung in einem solchen Falle erfordert aber auch, dass man die verletzte Situation – gleichviel ob man selbst verletzt wurde oder verletzt hat – als ein Stück der eigenen Lebensgeschichte annimmt als „zu mir gehörig“ und dann das Leiden an dieser Erfahrung in Gottes Hände ablegt. Es ist menschlich und vielleicht realistisch, wenn man sich wünscht, mit der betreffenden Person nicht mehr zusammenzutreffen. Das kann sogar ein berechtigter Schutz vor weiterem Unheil sein, das man sich bei

einer erneuten Begegnung gegenseitig antun könnte. Warum sollte man, mit jemanden, mit dem es richtig geknirscht hat und wo keine Auflösung der Problematik in Sicht ist, Umgang suchen. Wohl aber ist eine Grundhaltung der Versöhnlichkeit gefordert, dieser Person keine Steine in den Weg zu legen, sich soweit eben möglich der spitzen Bemerkungen zu enthalten und sie ungestört ihrer Wege gehen zu lassen – nicht zuletzt deshalb, damit auch sie einen selbst ebenfalls ungestört die eigenen Wege gehen lässt.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Bei vielem, was ungut war und woran andere Menschen verantwortlich beteiligt waren, bleibt immer noch die Möglichkeit der *Vergebung*; nämlich dann, wenn keine direkte Konfliktbearbeitung möglich ist oder man sich nicht mehr aussöhnen kann. Das ist eine menschlich und geistlich anspruchsvolle Aufgabe, die aber der betreffenden Person selbst innere Freiheit schenkt. Auch echte Vergebung im eigentlichen Sinne scheint dem höheren Lebensalter vorbehalten zu sein.

Versöhnung fordert Kraft und schenkt Kraft. Sie ist beides, das eigene Tun, der Akt, durch den man versucht, etwas wiedergutzumachen oder in die richtige Bahn zu bringen und Versöhnung/Vergebung ist auch dort, wo kein eigenes Tun möglich ist – im Sinne von Toleranz und Annahme, eben eine wohlwollende Akzeptanz dessen, was ist und

was nicht zu ändern ist. Versöhnung besteht manchmal vielleicht ganz einfach im Ruhen-lassen des Konflikts und im Versuch, seiner Belebung weiträumig aus dem Wege zu gehen. Versöhnung hat zur Voraussetzung und auch zum Ergebnis, dass man sich in seiner Relativität erkennt, was eine andere Umschreibung für Demut ist. *Versöhnung verlangt Demut und führt zur Demut.*

Eine andere Wirkung von Versöhnung ist innere Ruhe: Man kann es aufgeben, darüber nachzugrübeln, was wie verbessert oder wieder gut sein könnte. Nicht, als wenn einem alles egal sein dürfte. Aber die quälende Frage „Was muss ich tun?“ darf abebben. Auch das ist eine Gabe des Alters, aber auch eine Notwendigkeit, um in Frieden mit sich und der Umgebung alt zu werden.

Versöhnung, Versöhnlichkeit wirkt sich innerhalb des Zusammenlebens u.a. dadurch aus, dass man fünf gerade sein lassen kann. Damit ist eine gewisse wohlwollende Großzügigkeit im Umgang miteinander gemeint; der Verzicht darauf, allzu enge Maßstäbe anzulegen an sich selbst und an andere.

Versöhnung wendet die Blickrichtung: weg von der Fixierung auf das, was war, hin auf das, was ist, vielleicht auch hin auf das, was kommt. In diesem Sinne schenkt Versöhnung ein Stück Freiheit, selbst in der durch Alterung äußerlich stets mehr eingegrenzten Situation. Wenn es gelingt, einiges von dem, was nicht gut war/ist, in einem wohlwollenden Akt der Annahme seiner bedrängenden Kraft zu berauben, dann gewinnt man Kraft: alle Energie, die bisher gebunden war durch das Ungute, wird frei für anderes und das ist gerade im Alter nötig.

Wenn die These „Der letzte Auftrag heißt Versöhnung.“ lautet, dann deshalb, weil dieser Auftrag der anspruchsvollste und schwierigste von allen ist. Versöhnung steht nicht am Anfang, sie ist eine Gnade des Endes, der Vollendung. Versöhnung/Vergebung ist deshalb der letzte Auftrag, *jener für die Spätphase des Lebens, weil er erst dann im vollen Umfang möglich ist.* In jungen Jahren wird geplant, entwickelt, aufgebaut, verändert und verbessert. Erst in den späten Jahren erlaubt der Rückblick eine Art vorsichtige Bilanz. Das geht erst, wenn man auf einen längeren Lebensweg zurücksehen kann. Das gilt für einzelne ebenso wie für Gemeinschaften!

In den Anfangsjahren der Kongregation ging es darum, die Zukunft zu gestalten im Sinne des Charismas und Sendungsauftrags. In den späten Jahren, in der Vollendungsphase der Gemeinschaft, geht es darum, zu sehen, was war, was man der Welt, den Menschen, der Umgebung und der Kirche gegeben hat, und was man zurücklässt, wenn alle gegangen sein werden.

- Wenn man sagt „Wir möchten, dass es gut ist, was wir zurücklassen.“ dann ist das genau jene Sehnsucht, die die Voraussetzung für Versöhnung ist.
- Versöhnung ist das, was den Wunsch danach beantwortet, dass es „gut sein bzw. werden möge“, also das, was wir letztendlich – für das Ende – wollen.
- Versöhnung ist die Annahme und Akzeptanz dessen, was nun mal ist, wie es ist und nicht mehr grundlegend zu ändern ist. Sie ist neben und über das Tun hinaus eine wohlwollende, demütige und auf Gott ausbli-

ckende Haltung, die damit rechnet, dass Gott gerade schreibt auf unseren krummen Lebenslinien.

- Versöhnung ist der letzte und der schwerste Auftrag und so lange wir leben bleiben wir Unvollendete, die sich mühen und immer wieder neu merken, wie schwierig es ist, sich mit sich, mit seinem Leben, seiner Umgebung, gewissen Menschen und den Gegebenheiten auszusöhnen (nicht, sich abzufinden, denn das ist resignativ und klingt traurig!).

3. Wie leben die Letzten?

Der Beitrag „Die Letzten lassen das Licht an“ handelte von Ordensleuten in Seniorenhäusern. Gewiss ist vieles übertragbar auf die heute überall anzutreffenden Kommunitäten mit zumeist alten Brüdern oder Schwestern. Doch anders als in den Seniorenhäusern, gibt es in vielen Gemeinschaften noch einige „versprengte“ Jüngere zwischen 40 und 60 Jahren. Sie stehen gewöhnlich voll in der Arbeit, haben neben ihrem eigentlichen Dienst noch ein gerütteltes Maß an ehrenamtlichem Engagement, Pflichten innerhalb der eigenen Hausgemeinschaft, ganz zu schweigen von den zahlreichen spontan geleisteten Hilfsdiensten bei den älteren Mitbrüdern bzw. Mitschwestern.

Je kleiner die Ordensgemeinschaft ist, umso eher sind die Jüngeren „im Blick“. Bei großen Mutterhäusern oder Provinzen mit mehr als 100 Mitgliedern kann es geschehen, dass die Jüngeren – im Zeitbudget oder gar im Bewusstsein der Leitung – weniger Aufmerksamkeit genießen als die stets drängender werdenden Probleme der Gruppe der Hilfs- und Pflegebedürftigen.

Die noch jüngeren Mitglieder sind die Hoffnung – und oft auch der Stolz – der Gemeinschaft. Natürlich ist es falsch zu sagen „Ihr seid unsere Zukunft!“, denn sie sind ja heute schon (und zumeist schon seit Jahren!) diejenigen, „an denen vieles hängt“ im alltäglichen Ablauf des Gemeinschaftslebens. Sie werden nach menschlichem Ermessen diejenigen sein, die „übrigbleiben“, wenn die meisten Kommunitätsmitglieder bereits in die Ewigkeit heimgegangen sind.

Die Haltung der Älteren diesen wenigen Jüngeren gegenüber ist ambivalent – wie das wohl immer zwischen den Generationen der Fall war, doch wiegt das heute wegen des zahlenmäßigen Ungleichgewichts schwerer. Einerseits wird die Leistung und Hilfsbereitschaft der „Jungen“ gelobt und anerkannt. Andererseits werden sie, oft wort- und mienreich, vermisst bei gemeinsamen Mahlzeiten, gemeinschaftlichen Treffen, an denen sie wegen ihrer Dienstpflichten nicht teilnehmen können. Das bedrückt sie. Einerseits hat man Respekt und auch Mitleid mit ihnen wegen des Leistungsdrucks und Stresses im heutigen Arbeitsleben. Andererseits tun sich immer neue Aufgaben auf, die auch noch getan werden müssen und die oft genug dann den Jüngeren überlassen bleiben.

Gelegentlich hört man die Klage der in die Jahre gekommenen Mitglieder der 68er-Generation: „Die Jungen heute sind ganz anders! Wir wollten erneuern und verändern. Sie wollen bewahren und ihre Ruhe haben.“ Und gleichzeitig beängstigt die Älteren die Vorstellung, dass das, was ihrem Leben Sinn und Inhalt gegeben hat, verloren gehen könnte. Selten macht man sich klar: Es ist die Aufgabe dieser Jüngeren, das zu bewahren! Wer sonst sollte es tun?

Noch wichtiger: Eigentlich ist die Quadratur des Kreises von ihnen verlangt, denn wenn sie wirksam Wertvolles bewahren wollen, so werden sie angesichts der gegebenen Umstände eine grundlegende Umgestaltung vornehmen müssen. Ob sie darauf gefasst sind und dafür auf die nötige Unterstützung durch die Älteren rechnen können? Wie könnte das aussehen? Niemand weiß derzeit den Weg.

Der Alltag der Jüngeren kennt eine Palette von konkreten Fragen, ja Ängsten, die den Älteren fremd sind; z.B. die Angst davor, in einer stets kleiner werdenden Gruppe von Schwestern zu leben, die alle im Laufe der Lebensjahre ihre Eigenheiten und Lästigkeiten entwickelt haben, die das Zusammenleben prägen. Nicht nur, dass das Kommunitätsleben immer anspruchsvoller und anstrengender wird, je kleiner die Gruppe ist, es stellt sich auch die (bange) Frage „Wer sind die, mit denen ich dann zusammenleben werde?“ Die Aussicht, dass es möglicherweise gerade jene sind, mit denen es heute schon schwierig ist auszukommen, oder die, die eine ganz andere Auffassung vom Ordensleben haben, oder jene, wo „die Chemie ganz einfach nicht stimmt“ – diese Aussicht oder Befürchtung kann sehr belasten und heute schon lähmend wirken.

Bei den vitalen Brüdern und Schwestern, die derzeit die Lasten tragen, ist gelegentlich ein bewusstes – häufiger wohl noch ein unbewusstes – Verschließen der Augen vor dem wahrzunehmen, was sie erwartet, wenn sie selbst alt, hilfs- und pflegebedürftig werden. Man versucht, sich auf das Jetzt und seine Aufgaben zu konzentrieren und den Gedanken an die je persönliche Zukunft „aus dem Alltag herauszuhalten“. Das

ermöglicht, die begrenzten Kräfte voll einzusetzen für das, was jetzt zu tun ansteht. Warum sich mit Unabsehbarem beschäftigen? Dies ist durchaus keine schlechte Überlebensstrategie.

Diese heute noch relativ Jüngeren werden vermutlich die „Letzten“ sein, sofern nicht – was ja prinzipiell nicht einfach auszuschließen ist – wieder ein neuer Aufschwung kommt. Ob dieser neue Aufschwung kommt, wird sicher nicht unwesentlich davon abhängen, wie diese, die man heute als die „Letzten“ einschätzt, leben werden. Über ihr Leben nachzudenken ist der Mühe wert – nicht nur wegen dieser Schwestern und Brüder selbst, sondern auch wegen der einladenden oder abstoßenden Wirkung, die es auf potentielle neue Mitglieder ausüben wird.

Bedenken kann man die Gegebenheiten, die heute schon absehbar sind². Wann werden wir voraussichtlich wie viele sein und welche Wohnmöglichkeiten und wieviel Geld haben diese dann nötig. Die weiteren Fragen sind aber bereits personengebunden und müssen weitgehend der konkreten Entwicklung und der Entscheidung der dann Betroffenen überlassen werden, z. B.: Wie gestalten wir konkret unser Zusammenleben, Tagesablauf, Verbindlichkeiten und persönliche Freiheiten? Was kann die Gruppe gemeinsam tun und was sind die individuellen Aufgaben?

Es erfordert ein kluges Abwägen dessen, was heute entschieden werden muss, um von den Entwicklungen nicht überrollt zu werden. Gleichzeitig ist eine offene Kommunikation unter denen erforderlich, die vermutlich die Letzten sein werden – eben gerade auch in der Hoffnung, dass sie nicht alleine bleiben und tatsächlich die Letzten, sondern

demnächst die Ersten einer neuen Entwicklung sein werden.

4. Zusammenfassung – Das Buch und die Siegel

Jede Generation fügt, so sagt man, dem Buch der Kirchen- und Ordensgeschichte ein neues Kapitel hinzu. In den letzten Jahrzehnten ist allerdings etwas geschehen, das eher wie die Versiegelung oder vielleicht sogar Besiegelung der bisherigen Ordensgeschichte oder -geschichten anmutet. Große und schier unbeantwortbare Fragen stellen sich.

Beim fünften Ordenssymposium in Valendar forderte Sr. Nicole Grochowina zur Einführung in die Thematik die Mitglieder des Arbeitskreises Ordenstheologie auf, sich vorzustellen und die „sehr einfache Frage“ zu beantworten: Was ist normales Ordensleben? Diese Frage treibt auch mich – nicht erst seit dem Symposium – um, und anders als bei den Mitgliedern des AK Ordenstheologie ist meine Antwort nicht spontan, wohl aber ebenfalls eine Metapher und vielleicht plakativ. Meine Umschreibung des heutigen normalen Ordenslebens lautet: Es ist ein Buch mit Siegeln³. Im Folgenden werden mehrere Situationen umschrieben, die „Siegelfragen“ auslösen, Fragen, die für den/die Handelnde(n) von eminenter Bedeutung sind, um den Weg weitergehen zu können.

Das erste Siegel wird hervorgerufen durch die seit langem zu konstatierende und zunehmende *Überalterung und gesellschaftliche Veränderung*. Die meisten Gemeinschaften mussten aufgrund von Mangel an Ordenspersonal ihre Einrichtungen bzw. Werke abgeben. Das hat Rückwirkungen auf die Gemeinschaften selbst und ihre Identität. Daher lautet

die *1. Siegelfrage*: Was tun wir und wer sind wir nach der Abgabe (Aufgabe) unseres traditionellen Apostolates?

Das zweite Siegel erwächst aus dem *mangelnden Nachwuchs*. In den letzten Jahrzehnten traten immer weniger Frauen und Männer in die Ordensgemeinschaften ein. Gleichzeitig riss der Faden der Austritte nicht ab. Interessentinnen und Interessenten, die den Weg zu einer Gemeinschaft finden, wagen immer seltener den Eintritt. Die *2. Siegelfrage* lautete: Wieso ist unser Lebensentwurf der Ganzhingabe an Gott, die Gemeinschaft und ihren Dienst heute so wenig anziehend?

Ein drittes Siegel gründet sich auf den *allgemeinen Kräftenachlass* und (Fach-)Kompetenzmangel. Immer häufiger fehlt es an Ordensleuten, die für die eigene Verwaltung, Finanzgeschäfte und Immobilien verantwortlich zeichnen können. Es „gehen die eigenen Leute aus“⁴, um die Leitungspositionen auch in den seinerzeit von der Gemeinschaft gegründeten, inzwischen strukturell eigenständigen Apostolatswerken sowie den Gremien der Trägerverantwortung zu besetzen. Somit ergibt sich als *3. Siegelfrage*: Wie wird der Geist unserer Gründerinnen und Gründer in den von uns errichteten Werken lebendig erhalten und tradiert?

Das vierte Siegel verweist auf eine besonders bittere Realität. Es finden zwar nach wie vor Wahlen für die Ordensleitung⁵ auf den Kapiteln statt, aber *man hat keine Wahl mehr*. Man ist froh, wenn jemand bereit ist, die Last für die kommenden Jahre auf sich zu nehmen. Daraus ergeben sich als *4. Siegelfrage* gleich mehrere weiterführende: Wird es uns ergehen wie vielen alten Menschen in unserer Gesellschaft, dass andere

über uns bestimmen, wenn wir selbst es nicht mehr können? Wer wird das dann sein, und können wir (noch) Einfluss darauf nehmen, wer es sein wird? Und wie machen wir das?

Bei den schon genannten schwerwiegenden Themenpaketen mit ihren heiklen Siegelfragen ist es verständlich, dass das fünfte Siegel als solches oft kaum wahrgenommen bzw. nicht ausdrücklich thematisiert wird. Fast überall gibt es einige *Schwestern oder Brüder, um oder unter 50 Jahren*, die sog. „Jungen“. Ihre Gleichaltrigen in der Gesellschaft sind die jungen Großmütter/-väter, die sich mit der Planung bzw. Gestaltung der zweiten Lebenshälfte befassen. In den Ordensgemeinschaften ist man froh, diese Brüder und Schwestern zu haben, die noch lange „den Karren werden ziehen können“. Umso härter trifft es, wenn sie durch Unfall, Krankheit oder Austritt „vorzeitig“ ausfallen. Die 5. *Siegelfrage* stellt sich gleich in zwei Richtungen, nämlich zum einen an die Gemeinschaften und zum anderen an die Betroffenen selbst:

- Was können wir tun, damit unsere noch jüngeren Schwestern und Brüder auch in Zukunft ihre Berufung leben können, nämlich das, wofür sie seinerzeit eingetreten sind?
- Was können wir tun, die wir nach menschlichem Ermessen übrigbleiben, gemeinsam (!) übrigbleiben werden, um uns auf diese Situation einzustellen?

Es ist anzunehmen, dass sich außer den bereits sichtbaren Siegeln – vielleicht habe ich auch nicht alle identifiziert –, die sich auf die bisherige Ordensgeschichte gelegt haben, in den kommenden Jahren noch weitere zeigen und ihre unerbittlichen Fragen stellen werden.

Nun ist das „Buch mit den sieben Siegeln“ ein *biblisches Bild* aus der Offenbarung des Johannes. Im 5. und 6. Kapitel ist zu lesen, was es damit auf sich hat. Es beginnt dramatisch:

Ein gewaltiger Engel rief mit lauter Stimme: Wer ist würdig, die Buchrolle zu öffnen und ihre Siegel zu lösen? Aber niemand im Himmel, auf der Erde und unter der Erde konnte das Buch öffnen und es lesen. Da weinte ich sehr, weil niemand für würdig befunden wurde, das Buch zu öffnen und es zu lesen. Da sagte einer von den Ältesten zu mir: Weine nicht! Gesiegt hat der Löwe aus dem Stamm Juda, der Spross aus der Wurzel Davids; er kann das Buch lesen und seine sieben Siegel öffnen. (Off. 5, 2-5)

Im Weiteren folgt das großartige Canticum, das das Stundenbuch an jedem Dienstagabend in der Vesper vorsieht. Vielleicht gewinnen wir heute ein neues Verständnis für die Symbolik dieses Hymnus (Off 4,11; 5, 9,10,12). Dem Canticum folgt die symbolische „Beschreibung“, wie die ersten sechs Siegel geöffnet werden. Es überrascht, dass nach dem hoffnungsvoll stimmenden Hymnus nun Bilder folgen, die düstere und beängstigende Gefühle assoziierten. Man fühlt sich ratlos und wünscht sich für die eigenen Lebenssiegel wohl eher nicht deren Lösung, wenn damit das beschriebene Szenario verbunden sein muss. *Als das Lamm das siebte Siegel öffnete, trat im Himmel Stille ein, ... (Off. 8,1)* Am Ende steht die Vollendung – das ist die klare Verheißung, doch was dazwischen liegt, in der Phase des Zugehens auf die Vollendung, das bleibt ungewiss.

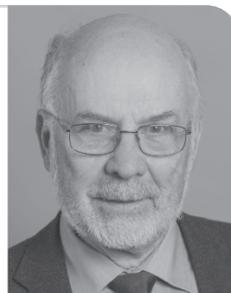
Wie kann man mit diesem biblischen Bild und seiner – vielleicht doch vor-schnellen? – Übertragung auf die augenblickliche Phase des Ordenslebens in Mitteleuropa leben? Immer, wenn sich die Sinnfrage stellt, empfiehlt es sich, *von der Warum-Frage abzurücken hin zur Wie-Frage*. So wird es Menschen in einer Lebenskrise empfohlen. Dies scheint auch für geistliche Gemeinschaften derzeit hilfreich zu sein. Die Warum-Frage ist nicht zu klären. Aber bewältigen können und müssen Ordensleute heute die Frage, wie sie in dieser Phase miteinander leben. Somit ist das, was jetzt ist, für uns Ordensleute – die Älteren wie die wenigen Jüngeren – der „Ernstfall“ der Berufung, ja des Lebens überhaupt: Ausgeliefert sein an das, was von uns selbst nur geringfügig beeinflussbar ist, und gleichzeitig doch mit Freude das Geschenk des Lebens Tag für Tag wahrnehmen, annehmen und soweit möglich auch genießen.

.....

- 1 Siehe Ordenskorrespondenz 1/2015, Sr. M. Diethilde Bövingloh „Herausforderungen, die eine zu Ende gehende Gemeinschaft zu bewältigen hat.“
- 2 Hier geht es vor allem um die Planungsprozesse der Provinz- bzw. Generalkapitel.
- 3 „Siegel“ bezeichnen in der Mythologie und den Märchen ein Hindernis auf dem Weg, das überwunden werden muss, indem eine schwere Aufgabe oder Frage gelöst wird.
- 4 „Wenn uns die eigenen Leute ausgehen – Modelle von Leitung in alternden Gemeinschaften: Fragen – Erfahrungen – Möglichkeiten – Infos“ so der Titel eines 2015 dreimal gut besuchten und 2016 erneut durchgeführten Workshops der DOK für Schwestern und Brüder in Ordensleitungen.
- 5 Die Besetzung der Leitungsgremien bleibt entscheidend, auch wenn die Relation zwischen Größe des Instituts und Größe der Leitung eine andere geworden ist. Zudem haben sich die Anforderungen ans Profil einer Leitungspersönlichkeit verändert.

Jupp Joachimski

Jupp Joachimski ist seit seiner Pensionierung als Vorsitzender Richter am Bayerischen Obersten Landesgericht für die bayerischen (Erz-) Diözesen als Datenschutzbeauftragter tätig. 2015 hat er auch das Amt des Gemeinsamen Ordensdatenschutzbeauftragten der DOK Süd übernommen. Er hat zahlreiche Fachbücher zu Rechtsfragen veröffentlicht.



Jupp Joachimski

Das Datenschutzrecht der Ordensgemeinschaften

Der Datenschutz war in den Ordensgemeinschaften lange Zeit eher ein Stiefkind. Dies hatte mehrere Gründe: Zum einen war die technische Ausstattung der Orden bisher nicht wirklich so entwickelt, dass man ohne näheren Anlass über den Datenschutz viel hätte nachdenken müssen. Es erschien sogar vermessen, Grundsätze, die für Behörden oder Wirtschaftsunternehmen entwickelt worden waren, auf die Orden zu übertragen. Zum anderen haben sich die Ordensgemeinschaften auch deshalb nur wenig Gedanken darüber gemacht, wie der Datenschutz rechtlich zu organisieren ist, weil sie sich stark vom Gebot des Anstands im Rechtsverkehr leiten ließen und die Rücksichtnahme auf andere für sie eine Selbstverständlichkeit war. Aus Sorge um die Zukunft der Selbstverwaltungshoheit in Datenschutzbelangen hat die DOK die Initiative ergriffen und das Projekt „Gemeinsamer Ordensdatenschutzbeauftragter“ begonnen.

Die Prinzipien des Datenschutzrechts

Gegenstand

Grundsätzlich sind nur personenbezogene Daten Gegenstand des Datenschutzrechts. Eine Legaldefinition dafür gibt es in § 2 Abs. 1 Bundesdatenschutzgesetz, BDSG (entspricht § 2 Abs. 1 der Kirchlichen Datenschutzordnung, KDO): *Persönbezogene Daten sind Einzelangaben über persönliche oder sachliche Verhältnisse einer bestimmten oder bestimmbarer natürlichen Person (Betroffener).*

Das bedeutet: Einzelangaben über persönliche oder sachliche Verhältnisse sind alle Nennungen von Informationen, die sich einer bestimmten Person zuordnen lassen, also Familienname, Vorname, Geburtsdatum, Telefonnummer, Anschrift, aber auch Angaben, die weiter entfernt liegen, zum Beispiel Jahr der Schulentlassung, Autokennzeichen, Verwandtschaftsverhältnis einer bestimmten Person usw.

Bestimmte Personen sind solche, die aufgrund der bezeichneten Angaben klar definiert sind. Bestimmbare Personen sind solche, bei denen zwischen der Nennung der Angaben und der Erkenntnis, welche Person gemeint ist, noch ein Ermittlungsvorgang liegt, so zum Beispiel die Zuordnung eines bestimmten Autokennzeichens zu einem Halter; sie verlangt eine Auskunft aus dem Halterverzeichnis.

Natürliche Person ist im Gegensatz zur juristischen Person zu verstehen: Unter das Datenschutzrecht fallen also nicht die juristischen Personen des bürgerlichen Rechts (Vereine), des Handelsrechts (Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung) und des öffentlichen Rechts (Gemeinden, Landkreise, Bundesländer und Behörden). Zu der Eigenschaft „natürliche Person“ gehört es, dass die natürliche Person lebt. Tote genießen keinen Datenschutz!

Die Form der Daten

ist für den Datenschutz prinzipiell gleichgültig. Die Datenschutzregeln sind gleichermaßen anwendbar auf die Speicherung in Papierform oder in EDV-Form. Es gibt lediglich eine Sonderregelung für die Meldepflicht in § 3a KDO: Dort sind Verfahren automatisierter Verarbeitung von Daten angesprochen; darunter versteht man jede Art von elektronischer Datenverarbeitung unter Einsatz von Datenverarbeitungsanlagen (vgl. dazu § 2 Abs. 2 KDO). Darunter fallen auch einfache Textverarbeitungsprogramme und sogar Smartphones.

Was ist mit Bildern oder Filmen?

Abbildungen von *Personen* fallen nicht unter das Datenschutzrecht, weil sie in sich keine allgemein verständliche Aus-

sage über die Person tragen. Deswegen war es notwendig, das Recht einer Person an ihrer Abbildung gesondert zu regeln. Dies geschah im Kunsturhebergesetz §§ 22 ff. Auch im kirchlichen Bereich ist diese Vorschrift anzuwenden, weil es keine Sonderregelung dafür gibt. Wegen der Sachnähe werden die Rechte an Bildern oder Filmen auch von den Datenschützern behandelt; hier wird die Materie auf den Seiten 11f. besprochen. Die Videoüberwachung (§ 5 a KDO) ist des Zusammenhangs wegen auch in der kirchlichen Datenschutzordnung (bzw. dem BDSG) geregelt, obwohl bei der Videoüberwachung nur mittelbar personenbezogene Daten betroffen sind.

Grundprinzipien

Grundprinzipien des Datenschutzes sind:

- Datensicherheit
- Schutz gegen unbefugte Kenntnisnahme
- Auskunftspflicht.

Sie sind in allen Datenschutznormen geregelt und stellen sozusagen das „Skelett“ des Datenschutzes dar.

Welche rechtlichen Vorschriften sind anzuwenden?

Das Datenschutzrecht ist deswegen besonders kompliziert, weil es in verschiedenen rechtlichen Ebenen Regelungen dazu gibt. Die Europäische Union hat 1995 eine Richtlinie zum Datenschutzrecht erlassen, welche nicht unmittelbares Recht wurde, sondern lediglich die Mitgliedstaaten bindet. Diese sind verpflichtet, ein nationales Datenschutzrecht zu erlassen, das die Mindeststandards der europäischen Richtlinie einhält.

Gegenwärtig verabschiedet die Europäische Union eine Datenschutz-Grundverordnung, welche im Gegensatz zur Richtlinie unmittelbar geltendes Recht in allen Mitgliedstaaten der Europäischen Union werden soll. Mit dem Inkrafttreten dieser Grundverordnung ist Mitte des Jahres 2018 zu rechnen; bis dahin wird es sicher noch viele Anpassungen der KDO geben müssen. Sie bereiten derzeit allen kirchlichen Datenschutzbeauftragten viel Kopfzerbrechen.

Die Bundesrepublik Deutschland hat erstmals 1983 eine Datenschutzregelung erlassen, das Bundesdatenschutzgesetz (BDSG). Im kirchlichen Bereich ist es nicht anzuwenden, weil die Sonderregelung der kirchlichen Datenschutzordnung vorgeht. Allerdings wird bis zu einer entsprechenden Änderung der KDO § 42 a Bundesdatenschutzgesetz angewendet, gilt jedoch nur für kirchliche Krankenhäuser und Altenheime. Das Bundesdatenschutzgesetz ist allgemein anwendbar für

- Bundesbehörden
- Gerichte des Bundes und der Länder
- die Privatwirtschaft.

Neben dem Bundesdatenschutzgesetz hat der Bund in anderen Gesetzen Datenschutzregelungen geschaffen. Die wichtigsten sind die über das Sozialgeheimnis in § 35 Abs. 1 SGB I sowie die beruflichen Geheimhaltungspflichten nach § 203 StGB.

Die Bundesländer haben auch noch jeweils eigene Datenschutzvorschriften erlassen. Diese Landesdatenschutzgesetze gelten ausschließlich für die jeweiligen Landesbehörden. Neben diesen Datenschutzgesetzen gibt es noch besondere Regelungen in den einzelnen Bundesländern für bestimmte Fachgebiete. Am wichtigsten sind die Regelungen für das

Schulwesen (Beispiel: §§ 120ff. Schulgesetz NRW) und die Krankenhäuser (Beispiel: Art. 27 des bayerischen Gesetzes über das Krankenhauswesen).

In Art. 137ff. der Weimarer Reichsverfassung wurde den „Religionsgesellschaften“ das Recht der Selbstverwaltung vorbehalten. Dieses Recht hat das Grundgesetz in Art. 140 für die Bundesrepublik Deutschland fortgeschrieben. Soweit also die Selbstverwaltungshoheit des Grundgesetzes reicht, dürfen insbesondere die Kirchen, also insbesondere die evangelische und katholische, ihre inneren Angelegenheiten selbst verwalten.

In Ausübung dieses Selbstverwaltungsrechts haben die beiden großen christlichen Kirchen entsprechende Normen zum Datenschutz erlassen. Sie waren auch deswegen notwendig, weil nach § 15 Abs. 4 BDSG eine Übermittlung von Daten an öffentlich-rechtliche Religionsgesellschaften nur dann zulässig ist, wenn bei ihnen ausreichende Vorkehrungen für den Datenschutz getroffen sind. Das bedeutet: Der Bundesgesetzgeber geht davon aus, dass auch die Kirchen kein rechtsfreier Raum sind, was den Datenschutz betrifft. Sie müssen sich bemühen, ein dem staatlichen Datenschutzrecht gleichwertiges Recht für ihren Bereich zu schaffen. Nur dann bleibt Ihre Selbstverwaltungshoheit in dieser Hinsicht erhalten.

In der katholischen Kirche ist es die KDO (= Anordnung über den kirchlichen Datenschutz, Quelle: Webseite des jeweiligen Bistums oder www.datenschutz-kirche.de). Die evangelische Kirche hat ein Datenschutzgesetz vom 1.1.2013. Nach Art. 85 des Entwurfes der neuen EU-Datenschutzverordnung bleiben diese Regelungen auch nach Inkrafttreten

der Verordnung gültig, sofern sie den Standards der Verordnung entsprechen.

Die wichtigsten Regelungen der Kirchlichen Datenschutzordnung

Die KDO gilt in der gesamten verfassten Kirche kraft bischöflicher Anordnungen, die auch für die Orden bischöflichen Rechts wirken. Erfasst sind alle kirchlichen Einrichtungen ohne Rücksicht auf ihre Rechtsform. In den Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts muss die KDO durch besonderen Rechtssetzungsakt des Ordensoberen in Kraft gesetzt werden.

Der örtliche Geltungsbereich ergibt sich automatisch aus der Struktur der kirchlichen Gesetzgebung: Eine kirchliche Anordnung des Diözesanbischofs gilt automatisch nur innerhalb des Bistums und umfasst die im Bistum ansässigen Ordensgemeinschaften bischöflichen Rechts. Für Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts gilt eine Anordnung des Ordensoberen innerhalb des Ordens bundesweit und zwar auch dann, wenn der Orden im Ausland Niederlassungen hat; diese werden von der KDO nicht berührt.

Für normale kirchliche Dienststellen ist § 1 Abs. 2 eindeutig; sie unterfallen immer der KDO. Kritisch wird es jedoch nach § 1 Abs. 2 Nummer 3, soweit sich die Kirche privatrechtlicher Organisationsformen bedient. Zu diesen zählen diejenigen des bürgerlichen Rechts (Vereine) oder des Handelsrechts (Aktiengesellschaft, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Genossenschaft u. ä.). Die KDO gilt für derartige Organisationsformen nur dann, wenn die so genannte „Kirchlichkeitsprüfung“ erfüllt wird. Eine solche Organisation ist nur

dann eine kirchliche Dienststelle im Sinne der KDO, wenn sie nach kirchlichem Selbstverständnis ihrem Zweck oder ihrer Aufgabe entsprechend zur Mitwirkung an der Erfüllung des kirchlichen Auftrags berufen ist.

Beispiele: Eine Schule, ein Kindergarten oder ein Krankenhaus zählen durchaus zur Erfüllung des kirchlichen Auftrags. Dagegen sind eine Mineralwasser-Vertriebsgesellschaft oder ein Golfplatz nicht ohne weiteres kirchliche Dienststellen, auch wenn sie von der Kirche oder einer Ordensgemeinschaft betrieben wird. Ein besonderer Streitfall ist häufig die Kirchenzeitung. Bei ihnen wird zu prüfen sein, ob die Gewinnerzielung im Vordergrund steht oder die Kommunikation mit den Mitgliedern der Kirche, wohl der Regelfall.

Geltung anderer Rechtsnormen

Nach ihrem eigenen Verständnis ist die kirchliche Datenschutzordnung gegenüber spezielleren Vorschriften subsidiär, d.h. nicht die KDO, sondern diese Vorschriften sind anzuwenden (§1 Abs.3 KDO). Das gilt insbesondere im Verhältnis zu den Vorschriften der kirchlichen Archivordnung, und landesgesetzlichen Vorschriften über den Datenschutz in Krankenhäusern und Schulen.

Die Rechtmäßigkeit des Umgangs mit den Daten

Ausgangspunkt dafür ist § 3 KDO: Der Umgang mit personenbezogenen Daten ist nur zulässig, soweit die KDO oder eine staatliche Rechtsvorschrift sie erlaubt oder anordnet oder der Betroffene eingewilligt hat. Diese Vorschrift ist die zentrale Handlungsanweisung der KDO. Die KDO erlaubt einen Umgang mit Daten auf jeden Fall immer dann, wenn

zur Erfüllung der Aufgaben der Dienststelle nötig ist. Es muss daher immer zuerst geprüft werden, ob die kirchliche Dienststelle eine entsprechende Aufgabe zum Umgang mit diesen speziellen Daten hat. Die allgemeine Prüfungsreihenfolge für den Umgang einer kirchlichen Dienststelle mit Daten ist daher:

- Liegt eine entsprechende Aufgabe (objektiv) vor?
- Besteht sonst ein Rechtfertigungsgrund nach § 10 Abs. 2 KDO für den Umgang mit den Daten, insbesondere: Hat der Betroffene eingewilligt?

Die Schutzbereiche des kirchlichen Datenschutzes

Hierbei ist zu beachten, dass jede datenrelevante Handlung einer kirchlichen Dienststelle zwei Richtungen haben kann: Richtet sich die Handlung nach außen, betrifft sie also die „Klienten“ der Kirche, gelten die allgemeinen Regeln. Besondere Regeln gelten dann, wenn die Handlungen der Kirche ihre eigenen Mitarbeiter betreffen. In diesem Fall gibt es eine weitere Einschränkung jeder Art des Umgangs mit Daten nach § 10a KDO, vgl. dazu die Ausführungen weiter unten.

Die Begriffsbestimmungen des § 2 KDO entsprechen der Regelung im Bundesdatenschutzgesetz. Die Vorschrift sollte immer herangezogen werden, wenn die Bedeutung eines Begriffes unklar ist. Aus den zahlreichen Begriffsbestimmungen sollen zwei herausgehoben werden:

- Die besonderen Arten der personenbezogenen Daten (§ 2 Nr. 10 KDO) kennzeichnen, welche Daten besonders empfindlich sind. Sie bedürfen sowohl bei der Speicherung wie auch bei der Übermittlung besonderen

Schutzes. Derartige Daten dürfen keinesfalls per E-Mail übermittelt werden; werden sie in Papierform vorgehalten, so müssen die entsprechenden Unterlagen immer in verschließbaren Behältnissen aufbewahrt werden.

- Der Begriff der Beschäftigten in § 2 Nr. 12 trägt den Besonderheiten der katholischen Kirche Rechnung. Es ist zu beachten, dass unter dem Begriff der Beschäftigten auch Kleriker fallen. Das bedeutet im Ergebnis, dass auch sie auf das Datengeheimnis nach § 4 Satz 2 KDO verpflichtet werden müssen.

Datenerhebung

Der Begriff wird in § 2 Abs. 3 definiert als das „Beschaffen von Daten über den Betroffenen“. Diese Begriffsbestimmung sagt noch nichts darüber aus, von wem die Daten über den Betroffenen letztendlich stammen. Sie können von ihm selbst oder auch von Dritten kommen. Lediglich bei Arbeitnehmern gibt es den Grundsatz, dass die Daten des Arbeitnehmers durch den Dienstgeber prinzipiell bei ihm selbst zu erheben sind. Hierzu kommt der allgemeine Grundsatz des Datenschutzrechts, dass Daten nur für den Zweck verwendet werden dürfen, für den sie erhoben sind.

Beispiel: Nach § 15 Abs. 4 BDSG darf die Kirche auf die staatlichen Meldedaten zugreifen. Dieses Recht ist ihr eingeräumt, um die Kirchensteuerpflicht durchzusetzen. Für arbeitsrechtliche Zwecke darf die Kirche diese Daten jedoch nicht verwenden, z.B., um festzustellen, ob ein Arbeitnehmer geschieden ist.

Datensicherheit

Die erhobenen Daten muss die Dienststelle nach § 6 KDO so sichern, dass

- sie bei Bedarf zur Verfügung stehen und
- ein Zugriff unbefugter Dritter mit der notwendigen Sicherheit ausgeschlossen werden kann.

§ 6 KDO lautet: *Kirchliche Stellen im Geltungsbereich des § 1 Abs. 2, die selbst oder im Auftrag personenbezogene Daten erheben, verarbeiten oder nutzen, haben die technischen und organisatorischen Maßnahmen zu treffen, die erforderlich sind, um die Ausführung der Vorschriften dieser Anordnung, insbesondere die in der Anlage zu dieser Anordnung genannten Anforderungen zu gewährleisten. Erforderlich sind Maßnahmen nur, wenn ihr Aufwand in einem angemessenen Verhältnis zu dem angestrebten Schutzzweck steht.*

Eigentlich müsste die KDO tausende oder gar Millionen von Situationen schildern und jeweils darlegen, welche Sicherheitsmaßnahmen für die Daten erforderlich sind; das tut sie aber nicht. Sie begnügt sich vielmehr damit, die Abwägung darzustellen, vor der die kirchliche Dienststelle steht. Es bleibt also der Würdigung im Einzelfall überlassen, was an Sicherheitsmaßnahmen für die Daten erforderlich ist. Ich habe im Laufe meiner Praxis viele Situationen kennengelernt, von denen ich einige hier beschreiben will, um zu zeigen, was bei einer Abwägung zu berücksichtigen ist:

- Personalakten: Sie sind immer sicherheitsempfindlich und müssen deswegen zumindest in verschlossenen Aktenschränken aufbewahrt werden.
- E-Mail: Einerseits ist der E-Mailverkehr tatsächlich höchst unsicher, weil ohne großen Aufwand E-Mails abgefangen werden können, andererseits

ist er furchtbar praktisch. Bei der Abwägung wird aber sicher zu berücksichtigen sein, dass kirchliche Dienststellen nicht so interessant für Hacker sind wie zum Beispiel das Verteidigungsministerium oder die NASA. Deswegen kann im normalen Verfahren das E-Mail benutzt werden, nicht jedoch dann, wenn besondere Arten personenbezogener Daten im Sinne des § 2 Nr. 10 KDO darin enthalten sind. Bei DE-Mail bestehen jedenfalls ähnliche Einschränkungen, solange eine Zwischenverarbeitung stattfindet. Eine Möglichkeit wäre die Verschlüsselung der E-Mails, die sogar mit Freeware-Programmen (z.B. Boxcryptor) möglich ist.

- Voice Over IP: Der Grund dafür, dass bei Internet Providern Telefonanschlüsse so günstig sind, liegt in der Übertragungsart. Wird nämlich ein Telefongespräch über das Internet abgewickelt, so verursacht es so gut wie keine Leitungskosten. Natürlich hat das seinen Nachteil, weil auf diese Weise die Abhörsicherheit sehr gering ist. Auch in diesem Fall wird eine Abwägung zu treffen sein und es muss sicher z.B. auch berücksichtigt werden, dass das Interesse von Kriminellen am Telefonverkehr des Pfarrbüros eher gering ist. Deswegen ist prinzipiell nichts dagegen einzuwenden, dass auch das Pfarrbüro die kostengünstige Variante von VoIP wählt. Bei einer Telefonseelsorge wird man mit dieser Argumentation nicht weit kommen.
- Dienstliche Daten auf dem Privat-PC: Das ist sicher sehr kritisch zu sehen. Andererseits ist bei bestimmten Berufsgruppen wie zum Beispiel Lehrern an kirchlichen Schulen oder teilzeitbeschäftigten Pfarrsekretärin-

nen ein gänzlich Verbot häufig nicht durchzusetzen. Um die Sicherheit zu erhöhen, kann man zu Hilfsmitteln greifen und zum Beispiel eine Bildschirmsperre nach 10 Minuten eingreifen lassen. Bei Laptops verhindert zum Beispiel ein Fingerabdrucksensor, dass Unbefugte sofort auf die Daten zugreifen können.

- **Daten in der Cloud:** Unter dem Begriff „Cloud“ versteht man die Datenspeicherung auf einem fernen Datenspeicher wie zum Beispiel Dropbox, Microsoft One Drive o.ä. Diese Art von Datenspeicherung ist nicht grundsätzlich unsicher; maßgeblich ist jedoch, wo sich der physikalische Datenspeicher befindet. Ist dieser außerhalb von EU und Europäischem Wirtschaftsraum (EWR), dürfen kirchliche Dienststellen derartige Datenspeicher nicht verwenden. Dropbox und Microsoft One Drive scheiden daher aus. Aus dem gleichen Grund ist die Verwendung von Microsoft Office 365 unzulässig, weil die Standarddatenspeicherung bei diesem Programm ebenfalls im Ausland stattfindet. Alternativen sind T-Online Mediacenter oder 1&1. Für größere Dienststellen ist es noch besser, eine vorhandene gemeinsam genutzte Festplatte mit dem Programm „Own Cloud“ zum fernen Datenspeicher auszubauen. Näheres dazu steht in den Hinweisen der Downloadseite.
- **Kommunikation über What's App oder Facebook:** Die sozialen Netzwerke leben davon, dass sie die Kontakte der Nutzer zu Werbezwecken ausschachten. Die Kommunikation über derartige soziale Netzwerke ist daher in hohem Maße unsicher und auch deswegen nicht für dienstliche

Zwecke brauchbar, weil die Daten-zwischenspeicherung im EU-Ausland stattfindet. Für die Verwendung zu privaten Zwecken gibt es auf der allen Ordensgemeinschaften mitgeteilten Downloadseite Tipps zur datenschutzgerechten Einstellung.

Beim Lesen ist vielleicht schon zu erkennen, dass dies alles eine Menge an Überlegungen verlangt. Es gibt in diesem Bereich keine schwarz-weißen Entscheidungen, sondern nur die Ergebnisse einer sorgfältigen Abwägung. Sinnvoll ist es natürlich, diese Abwägung zu einem Zeitpunkt zu betreiben, zu dem man auch die notwendige Zeit hat. Deswegen sieht die Ausführungsverordnung zur KDO vor, dass alle Leiter kirchlicher Dienststellen möglichst einmal im Jahr sich Gedanken zum Thema Datenschutz machen sollen. Das Ergebnis dieser Gedanken nennt man das

Datenschutzkonzept

In ihm wird festgestellt, mit welchen Daten die Dienststelle umgeht und welchen Risiken diese Daten ausgesetzt sind. Nahezu automatisch ergibt sich dann, welche Abwehrmaßnahmen die Dienststelle gegen den Verlust von Daten oder ihre Unsicherheit treffen muss. Ein Muster für ein Datenschutzkonzept ist bei kleineren Dienststellen wie Kirchenstiftungen schon das sog. „Erweiterte Verfahrensverzeichnis“. Man sollte dieses Muster aber nicht nur ausfüllen, sondern die Gelegenheit nutzen, eine Bestandsaufnahme zu fertigen.

Verpflichtungserklärung

Zu den organisatorischen Maßnahmen im Sinne des § 6 KDO gehört es auch, dass die mit den Daten befassten Personen sich zum Schutz des Datengeheim-

nisses verpflichtet haben. Diese Verpflichtung ist in § 4 Satz 2 KDO vorgeschrieben und erstreckt sich auf alle Personen, die mit Daten zu tun haben. Hierzu zählen auch Kleriker bzw. Ordensangehörige ebenso wie Ehrenamtliche. Gerade bei letzteren ist nicht zu verkennen, dass sie vielfach die Unterzeichnung einer Verpflichtungserklärung als Zumutung empfinden. Es bedarf häufig der näheren Erläuterung, warum auch sie diese Verpflichtungserklärung abgeben müssen. Meist hilft der Hinweis darauf, dass die staatlichen Anforderungen eine Vorgabe auch für die Kirche bilden. Ausfüllbare Muster für Verpflichtungserklärungen finden sich auf der erwähnten Downloadseite.

Die Rechtfertigung des Umgangs mit Daten

Der Umgang mit Daten ist gemäß § 4 KDO nur dann zulässig, wenn eine Rechtfertigung gemäß § 10 KDO vorliegt. In dieser Vorschrift bildet wiederum Abs. 1 Satz 1 die zentrale Norm. Es ist also in jedem Fall zu prüfen, ob der beabsichtigte Umgang mit den Daten – Erheben, Speichern oder Verändern – notwendig ist, um Aufgaben der Dienststelle zu erfüllen. Auch dafür gibt es keine generelle Überlegung; vielmehr muss am Einzelfall abgeleitet werden, warum das so ist.

Beispiele:

- In die Ministrantenliste eines Pfarrbüros soll der Familienstand der Eltern der jeweiligen Ministranten aufgenommen werden. Für diese bloße Datenspeicherung gibt es keine Aufgabe, weil es für die Tätigkeit der Ministranten keine Rolle spielen kann, ob deren Eltern verheiratet, ledig oder geschieden sind. Die Aus-

wirkung dieser Umstände ist derart mittelbar, dass ihre Kenntnis für die Auswahl und Beaufsichtigung der Tätigkeit der Ministranten unerheblich ist.

- Eine Kirchenstiftung will die Namen ihrer Ministranten zusammen mit deren Anschriften auf ihrer Webseite nennen. Hier könnte von einer Aufgabe der Kirchenstiftung gesprochen werden, wenn es um die bloßen Namen der Ministranten im Hinblick auf ihre Einteilung zu den verschiedenen Messen ging. Ganz eindeutig wird die Befugnis jedoch nicht, weil die Ministranten auch einzeln benachrichtigt werden können. Ganz sicher nicht zulässig (ohne die Einwilligung der jeweiligen Sorgeberechtigten) ist die öffentliche Nennung der Anschriften. Jede Veröffentlichung ist eine Mitteilung an Dritte im Sinne des § 12 KDO. Dafür gibt es keine entsprechende Aufgabe der Kirchenstiftung.
- Die Caritas will die Kirchenmitglieder im Bereich einer Kirchenstiftung mit der Bitte um Spenden anschreiben und fragt die Kirchenstiftungen nach deren Anschriften. Die Caritas ist eine Organisation der Kirche im Sinne des § 1 Abs. 2 Nr. 2 KDO. Eine Datenübermittlung an sie richtet sich daher nach § 11 KDO. Gemäß § 11 Abs. 2 Satz 2 KDO muss die Kirchenstiftung nicht selbst prüfen, ob bei der Caritas eine entsprechende Aufgabe vorliegt. Abgesehen davon wäre diese Voraussetzung gegeben, weil es die Aufgabe der Caritas ist, zu helfen und natürlich die dafür erforderlichen Mittel aufzubringen.

Die Frage, ob in einer bestimmten Situation eine Aufgabe der kirchlichen

Dienststelle vorliegt, kann schwierig sein. Gerade in solchen Zweifelsfällen bietet es sich an, die Auskunft des Diözesandatenschutzbeauftragten zu erholen.

In den oben bezeichneten Beispielen ging es schon teilweise um die

Weitergabe von Daten

Werden die Daten von der Dienststelle weitergegeben, so müssen zusätzlich zur Prüfung der Aufgabe im Sinne des § 10 KDO die §§ 11 und 12 KDO bemüht werden. Zu prüfen ist also: Gehen die Daten...

- ...an eine kirchliche oder staatliche Stelle (§ 11 KDO) - § 11 Abs. 1: Wiederum ist die Aufgabe der Ausgangs- oder Empfangsstelle entscheidend.

oder

- ...an einen Dritten bzw. an die ganze Welt (Fall der Veröffentlichung) § 12. Entscheidend ist die Aufgabe der Ausgangsstelle oder das berechtigte Interesse des Dritten.

Besonders zu beachten ist im Falle des § 11 dessen Abs.2 S.2-4: Erfolgt die Übermittlung auf Ersuchen der empfangenden kirchlichen Stelle, trägt diese die Verantwortung. In diesem Falle prüft die übermittelnde Stelle nur, ob das Übermittlungsersuchen im Rahmen der Aufgaben der empfangenden kirchlichen Stelle liegt, es sei denn, dass besonderer Anlass zur Prüfung der Zulässigkeit der Übermittlung besteht. Das heißt im Klartext: Fordert eine andere kirchliche Stelle oder eine öffentliche (Gemeinde, Landratsamt) von der kirchlichen Stelle Daten an, so muss diese nicht notwendigerweise selbst prüfen, ob die Anforderung gerechtfertigt ist.

Beispiel: Die staatliche Schule bittet

den kirchlichen Kindergarten um Überlassung der Akten eines Kindes, das jetzt in die Schule kommt. Die Schule ist eine öffentliche Dienststelle und steht nach § 11 Abs.4 KDO einer kirchlichen Dienststelle gleich. Der Kindergarten kann ihr ohne weitere Bedarfsprüfung die Akten zugänglich machen.

In einigen Fällen verdichtet sich die bloße Möglichkeit der Weitergabe von Daten an staatliche Stellen fast zu einer Verpflichtung, nämlich dann, wenn es um die Auskunft im Ermittlungs- und Strafverfahren geht. Eine kirchliche Dienststelle muss auch im Ermittlungs- und Strafverfahren nicht prüfen, ob die Auskünfte, die die Polizei oder die Staatsanwaltschaft von ihr verlangen, zu geben sind. Allerdings hat sie diese Prüfungsbefugnis immer, wird von ihr jedoch nur unter den Umständen Gebrauch machen, unter denen auch eine öffentliche Behörde entsprechend § 96 S. 1 StPO die Herausgabe von Unterlagen verweigern würde. Dies wäre nur dann der Fall, wenn die Herausgabe oder Auskunftserteilung dem Wohl der Kirche nachhaltigen Schaden zufügen würde.

Die Einwilligung

Alle Rechtsnormen über den Datenschutz sehen vor, dass auch bei Fehlen einer gesetzlichen Grundlage die Datenverarbeitung jedenfalls dann zulässig ist, wenn der Betroffene einwilligt. Die Prüfung einer Einwilligung ist aber gegenüber derjenigen einer Aufgabe sekundär und nur notwendig, wenn es an einer Aufgabe fehlt.

Eine Einwilligung ist nur dann wirksam, wenn der Betroffene auf den Zweck der Speicherung und einer vorgesehenen

Übermittlung sowie – auf Verlangen – auf die Folgen der Verweigerung der Einwilligung hingewiesen wird. Die Einwilligung bedarf der Schriftform und muss klar als solche erkennbar sein (§ 3 Abs. 2 KDO). Die Einwilligung muss auf Freiwilligkeit beruhen (§ 3 Abs. 2 Satz 2 KDO). Wird von einem Betroffenen eine Einwilligung verlangt, sollte darauf hingewiesen werden, dass die Ablehnung dieses Ansinnens keine Nachteile für ihn bringt.

Einwilligungen spielen vor allem eine Rolle, wenn es um die Veröffentlichung von personenbezogenen Daten geht. Hier kann unter Umständen auch die Art der Veröffentlichung eine Rolle spielen: Die Nennung im Internet hat viel weitergehende Auswirkungen als zum Beispiel die Nennung in einem Lokalblatt.

Eine Sonderform der Übermittlung: Datenverarbeitung im Auftrag, § 8 KDO

Viele kirchliche Dienststellen lassen ihre Daten durch einen externen Datenverarbeiter aufbereiten. Der Markt für derartiges „Outsourcing“ wächst ständig. Im Prinzip macht durch eine derartige vertragliche Auslagerung der Datenverarbeitung die kirchliche Dienststelle eine Datenübertragung an ein gewerbliches Unternehmen. Das ist auch im staatlichen Bereich sehr häufig und deswegen ebenso im Bundesdatenschutzgesetz geregelt. Wichtig bei solchen Vorgängen ist die Einhaltung von § 8 Abs. 2 KDO. Die dort normierten Mindestanforderungen an den Vertrag gewährleisten, dass die kirchliche Dienststelle als Auftraggeber dem Auftragnehmer gegenüber die Rechte hat, die sie benötigt, um ihrerseits den Vorwurf fehlerhafter Datenbehandlung ab-

zuwehren. Nach Abs. 4 der Vorschrift gilt diese nicht nur für die externe Datenverarbeitung, sondern auch für Fernwartungsverträge.

Löschung von Daten

Die von kirchlichen Dienststellen erhobenen und noch gespeicherten Daten sind spätestens dann zu löschen, wenn sie nicht mehr benötigt werden. War ihre Speicherung von Anfang an unzulässig, sind sie sofort zu löschen (§ 14 Abs. 2 KDO). Das Problem dabei ist, dass die gespeicherten Daten nicht von sich aus auf ihre Löschungsbedürftigkeit aufmerksam machen. Hinzu kommt, dass der Festplattenspeicher inzwischen derart billig ist und kaum eine Dienststelle von sich aus auf die Löschung hinwirken will. Bei neu zu entwickelnden Programmen ist es deshalb zweckmäßig, Löschungs- oder Erinnerungsroutinen einzubauen, die in regelmäßigen Abständen den Nutzer auf die Notwendigkeit der Löschung überflüssiger Daten hinweisen.

Die Löschung muss wirklich verhindern, dass ausgesonderte Daten später wiederhergestellt werden. Bei papiergebundenen Daten sollte der Reißwolf benutzt werden und mindestens der Schutzklasse drei angehören. Bei Computerdaten ist zu berücksichtigen, dass die Löschung lediglich den Eintrag der Datei im Inhaltsverzeichnis des Rechners beseitigt, die Daten als solche aber unangetastet lässt. Sie sind nur dann nicht wieder herstellbar, wenn sie – möglichst mehrfach – überschrieben werden. Dazu gibt es für die meisten Fälle völlig ausreichende Freewareprogramme.

Nicht gelöscht werden dürfen Daten, für die es gesetzliche Aufbewahrungsfristen gibt, § 14 Abs. 3 Nummer 1 KDO.

Eine Zusammenstellung gesetzlicher Aufbewahrungsfristen von Sozialdaten finden Sie im Internet unter www.datenschutzkirche.de.

Auskunft

Das Gegenstück zum Recht der Dienststelle auf Speicherung der Daten von Betroffenen ist deren Auskunftsrecht nach § 13 KDO. Die Auskunft wird in aller Regel durch Übergabe einer Kopie der gespeicherten Aktenstücke oder durch Akteneinsicht erteilt, nur ausnahmsweise mündlich. Für einen Antrag auf Auskunft gibt es keine bestimmten Formvoraussetzungen; der Antrag soll nur die Art der Daten bezeichnen, zu denen Auskunft begehrt wird. Gerade bei der Auskunftsverpflichtung empfiehlt es sich, die Rechte der Betroffenen sehr ernst zu nehmen. Verlangt nämlich ein Betroffener formell Auskunft, so fühlt er sich meistens schon in seinen Rechten verletzt. Es sollte ihm kein Anlass gegeben werden, das bestätigt zu sehen.

Besonderheiten des Mitarbeiterdatenschutzes

Der Mitarbeiterdatenschutz ist sowohl im Bundesdatenschutzgesetz wie auch in der Kirchlichen Datenschutzordnung eher stiefmütterlich behandelt. Das liegt daran, dass schon vor Inkrafttreten des Bundesdatenschutzgesetzes die Rechtsstellung des Bundesarbeitsgerichtes den Arbeitnehmern bestimmte Datenschutzrechte sicherte. Als es dann in das BDSG § 32 eingefügt wurde, bildete die Vorschrift nur einen Teil des Richterrechts ab. Es gab 2013 einen großen Entwurf für eine entsprechende Erweiterung des Mitarbeiterdatenschutzes im BDSG; dieser wurde jedoch nie

Gesetz. § 10 a KDO entspricht im Wortlaut fast vollständig dem § 32 BDSG; lediglich die Worte „einschließlich der religiösen Überzeugung“ fehlen im Gesetz. Über diese gesetzliche Regelung hinaus gibt es eine ganze Reihe von Regelungen, die auf gerichtlichen Entscheidungen beruhen und im Ergebnis auch auf das für die Mitarbeiter der katholischen Kirche maßgebliche Arbeitsrecht anwendbar sind:

- Alle Daten müssen grundsätzlich beim Mitarbeiter erhoben werden.
- Der Dienstgeber darf nur solche Daten erheben, die zur Eingehung, Durchführung, Beendigung oder Abwicklung des Arbeitsverhältnisses erforderlich oder gesetzlich vorgesehen sind.
- Der Grundsatz der Zweckbindung ist streng zu beachten.
- Eine Datenauswertung und -verknüpfung, die zur Herstellung eines umfassenden Persönlichkeitsprofils des Mitarbeiters führen kann, ist unzulässig.
- Beurteilungen und Personalauswahlentscheidungen dürfen nicht allein auf Informationen gestützt werden, die unmittelbar durch automatisierte Datenverarbeitung gewonnen werden.
- Dem Dienstgeber darf grundsätzlich nur das Ergebnis der ärztlichen Untersuchung bekannt gegeben werden.
- Den Mitarbeitern sind umfassende Auskunfts- und Einsichtsrechte in die Unterlagen einzuräumen, die sein Arbeitsverhältnis betreffen.

Der Zugriff auf Mitarbeiterdaten unterliegt ebenfalls strenger Zweckbindung. So können zum Beispiel Daten, die der Dienstgeber für die Sozialversicherung

erhoben hat, nur für diesen Zweck verwendet werden. Eine Einwilligung des Mitarbeiters kommt als Rechtfertigung und Grundlage einer Datenerhebung oder Datenverarbeitung nur dann infrage, wenn die Freiwilligkeit der Einwilligung sichergestellt ist.

Exkurs 1: Videoüberwachung

Wie schon oben dargestellt, wird die Videoüberwachung in der KDO aus Gründen des Zusammenhangs in § 5a KDO mit geregelt, weil die Videoüberwachung eigentlich Bilder und nicht personenbezogene Daten erfasst. Eine zulässige Videoüberwachung setzt drei-erlei voraus:

- Eine Beobachtung durch eine Videoanlage darf nur stattfinden, wenn es einen Grund hierfür gibt und die schutzwürdigen Interessen der Betroffenen nicht überwiegen. Grund ist in der Regel die Wahrnehmung des Hausrechts und der Schutz von Gebäuden oder beweglichen Sachen vor Diebstahl oder Beschädigung. Die KDO verlangt ebenso wenig wie das BDSG einen vorangegangenen Vorfall, der die Befürchtung einer Rechtsverletzung wahrscheinlich werden lässt. Es dürfen nur nicht die schutzwürdigen Interessen der beobachteten Betroffenen überwiegen. Von mehreren Diözesandatenschutzbeauftragten in Deutschland wird die Auffassung vertreten, dass Innenräume von Kirchen, die zum Gebet genutzt werden, grundsätzlich nicht vollständig überwacht werden dürfen. Dieser Auffassung folge ich nicht; insbesondere findet die Annahme, für eine Teilüberwachung einer Kirche müssten gravierende Gründe benannt werden, keine Stüt-

ze im Gesetz. Dass während der Heiligen Messe die Videoüberwachung abgeschaltet sein muss, versteht sich von selbst. Im Übrigen ist die rein tatsächliche Folge fehlender Videoüberwachung regelmäßig die Schließung der Kirche außerhalb der Messzeiten, auch wenn dies so nicht sein dürfte. Auf die Tatsache der Videoüberwachung muss durch geeignete Maßnahmen – in der Regel durch ein Hinweisschild – hingewiesen werden, § 5a Abs. 2 KDO.

- Die erhobenen Videobilder oder Filme sind regelmäßig zu löschen, wenn sie nicht zu Beweis Zwecken benötigt werden. Zweckmäßigerweise wird der vorhandene Speicher in regelmäßigen Abständen überschrieben.

Exkurs 2: Bilder und Filme

Ausgangspunkt ist § 22 Kunsturhebergesetz: Bilder dürfen nur mit Einwilligung des Abgebildeten verbreitet oder öffentlich zur Schau gestellt werden.

Bildnisse in diesem Sinne sind nicht nur Fotografien, sondern auch Filme. Verbreiten ist nicht nur die Weitergabe von Papierabzügen, sondern auch diejenige von digitalen Kopien, zum Beispiel auf CD-ROMs. Zurschaustellen ist immer dann gegeben, wenn eine unkontrollierbare Öffentlichkeit Kenntnis von dem Bild oder dem Film nehmen kann. Auch das Zeigen von Bildern innerhalb eines nicht geschlossenen Personenkreises, zum Beispiel Arbeitskollegen, kann den Tatbestand erfüllen.

Die Konsequenz aus dieser Vorschrift ist, dass die Veröffentlichung ohne das Zurschaustellen von Bildern ohne die erforderliche Einwilligung rechtswidrig und sogar eine Straftat nach § 30 Kunsturhebergesetz ist. Zu beachten ist auch,

dass anders als im engeren Datenschutzrecht das Recht am eigenen Bild über den Tod hinaus besteht. Für einen Zeitraum von 10 Jahren sind die näheren Angehörigen Verfügungsbefugt.

Von dieser Vorschrift des § 22 gibt es Ausnahmen. Für den kirchlichen Bereich am bedeutsamsten ist die Ausnahme in Absatz 1 Nummer 3: Bilder von Versammlungen, Aufzügen und ähnlichen Vorgängen, an denen die dargestellten Personen teilgenommen haben, dürfen ohne Einverständnis des Abgebildeten veröffentlicht werden.

Die hier verwendeten Begriffe „Versammlung“ und „Aufzug“ sind sehr weit auszulegen. Hierunter werden alle Ansammlungen von Menschen, die den kollektiven Willen haben, etwas gemeinsam zu tun, verstanden. Dazu gehören zum Beispiel Menschenansammlungen, Sportveranstaltungen, Kongresse, Vereinsveranstaltungen, Hochzeitsgesellschaften und Beerdigungen. Die Erkennbarkeit einzelner schließt die Rechtfertigung nach dieser Vorschrift nicht aus. Es muss jedoch die Versammlung im Vordergrund stehen und nicht die Abbildung einzelner Menschen. Andererseits kommt es nicht darauf an, dass die gesamte Veranstaltung abgebildet ist, da die Rechtfertigung auch für repräsentative Teilausschnitte gilt.

Wenn keine der in § 23 genannten Ausnahmen vorliegt, bedarf jede Veröffentlichung der Einwilligung der abgebildeten Person, bei Minderjährigen der Einwilligung aller Sorgeberechtigten. Die Einwilligung kann auch für künftige Abbildungen erklärt werden, ist jedoch frei widerrufbar für diejenigen Bilder, die nach dem Widerruf veröffentlicht werden sollen.

Die Datenschutzbeauftragten

Der Diözesan- oder Ordensdatenschutzbeauftragte, § 16 KDO

Sie stehen einander rechtlich gleich, weil nach dem Kirchenrecht ein Orden päpstlichen Rechts einem Bistum gleichgesetzt wird. Bei Orden bischöflichen Rechts ist der Diözesandatenschutzbeauftragte zuständig. Um im Folgenden Wiederholungen zu vermeiden, werden die Ausführungen nur auf den Ordensdatenschutzbeauftragten gemünzt; sie gelten in gleicher Weise für den Diözesandatenschutzbeauftragten. Abweichungen hebe ich hervor.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Der Ordensdatenschutzbeauftragte ist die höchste vom Ordensoberen berufene Datenschutzinstanz. Die KDO sieht ausdrücklich vor, dass ein Ordensdatenschutzbeauftragter für mehrere Orden bestellt werden kann (§ 16 Abs. 2 Satz 5 KDO). Der Ordensdatenschutzbeauftragte soll Volljurist sein und völlig unabhängig von der Kirche. Er darf also nicht kirchlicher Bediensteter im Hauptamt und Datenschutzbeauftragter im Nebenamt oder umgekehrt sein.

Die Bestellung des Ordensdatenschutzbeauftragten erfolgt für mindestens vier und höchstens acht Jahre. Eine vorzeitige Abberufung ist nur unter engen Voraussetzungen möglich; allerdings kann der Ordensdatenschutzbeauftragte sein

Amt vorzeitig zurückgeben. Im Verhältnis zu den Ordensgemeinschaften hat er ein Weisungsrecht (vgl. § 17 Abs. 2 KDO). Er berät sie im Hinblick auf den Datenschutz und spricht dabei Empfehlungen aus.

Im staatlichen Recht würde seine Stellung derjenigen des Bundesdatenschutzbeauftragten bzw. des Landesdatenschutzbeauftragten entsprechen. Demnach wacht der Ordensdatenschutzbeauftragte über die Einhaltung der kirchlichen Datenschutzordnung sowie der anderen kirchlichen und staatlichen Vorschriften über den Datenschutz in seinem Bereich. Jedermann kann ihn gemäß § 15 KDO anrufen, wenn er sich in seinen Datenschutzrechten verletzt fühlt. Insofern hat der Ordensdatenschutzbeauftragte eine gerichtsähnliche Funktion (vgl. auch § 17 Abs. 1 KDO). Stellt er nach Prüfung des Sachverhalts (§ 15 Abs. 2 KDO) oder aufgrund seiner Kontrollen Verstöße gegen Datenschutzvorschriften fest, so beanstandet er das Vorgehen der kirchlichen Dienststelle und fordert die Dienststelle unter Fristsetzung zur Behebung auf (§19 Abs. 1 KDO).

Die Dienststellen der Ordensgemeinschaft sind nach § 3a Abs. 1 KDO verpflichtet, Verfahren automatisierter Verarbeitung vor Inbetriebnahme dem Ordensdatenschutzbeauftragten zu melden. Diese Vorschrift dürfte diejenige in der kirchlichen Datenschutzordnung sein, gegen die am meisten zuwidergehandelt wird. Die Meldepflicht entfällt allerdings, wenn für die Dienststelle ein betrieblicher Datenschutzbeauftragter nach § 20 KDO bestellt wurde. Muster für Meldungen finden sich in der erwähnten Downloadseite.

Der Ordensdatenschutzbeauftragte ist nach dem Urteil des europäischen Ge-

richtshofs vom 9.3.2010 verpflichtet, die Einhaltung des Datenschutzes in den kirchlichen Dienststellen durch Kontrollen zu überprüfen. Dazu steht ihm nach § 17 Abs. 3 und 4 eine angemessene Personalausstattung zu. Das Personal wird zwar von der DOK beauftragt, doch untersteht es der ausschließlichen Weisungsbefugnis des Ordensdatenschutzbeauftragten.

Der betriebliche

Datenschutzbeauftragte, § 20 KDO

Während in anderen europäischen Ländern wie zum Beispiel Frankreich die Datenschutzaufsicht zentral geregelt ist, baut Deutschland entsprechend seiner föderalen Struktur auf den Grundsatz, dass die Aufsichtsaufgaben überwiegend möglichst sachnah angesiedelt werden. Deswegen kennen alle deutschen Datenschutzordnungen einen behördlichen oder betrieblichen Datenschutzbeauftragten. Ohne diesen wäre die Aufgabe des Ordensdatenschutzbeauftragten fast unmöglich. Der betriebliche Datenschutzbeauftragte ist demnach eine von der jeweiligen kirchlichen Dienststelle bestimmte oder eingesetzte Person, die für eine oder mehrere Einrichtungen der Dienststelle den Datenschutz fördert. Das kann sowohl durch Kontrollen wie auch durch Beratung oder durch die Abhaltung von Fortbildungsmaßnahmen geschehen.

Nach § 20 Abs. 1 KDO 2014 „sollen“ betriebliche Beauftragte für den Datenschutz bestellt werden. Dieses „Sollen“ wandelt sich auf Grund bereichsspezifischer Regelungen, z. B. im Krankenhaushausdatenschutzbereich, zu einem „Müssen“. Kirchliche bzw. staatliche Gesetze, soweit diese für den kirchlichen Bereich zur Anwendung kommen, schreiben

gelegentlich die Berufung eines betrieblichen Beauftragten für den Datenschutz vor. In anderen Fällen verdichtet sich das „Können“ zu einer „Notwendigkeit“, wenn auf Grund der Größe der Dienststelle oder der Einrichtung, oder wenn auf Grund der verarbeiteten Datenmenge eine erhöhte Schutzwürdigkeit eine unabhängige Vorortkontrolle und Vorortüberwachung aufdrängt.

Der betriebliche Datenschutzbeauftragte entlastet den Dienststellenleiter ganz erheblich. Soweit der Dienststellenleiter zur Erstellung eines Datenschutzkonzepts verpflichtet ist, bereitet der betriebliche Datenschutzbeauftragte dies vor und bespricht es mit dem Dienststellenleiter. Im Übrigen fördert der betriebliche Datenschutzbeauftragte die Motivation der Mitarbeiter im Hinblick auf den Datenschutz und deren Fortbildung.

Außerdem gibt es rechtlichen Druck für die Bestellung eines betrieblichen Datenschutzbeauftragten: Die Nichtbestellung hat unter Umständen zur Folge, dass eine Meldepflicht nach § 3a KDO entsteht. § 3a Abs.1 KDO 2014 schreibt eine Meldepflicht (des Dienststellenleiters) an den Diözesandatenschutzbeauftragten in Bezug auf jede automatisierte Verarbeitung vor deren Inbetriebnahme vor. Nur wenn ein betrieblicher Datenschutzbeauftragter bestellt ist, kann auf die Verfahrensmeldungen verzichtet werden.

Bestellung

Zum betrieblichen Beauftragten für den Datenschutz darf nur bestellt werden, wer die erforderliche „Fachkunde und Zuverlässigkeit“ besitzt. Der betriebliche Datenschutzbeauftragte muss also sowohl die technische als auch die

rechtliche Seite seiner Aufgaben kennen und Kenntnisse in allen Bereichen haben, die für die Organisation, in der er arbeitet, von Bedeutung sind. Aber: Es ist realistisch, die Anforderungen nicht zu hoch anzusetzen. Im Zweifel ist es besser, überhaupt einen betrieblichen Datenschutzbeauftragten zu haben! Der Dienststellenleiter – bei Ordensgemeinschaften der Ordensobere – bestellt den betrieblichen Datenschutzbeauftragten durch schriftliche Anordnung.

Rechtsstellung

Der betriebliche Datenschutzbeauftragte ist dem Dienststellenleiter bzw. dem Leiter einer selbständigen Einrichtung unmittelbar zu unterstellen. Um seine Unabhängigkeit in der Wahrnehmung seiner fachlichen Aufgaben zu gewährleisten, bestimmt die KDO, dass er in der Ausübung seiner Fachkunde weisungsfrei ist. Niemand – auch nicht der Leiter der Dienststelle – kann vorschreiben, wie er datenschutzrechtliche Fragen zu bewerten hat. Dazu kommt eine Auswirkung auf ein eventuelles Arbeitsverhältnis des betrieblichen Datenschutzbeauftragten. Er genießt Kündigungsschutz wie ein Mitglied der Mitarbeitervertretung.

Ganz generell ist überhaupt der betriebliche Auge und Ohr des Ordensdatenschutzbeauftragten. Dieser wendet sich zum Beispiel bei Beschwerden über eine Einrichtung immer erst an den betrieblichen, bittet ihn um Sachverhaltsaufklärung und hört ihn an. Umgekehrt versorgt der Ordensdatenschutzbeauftragte den betrieblichen mit den notwendigen Informationen und ist immer für ihn zu sprechen.

Aus Rom und dem Vatikan

„Vultum Dei quaerere“: Apostolische Konstitution über das weibliche kontemplative Ordensleben

Der Vatikan hat am 22. Juli, dem ersten Festtag der hl. Maria Magdalena, die Apostolische Konstitution „Vultum Dei quaerere“ veröffentlicht. Darin würdigt Papst Franziskus die Unverzichtbarkeit kontemplativer Orden. Sie seien ein prophetisches Zeichen für alle Christen. Zugleich fordert er von Frauenorden, deren Mitglieder in Klausur leben, Weltzugewandtheit. Das Leben in Gebet und Kontemplation dürfe nicht als „Rückzug auf sich selbst“ gelebt werden, sondern müsse die „gesamte Menschheit umarmen“, heißt es in dem päpstlichen Schreiben. Als Grund für das Schreiben gibt der Papst den Wunsch an, die Lehren des Zweiten Vatikanischen Konzils mit den sich ändernden sozio-kulturellen Umständen von heute überein bringen zu wollen. Ausdrücklich nennt er etwa den Gebrauch von sozialen Medien. Er wolle mit dem Wandel in einen Dialog treten, der aber „die grundlegenden Werte, auf denen das kontemplative Leben gegründet ist, bewahren soll.“ In dem 35 Seiten umfassenden Schreiben (italienische Version) geht der Papst auf zwölf Punkte des Ordenslebens ein. Außer der Klausur sind dies Ausbildung,

Gebet, die Rolle der biblischen Texte, Eucharistie und Beichte, Gemeinschaftsleben, Autonomie, Arbeit, Stille, Kommunikationsmittel und Askese. Franziskus betont weiter die Autonomie der Klöster. Hierbei dürfe es sich nicht nur um einen kirchenrechtlichen Status handeln; nötig sei überdies eine „echte Autonomie des Lebens“. Bedingung dafür sei eine Mindestanzahl von Ordensfrauen in einem Kloster. Weitere Voraussetzungen seien, dass es keine Überalterung gebe und die Würde des liturgischen Lebens sowie die Fähigkeit zu wirtschaftlichem Überleben sichergestellt werden könne. Andernfalls sollen nach dem Willen des Papstes Kommissionen aus Vertretern der Ortskirche, des Vatikan und der Ordensleitung Lösungen für die betreffenden Klöster suchen. Zugleich legt der Papst fest, dass künftig jedes Kloster einer Föderation, angehören soll. Alle bisherigen kirchenrechtlichen Vorschriften oder früheren Entscheidungen zum Ordensleben, die dem neuen Erlass widersprechen, hob der Papst auf.

Die apostolische Konstitution steht auf der Internetseite des Vatikan in englischer, italienischer, französischer, spanischer und portugiesischer Sprache zur Verfügung. Eine deutsche Version lag bei Redaktionsschluss noch nicht vor.

(rv/kna/dok)

Kommission zum Diakonat der Frau eingesetzt

Papst Franziskus hat eine wissenschaftliche Kommission zur Untersuchung der Geschichte des Frauendiakonats berufen. Dem Gremium gehören auch die in Wien lehrende Theologin und Spiritualitäts-Expertin Marianne Schlosser und der emeritierte Bonner Dogmatiker Karl-Heinz Menke an, wie der Vatikan am 2. August mitteilte. Sechs der zwölf Mitglieder des Gremiums sind Frauen. Geleitet wird die Kommission vom Sekretär der Glaubenskongregation, Erzbischof Luis Francisco Ladaria Ferrer. Sie soll sich mit dem Amt weiblicher Diakone befassen, „vor allem mit Blick auf die frühesten Zeiten der Kirche“, heißt es. Franziskus hatte die Kommission im Mai im Rahmen einer Audienz für die Teilnehmerinnen der Vollversammlung der Union der Generaloberinnen (UISG) angekündigt. Unter den dort anwesenden Ordensfrauen waren auch knapp 40 Schwestern aus dem deutschsprachigen Raum (vgl. zu der Tagung auch das Statement von Sr. Magdalena Winghofer CJ in diesem Heft auf S. 336ff.). Vielfach war die damalige Äußerung so verstanden worden, als sei damit auch die Prüfung einer möglichen Zulassung von Frauen zum Diakonat verbunden. Ende Juni wandte der Papst sich gegen Medienberichte über eine angebliche Öffnung der Kirche für Diakoninnen. Die Kommission solle nur die Rolle der Diakoninnen in der frühen Kirche untersuchen.

In einem Schreiben vom 15. Juni an den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Kardinal Marx, hatte die DOK-Mitgliederversammlung ihre Freude über die in Aussicht gestell-

te Kommission ausgedrückt und die Hoffnung geäußert, dass diese mit geeigneten Theologinnen und Theologen besetzt werde und bald zu arbeiten beginne. Sie brachte zudem ihre Unterstützung für das Vorhaben der Deutschen Bischöfe zum Ausdruck, den Anteil von Frauen in Leitungspositionen der katholischen Kirche zu erhöhen.

„Iuvenescit Ecclesia“: Dokument über die Beziehung zwischen hierarchischen und charismatischen Gaben

Am 14. Juni wurde im Vatikan das Dokument „Iuvenescit Ecclesia – Über die Beziehung zwischen hierarchischen und charismatischen Gaben im Leben der Kirche“ vorgestellt. Das Schreiben behandelt die Beziehungen der kirchlichen Bewegungen und neuen geistlichen Gemeinschaften zum Amt in der Kirche. Abtpräses Jeremias Schröder OSB hat das Dokument in einem Beitrag auf orden.de wie folgt kommentiert „Das Dokument wird durchzogen von der großen Sorge, dass Amt und Charisma in Gegensatz zueinander geraten könnten. Immer wieder wird vom Gegensatz, vor Dialektik oder Spannung gewarnt, in die die beiden mitnichten verfallen dürfen. Die aus Sicht eines Ordensmannes durchaus hilfreichen Kategorien Subsidiarität und Autonomie spielen dagegen keine Rolle. Letztere taucht nur im Zerrbild der „falsch verstandenen Autonomie“ auf, aber die recht verstandene, die übrigens ein Kernbegriff des Ordensrechts ist, findet keine Erwähnung. Das ist schade, denn Subsidiarität und Autonomie würden Türen hin zu einem christlichen Freiheitsverständnis öffnen, das mit der Moderne leichter in Dialog treten kann.“

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Der Konvent der Benediktinerinnenabtei St. Hildegard in Rüdesheim/Eibingen hat am 2. August 2016 Sr. Dorothea Flandera (63) zur neuen Äbtissin und damit zur 40. Nachfolgerin der heiligen Hildegard gewählt. Mutter Dorothea stand der am 2. Juli verstorbenen Äbtissin Clementia Killewald seit 2004 als Priorin und Stellvertreterin zur Seite.

Am 19. Juli hat die Gemeinschaft der Benediktinerinnenabtei vom Heiligen Kreuz in Herstelle Äbtissin Sophia Schwede OSB (56) auf zwölf Jahre wiedergewählt.

Der Generalrat der Schwestern Mägdle Mariens von der Unbefleckten Empfängnis hat Sr. M. Celina Zymelka zur neuen Provinzoberin der deutschen Provinz der Gemeinschaft ernannt. Die Amtszeit beträgt vier Jahre. Sie übernimmt die Aufgabe von Sr. M. Michaela Hehnel.

Neue Koordinatorin der Missionsärztlichen Schwestern in Deutschland ist Sr. Kristina Wolf MMS. Sr. Kristina wurde 1968 geboren und gehört seit 2002 den Missionsärztlichen Schwestern an. Die Krankenschwester, Pastoralreferentin und Pastoralpsychologin übernimmt die Aufgabe von Sr. Gertrud Dederichs.

Die Deutsche Provinz der Kongregation der Schwestern der Christlichen Liebe ist am 16. Juli 2016 in eine „Region“ umgewandelt worden. Vorausgegangen

war ein Beschluss des Provinzkapitels im Jahr 2013 sowie eine entsprechende Genehmigung der Generaloberin. Die bisherige Provinzoberin, Sr. Maria Ancilla König SCC wurde von der Generaloberin zur Regionaloberin der Deutschen Region der Kongregation mit einer Amtszeit von fünf Jahren ernannt.

Die Benediktinerinnen vom HlSt. Sakrament in Neuss-Holzheim haben bei der turnusgemäßen Priorinnenwahl Sr. Bernharda Wichmann OSB für eine weitere Amtszeit in ihrem Amt bestätigt.

Seit dem Jahr 2008 lebt der Konvent der Benediktinerinnen aus Maria Hamilcolt, Dülmen, im Seniorenheim in Rosendahl Osterwick. Die bisherige Priorin Sr. Hildegard Gremme OSB stand nach 36 Jahren im Amt aus Altersgründen nicht mehr für dieses zur Verfügung. Neue Priorin ist die langjährige Subpriorin Sr. Felizitas Venker OSB.

Die Benediktinerinnen vom HlSt. Sakrament in Trier-Kürenz (Kloster Bethanien) haben bei der turnusgemäßen Priorinnenwahl Sr. Mirijam Schaeidt OSB für eine weitere Amtszeit in ihrem Amt bestätigt.

Die Benediktinerinnen vom HlSt. Sakrament in Köln-Raderberg haben am 2. Juli 2016 bei der turnusgemäßen Priorinnenwahl Sr. Dr. Emmanuela Kohlhaas OSB für weitere sechs Jahr in ihrem Amt bestätigt.

Neuer Regionalsuperior der Deutschen Region der Maristenpatres (Gesellschaft Mariens) wurde zum 1. Juli 2016 P. Ludger Werner SM. Die Ernennung erfolgte am 13. Juni durch den Provinzial der Provinz Europa der Gemeinschaft. P. Werner übernimmt die Aufgabe von P. Alois Greiler SM.

Am 29. Juni, dem Hochfest der Apostel Peter und Paul, wählte der Konvent der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament in Osnabrück Sr. Eva-Maria Kreimeyer OSB zur neuen Priorin. Ihre Vorgängerin, Sr. Angelica Schmidt OSB, hatte aus Altergründen nicht für eine weitere Amtszeit kandidiert.

Auf dem Provinzkapitel der Deutschen Kapuzinerprovinz, das vom 12. bis 17. Juni in Reute tagte, wurde der bisherige Provinzialminister, P. Marinus Parzinger OFM Cap., für weitere drei Jahre in seinem Amt bestätigt.

Br. Dominikus Seeberg CFA, Provinzial der Alexianderbrüder, ist im Rahmen des Provinzkapitels seiner Gemeinschaft am 23. Mai für weitere vier Amtsjahre wiedergewählt worden. Er trat die neue Amtszeit am 1. Juni 2016 an.

Die Franziskanerinnen des Crescentiaklosters wählten am 23. Mai ihre neue Ordensleitung. Die Wahl erfolgte im Blick auf das neue Leitungsmodell der Gemeinschaft, das konsequent den Teamgedanken eingeführt hat. Demnach gibt es künftig für die gesamte Gemeinschaft ein Leitungsteam, das aus einer Oberin und vier Rätinnen besteht. Zur Oberin und damit zur Nachfolgerin der bisherigen Generaloberin Sr. M. Re-

gina Winter wurde Sr. M. Martha Lang gewählt. Sie tritt ihr Amt gemeinsam mit dem neuen Leitungsteam am 14. August an.

Das Wahlkapitel der Deutschordensschwwestern hat am 19. Mai Provinzoberin Sr. Maria-Franziska Meier OT für eine Amtsperiode von drei Jahren wiedergewählt. Sr. Maria-Franziska hat das Amt seit dem Jahr 2013 inne.

Die Augustiner Chorfrauen in Paderborn (Michaelskloster) haben Sr. M. Ancilla Ernstberger am 17. Mai zum zweiten Mal zu ihrer Oberin gewählt. Direkte Vorgängerin in diesem Amt ist Sr. M. Veronika Maaßen.

Am 12. Mai hat der Konvent der Schwestern von der Heimsuchung Mariä in Zangberg die bisherige Oberin Sr. Beata Marie Beck erneut zu seiner Oberin gewählt.

P. Andreas Werner OSB aus der Abtei Gerleve ist neuer Prior-Administrator der Abtei Maria Laach. Der Abtpräses der Beuroner Benediktinerkongregation, Dr. Albert Schmidt OSB, hat ihn am 11. Mai 2016 zum Prior-Administrator für drei Jahre ernannt. P. Andreas übernimmt das Amt von P. Dr. Albert Sieger OSB, der die Abtei seit September 2014 geleitet hatte.

Das Generalkapitel der Solanusschwwestern hat vom 5. bis 8. Mai getagt. Als neue Generaloberin wurde Sr. M. Christine Mirlach gewählt. Sie folgt in diesem Amt auf Sr. M. Hedwig Scharnagl, die neun Jahre lang in der Generalleitung des Ordens gewirkt hat.

Bertram Dickerhof

Der spirituelle Weg

Eine christlich-interreligiöse Lebensschule
Würzburg: Echter-Verlag 2016. – 288 S.

Was bewegt einen Menschen, sich nach innen zu wenden und einen spirituellen Weg zu gehen? Der Autor hat es erlebt, in der eigenen Person und in der Begleitung von Menschen, die zu ihm in den Ashram Jesu kommen, in den Taunushügeln, nicht weit von Limburg an der Lahn. Auch wenn Sinnhaftigkeit und Tagesablauf dieser Lebens- und Glaubensschule erst am Schluss des Buches erklärt werden – sie sind wichtig, um die von Dickerhof beschriebenen Wandlungsprozesse einordnen zu können. In der Stille, in der Wahrnehmung von sich selbst, seinen eigenen Gedanken und Gefühlen, im schweigenden Tun, in der Betrachtung christlicher und andersreligiöser Schriften und im Sich-Aussetzen gegenüber der Gruppe wird Wandlung angestoßen.

Ein zentraler Gedanke durchzieht wie ein roter Faden den Text: Die „Idiopolis“, das selbst gebaute Gefängnis aus Mauern eigener Vorstellungen, Träume, Ideen, will dekonstruiert, will abgebaut und niedergerissen werden, um in die Freiheit hinein zu finden. Das Festhalten daran bezeichnet der Autor als die eigentliche „Sünde“, die vielem Fehlverhalten zugrunde liegt. In der Annahme der Lebensrealität, im Sich-Stellen der eigenen Armut und Leere wird diese „Ego-Stadt“ nach und nach durchschaut, im Verzicht auf die von ihr vermeintlich gebotene Sicherheit. Dafür wächst eine neue Identität, wächst Offenheit für das Unaussprechliche, auch im Blick auf das eigene Geheimnis und die Unergründlichkeit Gottes. Dickerhof ist es wichtig, dass auch dann noch „Kampf“ angesagt ist, um die tägliche spirituelle Übung, um geistliche Nüchternheit gerade in Situationen von Krise und Entscheidungen, um Vertrauen und Demut. Nur so kann die erfahrene Weite ausgehalten und im Tun fruchtbar gemacht werden.

Bis hierher bleiben die beschriebenen Prozesse allgemein menschlich und mit viel psychologischer Kenntnis und Feingefühl beschrieben. In einem weiteren Schritt dann wird das Gesagte christlich zugespißt: sei es in Grundhaltungen der Nachfolge wie



ISBN 978-3-4290-3928-8
€ 19,90

Armut und Selbstverleugnung, sei es in der Erkenntnis, dass die neue Identität auf dem spirituellen Weg für den Christen niemand anders ist als der auferstandene und gegenwärtige Christus selbst.

Ein Hinweis auf das Geschenk spirituellen Reichtums in anderen Religionen, gerade im gemeinsamen Fundament des Hörens als Grundeinstellung für den Weg nach innen, rundet das Buch ab, bevor der bereits angesprochene Ashram Jesu als lebendiger und inspirierender Hintergrund für das Gesagte vorgestellt wird.

Bertram Dickerhof hat ein sehr persönliches Buch verfasst, mit ausführlicher Schilderung seiner eigenen Umkehr- und Wandlungserfahrungen. Vielleicht kann man sich als christlicher Leser fragen, ob für eine christlich-interreligiöse Lebensschule (so der Untertitel) im ersten großen Teil der Ausführungen es nicht zu viel um Psychologie und zu wenig um spirituell-religiöse Inhalte geht. Andererseits ist von „Gott“ und „Gottesbild“ die Rede. Ohne dieses näher zu spezifizieren, werden Zitate von Johannes vom Kreuz und Pseudo-Dionysios verwendet, die wiederum ohne die Rückbindung an christliche Innerlichkeit nicht zu verstehen sind.

Nie ist es einfach, das Leben erschütternde Erfahrungen im Glauben zu deuten und dann das Unsagbare ins Wort zu bringen. Dies gilt etwa für die Passagen im Buch, wo Dickerhof zu erklären versucht, was an die Stelle des bisherigen, gewussten, fest gefügten Gottesbildes tritt: „Am Beginn des Pilgerweges wird Christus vor allem auf der Höhe der Altäre gesehen, über allen irdischen Wesen und, anders als sie, auf der Seite Gottes und zu Gott gehörig. Je mehr der Jünger aber allmählich zur Bewusstheit seines wahren Selbst erwacht, versteht er sich als „...von Gottes Art“ (Apg 17,28).“ (208) Der „Gegenüber-Gott“ ist dem Pilger mehr und mehr gestorben. „An dem Platz, an dem er war, ist nichts, da Gott quasi diesen Platz verlassen hat und Quelle der Identität dieses Menschen wurde; und zwar auf solche Weise, dass der Mensch nun Zugang gefunden hat zu einem Grund in sich selbst, der er ganz und gar selbst ist ohne irgendetwas anderes oder Fremdes und der gleichzeitig das Wesen des transzendenten Gottes ist.“ (247f.) Wird hier nicht spirituelle Spitzenerfahrung zu sehr als etwas leichthin Bleibendes gesehen? Kommt der „Pilger“ bei aller erlebten Identität aus ohne (auch mündliches) Gebet zu dem immer größeren, alle und alles umfassenden „Du“?

Im Schlussteil des Buches finden sich dann ganz kostbare Formulierungen, in denen es um den erfahrenen Zusammenhang zwischen innerer Weite, gefühlter Leere und der gerade darin enthaltenen Liebe geht: „Eine solche „Liebe“ ist fein wie ein Nichts. Sie verschenkt sich ohne Anspruch auf Resonanz oder gar Erwidern... Diese in Liebe getauchte Leere – man muss sich dessen bewusst bleiben, dass beides nicht „etwas“ ist – meint Jesus mit „Vater“... Wenn nun der spirituelle Weg mehr und mehr zum Gewahren einer Leere führt, bei der Liebe wohnt und die doch leer bleibt, dann darf man sagen, dass Jesus sie meint, wenn er vom „Vater“ spricht“ (252).

Hier ist zweifellos eine Wortgestalt gelungen, welche die Frucht des inneren Weges erahnen lässt, ohne sie ihres Geheimnis-Charakters zu berauben.

Paul Rheinbay SAC

Margit Eckholt

Frau aus dem Volk

Mit Maria Räume des Glaubens öffnen.

– Spiritualität und Seelsorge. Band 8.

Innsbruck: Tyrolia 2015. – 128 S.

Wie gelingt es in einer pluralen Gesellschaft, „Heil, Erlösung und Befreiung“ (9-10) zu erfahren? Sich dieser Frage, welche zwischen Glauben und Leben eine Brücke schlägt, sowie damit verbundenen Themen anzunähern, das gelingt Margit Eckholt durch ihre Darstellungen zu Maria. In ihrer Bearbeitung entwickelt sie einen neuen Zugang, der die Mariologie nicht in ihrem klassischen Traktat abzuhandeln bevorzugt, sondern durch Aufzeigen poetischer und ästhetisch-theologischer Aspekte Perspektiven für Glaubenserfahrungen und Praktiken des Glaubens ermöglicht. Obwohl vielerorts und durch viele verschiedene Gründe die Distanz zur christlichen Gemeinde vor Ort wächst, „bleiben für viele Männer und Frauen über Wallfahrtsorte und in Gemeinden und Familien tradierte Praktiken der Volksfrömmigkeit -vor allem der marianischen-weiterhin von Bedeutung“ (7). Welche Bedeutung Maria für das Glaubensleben spielte, schlug sich in verschiedenen Zeitepochen auch in der künstlerischen Darstellung, sowohl in Kunst und Literatur, wie auch in der Musik, nieder. Die Entstehung, die Erfahrung und die Reflexion des persönlichen Glaubens lässt auch den wissenschaftlich theologischen Gehalt zu Tage treten. Marianische Theologie hat etwas zu sagen: „Ein solcher ästhetisch-praktisch-theologischer Zugang zu Maria, der sich an Marienbildern, Praktiken der Wallfahrt, Gebeten und Liedern orientiert, verbindet Glaubenserfahrung, Glaubensbildung und Glaubensreflexion[...]“ (14). Die Autorin sieht diese Art des Zugangs zu Theologie als wichtig für unsere Zeit an: „Leben und Glauben können mit Blick auf Maria neu miteinander zum Klingen gebracht werden“ (10). Damit stellt sie ein Bild des Christentums dar, welches verschiedene Phasen des Lebens unter einem kritischen Blick gemäß der Zeichen der Zeit einbezieht. Dieser neue Blick eröffnet nahezu prophetische Perspektiven für ein Christentum in pluraler Gesellschaft: „Christsein hat mit Charme, mit Faszination, mit Leben und Schönheit zu tun, gleichzeitig, aber auch mit kritischem Geist, mit einem Gespür für die Zeichen der Zeit, mit prophetischem Mut, jegliches Unrecht und Verletzung der Menschenwürde anzuklagen; auch das ist an Maria abzulesen.“ (90). Die Autorin erweitert schließlich ihre Ausführungen um das Bild Marias als „Typus des Glaubens“ und als „Typus der Kirche“. Wegen ihres großen Glaubens und wegen ihrer jüdischen Wurzeln weist sie so verbindende Elemente auf, welche auch für den interreligiösen Dialog fruchtbar sein können. Die Dogmenentwicklung des 19. und 20.



ISBN 978-3-7022-3477-5
€ 9,95

Jahrhunderts sieht sie als Erweiterung der Gnadendimension des christlichen Glaubens (81), welche das Potential der Integration und Versöhnung mit anderen christlichen Konfessionen aufweisen.

In der Wissenschaft der Theologie ist Maria fast ein vergessenes Thema und es ist ein großer Beitrag von Prof. Eckholt den „...Zusammenhang mit der anthropologisch-theologischen und gnadentheologischen Perspektive, mit der die Theologie seit dem Mittelalter auf Maria Bezug nimmt“ (74) aufzuzeigen und für heute fruchtbar zu machen. Bei aller Betonung der Rolle Mariens geht es ihr nicht um eine „Göttlichkeit“ von Maria, sondern um „das Gottsein Jesus Christi“ (64). Ihr Zugang zu Maria ist in biblischer- und kirchlicher Tradition verwurzelt. Deutlich ist auch ihr feministischer Blickwinkel zu erkennen, von welchem aus sie Maria als die große Frau in der Erlösungsgeschichte hineinbringt.

Bilder, Texte, interkulturelle Erfahrungen aus Lateinamerika, Afrika und Asien ermöglichen einen neuen Zugang zu Maria. Besonders die Rolle und Bedeutung Mariens im Leben des Einzelnen in unterschiedlichen Etappen des Lebens zu erkennen, macht das Buch lesenswert: „Sie begleitet in Flucht und Vertreibung, auf allen Wegen dies- und jenseits der Grenzen, in den Zwischen- und Warteräumen“ (102).

Sahaya Kumar ISch, Vallendar

Liturgia Horarum iuxta ritum Romanum

Editio secundum typicam alteram. – 6 Bände.

Downers Grove (IL): Midwest Theological Forum 2010. – 7240 S.

Seit der Menschwerdung Gottes im Hohenpriester des Neuen Bundes erklingt der himmlische Hymnus ewiger Anbetung auf der Erde (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 83). Bis heute hält die Kirche fest an der Lehre Jesu und seiner Apostel, an der Gemeinschaft, der Eucharistie und den Gebeten (vgl. Apg 2,42). Im kirchlichen Heiligungsdienst besitzt das öffentliche Gebet, das die Kleriker und Ordensleute fürbittend für die Welt, besonders für das Volk Gottes und gemeinsam mit ihm, darbringen, Tag für Tag eine zentrale Bedeutung.

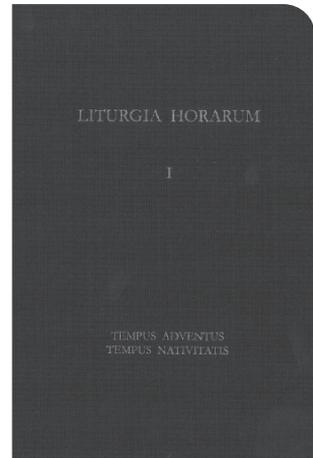
Nach der Instruktion *Inter Oecumenici* zur ordnungsgemäßen Durchführung der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils sollte der Vollzug des *officium divinum* in lateinischer Sprache weiterhin die Norm bleiben (vgl. 85–89 gemäß SC 101). Vor diesem Hintergrund ist es trotz gegenläufiger Entwicklungen schlechterdings inakzeptabel, dass das erneuerte lateinische Brevier seit Jahren nicht mehr bei der *Libreria Editrice Vaticana* erhältlich ist. Das zuständige römische Dikasterium arbeitet mehr oder weniger seit Jahrzehnten an einem Ergänzungsband mit Auswahltexten für die

Liturgia Horarum, dessen Nutzen als fraglich gilt. Statt eines fünften Bandes zu den vier vergriffenen – die Antiquariatspreise steigen und steigen – müsste vielmehr ein aktualisierter Nachdruck oben auf der Tagesordnung stehen.

Mit Genehmigung der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung (vgl. Prot. N. 1028/05/L) sowie dem Imprimatur des Erzbischofs von Chicago hat das *Midwest Theological Forum*, eine gemeinnützige Organisation aus den USA, die sich auf religiöse Bildungsangebote und die Veröffentlichung vor allem liturgischer Bücher spezialisiert hat, vor einiger Zeit aus eigener Initiative Abhilfe geschaffen und eine für den gottesdienstlichen Gebrauch autorisierte Neuauflage der *Liturgia Horarum* auf den Markt gebracht, die im deutschsprachigen Raum noch immer weitgehend unbekannt ist.

Sie bietet einen Text gemäß der *editio typica altera* auf Basis der Ausgabe aus dem Jahr 2000 – ergänzt um die Proprien der Feste, die seither dem Allgemeinen Römischen Kalender hinzugefügt worden sind. Dabei handelt es sich nicht um einen bloßen Nachdruck, sondern um eine gänzlich neu gesetzte Ausgabe in sechs statt vier Bänden: Band I umfasst den Advent und die Weihnachtszeit, Band II die Fastenzeit, Band III die Osterzeit, die Bände IV–VI die 1.–14., 12.–24. bzw. 22.–34. Woche im Jahreskreis. Die Überschneidungen bei den letzten drei Bänden sind sehr sinnvoll, da Geistliche ihren Urlaub und damit verbundene längere Reisen, in die ein Stundenbuchwechsel fallen könnte, eher außerhalb der geprägten Zeiten legen dürften. Jeder Band enthält eingangs ein umfassendes Kalendarium, Band I zusätzlich die *Institutio generalis de Liturgia Horarum*. Eine erfreuliche Textänderung findet sich im alttestamentlichen Canticum der Laudes am Samstag der ersten Woche, dem Schilfmeerlied (im Zuschnitt Ex 15,1–4b.8–13.17f), wo abweichend von der *editio typica altera* („Iahveh nomen eius“) die Neovulgata-Übersetzung „Dominus nomen eius“ gewählt und damit der Gebrauch des Gottesnamens vermieden wird (in der *editio typica* heißt es nach der Vulgata noch „Omnipotens nomen eius“, was später verschlimmbessert worden ist). Papst Benedikt XVI. hatte mit Datum vom 29. Juni 2008 eine Direktive an die Bischofskonferenzen versenden lassen, die moniert, dass vokalisierte Formen des heiligen Tetragramms entgegen klarer Vorgaben bleibenden Einzug in die Liturgie gefunden haben; stattdessen wird angeordnet, entsprechend katholischer Tradition aus unvordenklicher Zeit den Gottesnamen keinesfalls zu gebrauchen, sondern durch „Gott“ bzw. „Herr“ zu ersetzen. Bedauerlicherweise hat sich in die Anhänge aller Bände der Neuauflage ein Flüchtigkeitsfehler eingeschlichen: Dort heißt es „index responsorium“ statt „index responsorium“.

Text und Rubriken werden in schwarz und rot auf feinem, aber nicht allzu dünnem cremefarbenem Papier wiedergegeben. Zwei besondere Vorzüge sind das gut lesbare Schriftbild (Größe 11 der Schriftart *Palatino*) sowie das übersichtliche Zweispaltenfor-



978-1-936045-26-6

\$ 450.00

mat, das erstmals seit dem Breviarium Romanum von 1962 wieder Verwendung findet. Jeder Band besitzt zwei Einlegebändchen in roter und gelber Farbe sowie zwei Einlegekärtchen mit häufiger wiederkehrenden Texten einschließlich des traditionellen Vorbereitungsgebets *Aperi Domine*. Die Bände sind etwas kleiner als DIN-A5 und damit größer als bisherige Ausgaben der *Liturgia Horarum* oder des *Deutschen Stundenbuchs*. Während manche Ausgaben der Vatikanischen Verlagsbuchhandlung durch eine schwache Bindung auffielen, besticht die in schwarzes Leinen gefasste Ausgabe des *Midwest Theological Forum* durch ihre hohe Verarbeitungsqualität. Der Gesamtpreis ist gegenüber dem, was man von fremdsprachigen liturgischen Büchern gewohnt ist, auf den ersten Blick ein wenig hoch, allerdings relativiert sich dies erheblich angesichts der üblicherweise hohen Kosten für deutschsprachige liturgische Bücher, insbesondere für das *Deutsche Stundenbuch* in drei Bänden mit seinen sechzehn Lectionaren.

Fazit: Die vorliegende Neuausgabe der *Liturgia Horarum* ist ohne jede Einschränkung zu empfehlen. Zugleich steht zu hoffen, dass es die Ausnahme bleibt, dass einschlägige liturgische Bücher ausschließlich digital oder aufgrund unkalkulierbarer privater Initiativen erhältlich sind (unter anderem das *Missale Romanum cum lectionibus* und das *Missale parvum ad usum sacerdotis itinerantis* liegen noch immer nicht in der *editio typica tertia* vor).

Julian R. Backes O.Praem.

Andreas Redtenbacher/Joachim Schmiedl (Hg.)

Wind of Change

Orden am Beginn des dritten Jahrtausends.

Theologie im Dialog. Band 16

Freiburg: Herder 2016. – 141 S.

„Wind of Change“ (Wind des Wandels) war das Motto, unter dem im März 2016 im Stift Klosterneuburg/Österreich ein Symposium zur Zukunft der Orden veranstaltet wurde. Verantwortlich für die Ausrichtung der Veranstaltung zeichneten das Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften (IRG) an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (PTHV) unter der Leitung von Prof. Dr. Joachim Schmiedl ISch, gemeinsam mit der Superiorenenkonferenz der Männer, der Vereinigung der Frauenorden Österreichs und der Augustiner-Chorherren. Anlass der Veranstaltung war das von Papst Franziskus ausgerufene „Jahr des geweihten Lebens“ (2015). Der Sammelband bringt nun die verschiedenen Beiträge des Symposions. Autoren/-innen sind Maximilian Aichern, Nicole Grochowina, Christian Haidinger, Maximilian Heim, Beatrix Mayrhofer, Erhard Rauch, Andreas Redtenbacher, Ferdinand Reisinger, Paul Rheinbay, Alois Riedlsperger, Joachim Schmiedl und Asztrik Várszegi.

Das Motto der Veranstaltung ist angelehnt an den Song der Musikgruppe Scorpions aus dem Jahr 1991, der als „Hymne der Wende“ in die Geschichte einging. (Vgl. Schmiedl, J., Fünfzig Jahre „Perfectae Caritatis“. Rückenwind und Gegenwind im Jahr der Orden, in: Ebd. 19) Ob man die augenblickliche Situation der Orden mit einem so positiven Lebensgefühl, wie es das Lied beschreibt, konnotieren kann, wird von den Autoren/-innen des Bandes nicht eindeutig beantwortet.

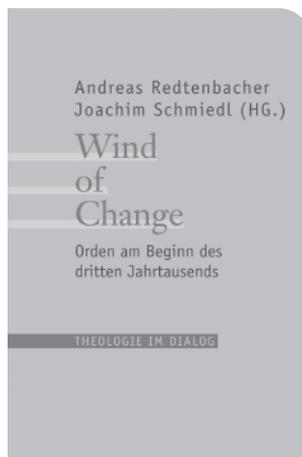
So meint Christian Haidinger: „Wie fühle ich mich mit diesen Erfahrungen bei diesem Symposium ‚Wind of Change‘? Ich frage mich: Gehört hinter diesen Titel ein Fragezeichen [?] oder ein Rufzeichen [!]? Ich weiß es nicht, sicher aber bin ich, dass wir alle uns nach ‚change/Wandel‘ sehnen! Wobei wir wohl alle so viel Realisten sind, dass dieser Wandel – zumindest bei uns in Europa – mit allergrößter Wahrscheinlichkeit zu keinem Wandel zu früheren (Eintritts-)zahlen und Gegebenheiten sein wird.“ (Haidinger, Chr., Die Orden in der Gegenwart der Kirche, in: Ebd. 12f.)

Alois Riedlsperger SJ meint: „Freude, Last und Zukunftsperspektiven des Ordenslebens – in jedem Fall befinden sich Ordensgemeinschaften und ihre Einrichtungen in einem dramatischen Wandel: ‚Wind of Change‘. Es gilt die Einladung, die Segel in den Wind zu setzen! Ordensberufung, Ordensleben bleibt spannend!“ (Riedlsperger, A., Freude, Last und Zukunftsperspektiven des Ordenslebens, in: Ebd. 117)

Maximilian Heim OCist interpretiert dieses Motto im Sinne eines monastischen Lebenswandels: „Mit Maria sprechen die Zisterzienser ihr Fiat in der Christusnachfolge. Das ist eine *conversio* aus der Kraft des Hl. Geistes, ein wahrer ‚Wind of Change‘ gegen alle Resignation, ein pfingstliches Wehen des Geistes, das zur täglichen Umkehr mahnt, um das Leben in Fülle (vgl. Joh 10, 10) zu finden und zu bezeugen.“ (Heim, M., Heute monastisch leben, in: Ebd. S. 109)

Provozierend frischer Wind kommt einem in dem Beitrag von Beatrix Mayrhofer SSND „Klosterschwester – Ordensfrau“ entgegen. (Vgl. ebd. 54-66) Wie schon der Titel andeutet, haben profilierte Frauen in der Geschichte der Kirche einiges bewegt und wirken kompetent am Wandel der Ordensgemeinschaften mit. Sie zeigt aber auch zugespitzt die Ambivalenz des „Wind of Change“, den die Ordensgemeinschaften heute erleben: „Keine Frage ist, dass wir den ‚Wind of Change‘ spüren, und je nach Blickrichtung können wir sagen: es ist ein frischer Wind, eine erfrischende Brise in unseren Gemeinschaften. Aber ich könnte es durchaus mit Zahlen belegen, dass uns Ordensfrauen derzeit ein scharfer Wind geradezu hinwegfegt.“ (Ebd. 55)

Zusammenfassend lässt sich zu diesem Dokumentationsband sagen: Die gesellschaftlichen Veränderungen in den letzten 50 Jahren haben die Orden in Europa voll getroffen. Sie können sich diesen Veränderungen nicht entziehen, müssen wohl lernen, im Sinne einer klugen „Unterscheidung der Geister“ damit positiv umzugehen. Dann



ISBN 978-3-451-31159-8
€ 24,99

kann selbst der Gegenwind zu einer Chance werden, die eigene Identität weiterzuentwickeln und das Profil der Gemeinschaft erfrischend neu auszugestalten.

Otto Amberger ISch

Johannes Bunnenberg/Aurelia Spendel (Hg.)

Auf der anderen Seite des Schweigens

Dominikanisches Jahreslesebuch.

Regensburg: Friedrich Pustet 2016. – 400 S.

Spirituelle Lesebücher haben Konjunktur. Sie sind die erweiterte Form von Kalenderblättern und Bibelleseplänen mit Sprüchen für jeden Tag. Aus Anlass ihres 800jährigen Gründungsjubiläums haben die dominikanischen Gemeinschaften eine besondere Form von Jahreslesebuch herausgebracht. Auffallend ist zunächst, dass die Orientierung nicht nach Tagen, sondern nach dem Wochenrhythmus erfolgt. Dadurch wird dem Leser eine größere Flexibilität im Jahreslauf ermöglicht. Die jeweils sieben nicht mehr als eine Seite umfassenden Texte zu den einzelnen Tagen sind thematisch gegliedert. Eine dreifache Gliederung zeichnet sich ab: Zum einen wird dem Kirchenjahr Rechnung getragen, wenn sich Texte mit Karwoche und Ostern, mit Pfingsten und Weihnachten beschäftigen. Zum anderen kommen dominikanische Autorinnen und Autoren aus 800 Jahren zu Wort, angefangen vom Ordensgründer Dominikus über die großen Theologen der Anfangszeit wie Albertus Magnus und Thomas von Aquin, die Mystiker Meister Eckhart und Johannes Tauler sowie die großen dominikanischen Frauengestalten Margarete Ebner und Katharina von Siena. Umstrittene Dominikaner, die heute als große Reformer anerkannt sind, wie Girolamo Savonarola und Bartolomé de Las Casas, kommen ebenso zu Wort wie Gustavo Gutiérrez und Edward Schillebeeckx. Schließlich runden „thematische“ Wochen das Jahr ab. Unter dem Stichwort „Heiliger Geist“ finden sich wichtige Abschnitte aus dem Schaffen von Yves Congar. Aktuelle Themen wie das Verhältnis von Christentum und Islam und solidarische Praxis werden nicht ausgeklammert; hierfür werden Aussagen von Kapitelsver-



ISBN 978-3-7917-2770-7
€ 24,95

sammlungen oder der jüngsten Ordensmeister herangezogen. Manche Überraschungen finden sich, wenn Menschen zu Wort kommen, die sich der dominikanischen Spiritualität in der Welt verpflichtet sahen, etwa die Politiker Giorgio La Pira und Hanna-Renate Laurien. Und dass Spiritualität nicht immer nur geschriebenes Wort sein muss, zeigen die Bildtafeln von Fra Angelico in der Mitte des Jahresbuchs. Ein Buch, das Lust macht zum Lesen, Studieren und betrachtenden Schmökern.

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

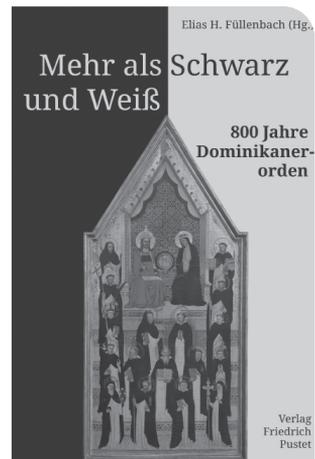
Elias H. Füllenbach (Hg.)

Mehr als Schwarz und Weiß

800 Jahre Dominikanerorden.

Regensburg: Friedrich Pustet 2016. – 359 S.

Das Begleitbuch zur Regensburger Ausstellung aus Anlass des 800jährigen Jubiläums des Dominikanerordens enthält eine Auswahl von Exponaten, die in Kirche und Kloster St. Blasius zu sehen sind. Doch es ist vielmehr eine Sammlung von Beiträgen zur reichen Tradition des Predigerordens. Der Schwerpunkt liegt auf der Anfangsgeschichte (Paul Hellmeier über Dominikus) und die besondere Innovation des Ordens (Gert Melville) als Prediger in der entstehenden urbanen Kultur (Jörg Oberste). Es folgen Überblicksdarstellungen zu den deutschen Dominikanern im Mittelalter (Wolfram Hoyer), als Ketzerbekämpfer und Inquisitoren (Peter Segl), in den Jahrhunderten zwischen Reformation und Säkularisation (Klaus-Bernward Springer) sowie nach der Neubegründung bis heute (Elias Füllenbach). Der nächste Abschnitt widmet sich der Personengeschichte des Ordens. Berechtigterweise stehen zwei Beiträge zu Albertus Magnus als Naturphilosoph (Lydia la Dous) und Bischof von Regensburg (Elias Füllenbach) sowie einer zu Thomas von Aquin (Ulrich Horst) am Beginn. Bedeutende Mystiker des Mittelalters, wie Meister Eckhart, Heinrich Seuser und Johannes Tauler waren Dominikaner (Walter Senner). Ihre begleitende Seelsorge unter Dominikanerinnen stellt Urban Federer am Beispiel der Margareta Ebner dar. Die nächsten fünf Studien beschäftigen sich mit den Dominikanern in Regensburg, mit dem Kloster St. Blasius (Bernhard Lübbers und Klaus Unterburger), mit dem Dominikanerinnenkloster Heilig Kreuz (Sebastian Mickisch) sowie den Dominikanerinnen in Regensburg und auf dem Adlersberg (Christina Andrä). Schließlich widmet sich Anne Müller der Wahrnehmung des Islam durch die Dominikaner, was von Stefan Schröder mit einer Durchsicht durch die Pilgerberichte des Felix Fabri ergänzt wird.



ISBN 978-3-7917-2757-8
€ 25,00

Der gegenwärtige Generalmagister Bruno Cadore betont die Zusammengehörigkeit der dominikanischen Familie in ihrer Vielfalt. Das Wanderleben ist heute Mobilität im Dienst der Kirche. Dominikaner sollen, so Cadore „auf der Höhe der Welt“ sein und darin ihre Berufung zum Studium realisieren. „Kontemplative Prediger“ sollen die Dominikaner heute sein.

Der Sammelband bietet eine gute Einführung in Geschichte und Sendung, Persönlichkeiten und gegenwärtige Herausforderungen der Predigerbrüder. Es ist ein Handbuch für alle, die sich mit dem Orden auseinandersetzen möchten. Weiterführende Literatur findet sich in den Anmerkungen, die leider nur im Anhang zu finden sind und in einer kaum mehr lesbaren Schriftgröße gedruckt sind.

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

Karl-Heinz Braun/Hugo Ott/Wilfried Schöntag (Hg.)

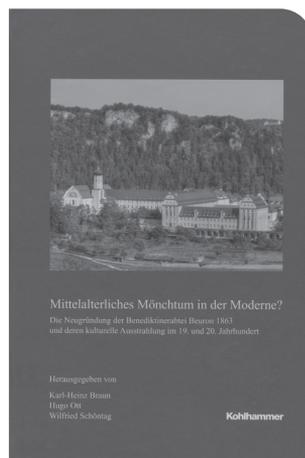
Mittelalterliches Mönchtum in der Moderne?

Die Neugründung der Benediktinerabtei Beuron 1863 und deren kulturelle Ausstrahlung im 19. und 20. Jahrhundert

Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen. 205. Band. Stuttgart: Kohlhammer 2015. – 237 S.

Die Stiftung des Klosters Beuron im oberen Donautal durch die Fürstin Katharina von Hohenzollern ist durch Hubert Wolfs Kriminalgeschichte über „Die Nonnen von Sant’Ambrogio“ wieder in die Öffentlichkeit gerückt. Der Tagungsband anlässlich des 150jährigen Gründungsjubiläums ordnet diese Gründung in die Kontexte ein.

Bis in die Gegenwart hat das Kloster mit dem Haus Hohenzollern eine enge Verbindung (Volker Trugenberger). Die Gründung Beurons, so mehrere Beiträge, ist Teil der Mittelaltersehnsucht des 19. Jahrhunderts. Die Sorge um profane und sakrale Denkmäler in mittelalterlicher Gestaltung trieb König Friedrich Wilhelm IV. um (Ewald Frie). Die christliche Sehnsucht nach Jerusalem verband Kaiser Wilhelm II. mit der Gründung der Benediktinerabtei Dormitio auf dem Zionsberg (Oliver Kohler). Auf das 18. Jahrhundert und die Bedeutung der Benediktiner für die Bildung wies Franz Quarthal hin, während Karl-Heinz



ISBN 978-3-17-029890-3
€ 28,00

Braun sich der besonders in Baden heftigen Kritik liberaler Kreise am Mönchtum im 19. Jahrhundert widmet.

Den mittelalterlichen Quellen des Beuroner Reformprogramms in den Schriften des Gründungsabtes Maurus Wolter spürt Andreas Sohn nach. Cyrill Schäfer sieht Beuron und die französische Abtei Solesmes mit ihrem Abt Prosper Guéranger als Teil eines Netzwerks zur benediktinischen Ordensreform.

Weitere Beiträge sind der Epoche des Nationalsozialismus gewidmet. Ein dunkles Kapitel beleuchtet Franz-Josef Ziwes, nämlich die Ablösung des Erzabtes Raphael Walzer und die Verstrickungen in das Gestapo-System des Dritten Reiches seitens des Priors. Raphael Walzer war während der Aufenthalte von Edith Stein im Kloster 1928-1933 ihr geistlicher Begleiter gewesen, der ihr den Weg in den Karmel eröffnete (Katharina Seifert). Zur zum Teil ins Legendarische zu verweisenden „Flucht“ der Freiburger Philosophischen Fakultät nach Beuron unmittelbar nach Kriegsende steuert Dieter Speck Neues bei, während Hugo Ott die Beziehungen Martin Heideggers zu Beuron untersucht.

Wolfgang Zimmermann resümiert die Paradoxien, in denen sich die Gründung eines Klosters in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter den Voraussetzungen mittelalterlichen Mönchtums in 150 Jahren Geschichte befand, knapp und präzise: „Dass aber eine Gemeinschaft, die sich durch eine kompromisslose Ausrichtung auf den Gottesdienst programmatisch einer ‚innerweltlichen Verzweckung‘ entzieht, den umfassenden Geltungsanspruch totalitärer Macht zurückweist, kann man als Politisierung des Unpolitischen beschreiben – ein weiteres produktives Paradoxon der Beuroner Geschichte der Neuzeit, einer Geschichte zwischen der ‚Restauration des mittelalterlichen Mönchtums‘ und der religiösen Erfahrung des modernen Menschen des 20. Jahrhunderts.“ (S. 226) So lässt sich auch am Ende des Sammelbandes das Fragezeichen im Titel nicht ganz auflösen.

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

Kartause Marienau

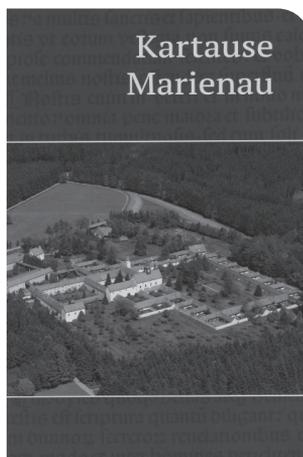
Kißlegg 2016. – 64 S.

In der Forschung finden die Kartäuser seit Jahrzehnten große Aufmerksamkeit. Schon über 400 Bände hat der umtriebige Salzburger Historiker James Hogg in seinen „Analecta Cartusiana“ publiziert und die Geschichte des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Einsiedlerordens untersucht. Dem Orden gehören heute 360 Mitglieder (190

Patres, 105 Brüder und 65 Schwestern) in 16 Männer- und fünf Schwesternkartäusen an. In Deutschland existiert seit der Verlegung von Düsseldorf ins Allgäu nur die Kartause Marienau.

In einer reich bebilderten Broschüre schildern die Allgäuer Kartäuser ihren streng geregelten Tagesablauf, den Ausbildungsweg „in der Schule der Liebe Gottes“, die Geschichte und Ausbreitung des Ordens. Der zweite Teil der Broschüre führt in den inneren Weg eines Kartäusers ein, für den die Liturgie eine zentrale Rolle spielt, die in Verbindung mit dem privaten Gebet und Studium zur Begegnung mit dem lebendigen Gott führen will. Der Brief von Guigo II., 1173-1180 Prior der Grande Chartreuse, über die „Leiter zum Paradies“ ist mitgedruckt. Mit den Worten der letzten Päpste bei Besuchen in italienischen Kartäusen schließt die werbende Schrift.

Joachim Schmiedl ISCh, Vallendar



ISBN 978-3-86357-150-4
€ 7,95

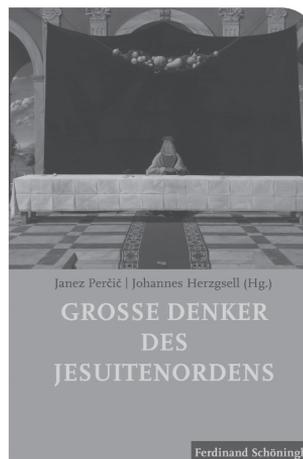
Janez Percic / Johannes Herzgsell (Hg.)

Große Denker des Jesuitenordens

Paderborn: Ferdinand Schöningh 2016. – 137 S.

Keine leichte Kost ist die Ringvorlesung der Münchener Hochschule für Philosophie anlässlich des 200jährigen Jubiläums der Neugründung der Gesellschaft Jesu. Dem Leser wird einiges abverlangt, wenn er den originellen Wegen der denkerischen Umsetzung ignatianischer Spiritualität in vier Jahrhunderten nachspüren darf. Acht Jesuiten haben die Herausgeber ausgewählt. Sie decken ein breites Spektrum philosophischer und theologischer Disziplinen ab und zeigen gleichzeitig, wie häufig Jesuiten Grenzgänger zwischen den Fachgebieten waren.

Harald Schöndorf analysiert die Metaphysik des Francisco Suárez und sieht in ihm den „Urheber der klassischen Transzendentalienlehre“ (S. 22). Baltasar Gracián wird von Sebastian Hofmeister als meisterhafter Literat und Aphorist sowie als lebensnaher Ethiker geschildert. An vielen Textbeispielen zeichnet Johannes Seidel den französischen Jesuiten, Mystiker, Naturphilosoph und Palä-



ISBN 978-3-506-78400-1
€ 19,90

ontologen Pierre Teilhard de Chardin. Oswald von Nell-Breuning ist für Johannes Wallacher der „Vordenker zeitgemäßer Wirtschafts- und Finanzethik“, der sich gegen das finanzielle „Freibeutertum“ wandte. Karl-Heinz Neufeld stellt das Wirken Henri de Lubacs in den Kontext der Auseinandersetzungen um die „Nouvelle théologie“ und deren Rehabilitierung im Zweiten Vatikanischen Konzil. Mit Karl Rahners gnadentheologischem Ansatz bei der Selbstmitteilung Gottes und der Hinordnung des Menschen darauf („übernatürliches Existential“) setzt sich Johannes Herzgsell auseinander. Die Hauptwerke Bernard Lonergans, insbesondere seine theologische Methodenlehre, präsentiert Ulf Jonsson. Das Buch schließt mit einer Analyse der Mystik, wie sie Michel de Certeau in einem psychoanalytischen Vortrag über den Dresdener Richter Daniel Paul Schreber eingebaut hat.

Wie gesagt, keine leichte Kost, aber lohnend für alle, die sich den Denkwegen der Moderne aussetzen wollen und können.

Joachim Schmiedl ISch, Vallendar

Volker Henning Drecoll (Hg.)

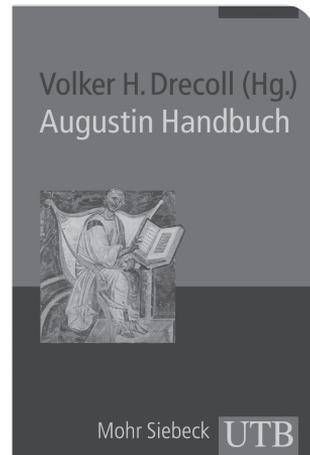
Augustin-Handbuch.

– UTB.M 4187. –

Tübingen: Mohr Siebeck 2014 (Originalausgabe 2007). – XIX, 799 S.

Der Stellenwert des heiligen Augustinus ist kaum zu überschätzen. Auch wenn man in der abendländischen Theologie mehr sieht als „nur eine Fußnote“ zu ihm (Wilhelm Geerlings), so bleibt doch richtig, dass er „der Genius des westeuropäischen Geistes“ ist (Erich Przywara S.J.). Es ist der „ganze“ Augustinus, der in Kanoniker-, Bettel- und Caritasorden sowie in diversen Kongregationen Jahr für Jahr am 28. August und darüber hinaus verehrt wird – nicht nur der Regelvater, sondern auch der Bischof, der Kirchenlehrer, der Denker.

Volker Drecoll, Professor für Alte Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Tübingen, fügt als Herausgeber des „Augustin-Handbuchs“ in den Hauptabschnitten „Orientierung“, „Person“, „Werk“ und „Aspekte der Wirkungsgeschichte“ ein umfassendes Gesamtbild aus zahl- und perspektivenreichen Einzeldarstellungen zusammen, die namhafte Altertumswissen-



ISBN 978-3-8252-4187-2
€ 29,99

schaftler aus dem In- und Ausland beigetragen haben. Vorangestellt werden Hinweise zur Benutzung und ein Abkürzungsverzeichnis, am Ende stehen je ein Autoren-, Quellen und Literaturverzeichnis sowie ein detailliertes Register, das Textstellen (aus der Bibel sowie von Schriften antiker, mittelalterlicher und neuzeitlicher Autoren), Personen, Orte und Sachen erschließt.

Im Orientierungsartikel zum Stand der Augustinusforschung konstatiert der Herausgeber, dass das Interesse an Augustinus in den letzten Jahrzehnten „eher zu- als abgenommen“ hat (S. 14). Dafür werden mehrere Ursachen angeführt: Eine besondere Rolle spielt die Entdeckung bisher unbekanntem Textmaterials aus dem Bereich der Brief- und Predigtliteratur, welches neue Fragestellungen in die Fachwelt gebracht hat, etwa zum liturgischen Ort des augustianischen Denkens.

In einem weiteren, dem Hauptabschnitt „Person“ zugeordneten Artikel legt Drecoll Augustins Liturgieverständnis dar. Der *cultus*, die liturgische Verehrung Gottes, ist verdichteter Ausdruck jener Frömmigkeit, die auch außerhalb der *celebratio* das ganze Leben zu bestimmen hat. Daher ist es zum einen folgerichtig, dass Augustinus die Dichotomie von Philosophie und religiöser Biographie bei den Platonikern kritisiert und zum anderen, dass der Feier von Märtyrerfesten einschließlich eines vielfältigen Reliquienkultes in der Kirche von Hippo Regius besonderes Gewicht beigemessen wird.

Gert Partoens, Dozent für Latinistik an der Katholischen Universität Löwen, führt im dritten Teil des Handbuchs in die mit dem Predigtwerk Augustins zusammenhängenden Schriften ein, die *enarrationes in Psalmos*, den *Ioannis evangelii tractatus* und die *sermones*. Die *enarrationes* stellen nicht nur den ältesten vollständigen Kommentar zum Buch der Psalmen in der Westkirche dar, sondern geben als Augustins umfangreichste Schrift Zeugnis für die zentrale Verortung der Psalmen in seiner geistlichen, intellektuellen und pastoralen Existenz. Die *enarrationes* sind sehr vom Kampf gegen Häresie und Paganismus sowie dem Bemühen geprägt, sich das Wort Gottes anzueignen. In Cassiciacum sucht Augustinus als Katechumene Trost im Psalmgesang, auf dem Sterbebett bittet er, mit den Bußpsalmen zum Gebet allein gelassen zu werden. Hermeneutisch erschließt Augustinus den Sinn der Psalmen aus dem Neuen Testament; von dorthin begreift er sie teilweise als Prophetie, teilweise als Gebet der Kirche zu Christus und teilweise als Stimme Christi selbst.

Im wirkungsgeschichtlichen Schlussabschnitt schneidet Ulrich Köpf, ehemaliger Professor für Mittlere Kirchengeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Tübingen, einige Aspekte die Augustinusregel betreffend an. Er führt präzise durch das Wirrwarr ihrer Überlieferungsgeschichte und stellt die historische Bedeutung der bisweilen als pseudepigraphisch taxierten Schrift für die Institute geweihten Lebens im Okzident heraus, die nicht die Benediktregel angenommen haben, sondern – beginnend mit der kanonikalen Bewegung – eine Verbindung von Kleriker- bzw. Chorfrauenstand und reguliertem Glaubensleben anstreben.

Repräsentativ für die hohe Qualität des zu besprechenden Projekts sind auch die Beiträge des US-amerikanischen Theologen Robert Dodaro O.S.A., Präsident des Päpstlichen Patristischen Instituts Augustinianum in Rom, der unter anderem „Augustin als Mönch und Asket“ vorstellt (vgl. S. 232–237), dessen geistliches Leben im Maßhalten seinen *cantus firmus* findet und im liebenden Aufstieg zu Gott durch schrittweises

Sich lösen von materiellen Dingen der sichtbaren Welt sein Programm. Augustinus leitet seine Berufung zur Askese, die sich vor allem in seiner Ehelosigkeit, der Aufgabe seines Lehrstuhls in Mailand und dem Verzicht auf zivile Ämter zeigt, nicht erst aus dem kirchlichen Amt ab, sondern bereits aus der Taufe. Hier geht es allerdings um eine persönliche Entscheidung, sich Gott dienstbar zu übereignen und nicht um einen verallgemeinerten Asketismus. Als Bischof stellt sich Augustinus den manichäischen Praktiken entgegen, die das Fasten an Sonntagen sowie den Verzicht auf Ehe und Nachkommenschaft, Besitz, Wein, Fleisch und sogar manche Obst- und Gemüsesorten propagieren. Augustinus gründet mehrere Klöster. Die Kleriker der Diözese Hippo Regius verpflichtet er zur *vita communis* im Bischofshaus sowie zur Ehelosigkeit und Gütergemeinschaft. Zu den Kennzeichen seines vom orientalischen Mönchtum inspirierten Klosterideals zählen überdies die Heiligung des Tagewerks, das Gebet zu festen Zeiten, die *lectio divina*, der ernsthafte Austausch über geistliche Themen, das Fasten, die Klausur und die Beachtung der Hygiene.

Die nun vorliegende, unveränderte Studienausgabe des „Augustin-Handbuchs“, die gegenüber der Originalausgabe um über achtzig (Leinen) bzw. knapp vierzig Prozent (Broschur) günstiger ist, ist nicht nur – aber besonders – den Angehörigen augustini-scher Gemeinschaften für die Aus- und Weiterbildung mit Nachdruck zu empfehlen.

Julian R. Backes O.Praem.

Im nächsten Heft...

... geht es um das Thema „Lebenskultur des Evangeliums in der Zerstreuung“. Das Heft dokumentiert Beiträge des Symposions Ordens-theologie, das vom 26. bis 28. Februar 2016 in der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar stattgefunden hat. Unter anderem beschäftigen sich Texte mit

- Identität und Diaspora in der Ordensgeschichte
- Auferstehung und christlicher Lebenskultur
- dem Erneuern des Zusammenlebens durch Orden.

Vor Redaktionsschluss des vorliegenden Heftes erschien die Apostolische Konstitution „Vultum Dei quaerere“ über das weibliche kontemplative Leben. Voraussichtlich wird im kommenden Heft ein kirchenrechtlicher Kommentar zu dem Dokument erscheinen.

57. Jahrgang 2016, Heft 4

2016/Heft 4

ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

● Symposion
Ordenstheologie
26.-28.02.2016

● Apostolische
Konstitution
Vultum Dei Quarere

● Kommentar zu
Vultum Dei Quarere

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

57. Jahrgang 2016, Heft 4

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Sr. Lioba Zahn OSB.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ensding, Telefon (09624) 92 01-0, www.donbosco-druckdesign.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



Das vorliegende Heft der Zeitschrift Ordenskorrespondenz dokumentiert in überarbeiteter Form die Beiträge des Symposions Ordenstheologie, das vom 26. bis 28. Februar 2016 in Vallendar stattgefunden hat. Damit steht das Heft in einer Reihe von Publikationen der Arbeitsgruppe Ordenstheologie: Seit 1998 beschäftigt sich die Gruppe mit Fragen einer zeitgemäßen Ordenstheologie im deutschsprachigen und europäischen Raum - zunächst im Auftrag des Instituts der Orden (IMS), später dann in enger Verbindung mit der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK). Das diesjährige Symposium war das fünfte seiner Art. Diese Ausgabe der Ordenskorrespondenz schließt damit an die vier Buchpublikationen an, die im Nachgang der früheren Symposien entstanden sind*. Auf Seite 389 ff. führt P. Dr. Paul Rheinbay SAC inhaltlich in das Symposium ein.

Im Juli dieses Jahres veröffentlichte der Vatikan die Apostolische Konstitution „Vultum Dei Quaerere. Über das kontemplative Leben in Frauenorden“, die am 29. Juni von Papst Franziskus unterzeichnet worden war. Bereits vor zwei Jahren hatte die Religiosenkongregation eine Überarbeitung der Apostolischen Konstitution Sponsa Christi von Pius XII. aus dem Jahr 1950 sowie eine Aktualisierung oder Ablösung der Instruktion „Verbi Sponsa. Über das kontemplative Leben und die Klausur der Nonnen“ von 1999 angekündigt. Mit der diesjährigen Konstitution, die die Ordenskorrespondenz dokumentiert, liegt der erste Teil der angekündigten neuen Gesetzgebung vor. Ein Kommentar von Sr. Dr. Scholastika Häring OSB ordnet das Dokument ein. Aufgrund dieser umfangreichen Dokumentationen hat das vorliegende Heft der Ordenskorrespondenz acht Seiten mehr als üblich.

Arnulf Salmen

.....

* Schaupp, K., Kunz, C.E. (Hg.), Erneuerung oder Neugründung? Wie Orden und kirchliche Gemeinschaften lebendig bleiben können, Mainz 2002; Schambeck, M., Schaupp, W. (Hg.), Lebensentscheidung – Projekt auf Zeit oder Bindung auf Dauer? Zu einer Frage des Ordenslebens heute, Würzburg 2004; Gruber, M., Kiechle, S. (Hg.), Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken, Würzburg 2007; Eckholt, M., Rheinbay, P. (Hg.), ... weil Gott sich an die Menschen verschenkt. Ordenstheologie im Spannungsfeld zwischen Gottesrede und Diakonie, Würzburg 2012.

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	385
--------------------------	-----

● Ordensleben

Paul Rheinbay SAC Symposion Ordenstheologie: „Lebenskultur des Evangeliums in der Zerstreuung“	389	Margit Eckholt „Der Gast eines Anderen werden“ (Michel de Certeau)	435
Statements	392	Tobias Specker SJ Vespergottesdienst am Samstagabend	449
Joachim Schmiedl ISCh Identität und Diaspora in der Ordensgeschichte	398	Paul Rheinbay SAC Mensch werde wesentlich!	452
Nicole Grochowina „Bleibt alles anders“ – von der Kraft der (eigenen) Ordensgeschichte	404	Tobias Specker SJ „Nirgendwo bist du mehr/ als im auge des anderen“	456
Margareta Gruber OSF Die Torheit der Auferstehung und das Leben im Transitbereich	416	Katharina Karl Nähe (aus)halten, nahe bleiben	461
Elisabeth Hense Wie Orden unser Zusammen- leben erneuern	425		

● Dokumentation

Papst Franziskus Apostolische Konstitution Vultum Dei Quaerere Über das kontemplative Leben in Frauenorden	465
Scholastika Häring OSB Kommentar zu „Vultum dei quaerere“	489

● Nachrichten

Aus Rom und Vatikan	505
Aus der Weltkirche	506
Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz	507

● Neue Bücher

Karl Lehmann	510
Ordensgeschichte	513
Spiritualität	515
Theologie	518



Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Symposions Ordenstheologie 2016. Foto: Sr. Barbara Offermann OP

Paul Rheinbay SAC

Symposium Ordenstheologie: „Lebenskultur des Evangeliums in der Zerstreuung“

26.-28. Februar 2016, Vallendar

Einleitung

Wir, der Arbeitskreis Ordenstheologie der DOK, sind froh und dankbar, dass wir in dieser Ausgabe der Ordenskorrespondenz Ihnen die Beiträge unseres diesjährigen Ordenssymposions präsentieren können, das vom 26.-28. Februar im Forum Vinzenz Pallotti an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (PTHV) stattfand. Mit über 100 Teilnehmern war die Resonanz beeindruckend. Noch mehr imponierte uns die Suchbewegung nach neuen Formen des Ordenslebens, die spürbar war und die Atmosphäre dieser Tage bestimmte.

Die hier widergegebenen Texte entstanden während mehrjähriger Vorbereitungsarbeit in enger Abstimmung der Gruppe. Dies ermöglichte es, die Einzelteile zusammen mit der Aufnahme durch

die Hörenden während des Symposions zu einem Gesamterlebnis werden zu lassen – ein Eindruck, der in der jetzt verschriftlichten Form natürlich nicht so stark sein wird, wie wir ihn während der gemeinsamen Tage erleben durften.

Die Reihenfolge der Beiträge in diesem Heft orientiert sich am Ablauf des Symposions: Inhaltlicher Ausgangspunkt war, dass bis dato als ideal empfundene oder in Erzählungen immer wieder idealisierte „Klosterstrukturen“ wegbrechen und die Suche nach einer neuen Identität und nach dem (Über)leben der Orden viele bewegt: Was gibt in einer unbeständigen, von kurzzeitigen Ereignissen gezeichneten Gesellschaft noch Halt? Was bedeutet dann „Lebenskultur des Evangeliums“? Es ging um die Rückbesinnung auf den österlichen

Neubeginn. Aber: Ostern war für die Jünger bestimmt kein nahtloser Übergang – es war vielmehr ein Schock! Erst langsam bildeten sich vom „neuen Leben in Christus“ inspirierte Lebensformen heraus, entstand eine Lebenskultur des Evangeliums. Diese Lebenssituation sollte nicht durch die „Es-fehlt“-Brille, sondern mit „Es-werde“-Augen angeschaut werden. Dieser Blickwinkel war dann weit genug für den „Kontext“, die Zeichen der Zeit, die Spannungen und Nöte der Menschen, mit denen und für die wir da sind.

Kurze Statements führten nach dem Ankommen der Teilnehmer ins Thema, darunter ein Beitrag zur sogenannten VUCA-Welt. Die Stichworte „volatility – uncertainty – complexity – ambiguity / flüchtig – unsicher – komplex – mehrdeutig“ als Gefahr und Chance zogen sich als Kennzeichen unserer gegenwärtigen Lebenskultur wie ein roter Faden durch die Beiträge.

Durch einen Blick in die Ordensgeschichte relativierte Joachim Schmiedl in seinem Beitrag den Eindruck, dass wir erst jetzt, in unserer Generation, nach dem rechten Verhältnis von Zerstreung und Sammlung suchen. Er machte Mut, sich auf das Fluide, Flüssige, den Wandel einzulassen. Der Abend des Freitags war dann der Spurensuche in der Bibel gewidmet, in die Franz Meures einführte. Angefangen vom Gottvertrauen des Abraham über die Erklärung Jesu zu seinen „wahren Verwandten“ bis hin zum Motiv der Fremde im ersten Petrusbrief wurde deutlich, wie oft in der Heiligen Schrift unser Blickwinkel überraschend „umgedreht“ wird.

Im ersten Hauptvortrag am Samstagmorgen ging es um immer wiederkehrende „Meistererzählungen“ in unseren

Gemeinschaften, die uns – wie z. B. das „es war schon immer so“ – den Wandel schwer machen, die Zukunft verbauen. Dem entgegen setzte Nicole Grochowina das Motto „Bleibt alles Anders“ aus einem Lied von Herbert Grönemeyer, das den Spannungsbogen zwischen mehrsuchenden und mehr beharrenden Einstellungen und Mentalitäten in unseren Gemeinschaften auf den Punkt bringt. Beide Gruppen werden gebraucht, um das Neue aufzubauen, um das Wagnis eines „Lebens im Transitbereich“ einzugehen, um zu „österlich getrösteten Suchenden und Sesshaften“ zu werden.

Damit klingt bereits das Osterthema an, dem Margareta Gruber nachging. Angefangen vom Schockerlebnis der Jünger legte sie dar, wie den ersten Osterzeugen die alte Welt untergegangen, das Neue jedoch nicht verfügbar war. Die johanneischen Stellen der Berührung (Thomas) und des Einswerdens (Eucharistierede) machen deutlich, was es bedeutet „in Ihm“ zu sein und damit österliche Existenz zu wagen.

In offenen, sich immer wieder im Raum (open space – offene Weite) verändernden Gesprächsgruppen wurde dann das Gehörte reflektiert und wurden gleichzeitig weitere, benachbarte Themenfelder einbezogen, wie z. B. Gebet, Herkunftsfamilie, Ortskirche, Mutterhaus, Beruf, Freizeit, Ehrenamt, Freundschaft, Miteinander der Generationen, Internet, „Multitasking“.

Der Nachmittag ging dann auf Spurensuche nach konkreten Formen österlicher Lebenskultur. In einem ersten Teil standen Workshops auf dem Programm, in denen Referenten zusammen mit den Teilnehmern in Erfahrungsaustausch kamen. Dabei kamen Aspekte zur Sprache, die in den Vorträgen nicht behandelt

wurden, jedoch auf der Suche nach neuen Lebensformen wichtig und spannend sein können: Leitung und Autorität, interkongregationale Zusammenarbeit, Umgang mit Scheitern, interreligiöser Dialog, Arbeit mit Flüchtlingen, gesellschaftliche Experimente „guten Lebens“, Impulse aus der Kontemplation, neue Gemeindeformen, die Situation alter Mitglieder, Gender-Fragen.

An interessanten Beispielen neuer gesellschaftlicher Experimente des Zusammenlebens und gegenseitiger Unterstützung (Ökologie, Pflege, Finanzen...) in Holland und Westeuropa zeigte Elisabeth Hense auf, wie viele Menschen außerhalb unserer Gemeinschaften ebenfalls auf der Suche nach neuen Lebensformen sind. Die Frage ist, ob und wie Orden sich hier beteiligen können, in der Zerstreuung neue Orte der Sammlung inner- und außerhalb der Gemeinschaften schaffen und beleben können – auch wenn sie dort längst nicht mehr nur Gastgeber, sondern Gäste, Mit-wirkende sind.

Margit Eckholt nahm anschließend diesen Ball auf und reflektierte, ausgehend von Texten des französischen Philosophen und Kulturwissenschaftlers Michel de Certeau, einen neuen Stil des Christlichen außerhalb bekannter und hinter uns gelassener Strukturen, an der Grenze, „weil dort Jesus Christus auf uns wartet“. Für Certeau ist die Erfahrung des Glaubens als Gebrechlichkeit wichtig. Sie macht fähig, das Wirken des Geistes auch im „Draußen“ zu entdecken und zu deuten; die „Landkarte des Gebetes“ einzutragen in die „Karten des guten Lebens“. Im Vespertagesdienst am Abend ließ Tobias Specker christliche Frühgeschichte lebendig werden. Wie sehr die Verfolgung und Zerstreuung der Jeru-

salemer Gemeinde u. a. nach Antiochia dazu beigetragen hat, dass Glaube sich ausbreitete und Kirche entstand, wird in der kleinen Erzählung deutlich, durch die er den Bibeltext „weiter schrieb“ hinein in unsere Gegenwart.

Drei kürzere Impulse und die sonntägliche Eucharistiefeier bildeten dann noch den „Proviant“ fürs Reisegepäck am Sonntag:

Paul Rheinbay sprach im Zusammenhang mit der Lebensform der evangelischen Räte von der Selbstverpflichtung, sich vom Osterereignis ergreifen und umwandeln zu lassen. Hierbei spielt dann nicht so sehr das „Was“ des Tuns die Hauptrolle, sondern das „Wie“ der inneren Haltung, die beim Tun motiviert. Katharina Karl ging von der bekannten Parabel der Stachelschweine aus, die das Leben nur in einem ausgewogenen Verhältnis von Nähe und Distanz erträglich finden. Sie fragte nach der Möglichkeit und dem Maß des Mitleidens in einer Zeit, in der alle globalen Krisen zeitgleich „live“ miterlebbar werden und viele Menschen sich bereits an Unmenschliches „gewöhnt“ haben. Tobias Specker berichtete von seinem Erleben der Fremde. Wie kann diese gedeutet werden? Wie kann Identität gefunden werden außerhalb des „das bin nur ich“? Sein Beitrag ist ein Plädoyer für Identität als „Überraschung, Geschenk und Abenteuer“ gerade bei Ordensmenschen, welche gewohnte Zeichen der Identität hinter sich gelassen haben.

Das Gespräch Jesu am Jakobsbrunnen mit der Frau, die in dieser Begegnung ganz neu zu sich selbst (und dann auch zu den ihrigen) findet, bildete die Mitte des Gottesdienstes und den Abschluss des Symposiums.

Katharina Karl

Heimat und Aufbruch

Alt ist Abraham und viel hat er schon vollbracht, als Gott ihm sagt: Zieh los und geh in das Land, das ich Dir zeigen werde.

Jung ist Moses, als er in der Wüste seiner Arbeit nachgeht, und das Brennen spürt, das ihn weiter hinaustreibt.

Verloren hat die Braut im Hohelied der Liebe den Geliebten und unruhig ist ihr Herz, das getroffen ist von der Ahnung der Erfüllung.

Gefunden weiß sich der Jünger, der dem Blick Jesu begegnet. Gefunden weiß sich sein Herz in ihm.

Angekommen ist der junge Mann, als er im Kloster auf dem Berg die Gewissheit findet: „Hier bin ich zuhause“, und dieser Gewissheit folgt.

Aufbruch aufs Neue steht an, wo der Weg weiter geht, wo das Selbstverständliche nicht mehr trägt, wo die Macht der Umstände übermächtig zu werden droht.

Aufbruch aufs Neue steht an, wo die Suche weiter geht, wo tragende Über-

zeugungen ins Wanken geraten, wo das Bild von Gott zerbricht, Berufung in eine neue Weite drängt, die Sendung eine neue Gestalt annimmt.

Nachfolgen heißt auf dem Weg sein – sich dem Herrn anvertrauen und immer aufs Neue einlassen auf das Leben in diesen Spannungen, in der Zerstreuung. So teilen wir die Existenz Jesu, der unterwegs war, keinen Stein für sein Haupt und doch eine Heimat im Himmel.

So teilen wir die Lebensumstände vieler Menschen, die nach ihrer Mitte suchen – innerlich und äußerlich – die unterwegs sind von Ort zu Ort, auf der Flucht die einen, zwischen Arbeit und Zuhause die anderen.

Gefunden, verloren, geborgen und ausgesetzt, angekommen und weitergetrieben.

Zwischen Heimat und Aufbruch steht unsere christliche Existenz. Zwei Pole unseres Lebens – zwei Pole von Gottes Ruf.

Nicole Grochowina

On the road – immer unterwegs

Der Mitgründer der Christusbruderschaft Selbitz, Walter Hümmer, war immer viel unterwegs: Vorträge überall im Land, Pfarrkonvente, Tagungen und

vieles mehr. Manchmal wussten die Geschwister daheim in Selbitz nicht, wo er sich gerade befand, wollten aber dennoch in der Fürbitte für ihn beten. Und

so ergab sich nicht selten folgende Fürbitte: „Herr, ob er auf der Straße, auf der Schiene oder in der Luft ist, Du weißt um ihn. Segne ihn dort.“

Offenbar gehört es zur Lebenskultur des Evangeliums dazu, unterwegs zu sein – entweder ganz konkret auf äußeren Wegen quer durch die Republik oder gar durch die ganze Welt; oder aber auf inneren Wegen quer durch die eigenen Wüsten, Oasen und Dörfer. In all diesem tut sich dann ein besonderes Verhältnis zwischen Wegen und Orten auf: Dazu gehört einerseits der Wunsch, endlich einmal anzukommen, andererseits aber auch die immer wieder zu erbittende Bereitschaft, sich wieder aufzumachen. Lebenskultur des Evangeliums heißt also, ein Leben im Transit zu führen, das den Ankommenden immer zugleich auch zum wieder Abreisenden macht; das Sesshaftigkeit vor Ort und Suche auf dem Weg in ein enges Miteinander stellt, und das dem menschlichen Wunsch, sich eine Behausung zu schaffen, den Weg runter vom Berg der Verklärung weist, um auf den Wegen des Alltags weiter zu laufen.

Doch wie kann ein solches Leben gelingen? Jemand, die – ähnlich wie Walter Hümmel – viel unterwegs gewesen ist, war Edith Stein. Sie verbindet Wegstrecken, Orte, die Sehnsucht nach Sesshaftigkeit und den Ruf zum Weiterziehen,

als sie 1928 schrieb: „Allmählich habe ich (...) einsehen gelernt, dass selbst im beschaulichsten Leben die Verbindung mit der Welt nicht durchschnitten werden darf; ich glaube sogar, je tiefer jemand in Gott hineingezogen wird, desto mehr muss er auch in diesem Sinne ‚aus sich herausgehen‘, d. h. in die Welt hinein, um das göttliche Leben in sie hineinzutragen. Es kommt nur darauf an, dass man zunächst einmal in der Tat einen stillen Winkel hat, in dem man mit Gott so verkehren kann, als ob es sonst überhaupt nichts gäbe, und das täglich.“

Je tiefer ein Mensch in Gott hineingezogen wird, desto mehr ist er gerufen, sich auf den Weg in die Welt zu machen, um das göttliche Licht in sie hineinzutragen. Es kommt aber darauf an, zunächst im stillen Winkel, im freundschaftlichen Lebensgespräch mit Gott zu verkehren und den jeweiligen Auftrag aus seinen Händen zu nehmen – und dies täglich. Das heißt: Die Wege, die Orte, die Gefahr der Zerstreuung und das Glück, wenn in all diesem das göttliche Licht aufleuchtet, sie sind auf unserer Seite der Ewigkeit offenbar untrennbar miteinander verbunden. Deshalb: „Herr, ob sie auf der Straße, auf der Schiene oder in der Luft sind, Du weißt um Deine Ordensmenschen. Segne sie dort.“

Tobias Specker SJ

Professionalisierung und Verfügbarkeit

Der Mythos zuerst, vielleicht auch mit einem Wahrheitskern: Noch vor 50 Jahren schrieb der Provinzial dem Jesuiten, um ihn zu seiner neuen Aufgabe zu

senden, eine bloße Postkarte. Auf der Vorderseite – ein Bild des neuen Ortes, auf der Rückseite – das Datum: „In einer Woche, Sao Paulo, Einschiffung

übermorgen.“ So werden Heldengeschichten gemacht. Und doch fasziniert es immer noch: Von heute auf morgen etwas Neues beginnen, innerlich frei und äußerlich mit leichtem Gepäck, konzentriert auf die Sendung des Ordens. Das Ideal heißt: Verfügbarkeit.

Die Realität heißt: Keine Tabula rasa. Viele treten bereits mit einem Beruf oder einem abgeschlossenen Studium ein. Kann dann Noviziat bedeuten – ganz von vorne zu beginnen, weiß und blank wie das neugeborene Menschenkind? Heißt Verfügbarkeit, alles an den Nagel zu hängen? Wie werden die Ressourcen genutzt, die jemand mitbringt?

Die Realität heißt auch: hohe und steigende Ansprüche an die Professionalität. Keine Exerzitienbegleitung ohne Zertifikat, keine Mitarbeiterführung

ohne Leitungskurs, nicht einfach einmal in den Schulunterricht hineinspringen oder als Erzieher ein bisschen mit-erziehen. Professionalisierung heißt: Langfristige Planung, viel Zeit, wenig Gemeinschaft, ausschließliche Konzentration: dies und nichts anderes.

Ideal und Realität gemeinsam heißt: Zerstreuung. In der Ausbildung: Oftmals – von allem ein bisschen und am liebsten alles zusammen. Im Leben: möglicherweise hier leben und dort arbeiten und das Gemeinschaftsleben wird zur Markierung im Kalender. Für die Ordensleitung: wahrscheinlich Haarreraufen – wie kann ich jemand auf lange, festlegende Ausbildungswege schicken, wo ich ihn oder sie morgen an drei Stellen gleichzeitig brauche? Zerstreuung – zwischen Professionalität und Verfügbarkeit.

Franz Meures SJ

... und wie erlebt ein Oberer/eine Oberin diese Situation?

„So vieles hat sich in den letzten Jahrzehnten im Ordensleben geändert. Wenn man Oberer ist oder Oberin merkt man dies am deutlichsten daran, dass ...“

Da sind so viele ältere Schwestern bzw. Brüder – und nur so wenige junge. Wie kann ich den Älteren gerecht werden, wie den Jüngeren? Welche Zukunftsperspektiven haben wir für die Jüngeren? Wie können wir das Miteinander der Generationen gestalten?

Manchmal habe ich den Eindruck, als müsste ich meine Rolle als Oberer/als Oberin immer wieder neu erfinden. Frü-

her war die Rolle viel klarer. Jetzt scheint alles zu schwimmen. Früher hat die Oberin entschieden, und so wurde es dann auch gemacht. Heute weiß ich manchmal nicht mehr, ob ich etwas entscheiden kann oder soll. Alle wollen einbezogen sein, jeder will mitreden. Sollen die Entscheidungen jetzt demokratisch getroffen werden oder bleibt die Letztentscheidung beim Oberen? Jedenfalls ist es sehr mühsam, zu einer Entscheidung zu kommen, die auch akzeptiert wird.

Viele wünschen sich, dass alles so bleibt, wie es war. Es geht nichts über

die guten alten Traditionen und Gewohnheiten. Manche Brüder/Schwester verteidigen diese mit Zähnen und Klauen. Andere wollen aus diesem Korsett heraus. Sie wollen endlich aufbrechen, suchen nach neuen Formen des Ordenslebens, nach neuen Formen des Apostolates, nach neuen Formen des Zusammenlebens im Konvent. Manchmal kommt es mir vor, als würde jede/jeder in eine andere Richtung zerren. Wie können wir da zu einer gemeinsamen Linie finden? Macht es überhaupt noch Sinn, mit den wenigen jüngeren Leuten nach einem gemeinsamen apostolischen Profil zu suchen?

Und dann reden jetzt alle vom persönlichen Charisma. Die Oberen sollen charismen-orientiert leiten und entscheiden. Gelegentlich kommt mir die Frage, ob das die Abschaffung des Gehorsams ist, die Abschaffung der Bereitschaft, sich vom Oberen leiten und senden zu lassen. Und doch finde ich zu einem ganz anderen Blick auf meine Schwestern/auf meine Brüder, wenn ich auf das Charisma eines jeden schaue, wenn ich meinen Blick schärfe für die Gaben und Begabungen, die jede und jeder von Gott empfangen hat.

Und ich freue mich, dass wir über die Jahre dazu gefunden haben, den einzelnen viel mehr Selbstverantwortung zu geben als früher. Das gehört sich doch so für erwachsene Menschen unserer Tage. Früher kam es mir manchmal vor, als würden wir unsere Schwestern/Brüder wie Schulkinder behandeln, nicht wie Erwachsene mit eigener Urteils- und Entscheidungsfähigkeit. Doch durch die Anerkennung der Eigenständigkeit der einzelnen ist es unendlich mühsam geworden, miteinander verbindliche Regeln aufzustellen. Wie oft habe ich es erlebt, dass wir Abmachungen getroffen haben, und dann lebten einige weiter, als wäre nichts vereinbart worden. Manchmal denke ich: hier macht jeder, was er will. Wie geht das zusammen: Selbständigkeit und Gemeinsamkeit? Das ist die Quadratur des Kreises.

Und eines will ich Euch auch noch sagen: In dieser Situation lernt man neu zu beten. Wie oft schaue ich am Abend auf zu meinem Herrn und frage ihn: „Herr, was willst Du mir, was willst Du uns durch all diese Veränderungen sagen? Lehre mich, lehre uns herauszufinden, was mehr Deinem Willen entspricht.“

Margareta Gruber OSF

Einzellebende: Sonderposten – Außenposten – Vorposten?

Als so genannte Einzellebende darf es mich eigentlich gar nicht geben. Ordensleben ist Leben in Gemeinschaft. Ich verstehe mich auch nicht als Einzellebende, denn ich teile mein Leben mit

Menschen, und das bewusst und in meiner franziskanischen Spiritualität. Dennoch lebe ich nicht mit Mitschwester der eigenen Gemeinschaft und bin deshalb eine „Einzellebende“. Und sol-

che gibt es aus unterschiedlichen Gründen immer mehr, und zwar nicht nur Ordensmänner, sondern auch Ordensfrauen. Sind sie *Sonderposten – Außenposten – Vorposten*?

Sonderposten: „Einzellebende“ sind zweifellos ein „Sonderposten“. Viele Gemeinschaftsvollzüge, die den Gemeinschaftsalltag kennzeichnen, leben sie nicht oder anders. Dadurch bleiben viele Konfliktpunkte des Alltags den Einzellebenden erspart. Die Kehrseite ist eine größere Einsamkeit, die fehlende Nähe von Mitschwestern in Freud und Leid, das selbstverständliche Miteinander im Alltag und auch im Gebet. Man kann beide Seiten nicht gegeneinander aufwiegen oder ausspielen. Für jeden Menschen und auch für jede Schwester gilt: Es sind nicht viele tragende Beziehungen, die wir brauchen, um uns in der Gemeinschaft und im Leben beheimatet zu fühlen, aber diese müssen wir bewusst leben. Und jede von uns, ob in Gemeinschaft lebend oder allein, muss lernen, dass Einsamkeit zum Leben gehört.

Außenposten: Einzellebende sind wie die Mini-Konvente eine Art „Außenposten“ unseres Lebens. Sie bringen ihre Gemeinschaft und ihre Spiritualität an Orte, die eine größere Gruppe (noch) nicht erreichen kann. Sie erschließen uns Menschen und Orte.

Vorposten: Einzellebende sind auf Netzwerke angewiesen, mehr als Schwestern, die in Konventen leben. Die wenigen Jüngerinnen, die es gibt, brauchen solche Netzwerke und leben bereits darin. Solche Netzwerke können innerhalb der Orden (wie hier die PTHV als Ordenshochschule, in der ich lebe, die IN-FAG, etc.) und außerhalb des Ordenslebens sein (Familie der Hoffnung,

Miteinander für Europa, Christen im Gesundheitswesen, SOLWODI etc.). Vielleicht wird in diesen Netzwerken, die Gemeinschaften, Spiritualitäten, Kirchen und zuweilen selbst Religionen überschreiten, die Gestalt der Kirche der Zukunft sichtbar?

Frauenbiographien: In den letzten Jahren hat sich nicht nur unsere Lebensform als Ordensfrau, sondern auch die der Familien sehr verändert; Frauen spüren diese Veränderung stärker als Männer. Es gibt viele alleinstehende Frauen. Ich kenne verheiratete Kolleginnen, die beruflich an einem andern Ort leben als ihr Mann (oder umgekehrt). Das ist keine ideale Situation für eine Ehe, aber sie ist Teil der modernen Berufswelt und kann gestaltet werden. Wir haben es in dieser Beziehung sogar einfacher als verheiratete Frauen, weil wir keine Verantwortung für eigene Kinder haben und insofern tatsächlich verfügbarer und freier sind. Ich denke, dass die Zerrissenheiten, die Zerstreuung, unter denen wir als Einzelne und als Gemeinschaft zunehmend leiden, Teil einer Situation sind, die uns mit vielen anderen Menschen unserer Zeit verbindet.

Aus der alten Kirche: Zum Schluss noch eine Erfahrung aus der orthodoxen Kirche: Dort gibt es, wie in der alten Kirche, drei klassische Formen des Ordenslebens: Das eremitische Leben, das zönotische Leben (in Klöstern), und als drittes die so genannten „Laurien“: Hier leben Mönche und Nonnen selbständig und „idiorhythmisch“ (also nach eigenem Rhythmus) in ihren eigenen Zellen (oder heute in Häusern verstreut), und haben zusammen einen geistlichen Ort (wo auch immer) und eine geistliche Führung. Diese dritte

Form, das geistliche Netzwerk, wird heute immer wieder auch bei uns im Westen überlegt, als geistliche Lebensform in Städten oder auch auf dem

Land. Es gibt also auch in der Geschichte Modelle, die das Entweder-Oder von Einsiedelei und Kloster zu verbinden suchen.

Elisabeth Hense
VUCA-Welt¹

All diese Erfahrungen, diese Eindrücke und diese Überlegungen führen uns gut vor Augen, was wir heute unter dem Stichwort VUCA-Welt diskutieren.

Das Wort VUCA ist ein englisches Akronym. Es setzt sich zusammen aus den Anfangsbuchstaben verschiedener englischer Begriffe – Volatility (Flüchtigkeit), Uncertainty (Unsicherheit), Complexity (Komplexität) und Ambiguity (Ambiguität/Mehrdeutigkeit).

Unsere Welt ist *flüchtig*: sie verändert sich so rasch, dass wir sie als vorläufig, vergänglich und kurzlebig erfahren. Eine Seifenblase, die im Wind zerplatzt.

Unsere Welt ist *unsicher*: wir können kaum vorhersagen, wie sich unsere Welt weiterentwickelt. Wir erleben uns als Seiltänzer, suchen ständig nach einer guten Balance. Wir werden von Entwicklungen überrascht, die wir nicht für möglich hielten.

Unsere Welt ist *komplex*: ein verworrenes Knäuel, in dem unüberschaubar viele Interessen ineinander verstrickt sind. Probleme lassen sich kaum mehr lösen, weil wir nicht mehr verstehen, wie alles zusammenhängt.

Unsere Welt ist *mehrdeutig*: es gibt viele Missverständnisse und viele Sichtweisen. Mehrdeutigkeiten sind Teil unserer Normalität.

Die VUCA-Welt in all ihrer *Unbeständigkeit*, mit all ihren *Risiken*, in ihrer *Undurchsichtigkeit* und ihrer *Zwielichtigkeit* ist die Bühne, auf der wir uns heute bewegen.

Funktioniert die Lebenskultur des Evangeliums noch als Kompass, um den Weg in eine gute Zukunft zu finden?

Wir meinen: Ja! An diesem Wochenende beschäftigen wir uns mit einem neuen ‚Es werde‘ für ein ‚gutes Leben‘ inmitten unserer VUCA-Welt. Wir wollen auf unseren Alltag schauen, auf den Kontext, in dem wir leben, auf Spannungen und Nöte in unserer Gesellschaft. Und dabei können wir entdecken, dass unsere VUCA-Welt uns Chancen bietet: Es kann etwas Neues entstehen. Althergebrachte Strukturen brechen weg. Dadurch entsteht Raum für neues Leben, neue Formen. Wir freuen uns, an diesem Wochenende gemeinsam mit Ihnen auf die Suche zu gehen nach einer Lebenskultur des Evangeliums in der Zerstreuung.

.....

1 Das Konzept der VUCA-Welt ist in den letzten Jahren im Management-Kontext populär geworden. Siehe z. B. Bob Johansen und James Eucher, „Navigating the VUCA World“, in: Research-Technology Management, Jan./Feb. 2013, 10-15.

Joachim Schmiedl ISch

Joachim Schmiedl ISch (Säkularinstitut Schönstatt-Patres), geb. 1958, ist Professor für Mittlere und Neue Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Ab Januar 2017 ist er Vorsitzender des Katholisch-Theologischen Fakultätentags.



Joachim Schmiedl ISch Identität und Diaspora in der Ordensgeschichte

Ordensleben heute vollzieht sich in Spannungen zwischen Gemeinschaftsleben und Beruf, zwischen Idealismus und Realität, zwischen einem Leben inmitten der Menschen in der Welt von heute und Rückzugsräumen. Doch ist das wirklich etwas Typisches für unsere Zeit? Haben das nicht alle Generationen durchmachen müssen, die unter dem Anspruch der Nachfolge Jesu angetreten sind? Ich möchte versuchen, einige historische Anmerkungen dazu beizusteuern. Drei Aspekte will ich jeweils kurz andeuten: Sammlung und Zerstreuung sind nicht erst Phänomene unserer globalisierten Gesellschaft, sondern finden sich im Ordensleben zu allen Zeiten, wenn auch in unterschiedlichen Formen und Intensitäten. Ein zentrierendes Element ist das Gemeinschaftsleben; doch welches Modell von Gemeinschaft oder Familie steht ei-

gentlich dahinter? Und schließlich soll ein Plädoyer für das Fluide unsere Überlegungen zusammenfassen.

1. Ein historischer Überblick: Sammlung und Zerstreuung

Zum Ursprungsimpuls jeder religiösen Gemeinschaft gehört die Sammlung. Das Modell dafür bieten die Einsiedler, die ab dem dritten Jahrhundert aus den ägyptischen Städten in die Wüste zogen, um sich ganz einem Leben in Gebet und Gottverbundenheit widmen zu können. Doch die „Apothegmata Patrum“, die Sammlung der Aussprüche der Wüstenväter und -mütter, wie auch die ersten Lebensbeschreibungen sind genauso voll vom Gegenteil: von den Zerstreuungen, die in ihren Gedanken weiterhin vorherrschten, von Versuchungen und Bildern, von inneren und äußeren Kämpfen.

Seither versucht jeder Orden seine eigene Antwort auf diese Spannung zu geben. Die Regel des hl. Benedikt gibt die klassische Antwort vor. Sie besteht in der Beständigkeit, an einem Ort zu bleiben – ein Gegenmodell zu den Wanderungsbewegungen, die unter dem Stichwort Völkerwanderung bekannt sind. Diese Stabilität des Ortes wird durch einen gleichmäßigen Lebensrhythmus nach einer gemeinsamen Regel ergänzt, der Gebet und Arbeit in lebbarer Weise miteinander verbindet. Das Ideal eines solchen Klosters finden wir im so genannten St. Galler Klosterplan: Alles, was das Kloster und der einzelne Mönch benötigt und wofür er seine Kräfte einsetzen soll, ist innerhalb der Mauern zu finden. Schade nur, dass ein Kloster nach diesem Plan nicht wirklich existierte und erst zwölf Jahrhunderte später in Messkirch nachgebaut wird.

Die Realität sah nämlich anders aus. Ab dem 9. Jahrhundert wurde Ordensleben zum Gebetsstress. Durch die vielen Menschen, die sich dem Gebet der Mönche anempfohlen, stieg das täglich zu leistende Pensum an Messfeiern und Psalmen. Das Gleichgewicht zwischen Gebet und Arbeit war dann gestört, wenn wie in Cluny täglich 137 Psalmen zu beten, zwei gemeinschaftliche Hochämter zu feiern und noch mehrere Privatmessen für Verstorbene zu lesen waren. Zerstreung kann auch in übermäßiger Frömmigkeit bestehen.

Die benediktinische Neugründung der Zisterzienser hatte mit anderen Problemen zu kämpfen. Ihre Klöster hatten nicht mehr alle Funktionen innerhalb der Mauern, sondern sie wurden zu großen Wirtschaftsunternehmen mit Filialen in einem großen Umkreis. Auf Grangien wurden die Produkte ange-

baut und verarbeitet. Verkauft werden mussten sie dort, wo Menschen sie abnehmen konnten, nämlich in den Städten. Weil die Zisterzienser nicht nur selbst für die Bestellung des Bodens zuständig waren, sondern auch den Vertrieb übernahmen, richteten sie in Städten und anderen Handelsplätzen Stadthäuser ein, die ihnen als Absteige und Verkaufsplatz dienten. Für diese Aufgaben wurde eine zweite Form von Klosterbrüdern eingeführt. Die Konversen waren für die körperlichen Arbeiten verantwortlich, die sie mit Tagelöhnern und fremden Handwerkern zusammen ausführten. Viele Konversen arbeiteten deshalb auch nicht direkt im Kloster, sondern auf den Höfen der Zisterzienser, den Grangien. Die Oberleitung der Ökonomie und damit auch der Grangien lag in den Händen des Cellerars, der ein Mönch war. Die Anzahl der Konversen war sehr groß. So lebten in Clairvaux um 1150 etwa 200 Mönche und 300 Konversen. Rievaulx war um 1165 von 150 Mönchen und 500 Laienbrüdern belegt. Identitätsfindung durch Abgrenzung der Aufgabengebiete, ja Trennung in unterschiedliche Klassen! Dieses Modell wurde in den Frauengemeinschaften bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil praktiziert. Der Sammlung konnten sich die Nonnen widmen, die Laienschwestern dagegen hatten in ihrem Tagesablauf weniger gesicherte Zeiten für das Gebet. Sie hatten die Last der Arbeit zu tragen.

Die Bewegung des hl. Franziskus musste und muss mit wieder anderen Problemen kämpfen. Der Stabilität setzte der Heilige die Mobilität entgegen. Als Wanderprediger immer unterwegs, häufig von einem Konvent in einen anderen versetzt, sind die Franziskaner ein

typisches Modell für ein Leben in der Zerstreuung. Franziskus selbst hatte diese Spannung, in die ihn sein Engagement für die Ärmsten und am Rand der Gesellschaft Stehenden geführt hatte, gespürt, als er sich frühzeitig von der Leitung seiner Gemeinschaft zurückzog. Die mystischen Begegnungen in der Anfangszeit unter dem Kreuz von San Damiano und gegen Ende seines Lebens auf dem Berg La Verna verdeutlichen die Sehnsucht nach Sammlung und Vereinigung mit dem, der sich in seiner Kenosis ganz den Menschen zugewandt hatte. Bis heute kennt franziskanisches Leben diese Spannung zwischen der totalen Hinwendung zu den Menschen und der zeitweisen Möglichkeit des Rückzugs in die Einsamkeit, um wieder neu zur persönlichen und gemeinschaftlichen Identität zu finden.

Bei den zeitgleich gegründeten Dominikanern findet sich eine ähnliche Spannung. Sie ist allerdings durch die Betonung des Studiums als der intellektuellen Beschäftigung mit dem Gottesgeheimnis und der Weitervermittlung in Predigt und Verkündigung – „contemplata aliis tradere“ – eher als bei den Franziskanern aufzulösen. Ignatius von Loyola versuchte Sammlung und Zerstreuung durch die Klammer des Gehorsams und die Sendung durch den Papst zu verbinden. Seine Weisung an die Studenten, sich mit einer Stunde Gebet pro Tag zu begnügen und den Rest der Zeit dem Studium zu widmen, ist eine klare Prioritätensetzung für das Apostolat und die Vorbereitung darauf.

Anders bei den Frauenorden. Seit dem späten Mittelalter wurden sie hinter Klostermauern versteckt. „Periculosa“, gefährlich sei es ohne diese. Das Konzil von Trient schrieb neben einem um-

mauerten Gelände auch noch Gitter in den Sprechzimmern vor. Dass diese Sicherungsmittel aber nicht automatisch zur Sammlung der Nonnen beitrugen, zeigt das Beispiel der Teresa von Avila, die auf dem Weg über die Sprechzimmer die zerstreute Kommunikation des städtischen Klatsches in das Kloster hinein ließ. Ihr eigener Weg führte sie erst dann in die Mitte der Seelenburg, als sie die schützende Klausur verließ, um in der Aktion die Kontemplation zu finden.

Diesen Weg gingen dann die apostolischen Orden und Kongregationen. Klassisch sind die Weisungen des französischen Priesters Vinzenz von Paul, der die Klausur des Herzens im Kreuzgang der Straßen der Stadt ansiedelte. Eine solche Aussage führt direkt zur Grundintuition der Säkularinstitute, für deren Mitglieder die „Welt“ kein Hindernis für die Gottesbeziehung darstellt, sondern vielmehr der Weg ist, um die Zerstreuung in die Sammlung zu integrieren.

An den Möglichkeiten, die Spannung zwischen Sammlung und Zerstreuung auszuhalten, lassen sich somit die verschiedenen Wege der Nachfolge Jesu aufzeigen. Immer aber bedarf es zentrierender Elemente. Ist das Bild der Familie für religiöse Gemeinschaften geeignet, diese Spannung zu integrieren?

2. Das Familienmodell – ein geeignetes Bild für das Ordensleben?

Auf der Bischofssynode im Oktober 2015 haben viele Bischöfe offen über ihre eigenen Familienerfahrungen berichtet. Dabei wurde eine große Variationsbreite festgestellt: Bischöfe erleben

in ihren eigenen Familien intakte eheliche Gemeinschaften, zerbrochene Beziehungen, Patchwork-Beziehungen, gleichgeschlechtliche Partnerschaften usw. Diese offenkundig gewordene und immer öffentlicher diskutierte Pluralität ist ein Zeichen unserer Zeit. Doch darf sie nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch in früheren Zeiten das Familienleben alles andere als ein Idyll darstellte. Die Mehrgenerationenfamilie mit vielen Kindern, die friedlich unter einem Haus zusammenlebte, ist schon deshalb ein Mythos, weil bis in das 20. Jahrhundert hinein die Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit so hoch war, dass nur wenige Kinder das Jugendalter erreichten. Im ländlichen Bereich und in den handwerklichen Berufen waren zwar Wohn- und Arbeitsstätte meistens in einem Haus, doch gehörte zur Ausbildung von Gesellen eine mehrjährige Wanderschaft und wurden Familien häufiger durch Krieg, Krankheit oder Tod eines Ehepartners auseinandergerissen, als dies heute der Fall ist.

Die Industrialisierung seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts verstärkte jedoch die Sehnsucht nach dem Mythos einer heilen Familie. In dieser Zeit entstand auch die Verehrung der Heiligen Familie, die zur massenhaften Verbreitung des klassischen Schlafzimmerbildes von Maria und Josef mit dem kleinen Jesus in der Mitte sowie im 19. Jahrhundert zur Gründung von Ordensgemeinschaften unter diesem spirituellen Leitmotiv führte.

Dieses Leitbild der Heiligen Familie kontrastierte – ganz abgesehen von der Fragwürdigkeit der Exemplarität der idyllischen Ein-Kind-Familie, wie sie die Tradition der Kirche für Jesus annimmt – der Lebenswirklichkeit der

meisten Menschen in der Industriegesellschaft. Im Ordensleben entspricht es zwar der ausgesprochenen oder unausgesprochenen Sehnsucht nach intakten Beziehungen zwischen den Mitgliedern, nach freundschaftlich-geschwisterlicher Beheimatung in den Klöstern und Hausgemeinschaften, unterliegt aber den aus den Herkunftsfamilien übernommenen Befähigungen oder Belastungen für ein engeres Zusammenleben. Der Abstand von der Gemeinschaft ist deshalb auch eine Chance, Gemein-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

schaft neu zu schätzen und die Gemeinschaftsfähigkeit wieder zu erlernen. Zudem gehört zum Erleben der meisten Ordensleute, dass Familienhaftigkeit in der eigenen Gemeinschaft oft nicht erfahren wird. Die Diaspora der Orden mit kleinen Kommunitäten und der Trennung von Arbeits- und Lebensbereich fordert zu einem Überdenken des Familienideals heraus. Damit stehen die Orden in der Realität der Gesellschaft. Sie können und müssen deren Beziehungsprobleme durchtragen und lösen helfen. Das Modell der Familie als Modell für Orden bereitet also Schwierigkeiten. Die Gefahr besteht, dass es aus erwachsenen Menschen Kinder auf Lebenszeit macht, deren Abhängigkeit und Un-

selbstständigkeit spirituell verklärt wird. Das mit dem Idealbild der Familie verbundene Ziel war zweifellos, die Gemeinschaft stabil zu halten. Doch kann und will ein Orden überhaupt stabil sein? Wäre das nicht das Ende jeder Erneuerung? Ich plädiere deshalb für eine neue Hochschätzung des Fluiden, des Unsicheren, der Instabilität.

3. Ein Plädoyer für das Fluide

Die meisten Gründungsimpulse fordern, wie ich im ersten Teil unserer Überlegungen dargelegt habe, die Einheit und Identität einer Gemeinschaft unter den Prämissen einer *vita communis* und einer klaren Regel und Lebensform. Bis in die letzten Jahrzehnte wurde zudem betont, dass der Eintritt in eine religiöse Familie den Bruch mit der Herkunftsfamilie implizierte, sichtbar gemacht durch restriktive Regelungen für Heimaturlaub oder Teilnahme an Feierlichkeiten und Traueranlässen in der Herkunftsfamilie. In dem Maße, in dem diese klare Trennung nicht mehr vollzogen wird, auch nicht mehr vollzogen werden kann und will, entstehen multiple Identitäten. Ich bin in einer anderen Rolle in meiner Gemeinschaft als in meinem Beruf, in meinem Freundeskreis oder in meinem apostolischen Umfeld. Und die Rollen verändern sich in längerem oder kürzerem Abstand. Je nach Lebensalter, nach Lebensphase, nach Zufriedenheit oder Krise tritt die eine oder andere Identität in den Vordergrund.

Die Orden erleben mit ihren Mitgliedern das, was Gesellschaft und Kirche prägt. Für das Jahrhundert etwa zwischen 1850 und 1950 wird in der Forschung für Deutschland diagnostiziert, dass

sich die Gesellschaft in sozialmoralische Milieus aufteilte. Das sozialistische Arbeitermilieu, das protestantische und vor allem das katholische Milieu waren Träger klar definierter kollektiver Identitäten. Die Mehrzahl der Katholiken ging regelmäßig in den Sonntagsgottesdienst, empfing das Bußsakrament, heiratete katholisch und erzog die Kinder in diesem Glauben, die mindestens katholische Volksschulen besuchten und über die Jugendarbeit wieder selbst in diese Weltanschauung hineinwuchsen, die durch katholische Zeitungen und Zeitschriften, die Mitgliedschaft in katholischen Vereinen und anlässlich von Wahlen das Kreuzchen bei der Zentrumspartei gestärkt wurde. Wichtige Träger dieses katholischen Milieus waren auch die Orden, in denen in den Jahrzehnten vor dem Konzil eine starke Konzentration auf traditionale Formen stattfand. Disziplin und Gehorsam wurden betont, obwohl die Erfahrungen und Erlebniswelten der Mitglieder, nicht zuletzt durch die Weltkriegssituation in der Heimat und an der Front, bereits eine ganz andere Sprache forderten. Nicht zufällig bekamen deshalb die Orden dann ihre großen Krisen, als das Milieu sich aufzulösen begann, woran nicht erst das Zweite Vatikanische Konzil und die Transformationen der 1968er schuld sind.

Parallel zur Auflösung der Milieus taucht in den Analysen der 1960er Jahre der Begriff „pluralistische Gesellschaft“ auf. Die Weltkirche hat auf dem Konzil diese Wandlung positiv aufgegriffen – „*Gaudium et spes*“, „*Dignitatis humanae*“ und „*Nostra aetate*“ sind die wegweisenden Dokumente. Nicht so wagemutig waren dann die Bischöfe in ihren Diözesen. Experimente in der Li-



turgie, in den Lebensformen und in den theologischen Zugängen zur Welt trafen bald auf Warnungen vor zu vielen Unsicherheiten. Die Versuchungen des Traditionalismus und Fundamentalismus lassen sich nicht auf zahlenmäßig kleine Gruppen um Erzbischof Lefebvre und die lateinische Messe eingrenzen. Sie zeigen sich in den Gemeinschaften in vielfältigen Erscheinungsformen geistiger und spiritueller Enge. Doch von Mauern sind unsere Gemeinschaften schon lange nicht mehr umgeben. Die Welt ist in den Orden sehr viel mehr präsent als zu anderen Zeiten. So braucht es auch andere Formen der Ordensexistenz, um als qualifizierte Minderheit das Evangelium leben und bezeugen zu können.

Ich plädiere deshalb für ein beherztes Ja zu dem Fluiden unserer nun nicht mehr nur pluralistischen, sondern globalen Gesellschaft. Das bedeutet zum einen,

die Unterschiedlichkeit der Persönlichkeiten in den Gemeinschaften, aber auch die verschiedenen Identitäten und Rollen der Mitschwestern und Mitbrüder zu akzeptieren, nicht als Gefahr, sondern als Chance zur Bereicherung des miteinander zu gestaltenden Lebens. Zum zweiten können solche Gemeinschaften in ihrer Differenzierung, aber auch in der gemeinsamen Suche nach einenden Elementen anderen Suchenden Heimat und Stütze bieten. Viele Klöster bieten Räume an, in denen spirituelle Erfahrungen gemacht und ins Wort gebracht werden können. Schließlich kann das Bekenntnis zu fluiden Existenzen auch ein Beitrag sein, die Spiritualitäten unserer Gemeinschaften „welthaft“ zu ergänzen – die Unsicherheiten nicht zu verdrängen, sondern als Weg zu innerer Reifung und geistlicher Weite aufzufassen.

„Doch kann und will ein Orden
überhaupt stabil sein?

Wäre das nicht das Ende jeder
Erneuerung?

Ich plädiere deshalb für eine neue
Hochschätzung des Fluiden, des
Unsicheren, der Instabilität.“

P. Joachim Schmiidl ISch

Nicole Grochowina

Sr. PD Dr. Nicole Grochowina, geb. 1972, gehört der evangelisch-lutherischen Communität Christusbruderschaft Selbitz an. Die Historikerin und Japanologin promovierte in Hamburg, habilitierte in Jena und ist seit 2012 Privatdozentin mit Lehraufträgen an der Friedrich-Alexander-Universität Nürnberg/Erlangen. Unter anderem arbeitet sie im deutschen Koordinationsteam „Miteinander für Europa“, im Ökumene-Fachausschuss der ELKB und im AK Ordens-theologie der DOK mit.



Nicole Grochowina

„Bleibt alles anders“ – von der Kraft der (eigenen) Ordensgeschichte

„Wenn in den Klöstern oft davon gesprochen wird, dass etwas ‚schon immer so‘ war, zielt damit erstaunlicherweise keiner auf den Ursprung bzw. die Gründung des Klosters. (...) Wenn etwas ‚schon immer so‘ war, heißt das vielmehr, dass es (erst) seit ca. zwei bis drei Klostergenerationen besteht. Es geht [also] schlicht um ein Gewohnheitsrecht (...) [, das] die Begründungslast für Alternativen so hoch an[setzt], dass sie faktisch unmöglich werden.“¹

Was der Soziologe Michael Hochschild hier in sehr verdichteter Form beschreibt, ist bisweilen Alltag in Ordensgemeinschaften: „Das war schon immer so“ wird als Argument herangezogen, wenn es gilt, auf Gewohnheitsrechte zu pochen und dadurch nicht selten auch alternative Sichtweisen zu unterdrü-

cken. Ein solches Vorgehen kann in einer Gemeinschaft bisweilen dramatische Entwicklungen annehmen, denn dies führe, so Hochschild weiter, bisweilen auch dazu, dass eine bestehende Krise verlängert oder gar – und dies ist der fulminante Schluss von Hochschilds Setzung – in passiver Weise die Zukunft gänzlich vermieden werde, weil sich dann Konformitätsdruck und Selbstzensur entfalten würden, um mit aller Macht den aktuellen *status quo* zu bewahren,² kurzum: „Das war schon immer so“ ist eine Aussage, die weniger die Bewegung und die Einheit, sondern eher die Abgrenzung, die ausschließliche Bewahrung und damit die Zerstreung fördert.

Der Satz „Das war schon immer so“ transportiert dabei seine Botschaft in einer aufschlussreichen Formulierung, indem er die Geschichte einer Gemein-

schaft – und sei es auch nur die Geschichte der vergangenen zwei oder drei Generationen – zum Gewährsmann für die mangelnde Suche nach neuen Aufbrüchen, mindestens aber für die Zerstreuung einer Gemeinschaft macht. „Das war schon immer so“ ist demnach im schlimmsten Fall ein Plädoyer für eine Sesshaftigkeit im Leben, die ihre „Behausung [geradezu] zementiert“³ und sich selbst so zur Bewegungslosigkeit und gleichsam zur Zukunftsvermeidung verdammt.

Nun soll es aber an dieser Stelle nicht darum gehen, die Sesshaften etwa gegen die „Ausschauhaltenden“⁴ oder Suchenden innerhalb einer Gemeinschaft auszuspielen, da jede Gemeinschaft letztlich beide Haltungen benötigt, um existieren zu können. Hier soll vielmehr gefragt werden, welche Rolle in einer solchen Auseinandersetzung die Geschichte – oder genauer: das Erzählen vom Geworden-Sein – einer Gemeinschaft spielt und welche Aufgabe sie in der Argumentation der Sesshaften und der Suchenden erfüllt.⁵ Diese Frage ist wichtig, weil das „immer“ in „Das war schon immer so“ ein Indiz dafür ist, dass es offenbar nicht nur unterschiedliche Sichtweisen davon gibt, wie die eigene Ordensgemeinschaft geprägt sein soll, sondern dass diese Perspektiven auch aus der Geschichte der Gemeinschaft heraus begründet werden. Das heißt: In diesem „immer“ leuchtet die argumentative Kraft der Geschichte auf – und diese Kraft ist so wirkmächtig, dass die Art und Weise, wie das Geworden-Sein einer Gemeinschaft erzählt wird, mit darüber entscheidet, ob und wie im gemeinschaftlichen Leben Einheit oder Zerstreuung gefördert werden.

Doch wie ist diese Kraft der Geschichte genau zu bemessen, und was heißt es, dass nicht die Geschichte als solche, sondern die Erzählweise von Geschichten entscheidend dafür ist, ob der Weg einer Gemeinschaft in die Sammlung oder in ihre – dann möglicherweise auch irreversible – Zerstreuung führt? Diese Frage soll in einem ersten Teil im Mittelpunkt stehen. Dabei gilt es, die großen Meistererzählungen einer Gemeinschaft und das nicht selten daraus hervorgehende „Das war schon immer so“ als interessengebundene Erzählungen zu entlarven. Der zweite Teil lädt dann ausgehend von Herbert Grönemeyers Lied „Bleibt alles anders“ zu einem neuen Umgang mit der Geschichte ein, der sich in ein Leben im Transit einschreibt.⁶ Es gilt zu fragen, wie sich in einem solchen Leben neue Erzähl- und Denkweisen über das eigene Geworden-Sein entwickeln können, in denen sich sowohl die Sesshaften als auch die Suchenden einer Gemeinschaft wiederfinden und so gemeinsam das Leben in der Zerstreuung für ihre Gemeinschaft fruchtbar machen können.

1. Die Kraft der Geschichte

Wer seine eigene Geschichte oder die Geschichte seiner Ordensgemeinschaft erzählt, erinnert damit nicht in erster Linie an vergangene Zeiten, sondern hat aktuell eine bestimmte Frage, beantwortet diese mit Hilfe der Vergangenheit und stiftet, bewahrt oder verletzt so die gemeinschaftliche Identität. Dieser geradezu schlichte Grundsatz zahlreicher Forschungen zur Erinnerungskultur verweist darauf, dass Geschichten nie „einfach so“, sondern immer aus einer bestimmten gegenwärtigen

tigen Frage oder Situation heraus erzählt werden.⁷ Das bedeutet, dass es sich beim Erzählen von Vergangenem immer um „subjektive, hochgradig selektive und von der Abrufsituation abhängige Rekonstruktionen“ der Vergangenheit handelt, die „nie ein Spiegel der Vergangenheit, wohl aber ein aussagekräftiges Indiz für die Bedürfnisse und Belange der Erinnerenden in der Gegenwart“⁸ sind. „Das war schon immer so“ verweist also nur mittelbar auf ein Ereignis, das es in der Vergangenheit einer Gemeinschaft gegeben hat. Vielmehr geht es dabei um das aktuelle Interesse der Person, die diesen Satz just formuliert.

Überzeugend ist dieser Satz jedoch zu meist nicht, denn das Problem mit der Setzung „Das war schon immer so“ besteht darin, dass sie – nicht zuletzt wegen ihrer Interessengebundenheit – nie unmittelbar einleuchtet. Vielmehr macht sie sprachlos. Dies gilt insbesondere dann, wenn das Gegenüber, das sich mit diesem Satz konfrontiert sieht, eigentlich auf eine Alternative, eine Veränderung oder sogar auf die totale Umkehrung der gegenwärtigen Situation aus ist. Es braucht also eine ausführlichere Fassung von „Das war schon immer so“, wenn Einzelne oder – im besten Fall – auch ganze Gemeinschaften überzeugt werden sollen.

An dieser Stelle kommen die Narrative ins Spiel, um den Satz „Das war schon immer so“ zu umkleiden. Den Blick auf Narrative zu richten, ist wichtig, da vergangenes Geschehen immer der Darstellung bedarf, wenn es wirkmächtig und genutzt werden soll.⁹ Bei Narrativen handelt es sich um umfänglichere und zugleich kraftvolle Erzählweisen vom Geworden-Sein einer Gemein-

schaft. In Narrativen wird Geschichte also zu Geschichten, denn hier wird

„Gesehenes (..) in Worte gefasst, ein Erlebnis zu einer Geschichte verarbeitet, ein Gefühl (..) in ein Denkmal umgesetzt, ein historisches Ereignis (..) in einen Film übertragen, eine Epoche (..) als Ausstellung präsentiert“¹⁰,

wie Aleida Assmann festgehalten hat. Narrative sind also einzelne Geschichten, die eine innere Kohärenz aufweisen und deshalb Sinn stiften. Dabei unterliegen sie denselben Bedingungen wie der Satz „Das war schon immer so“: Auch sie werden mit einem bestimmten Interesse zusammengestellt, das darüber entscheidet, was berichtet, was vergessen, was betont und was zurückgesetzt wird, kurzum: mit welchen Schwerpunkten und Auslassungen diese Geschichte erzählt wird.¹¹

Derart zusammengestellte Erzählweisen tragen zugleich die Versuchung in sich, eine Meistererzählung aufzurichten. Wenn also eine Geschichte nur noch mit ganz bestimmten Narrativen erzählt wird, die nicht ausgetauscht werden können oder dürfen, entsteht eine Meistererzählung. In einem festen Vokabular wird dann die Geschichte der eigenen Gemeinschaft beispielsweise als Fortschritts- oder Erfolgsgeschichte erzählt. Dann wird etwa darauf verwiesen, dass sich einzelne verwegene Geschwister gegen Widerstände aller Art durchgesetzt und die Gemeinschaft gegründet hätten, die dann immer weiter gewachsen und schließlich zu einer geistlichen Oase geworden sei, die auch gegenwärtig weit über ihren Gründungsort hinaus wirke. Alternierend kann die eigene

Geschichte aber auch als Krisengeschichte erzählt werden. Dann liegt der Schwerpunkt vielleicht auf der Aussage, dass es im 19. Jahrhundert Hunderte von Geschwistern gegeben hätte, doch nun seien es nur noch wenige. Nach dem Aufbruch – so könnte die Geschichte weitergehen – sei die Gemeinschaft von einer Krise in die nächste geraten und von der aktuellen werde sie sich vermutlich nicht mehr erholen.¹²

Den Fokus allein auf den Erfolg, auf Krisen, auf Charismen oder auf andere Aspekte zu legen, gehört zu den grundlegenden Faktoren einer Meistererzählung. Auf diese Weise vom Geworden-Sein zu erzählen, ist nicht verwerflich, denn jede Gemeinschaft braucht so eine kraftvolle Erzählung. Denn: Fehlt einer Gemeinschaft eine solche Erzählung, steht sie unter dem Druck, die eigene Ausrichtung immer wieder neu bestimmen zu müssen, weil es an der Orientierung am eigenen Weg, am eigenen Geworden-Sein mangelt. Dass zudem jede Gemeinschaft eine solche Geschichte auch geradezu benötigt, um all ihre Glieder zu verbinden, die zerstreut in unterschiedlichen Ländern und Arbeitsbereichen leben, ist ebenfalls evident.

Es ist somit eine wichtige Aufgabe sowohl von Suchenden als auch von Sesshaften in einer Gemeinschaft, auf die kraftvolle Bedeutung einer verbindlichen Erzählweise hinzuweisen und diese einzufordern. In seiner Studie zu den „dwellers“ und den „seekers“, also zu den Sesshaften und den Suchenden, führt Robert Wuthnow vor diesem Hintergrund weiter aus, dass es sich dabei gerade die Sesshaften zur Aufgabe machten, eine solche stabile Geschichte zu erzählen. Sie mühten sich darum, weil es ihnen darum ginge, ein „heiliges

Habitat“ im Sinne eines Zuhauses auszugestalten, in dem „das Heilige“ fixiert und wiederzufinden sei. Damit zielten sie zugleich auf die Einheit der Gemeinschaft, die sich nach ihrem Verständnis primär durch klare und feste religiöse Praktiken und Rituale stiften und bewahren ließe.¹³ Dabei – so wäre Wuthnow zu ergänzen – wissen sie auch und gerade um die Kraft der Geschichte einer Gemeinschaft, stellt diese doch das Wissen über die Versuche vorheriger Generationen bereit, die Einheit und das Heilige zu bewahren und zu schützen. In diesem Wissen schaffen dann die Sesshaften für eine Gemeinschaft klar umgrenzte Rückzugs- und Heilungsräume,¹⁴ in denen sowohl das Heilige als auch die Geschichte einer Gemeinschaft ihre tröstende Kraft entfalten können, weil die aktuelle Gemeinschaft sich nun als eingebettet in einen Kontext erlebt, der diese bei weitem übersteigt. Zudem kann hier zugleich in der Gemeinschaft der Eindruck entstehen, auch weiterhin auf den Spuren derer unterwegs zu sein, denen zugeschrieben wird, dass sie das Heilige, das Gründungscharisma oder den spezifischen Auftrag Gottes für die Gemeinschaft in überzeugender Weise umgesetzt hätten.

Vor diesem Hintergrund leuchtet es ein, dass nach Robert Wuthnow die größte Herausforderung für die Sesshaften das Chaos ist, das gelegentlich – oder öfter – in Gemeinschaften ausbricht, wenn sich die Anforderungen der Zeit oder die Rahmenbedingungen der Gemeinschaft ändern, die Fragen nach Gott eine neue Sprache finden müssen oder gar Anfragen an den bisherigen Weg und Auftrag der Gemeinschaft laut werden. Es ist die größte Herausforderung,

weil es die mühsam gehüteten Grenzen der heiligen Räume, der Behausung aufbricht und in die – aus Perspektive der Sesshaften – wenig fruchtbaren Zerstreuung führt.¹⁵

Und genau hier, an den Grenzen der Räume, kommt es schließlich zu Konflikten zwischen Sesshaften und Suchenden, die ebenfalls ihre Sichtweisen in die Gemeinschaft einbringen. Auch dabei spielen – so ist Wuthnow weiter zu denken – die Erzählweisen vom Geworden-Sein einer Gemeinschaft eine prominente Rolle, denn sowohl die Sesshaften als auch die sie dann herausfordernden Suchenden berufen sich auf die Geschichte der Gemeinschaft und leiten daraus die Legitimität ihrer jeweiligen Ansprüche ab. Insofern ist es folgerichtig, dass im Konfliktfall auch eine Auseinandersetzung mit der bereitgestellten und – bisweilen mühevoll – bewahrten Meistererzählung einer Gemeinschaft stattfindet, diese also auf ihre Sinnhaftigkeit und einheitsstiftende Kraft hin neu befragt wird. Dabei werden dann auch ihre Schwächen aufgedeckt. Zu diesen gehört, dass sie wie alle Meistererzählungen durch ihre jeweils spezifische Schwerpunktsetzung andere – vielleicht ebenfalls wichtige – Elemente ausblendet, und diese so möglicherweise über Generationen in Vergessenheit geraten. Ebenfalls gehört dazu, dass einer einzigen Erzählweise nicht selten auch über Jahre die Macht zugebilligt wird, als geradezu verbindliche Wahrheit über die Ausrichtung aller weiteren Erzählungen zu entscheiden. Wenn also der Satz „Das war schon immer so“ als kürzeste aller Meistererzählungen verstanden werden kann, kommt genau hier die Macht zum Ausdruck, die allen Meistererzählungen in-

newohnt: Es ist die Macht, Ereignisse aus einer einzigen Perspektive und unter einer einzigen Überschrift zu deuten und diese für die Gegenwart und Zukunft einer Gemeinschaft verbindlich zu machen, um – und das ist die postulierte gute Absicht dahinter – die Einheit der Gemeinschaft zu fördern und ihre Zerstreuung zu vermeiden. Das machtvoll gesprochene und gerade deswegen auch – zumindest kurzfristig – anerkannte „Das war schon immer so“ sorgt dann also dafür, dass durch klare Grenzziehungen Bestehendes bewahrt und vor alternativen Ansätzen geschützt wird; ob es der Gemeinschaft letztlich dient oder nicht. Insofern ist sehr fraglich, ob auf diese Weise tatsächlich die Zerstreuung vermieden wird.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Genau um diese Macht kommt es also zum Konflikt, der im Übrigen in einer weniger scharfen Form vermutlich in jeder Gemeinschaft als Normalfall gelten darf, in der Sesshafte und Suchende gleichermaßen versuchen, die Vision und den Weg der Gemeinschaft zu bestimmen. Konflikte – so lässt sich aus Bemerkungen von Jan und Aleida Assmann lesen – gehören also unabdingbar zum Akt der Erinnerung und des Erzählens dazu; auch und gerade dann, wenn Erinnerung in Narrative gekleidet und so zugänglich gemacht wird. Konflikte entstehen deswegen, weil immer dann,

wenn Identität und Einheit erzeugt werden sollen, gleichzeitig und notwendigerweise auch Alterität geschaffen wird.¹⁶ Anders formuliert heißt dies: Klare Abgrenzung und Kanonisierung von Narrativen, die eine Erzählweise zur dauerhaften Meistererzählung erheben, kollidieren nicht nur mit dem gesunden Menschenverstand, sondern auch mit kulturellen Bedingtheiten, weil Vielschichtigkeit, Ambiguität und vor allem Dissens wichtige Merkmale einer jedweden Kultur sind.¹⁷ Wer diese also zugunsten einer Standardisierung ausbremsen oder einstampfen will, setzt sich dem Vorwurf aus, hier ein totalitäres System etablieren zu wollen, in dem nur noch eine Erzählweise vorherrschen darf. Dies gilt auch dann, wenn die Absichten lauter sind und etwa auf die Einheit der Gemeinschaft zielen.

Doch selbst wenn es letztlich nicht in Gänze zu einem solchen totalitären System kommt, ist festzuhalten, dass Standardisierungen und unflexible Erzählweisen von der eigenen Geschichte erstens immer Brüche und Irrtümer in der Geschichte vergessen lassen, die sich unter anderen Umständen vielleicht als hilfreich oder gar als Segenslinien entpuppen könnten. Zweitens stellt sich durch die immer wieder wiederholte Erzählweise eine Erinnerungsroutine ein, die lähmt, weil in ihr das bunte und sich ausprobierende Leben keinen Platz mehr findet.¹⁸ Hier entleert sich also die Erinnerung allen Sinnes, so dass am Ende zwar das Gebäude einer Meistererzählung übrigbleibt, dieses aber leider nicht mehr bewohnt ist. Dies ist dann auch die große Stunde des Satzes „Das war schon immer so“, der zwar mit einem gegenwärtigen Interesse auf die Vergangenheit Bezug nimmt, dabei aber

auf eine lebensgesättigte Argumentation verzichtet. Hier leuchtet also die keineswegs befreiende, sondern eher die bindende Kraft der Geschichte auf, die dann letztlich auch keine Einheit mehr stiftet, sondern zum Urgrund von Vereinzelung und Zerstreuung wird, weil die einst verbindende Erzählweise zu einer leeren Worthülse verkommen ist. Wie Odysseus segeln die Gemeinschaften also auf dem Strom der Zeiten zwischen der alle Alternativen verschlingenden Meistererzählung auf der einen Seite und dem Gebirge der Orientierungslosigkeit und Beliebigkeit auf der anderen Seite. Hier den Kurs zu halten und dabei gleichzeitig den kräftig wehenden Wind der Vergangenheit für das eigene Vorankommen zu nutzen, verlangt eine intensive und dauerhafte Auseinandersetzung zwischen den Sesshaften und den Suchenden in einer Gemeinschaft, in der einerseits der eigene Standpunkt mit Nachdruck vertreten werden darf, andererseits sich aber Sätze wie „Das war schon immer so“ verbieten.

2. Ordensgeschichte in der Zeit der Zerstreuung: Leben im Transit

Wie kann also eine identitätsstiftende Meistererzählung einer Gemeinschaft aussehen, ohne dabei gleich allen Schwächen und Problemen zu erliegen, die ihr bereits attestiert worden sind? Oder anders formuliert: Welche Erzählweise vom Geworden-Sein einer Gemeinschaft hilft dazu, in der Zerstreuung zu leben, ohne diese einerseits als lebensbedrohlich und irreversibel zu erfahren, und ohne andererseits eine Einheit vorzugaukeln, die in dieser ein-

deutigen Form nicht besteht oder vielleicht auch nie bestanden hat?

Ein erster Blick auf die Forschungen zu Erinnerungskultur nimmt hier die Sesshaften und die Suchenden in einer Gemeinschaft gleichermaßen in die Pflicht, denn: Im Angesicht der Alternativen von Zerstreuung und sammelnder Einheit ist mit Aleida und Jan Assmann eine neue Erinnerungspolitik in Gemeinschaften einzufordern, die sich nicht auf Abgrenzung, sondern auf „Gegenseitigkeitshandeln“ ausrichtet und deshalb eine „Praxeologie der Verständigung“ entfaltet.¹⁹ Im Grunde fordern die Assmanns also, sich auseinander zu setzen und zu einer gemeinsamen Erzählung zu kommen.²⁰ Dieser Forderung liegt die Erkenntnis zu Grunde, dass die Vernichtung des Anderen nicht zwingend zum Frieden führt, so dass vielmehr alle Bemühungen darauf zielen müssen, die Verständigung auf gemeinsame Ziele zu erreichen.²¹ Gleichwohl setzt dies ein hohes Maß an Kompromissbereitschaft und Pluralitätskompetenz all derer voraus, welche Narrative als zeitlos und jenseits aller Ambiguitätstoleranz verstehen. Können diese Kompetenzen nicht aufgebracht werden, verbleibt der Konflikt ungelöst und mündet gegebenenfalls in die Trennung der Gemeinschaft, weil keine verbindliche Identität mehr gestiftet werden kann.

Um „Gegenseitigkeitshandeln“ zu erreichen, ist es wichtig, den Blick auf die Grundlagen zu richten, auf denen die Auseinandersetzung zwischen Sesshaften und Suchenden stattfindet. Um diese geht es in dem Lied „Bleibt alles anders“ von Herbert Grönemeyer, auch wenn er dieses 1998 sicher nicht für Ordnungsgemeinschaften und ihren Um-

gang mit der Geschichte geschrieben hat.²² In dem Text heißt es:

„Thron über Konvention / das Leben kommt von vorn / stehst unter einem hellen Stern, einem hellen Stern / Verträum dich in deinen Traum / verlass dich auf Zeit und Raum / Du gehörst zum festen Kern“

Und dann folgt:

„Trockne die Tränen, zieh deine Kreise / Der stille Weg, folg dem Sonnenaufgang leise / Tanz den Tanz auf dünnem Eis / Forder das große Gefühl / durchquer den Hades zum Ziel / Surf auf dem Scheitelpunkt des Nichts.“

Anschließend gipfelt der Text in diesen Aussagen:

„Erwarte viel, lebe für den Transit / Zwing das wahre Geschick / ein Silberstreif am Horizont“, bevor es dann im Refrain immer wieder heißt: „Es gibt viel zu verlieren, du kannst nur gewinnen / Genug ist zu wenig, oder es bleibt wie es war / Stillstand ist der Tod, geh voran, bleibt alles anders / Der erste Stein fehlt in der Mauer, der Durchbruch ist da.“²³

Auch dieser Text hat eine Überschrift, die ihn zu einer Meisererzählung macht, und diese Überschrift lautet: „Bleibt alles anders“. Diese nur vordergründig paradoxe Formulierung befindet sich im deutlichen Widerspruch zum eher apodiktischen „Das war schon immer so“ und verweist auf etwas, was das Lied in den Strophen dann entfaltet: das Leben im Transit.

Auch wenn das Leben im Transit hier ebenfalls als eigene Meistererzählung durchgehen kann, lädt es doch vom Ansatz her erst einmal dazu ein, die Erzählweisen sowohl der Sesshaften als auch der Suchenden in sich zu vereinen, hier also zum Assmann'schen „Gegenseitigkeitshandeln“ zu kommen, denn: Transit beschreibt eine Zeit des Übergangs und nicht selten darin auch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Ein Beispiel vermag dies zu illustrieren: Ein Fluggast im Transitbereich ist gleichzeitig Angekommener und Abfliegender; er ist in der Transitzone in einem klar umrissenen Raum in einem Land, aber doch nicht Teil dieses Landes. Leben im Transit hat also einen Ort und gleichzeitig erfüllt dieser Ort auch alle Eigenschaften eines Un-Orts, weil er für den Menschen, für die Gemeinschaft nur in seiner Vorläufigkeit existiert. Das Wissen um ein Leben im Transit schafft also eine Haltung, die es lebt, aus der Welt, aber nicht von der Welt zu sein, weil klar ist, dass es in dieser Welt kein stabiles und dauerhaftes Zuhause gibt.²⁴

Für die Erzählweisen vom eigenen Geworden-Sein bedeutet dies, dass der Satz „Das war schon immer so“ keine Überzeugungskraft mehr entfaltet, sondern im transitorischen „Bleibt alles anders“, also in der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, aufgeht. Das ist befreiend, denn hier geht es eben nicht – wie vielleicht von extrem Sesshaften befürchtet – um das Abrutschen in Belibigkeiten und in eine furchtbare Zerstreuung, sondern vielmehr wird damit zuerst der Kampf um die Deutungshoheit über Vergangenes durchbrochen, sofern es in diesem Kampf darum ging, Grenzen zu ziehen und Behausungen zu

zementieren. Dies geschieht, weil das transitorische „Bleibt alles anders“ den Kundschafter²⁵, den Suchenden, braucht, der nach dem nächsten Flieger im Transitbereich Ausschau hält, aber gleichzeitig braucht es eben auch den Sesshaften, der eine klare Vorstellung davon hat, auf welcher Route er bis dato unterwegs gewesen ist. Beide sind also miteinander unterwegs, und das bedeutet, dass keiner seine Erzählweise zur allein gültigen erheben kann, sofern die gemeinsame Reise nicht gefährdet werden soll.²⁶

Was bedeutet diese transitorische Meistererzählung dann konkret für die Erzählweisen der eigenen Geschichte? Es bedeutet erstens, dass die Geschichte immer noch eine wirkmächtige Kraft ist, die der Stiftung von Identität und Einheit dient. Aber – und dies ist der zweite Punkt – im Angesicht des Wissens, ein Leben im Transit zu führen, können und dürfen sich Erzählweisen nachhaltig verändern, ohne sich dabei der Gefahr auszusetzen, auf diese Weise die gesamte Gemeinschaft in eine irreversible Zerstreuung zu treiben.²⁷ Konkret heißt dies, dass nun auch all jene Irrtümer und Diversitäten zur Sprache kommen dürfen, die bis dato als Gefährdung der bestehenden Meistererzählung angesehen wurden, weil sie auf krumme Wege führten oder vom ertraglosen Aufwand zahlreicher Bemühungen um Einheit erzählen.²⁸ Kommt all dies zur Sprache, gilt der Satz „Das war schon immer so“ nicht mehr, denn die Irrwege, Trennungen und Krisen einer Gemeinschaft lassen selten bis gar nicht den Schluss zu, dass hier eine Gemeinschaft ganz ohne Umwege oder ohne „Flecken und Runzeln“²⁹ unterwegs ist, sondern vielmehr erden sie in wohltu-

ender und bisweilen auch entlarvender Weise den Eindruck von einer „Gemeinschaft der allzu Heiligen“, der durch ebenfalls allzu glatte Meistererzählungen erzeugt wird. „Surf auf dem Scheitelpunkt des Nichts“, heißt es bei Herbert Grönemeyer, also auf dem Punkt, an dem zu entscheiden ist, welche Richtung die Erzählung vom Geworden-Sein einschlagen soll. An diesem Punkt steht alles bereit, was erzählt werden kann. Und dazu gehören eben auch die Irrtümer, Irrwege und das Scheitern.

Dass an diesem Scheitelpunkt nicht die Entscheidung für eine unbegrenzte Belieblichkeit der Ausrichtung und damit für die irreversible Zerstreuung fällt, ist dann möglich, wenn sich – und dies ist der dritte Punkt – Sesshafte und Suchende gleichermaßen gerufen wissen, sich in die nunmehr transitorische Meistererzählung einzubringen und das „Gegenseitigkeitshandeln“ bei der Abfassung ihrer Geschichten zu wagen. „Trockne die Tränen und ziehe deine Kreise“, heißt es im Lied von Herbert Grönemeyer, und dies verweist darauf, dass nach der Dekonstruktion einer eher totalitären Meistererzählung, die im Satz „Das war schon immer so“ gipfelt, alle gebraucht werden, um gemeinsam aus dem immer wiederkehrenden Übergang zu leben, genau darin die Sinnhaftigkeit ihres Lebens zu entdecken und davon zu erzählen.

Wie dies gelingen kann, legt Herbert Grönemeyer ebenfalls nahe: „Du gehörst zum festen Kern“, heißt es in seinem Lied, und aus diesem Wissen ergibt sich der Aufruf: „Erwarte viel, lebe für den Transit!“ – „Du gehörst zum festen Kern“ heißt demnach, dass das Leben im Transit keine Bedrohungssituation

ist, sondern letztlich gehalten wird von dem, der genau in diesem Übergang anzutreffen ist. Wenn also die Rede davon ist, dass Ordensgemeinschaften in der Welt, aber nicht von der Welt sind; wenn es also darum geht, sie – wie Papst Franziskus es getan hat – als Anders-Orte zu begreifen, an denen die Logik des Evangeliums und nach Michael Hochschild auch der „Gottesoptimismus“³⁰ regieren, und wenn – um es mit Dietrich Bonhoeffer zu sagen – die letzten Dinge in die vorletzten hineinleuchten und diese so nachhaltig gestalten, dass dem Nichts der Glaubenskrise das Alles des Gottesoptimismus entgegengesetzt wird,³¹ dann ist das Leben im Transit keine Aufforderung, sondern der diesseitige Ausdruck des gelebten Anders-Ortes, an dem notwendigerweise sowohl die Sesshaften als auch die Suchenden ihren Platz haben. Insofern überzeugt der Aufruf „Erwarte viel, lebe für den Transit“ sehr, denn er impliziert zugleich auch die Frage, wie groß eigentlich die Erwartungen einer jeden Gemeinschaft an das Können und Wollen desjenigen sind, der diesen Anders-Ort gestiftet hat und das Leben im Transit letztlich erst ermöglicht. Dieser Spur in nachhaltiger Weise zu folgen, wird auch die Erzählweisen vom Geworden-Sein der Gemeinschaft verändern.

3. Fazit

Zunächst wurde erkennbar, dass jede Gemeinschaft ihre eigene Meistererzählung formuliert und damit unterstreicht, wie kraftvoll die Geschichte bei der Stiftung von Identität und Einheit mitwirkt. Dabei kann sich dies in zwei Richtungen entfalten: Erstens kann eine

eher auf Sesshaftigkeit orientierte Position überwiegen, die das Bestehende geradezu einmauert, um es zu bewahren, und deren Erzählung vom Geworden-Sein einer Gemeinschaft schließlich in der kürzesten Meistererzählung gipfelt, die es gibt, nämlich: „Das war schon immer so.“ Zweitens ist eine Meistererzählung aber auch versucht, gänzlich in die Beliebigkeit zu verfallen, weil sie vorgibt, immer und ausschließlich nach neuen Wegen und Inspirationen zu suchen, ohne das Bestehende hinreichend zu würdigen. In beiden Fällen sind die Zerstreuung und schließlich auch der Tod der Gemeinschaft nicht auszuschließen, denn ein Übermaß an der sesshaften Perspektive stiftet keine Einheit mehr, sondern sorgt allein für Abgrenzung, während ein Übermaß an suchender Perspektive die Versuche der Identitätsstiftung in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Es ist also Zeit, derartige Meistererzählungen zu entlarven und sich von ihnen zu verabschieden, weil sie die Zerstreuung, nicht aber die Einheit fördern, obwohl sie bisweilen uniform und monolithisch daherkommen.³² Zudem geht es nun darum, den Schritt zu wagen, die Irrtümer, Irrwege und damit die krummen Wege des Lebens mit in die Erzählungen vom Geworden-Sein einzubeziehen und auf diese Weise eine transitorische Meistererzählung zu wagen, die weder ihren Anfang noch ihr Ende hier in der Welt hat, sondern sich an dem ausrichtet, der die Einheit gestiftet hat, die es nun in der eigenen Geschichte in all ihrer Brüchigkeit zu entdecken gilt.³³ Damit wird jedwedes „Das war schon immer so“ durch das „Bleibt alles anders“ ersetzt, das die Sesshaften und Suchenden gleicherma-

ßen einlädt, die jeweiligen Tränen zu trocknen und dann zu einem „Gegenseitigkeitshandeln“ – und mehr noch: zu einem Gegenseitigkeits-Erzählen – zu kommen,³⁴ das keine Angst vor Anfragen, Herausforderungen und vor allem vor Veränderungen hat. Und so gilt am Ende dieser nur scheinbar waghalsigen Entscheidung für ein Leben im Transit ein weiterer, vielleicht erneut paradox anmutender Satz aus dem Lied von Herbert Grönemeyer, der da lautet: „Es gibt viel zu verlieren, du kannst nur gewinnen!“ Dies mag als popmusikalischer Verweis auf die österliche Lebenskultur des Evangeliums zu lesen sein, in der nun österlich getröstete Sesshafte und österlich getröstete Suchende mitten in der Zeit der Zerstreuung ihre wirkliche Identität in Einheit leben und davon in Wort und Sein erzählen – und dies ohne angstvolle Begrenzungen und ohne machtvolles Ringen um Deutungshoheiten. So gilt in der Tat für das Leben im Transit: „Es gibt viel zu verlieren, du kannst nur gewinnen!“

-
- 1 Michael Hochschild: Elastische Traditionen. Biometrie des Klosters von heute. (Studien zur monastischen Kultur, 7). St. Ottilien 2013, 198f.
 - 2 Vgl. ebd., 198-203.
 - 3 Mirjam Schambeck: Von Siedlern und Suchern. Ordensleben zwischen Sesshaftigkeit und Ausschauhalten, in: Geist&Leben. Zeitschrift für christliche Spiritualität 88 (2015), 344-353, hier: 349. Der Zementierung der Behausung wohnt auch die Versuchung inne, den status quo mit dem Reich Gottes auf Erden zu verwechseln und auf diese Weise die Bewegungslosigkeit noch in frommer Weise zu überhöhen. Vgl. hierzu ebd.
 - 4 Zu dem Begriff vgl. ebd., passim.

- 5 Der Unterschied zwischen der Geschichte und dem Erzählen vom Geworden-Sein ist eminent wichtig, da die Rede vom „Erzählen“ darauf verweist, dass hier weder der Anspruch auf Wahrheit noch auf Deutungshoheit erhoben wird. Wer allerdings davon ausgeht, „die Geschichte“ widerzugeben (und dies womöglich noch „wie es wirklich gewesen ist“), formuliert diesen Anspruch. Dieser ist jedoch allein wegen der menschlichen Begrenztheit bei der Erinnerung und angesichts begrenzter Quellen nicht einzulösen. Vgl. hierzu die kurzweiligen und instruktiven Einlassungen zu diesem Anspruch bei John H. Arnold: *Geschichte. Eine kurze Einführung*. Stuttgart 2001, 49-76.
- 6 Zum Text „Bleibt alles anders“ vgl. <http://www.songtexte.com/songtext/herbert-gronemeyer/bleibt-alles-anders-23dcf497.html> [15.3.2016].
- 7 Vgl. hierzu als einen kleinen, aber grundlegenden Ausschnitt der entsprechenden Forschungen etwa von Maurice Halbwachs: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt am Main 1985; ders.: *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967; Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen*. 2. Auf. München 1997; Aleida Assmann: *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*. München 2013.
- 8 Für alle Zitate: Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar 2005, 7.
- 9 Vgl. Aleida Assmann: *Das neue Unbehagen* (wie Anm. 7), 206.
- 10 Ebd.
- 11 Das Vergessen ist von der Erinnerung und dem Erzählen nicht zu lösen – und entwickelt sich gegenwärtig doch wegen seiner Eigenheiten zu einem eigenen Forschungsgegenstand. Vgl. etwa Oliver Dimbarth, Peter Wehling (Hg.): *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*. Konstanz 2011.
- 12 Zur Wirkmächtigkeit von Krisengeschichten vgl. Ute Leimgruber: *Avantgarde in der Krise. Eine pastoraltheologische Ortsbestimmung der Frauenorden nach dem zweiten Vatikanischen Konzil*. (Fuldaer Studien, 14). Freiburg i. Br. 2011.
- 13 Vgl. Robert Wuthnow: *After Heaven. Spirituality in America Since the 1950ies*. Berkeley, Los Angeles 1998, 3-5. Einen anderen Zugang findet hier Mirjam Schambeck, wenn sie den Fokus auf die Anfangsphase des Ordenslebens legt, hier die Unsicherheiten und das Suchen thematisiert, während sie in der Gesellschaft ansonsten eher in eine Phase der Sesshaftigkeit gekommen wären. Vgl. Mirjam Schambeck: *Von Siedlern und Suchern* (wie Anm. 3), 344-346. Die Suchenden präzisiert auch Wade Clark Roof, der zudem deutlich macht, dass sich durchaus auch eine ganze Gesellschaft auf einem „spiritual quest“ befinden könne. Genau dies sei gegenwärtig zu beobachten. Vgl. Wade Clark Roof: *Spiritual Marketplaces. Baby Boomers and the Remaking of American Religion*. Princeton 1999, 16-77.
- 14 Vgl. zum Heiligen Robert Wuthnow: *Spirituality* (wie Anm. 13), 4f.
- 15 Vgl. zu mögliche Erkenntnisse aus solchen Situationen ebd., 14-18.
- 16 Vgl. Aleida und Jan Assmann: *Kultur und Konflikt. Aspekte einer Theorie des unkommunikativen Handelns*, in: Jan Assmann, Dietrich Harth (Hg.): *Kultur und Konflikt*. Frankfurt am Main 1990, 11-49, hier: 27.
- 17 Vgl. Oliver Dimbath: *Wissenschaftlicher Oblivionismus. Vom unbewussten zum strategischen Vergessen*, in: ders., Peter Wehling (Hg.): *Soziologie des Vergessens* (wie Anm. 11), 297-317, hier: 301.
- 18 Vgl. ebd., 301f.
- 19 Für die Zitate Aleida und Jan Assmann: *Konflikt und Kultur* (wie Anm. 16), 36f. „Gegenseitigkeitshandeln“, sei mehr als Dialog, denn es ginge gleichermaßen darum, die eigene Position zu transzendieren und außerdem das Komplementäre der anderen Position zu erkennen.

- 20 Dass dieser Ansatz auch eine Hilfe im ökumenischen Gespräch sein kann, hat nicht zuletzt die Schrift „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ gezeigt. Vgl. Lutherisch/römisch-katholische Kommission für die Einheit: *Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017*. 2. Aufl. Leipzig, Paderborn 2013.
- 21 Hieraus leiten Aleida und Jan Assmann die Forderung nach einer kulturwissenschaftlich reflektierten Xenologie ab. Diese solle all die kulturellen Prozesse kritisch begleiten, die dazu dienten, die Scheu vor den Fremden zu steigern oder Gemeinsamkeiten durch Symbole zu sichern, die klar auf Distinktion ausgerichtet seien. Vgl. Aleida und Jan Assmann: *Konflikt und Kultur* (wie Anm. 16), 39.
- 22 Zum offiziellen Musikvideo vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=2XuONGCT9wM> [15.3.2016].
- 23 <http://www.songtexte.com/songtext/herbert-gronemeyer/bleibt-alles-anders-23dcf497.html> (wie Anm. 6) [15.3.2016].
- 24 Hier leuchtet auf, wie Papst Franziskus zur Eröffnung des „Jahres der Orden“ den „Anders-Ort“ charakterisiert hat, an dem nicht Utopien am Leben erhalten werden, sondern die „Logik des Evangeliums“ gelten sollte. Vgl. Apostolisches Schreiben Seiner Heiligkeit Papst Franziskus zum Jahr des geweihten Lebens, in: *Ordenskorrespondenz. Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens* 4/2014, 468-478, hier: 473.
- 25 Zu diesem Begriff und seinen Implikationen vgl. Mirjam Schambeck: *Von Siedlern und Suchern* (wie Anm. 3), passim.
- 26 Mirjam Schambeck gießt diese Erkenntnis in den wunderbaren Satz: „Die Kundschafter sind Ausgesandte der Wartenden zu Hause.“ Ebd., 252.
- 27 In diesem Zusammenhang verweist Aleida Assmann darauf, dass gerade im christlichen Bereich die Kultur zahlreiche Beispiele des „transitorische[n] Erinnerung[s]“ bereithalte. Die Beichte etwa, in der erinnert werde, um zu vergessen, sei hier zu nennen. Aleida Assmann: *Das neue Unbehagen* (wie Anm. 7), 192.
- 28 Zur Aufwands- und Diversitätsvergessenheit vgl. Oliver Dimbarth: *Wissenschaftlicher Oblivionismus* (wie Anm. 17), 300-303.
- 29 Eph. 5. 27.
- 30 Michael Hochschild: *Elastische Traditionen* (wie Anm. 1), 217-231.
- 31 Vgl. Dietrich Bonhoeffer: *Ethik*. (DBW, 6). 2. Aufl. Gütersloh 1998, 155f.
- 32 Es gibt kaum etwas Monolithischeres als den Satz: „Das war schon immer so!“
- 33 Wie sehr sich gerade hier die „heilenden Möglichkeiten von Erinnerungskonstruktionen“ zeigen können, hat Aleida Assmann betont: *Das neue Unbehagen* (wie Anm. 7), 209.
- 34 Vgl. hierzu auch Mirjam Schambeck: *Von Siedlern und Suchern* (wie Anm. 3), 349f.

Margareta Gruber OSF

Sr. Dr. M. Margareta Gruber OSF begann 1985 das Studium der Theologie und trat im gleichen Jahr in die Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Sießen ein. Nach dem Promotionsstudium wurde sie im Jahr 2007 habilitiert. Seit 2008 ist sie Professorin für Neues Testament an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Von 2009 bis 2013 war sie Professorin am Laurentius-Klein-Lehrstuhl an der Dormitioabtei in Jerusalem.



Margareta Gruber OSF

Die Torheit der Auferstehung und das Leben im Transitbereich

„Das Grab ist leer, der Held erwacht“ – sind es nicht diese alten Osterlieder, die viele Christen mit Inbrunst und innerer Ergriffenheit singen? Im Neuen Gotteslob sind sie mit großer Selbstverständlichkeit noch (oder wieder) da. Wie soll man sich jedoch vorstellen, was da besungen wird? In einem der ersten Jesusfilme aus dem Jahr 1903¹ sieht man einen Jesus, der langsam aus einem Loch im Erdboden aufsteigt. Das knüpft an das Barocktheater mit seinen staunenerregenden Schaulusteffekten an; heute wirken sie eher peinlich oder lächerlich. Dennoch hat sich das Bild des aus dem Grab aufsteigenden Christus dem christlichen Gedächtnis eingepägt, wenn „Auferstehung“ imaginiert wird. Das Neue Testament lässt keinen Zweifel darüber, dass niemand dies gesehen hat. Wohl aber gibt es Erzählungen über Menschen, die den Auferstande-

nen gesehen haben. Wie stellt man sich jedoch eine solche Begegnung vor? Der französische Autor Emmanuel Carrère beginnt seinen 2014 erschienenen Roman „Das Reich Gottes“ mit dem Bericht über eine erfolgreiche Fernsehserie, in der eines Nachts „in einem Bergdorf Tote zu den Lebenden zurückkehren. ... Und man stellt sich ernsthaft die Frage: Nehmen wir an, diese Unmöglichkeit fände *wirklich* statt, was würde passieren?“² Drei Seiten weiter lässt er einen Freund seine Story kommentieren: „Wenn man darüber nachdenkt, dann ist es eigenartig, dass normale, intelligente Leute an etwas so Unsinniges wie die christliche Religion glauben, an etwas, das in dieselbe Kategorie gehört wie die griechische Mythologie oder Märchen.“³ Für Paulus bis zu Nietzsche war es die Botschaft eines *gekreuzigten* Messias, die die Weisen

der Welt als reinen Unsinn („Torheit“) abtaten (1 Kor 1,22-25); heute ist es die Auferstehung, mit der man sich unter den Intellektuellen blamiert. Carrère, der in seinem Roman seine eigene, kurze und intensive katholische Phase verarbeitet, scheint es eher peinlich zu sein, zu diesen „seltsamen“ Leuten gehört zu haben, die an so etwas wie die Auferstehung glauben. Für ihn stand am Ursprung dieses Glaubens Paulus, der „mit tiefer, schmeichelnder Stimme“ seine Geschichte von Jesus erzählt und „nach und nach die ganze Stadt“ Korinth damit umgarnte.⁴ Soll man sich den Ursprung der Auferstehungsbotschaft wirklich auf diese Weise vorstellen? Christian Lehnert in seiner 2013 erschienenen Paulusdeutung hört genauer hin und entdeckt einen völlig anderen Paulus:⁵ Da muss einer etwas sagen, das ihn bis an die Grenze fordert, und das er nicht unterdrücken kann (1 Kor 9,16). Wie wenn einer über eine Verwundung redet. Er kann sich nicht hinter einer wohlgeformten Predigt oder „glänzenden Reden“ (1 Kor 2,1) verstecken, sondern muss sich „in Schwäche und Furcht, zitternd und bebend“ (1 Kor 2,3) mit seiner Botschaft selber aussetzen. „Habe ich nicht Jesus, unseren Herrn gesehen?“ (1 Kor 9,1). Paulus, der dem auferstandenen Christus begegnete, so Lehnert „schaut auf und starrt ins Dunkel – eben war da ein Licht, und es bleibt ein geglaubtes Licht. Verloschen. Für immer erstrahlt.“

Ostern und die VUCA-Welt

Paulus hatte seine Botschaft in Korinth auszurichten. Dort lebte eine kleine christliche Gruppe in mehrheitlich pagan geprägter Gesellschaft. Spannun-

gen und Konflikte religiöser und ethischer Natur mit diesem Umfeld prägten das Leben der Christen und spiegeln sich in den Briefen des Apostels. Das „Korinth“ unserer Tage ist von anderen Erfahrungen geprägt, die das Leben der Menschen bestimmen, ganz unabhängig davon, ob oder was sie glauben. Menschen erleben ihre Welt als flüchtig, unsicher, komplex und mehrdeutig. Die englische Abkürzung für diese vier Begriffe ist VUCA. Es steht für Volatility (Flüchtigkeit), Uncertainty (Unsicherheit), Complexity (Komplexität) und Ambiguity (Ambiguität/Mehrdeutigkeit). Die Rede von der VUCA-Welt stammt ursprünglich aus dem militärischen Kontext und sollte die Situation nach dem Ende des Kalten Krieges beschreiben;⁷ mittlerweile hat er in den Führungstheorien der Management-Welt Karriere gemacht und wird herangezogen, um die neuen Erfordernisse und Kompetenzen von strategischer Führung von Organisationen zu beschreiben. Das in der vorliegenden Publikation dokumentierte Symposium über „christliche Lebenskultur in der Zerstreuung“ ging von dieser so genannten VUCA-Welt aus. Elisabeth Hense hat sie in ihrem Beitrag ausführlicher vorgestellt. Als ich mich damit auseinandersetzte, war ich überrascht, wie sich VUCA zur Beschreibung gerade der neutestamentlichen Zeugnisse über die Ostererfahrung anbietet. Ich habe deshalb den Versuch unternommen, die Ostertexte der Evangelien und die Paulusbriefe vor dem Hintergrund der VUCA-Welt zu lesen. Es handelt sich um nicht mehr als eine Skizze, die meine Leser und Leserinnen mit ihren Leseerfahrungen anreichern und abgleichen mögen.⁸

Ostern: Der Schock des zweiten Verlustes

Ich möchte jedoch an den Beginn dieser Skizze meine eigene thesehafte Vorstellung von Auferstehung stellen.⁹ Es ist ein imaginatives Gedankenexperiment, das in seiner zugespitzten Einseitigkeit jedoch etwas sichtbar machen kann: Am Beginn der neutestamentlichen Überlieferung steht der krisenhafte Schock eines doppelten Verlustes. Denn Jesus wird zweimal verloren: auf Golgota und in dem Ereignis, das die Christen später Ostern nennen werden. Die verstörenden Elemente in den Begegnungen mit dem Auferstandenen, das Erschrecken, die Flucht, das Nicht-Erkennen und die Sprachlosigkeit spiegeln den Schock dieses zweiten Verlustes, der von allen, die Jesus von Nazareth gekannt hatten, vollzogen werden musste. Was auf dem Schädelberg geschehen war, war schrecklich, aber vorstellbar: Der Verlust eines teuren Menschen, der grausame Tod eines Unschuldigen, der Zusammenbruch der Lebenspläne und Hoffnungen, die eigene Schuld im Versagen angesichts roher Gewalt. Was jedoch die Begegnung mit dem Auferstandenen einforderte, überstieg das Vorstellbare: Es bedeutete, den, den man zu kennen geglaubt hatte, erneut und noch radikaler verlieren zu müssen. Wer ist der, den man Rabbi nannte und jetzt als Kyrios anrief? Die Auferstehung des Gekreuzigten ist alles andere als ein Happy End, sondern eine tiefgreifende Erschütterung, die an die Wurzel des Glaubens und der Existenz der Jünger und Jüngerinnen rührte und sie in einen krisenhaften Dauerzustand versetzte.¹⁰ Die Auferstehung Jesu von den Toten ist wie ein Meteorit, der in die

Geschichte gestürzt und einen Krater hinterlassen hat. Den Sog, den der Sturz ausgelöst hat, war so stark, dass viele am Anfang glaubten, alles werde im Nu hineingezogen und das Ende der Welt stünde unmittelbar bevor. Doch das geschah nicht. Was statt dessen geschah, war eine Erfahrung, die im Neuen Testament mit dem aramäischen Urwort „*maranatha*“ verbunden ist.¹¹ Dieser Ausdruck kann entweder als Gebetsruf um das Kommen des Herrn („unser Herr, komm!“) oder als Akklamation seines Gekommenseins („Unser Herr ist gekommen!“) verstanden werden. Die Christen lebten in einer neuen Gegenwart des Auferstandenen, die sich in ihren Gebetszusammenkünften, aber auch im „Aufweis von Geist und Kraft“ (1 Kor 2,4) bei der Verkündigung des Evangeliums erwies. Die Paulusbriefe sind die ältesten Zeugnisse für diese pneumatische Gegenwart des österlichen Herrn im Leben der Christen. Daraus ergab sich die innere Notwendigkeit, den Jesus, den man doppelt verloren hatte, wieder zu erinnern und zu vergegenwärtigen. Wer war er? Wie ist er zu verstehen, ausgehend von der umstürzenden Erfahrung seiner Auferstehung und seiner neuen, unfassbaren Präsenz in Abwesenheit oder seiner Gegenwart in der Weise des sich-Entziehens? Dies ist die Aufgabe der Evangelisten. Die Erzählungen der Evangelien umtasten das Geheimnis von Ostern.

Auferstehung geschieht im Entschwinden (Volatility – Flüchtigkeit)

„Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn; dann sahen sie ihn nicht mehr (Lk 24,31). Der Auferstande-

ne lässt sich nicht festhalten, er entzieht sich. Die Jünger „haben“ ihn nicht; die Auferstehung ist eine Realität, die irdisch nicht festzuschreiben ist. Sie wird als real, aber als nicht verfügbar dargestellt. Zweifel und Unglaube, Furcht, Überforderung und Krise sind auch nach der Auferstehung nicht gebannt (Lk 24,38f). Die Auferstehung, so hat man den Eindruck, geschieht „im Entschwinden“. Ist sie deshalb ein flüchtiges Ereignis, das wie eine Seifenblase zerplatzt, wenn man es berühren will? Das Markusevangelium stellt sich dieser Frage mit besonderer Eindringlichkeit. Es endet wie ein modernes Theaterstück: offen, mitten in einer Krise. Der Schock der Frauen am Grab wird nicht in einer Begegnung mit dem Auferstandenen aufgelöst, sondern durch das gesamte Evangelium hindurch gedeutet. Der Engel schickt die Frauen nach Galiläa: „Dort werdet ihr ihn sehen“ (Mk 16,7). Der Weg zurück nach Galiläa steht nicht für die Rückkehr in einen „Alltag“; jeder Alltag ist nach der Auferstehung unmöglich geworden. Mit der Erwartung, dem Auferstandenen „in Galiläa“ zu begegnen, liest man das Evangelium neu als eine Kette von „Auferstehungen auf dem Weg“: Heilungen, Befreiung, neue Lehre und Gemeinschaft. Was auf diese Weise erinnert wird, kann heute wieder geschehen, neue Ostererfahrungen können freigesetzt werden. Besondere Bedeutung gewinnen die Nachfolgeworte: Auferstehung wird konkret in der Nachfolge, sie geschieht auf dem Weg! Man muss dem Entschwindenden, den man immer nur von hinten sieht, nachlaufen. Nur so kann man ihn finden. Die Worte über die Nachfolge binden die Auferstehung jedoch an das Kreuz (Mk 8,31-36; 9,30-32; 10,32-34.

35-45). Jesus sagt seine Auferstehung im Kontext der Leidensweissagungen an. Darin liegt auch eine Aussage über die Auferstehung: dass sie nur durch den „Tod“ hindurch zugänglich ist!

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das Matthäusevangelium fügt einen weiteren Aspekt hinzu. Auferstehung führt in die Sendung: man muss davon erzählen, kann nicht schweigen. In Galiläa bekommen die Jünger den Missionsauftrag und den „Taufbefehl“ (Mt 28,16-20). Das Geschenk der Auferstehung kann nicht bei dem bleiben, der es erfahren – oder erlitten – hat: Es ist für andere, für die Welt. Auferstehung „enteignet“ den Glaubenden und verschenkt ihn an die Menschen. Von da an gilt: Die Zeit drängt, wobei dies im Sinn der Qualität und nicht eines herannahenden Weltendes zu verstehen ist: Auferstehung setzt das Leben unter Tempo!

Auferstehung als Einsturz des Weltgebäudes (Uncertainty – Unsicherheit)

Auferstehung ist mit Erschrecken verbunden, denn sie bedeutet die plötzliche Konfrontation mit der Macht Gottes, die in das Leben eingreift. Man versucht zu fliehen, weil der „Himmel

einstürzt“ – die Grundfesten des Weltbildes ins Wanken geraten. Nach Matthäus öffnen sich beim Tod Jesu die Gräber und „die Leiber vieler Heiliger, die entschlafen waren, wurden auferweckt. Nach der Auferstehung Jesu verließen sie ihre Gräber, kamen in die Heilige Stadt und erschienen vielen“ (Mt 27,52f). Das liest sich wie ein Horrorszenario. Sind wir nun doch in Carrères Fiktion der „Wiedergekehrten“ angekommen? Man darf sich von der Faszination der apokalyptischen Bilder nicht zu einer konkretistischen Imagination verleiten lassen und den so genannten Weltuntergang darin abgebildet sehen. Die apokalyptischen Passagen in den synoptischen Evangelien (Mk 13; Mt 24; Lk 21, 5-36) müssen anders gelesen werden:¹² Als Bearbeitung einer krisenhaften Erschütterung, die mit apokalyptischen Motiven versprachlicht und gedeutet wird. Apokalypse bedeutet: Gott bringt die alte Welt zum Einsturz und schafft eine neue. Der Sturz der Himmel steht jedoch nicht erst bevor, sondern ist bereits eingetreten mit der Auferstehung des Gekreuzigten von den Toten. Nicht auf ein zukünftiges Weltende schaut der verstörte Blick der Erzählgemeinschaft, sondern auf das Beben von Ostern, das ihre Welt zum Einsturz gebracht hat und das immer noch nachbebt. Die Erschütterung der Auferstehung spiegelt sich in den Aussagen über das Kommen des Menschensohnes, die die Unvorstellbarkeit und Bildlosigkeit des Geschehens mit apokalyptischen Sprachbildern füllen. „Aber in jenen Tagen, nach der großen Not, wird sich die Sonne verfinstern, und der Mond wird nicht mehr scheinen; die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels wer-

den erschüttert werden. Dann wird man den Menschensohn mit großer Macht und Herrlichkeit auf den Wolken kommen sehen.“ (Mk 13,24-23). Die Auferstehung wird im Markustext nicht narrativ repräsentiert, sondern im Sprachmodus der vollmächtigen Ankündigung als Ansage eines apokalyptischen Widerfahrnisses Jesus selbst in den Mund gelegt. Meine Frage ist, ob nicht die Auferstehung des Gekreuzigten von den Toten die Krise ist, die die neutestamentliche Theologie des abwesend anwesenden Herrn hervorgebracht hat.

Die Briefe des Paulus, die ja 30 bis 50 Jahre älter sind als die Evangelien, zeigen, wie ein Mensch durch die Begegnung mit dem Auferstandenen in einen krisenhaften Dauerzustand gerät, in ein Leben an der Schwelle, im Dazwischen: Existenz im Transitbereich. Er kann nicht zurück ins Alte, doch das Neue ist ihm nicht verfügbar. Der Glaube erscheint als Drahtseilakt, als Gang über dem Abgrund zwischen Alptraum und höchster Virtuosität.¹³ Das Symbol für den Transit, das die Christen festhalten, ist das Untergetaucht-Werden, das Ertrinken oder Ersäufen des alten Menschen im Wasser der Taufe. Paulus beschreibt diese Transformation als tägliches Sterben und Auferstehen, als beständiges Leben im „Osterdurchgang“ (Roger Schütz): Er hält den Schatz seiner Christuserkenntnis „in irdenen Gefäßen“ indem „wir allezeit das Getötet-Werden Jesu an unserem Leib herumtragen, damit auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Leib offenbar werde“ (2 Kor 4,10).¹⁴ Christian Lehnert entdeckt im Drang des Paulus zur Selbstdarstellung gerade in seiner Leidensexistenz, die für heutige Leser

peinlich wirken (1 Kor 2,2-5.12-16; 4,9-13; 2 Kor 4,7-18) nicht apostolischen Größenwahn sondern, im Gegenteil, eine eigenartige Scham. „Er ist ausgestellt: in der Scham. Er steht auf der Straße und vor der Menge. Gezeichnet von einer Gottesbegegnung ... Scham läßt Paulus so sprechen: ‚Abschaum der Welt ... jedermanns Kehricht‘, bis heute.“¹⁵ Für Lehnert ist diese Scham eine „Grundgegebenheit des Glaubens“, die mit Paulus zu einem Schlüssel werden kann, „um das fragile christliche Subjekt zu verstehen: immer gespalten und immer erhofft: Der Spiegel sagt ihm nichts sondern allein das künftige Angesehensein von Gott. Das heißt: Letztlich bleibe ich heute gefangen in der Subjektivität meines Glaubens, und Glauben heißt dann, immer wieder das Offene zu suchen und in der Enge meiner Selbst anzukommen. Es gibt keine Gewißheit. Und daß es keine Gewißheit gibt, das ist die christliche Verheißung.“¹⁶ Mit Paulus: „Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umriss, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.“ (1 Kor 13,12f)

Von der Komplexität zur solidarischen Verflochtenheit (Complexity – Unübersichtlichkeit)

Auf der athenischen Agora versucht Paulus, seine griechischen Hörer vom „Unbekannten Gott“ zu überzeugen. „Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, spotteten die einen, andere aber sagten: darüber wollen wir Dich ein

andermal hören.“ (Apg 17,32f) Kein himmlisches Zeichen unterstützt seine Predigt, so muss er wieder gehen. Auch in Korinth hat er es mit der „Weisheit der Welt“ zu tun, mit Positionen innerhalb der Gemeinde, die seine Verkündigung des Gekreuzigten vielleicht übertrieben fanden. (1 Kor 1,18-2,5) Auch gab es dort Leute, die zwar die Auferstehung Jesu nicht leugneten, aber dann im Blick auf sich selbst und andere behaupteten, „Auferstehung von Toten gibt es nicht“. (1 Kor 15,12) Die Botschaft ist nicht aus sich heraus evident, sondern mit dem behaftet, was Paulus „Torheit“ nennt, also mit der innerweltlichen Logik nicht zu begreifen. Die Unübersichtlichkeit und Widersprüchlichkeit der verschiedenen Stimmen, die das christliche Glaubensgeheimnis zu deuten beanspruchten, begann sofort mit dem ersten Glaubenszeugnis, das vom Gartengrab her die Jünger erreichte. Dass es aus Fraunmund stammte, ist wie ein Vorzeichen der intellektuellen und auch religiösen Geringschätzung, mit der die pagane Welt auf die Verkündigung eines gekreuzigten und auferweckten jüdischen Propheten als Retter der Welt reagieren würde. Manche gebildete Christen im zweiten Jahrhundert versuchten, ihren „seltsamen“ Glauben den heidnischen Nachbarn intellektuell näher zu bringen indem sie auf mythologische und philosophische Gedanken zurückgriffen. Diese Systeme entfernten sich im dritten Jahrhundert immer mehr vom Christentum; die Gnosis wurde zu einer konkurrierenden Deutung des christlichen Glaubens, die ihre Ausläufer bis in heutige esoterische Strömungen hat. Als eines ihrer Kennzeichen findet sich immer wieder die Ableh-

nung der Körperlichkeit, deshalb auch des Todes und der Auferstehung Jesu. Die Komplexität der weltanschaulichen Orientierungen und der Kampf mit der Peinlichkeit der eigenen Glaubensüberzeugung waren also bereits in der Urchristenheit stark ausgeprägt.

Die Erzählungen in den Evangelien zeigen alle, dass die Nachricht allein nicht genügt, sondern dass es das persönliche Erkenntnis- und Angesprochen-Werden braucht, um die Osterbotschaft annehmen zu können: das Wort, die Geste, die Berührung, den Namen. Die Freude ist die Antwort auf das lösende Wort; man kann sie sich nicht selber geben: „Brannte uns nicht das Herz?“ (Lk 24,32) Diese für heutige Ohren vielleicht am lebendigsten nachvollziehbare Ostererzählung der beiden Emmausjünger gibt einen weiteren wichtigen Hinweis auf ein Konstitutivum der Auferstehungswirklichkeit: Sie führt in die Gemeinschaft der Glaubenden. „Noch in derselben Stunde brachen sie auf und kehrten nach Jerusalem zurück. Dort fanden sie die Elf und die anderen Jünger ...“ (Lk 24,33f) Das entspricht der Theologie des Paulus: Wenn er sich mit Strömungen auseinandersetzt, die dem christlichen Glauben seiner Überzeugung nach nicht entsprechen, kommt er in seiner Argumentation immer wieder auf eine Wirklichkeit zurück: auf die konkrete Gemeinschaft der Männer und Frauen, die er die „Versammlung“ (Ekklesia) nennt, die „Heiligen“ (1 Kor 1,2; 2 Kor 1,1), einmal auch den „Leib Christi“. (1 Kor 12,27) Auch die Ekklesia ist geprägt durch die unfassbare Präsenz des Auferstandenen in Abwesenheit oder seiner Gegenwart in der Weise des sich Entziehens. Sie ist wie dieser sichtbar und unfasslich zu-

gleich, ein Sakrament.¹⁷ Doch Paulus wird immer wieder ganz konkret. Denn das irdische Zusammenleben dieser Gemeinschaft in ihrer Zusammensetzung aus Juden und Griechen, Sklaven und Freien, Männern und Frauen (1 Kor 12,13; Gal 3,28), Starken und Schwachen (1 Kor 1,27; 8,9ff) ist es, an der sich die Geister messen lassen müssen. Hier formt sich die Auferstehungsbotschaft langsam um in eine vom Geist des Auferstandenen geformte christliche Lebenskultur.

So könnte man, im Blick auf die gegenwärtigen Herausforderungen der Komplexität vielleicht sagen: Es ist der Blick auf den „Leib“, der den Schritt von der vereinzelnden Unübersichtlichkeit zur solidarischen Verflochtenheit ermöglicht. Diesen Leib kann man heute nicht mehr nur als den Leib der Kirche verstehen, sondern diese als Teil des Leibes, der die Menschheitsfamilie ist.

Eindeutigkeit in der Berührung der Wunden (Ambiguity – Mehrdeutigkeit)

Woran erkenne ich den Auferstandenen? Bist Du's oder bist Du's nicht? Der Auferstandene muss sich zu erkennen geben. Er zeigt sich jedoch nur denen, die sich auf einen Glaubensweg eingelassen haben. Man stelle sich vor, der Auferstandene wäre Pilatus erschienen und dieser hätte – aus magischem Schrecken oder politischem Kalkül – die Tempelaristokratie kurzerhand entmachtet und durch Jakobus und den Familienclan Jesu ersetzt. Solcherart Vorstellungen ranken sich um Konstantins Sieg an der Milvischen Brücke, geschrieben unter dem Vorzeichen des politischen Durchbruchs einer neuen

Religion. Doch der Beginn des christlichen Glaubens ist geprägt von einer anderen Erfahrung, die sie bis heute begleitet: der Verborgenheit und Entzogenheit, die sich als Uneindeutigkeit manifestiert. Bist Du's oder bist Du's nicht?

Die Ostererzählungen legen zwei Spuren, die zu einer Theologie der Unterscheidung führen. Eindeutig wird der Auferstandene im Brot und an den Wunden. Wieder ist es die Emmauserzählung, die für beide Spuren der österlichen Gegenwart eine so einfache wie tiefe Form findet. Der unerkannte Wegbegleiter öffnet zuerst die Augen für die Schrift, die den Sinn des Leidens deutet: Die Wunden gehören in den Heilsplan Gottes. (Lk 24,26) Dann bricht der fremde Gast das Brot und gibt es ihnen. (Lk 24, 30) Das „für euch“ (Lk 22,19f) der Lebenshingabe muss bleibend zugänglich sein als Lebensverbindung mit dem Auferstandenen im Mahl. „Da gingen ihnen die Augen auf“ (Lk 24, 31) und sie „sahen“ ihn erkennend für einen kurzen Augenblick, bevor auch sie wieder im „geglaubten Licht“ (Lehnert) weitergehen mussten.

Im Johannesevangelium ist es Thomas, der die Wunden des Auferstandenen nicht nur sehen, sondern berühren will, um die Botschaft glauben zu können. (Joh 20,24-29) Die schockierende Forderung des Thomas, seine Finger in die Male der Nägel legen zu wollen, wurde oft als negatives Osterbeispiel gelesen, als müsse man gerade darauf verzichten, was Thomas sich wünscht, nämlich die Berührung. Das krasse Bild des Eindringens in den Leib des Auferstandenen, das realistisch kaum vorstellbar ist, hat jedoch ein Pendant in der ebenso krass anstößigen Aufforderung Jesu,

sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken, um in Jesus zu bleiben und durch ihn zu leben. (Joh 6,53-57) Das führt zu der symbolischen Bedeutung dessen, was Thomas da vom Auferstandenen gewährt wird:¹⁸ Das „in ihm Sein“, das die andere Seite dessen ist, das „ich in euch“ bin. (vgl. Joh 14,20) Dieses abstrakte gegenseitige „In-Sein“ von Jünger und Meister, das im Johannesevangelium die neue Weise der Gegenwart des Auferstandenen umschreibt, wird geradezu körperlich imaginiert: der Jünger „im Leib des Meistes“ (Joh 20,27) und der Meister „im Leib des Jüngers“. (Joh 6,53-57) Das In-Sein wird symbolisch erfahrbar im Essen; das gläubige Sehen mündet in das Berühren und Essen, zur Lebensverbindung mit dem Auferstandenen im österlichen Mahl. Joh 21 führt diese Linie konsequent zu Ende, indem hier das Mahl stattfindet, das Thomas in seiner Berührung erst symbolisch vorweggenommen hat. Am See ist es ja nicht so, dass Jesus wie in Lk 24,43 vor den Jüngern oder wie noch im Abendmahlssaal Joh 13 mit den Jüngern isst, sondern der Auferstandene gibt ihnen zu essen, was wieder auf die „eucharistische“ Wirklichkeit der Selbst-Gabe im Brot hinweist.

Es gibt jedoch noch eine dritte Spur, die das Evangelium legt, um den Auferstandenen zu erkennen: „Ich war hungrig ...“ (Mt 25,35ff): Der Leib des Herrn wird durchsichtig für die Leiber seiner Brüder und Schwestern. In der Fußwaschung bückt sich Gott zu den Füßen der Menschen und weist sie an, das Gleiche einander zu tun. (Joh 13,1-17) So führt die Eindeutigkeit der „Geringssten“ nach Christoph Theobald zu einer Manifestation der unsichtbaren Aufer-

stehung: „Und schließlich die menschliche Solidarität und das Engagement für die ‚Letzten‘: sind dieses Taten nicht paradox? Was bringt mich dazu, mich für andere einzusetzen, für ein anderes Lebewesen, sogar für diejenigen, die noch nicht geboren sind (im Blick auf unsere eine Welt, die in unserer Verantwortung liegt)? Wenn nicht dieser ‚Glaube‘, oft implizit, der uns sagen lässt, dass die Menschheit etwas anderes ist als einfach Material für die Evolution des Lebens, und dass wir, in einer Weise, wie keiner von uns sie sich vorstellen kann, diejenigen ‚wiedersehen‘ werden, für deren Leben wir uns engagieren.“¹⁹ So lädt der Auferstandene seine Zeugen ein, „die Zeichen der Auferstehung im Herzen der Menschheitsgeschichte zu lesen, einer Geschichte, die weitergeht.“²⁰

-
- 1 <https://www.youtube.com/watch?v=vNeT4Uhtoss>, abgerufen am 18.08.2016
 - 2 Emmanuel Carrère, *Das Reich Gottes*. Berlin 2014, 7.
 - 3 Ebd., 10.
 - 4 Ebd., 9.
 - 5 Christian Lehnert, *Korinthische Brocken, Ein Essay über Paulus*, Berlin 2013.
 - 6 Ebd., 114.
 - 7 https://en.wikipedia.org/wiki/Volatility,_uncertainty,_complexity_and_ambiguity, abgerufen am 19.8.2016.
 - 8 Dieser Beitrag versucht also nicht, die Botschaft von der Auferstehung historisch zu rekonstruieren oder ihre Plausibilität zu erweisen. Beides ist möglich und legitim, denn die Osterbotschaft gehört eben nicht zu den Mythen und Märchen. Vielmehr ist

sie an Texte konkreter Zeugen rückgebunden, die etwas über Ereignisse zum Ausdruck bringen wollen, die ihr Leben bleibend verändert haben.

- 9 Näher ausgeführt habe ich diese Gedanken in: Margareta Gruber *Annäherungen an den Gebetsglauben Jesu. Lesespuren im Markusevangelium*, *IKaZ Communio* 44 (2015) 52-64. Darauf greife ich hier zurück.
- 10 Christian Strecker spricht in kulturanthropologischer Perspektive von einem Zustand dauerhafter Liminalität oder des permanenten Übergangs vom Tod zum Leben, vgl. Christian Strecker, *Auf den Tod getauft – ein Leben im Übergang. Erläuterungen zur lebenstransformierenden Kraft des Todes bei Paulus im Kontext antiker Thanatologien und Thanatopolitiken*, in: M. Ebner u.a. (Hg.), *Leben trotz Tod*, *JBTh* 19, Neukirchen-Vluyn 2004, 259-295.
- 11 1 Kor, 16,2, vgl. *Offb* 22,20b sowie die urchristliche Schrift *Didache* 10,6.
- 12 Vgl. dazu noch einmal meinen in Anm. 9 genannten Artikel.
- 13 Vgl. das synoptische Bilde des Ganges über das Wasser, *Mk* 6, 45-52; *Mt* 14,22-33.
- 14 Vgl. M. Gruber, *Herrlichkeit in Schwachheit. Eine Auslegung der Apologie des Zweiten Korintherbriefs 2 Kor 2,14-6,13*, *fzb* 89, Würzburg 1998.
- 15 Lehnert 2013 (vgl. Anm. 5), 113.
- 16 Ebd., 120.
- 17 Vgl. dazu eindrücklich Lehnert 2013 (Anm. 9), 132ff.
- 18 Diese symbolische Linie der Thomaserzählung habe ich herausgearbeitet, in: Margareta Gruber, *Berührendes Sehen. Zur Legitimation der Zeichenforderung des Thomas (Joh 20, 24-31)*, *BZ* 51, 2007, 61-83.
- 19 Christoph Theobald SJ, *Transmettre l'Évangile de liberté*, Paris 2007, 116.
- 20 Ebd., 117.

Elisabeth Hense

Dr. Elisabeth Hense ist Universitätsdozentin für Spiritualität an der Radboud Universität Nijmegen und stellvertretende Leiterin des Forschungsinstituts der Deutschen Provinz der Karmeliten (O.Carm.). Sie veröffentlichte zahlreiche Monographien, Sammelbände und Artikel über christliche Spiritualität auf Deutsch, Englisch, Niederländisch und Italienisch.



Elisabeth Hense

Wie Orden unser Zusammenleben erneuern

Einleitung

In der Vergangenheit zeigte sich immer wieder, dass gerade die christlichen Orden ein kreatives Potential besitzen, um unsere Gesellschaften zu erneuern und Zukunft mit zu gestalten. Benediktinerklöster haben im Mittelalter den Gartenbau und die Landwirtschaft entwickelt und ihren Mitmenschen dadurch Perspektiven des Überlebens geboten. Die Salesianerinnen oder Visitantinnen pflegten Arme und Kranke und stärkten damit das empathische Empfinden ihrer Umgebung und deren Fähigkeit solidarisch zu handeln und sich gemeinsam eine neue Zukunft zu erschließen. Vinzenz von Paul, Begründer der Lazaristen und der Vinzentinerinnen sowie der neuzeitlichen Caritas, veränderte den gesellschaftlichen Horizont ebenfalls ganz maßgeblich: der Zugang zur Heilkunst und zu professioneller Gesundheitsfürsorge sollte allen Mitgliedern unserer Gesellschaft ermöglicht werden.

Jean Baptiste de la Salle stiftete die Gemeinschaft der Schulbrüder, die sich bis heute in vielen Ländern der Welt für die Bildung der armen Bevölkerung einsetzt und damit an vielen Orten gesellschaftlichen Fortschritt möglich macht. Der Franziskanerorden gründete die Bank für Orden: Sämtliche Gewinne der Bank fließen in Projekte zur Armutsbekämpfung. Die ethischen Grundsätze dieser Bank orientieren sich außerdem an den Leitlinien des Ordens zum nachhaltigen Umgang mit unserer Erde. Noch viele weitere Beispiele könnten hier genannt werden, die belegen dass unsere christlichen Orden sich gesellschaftlich eingebracht und damit vielen Menschen neue Aussichten auf eine bessere Zukunft ermöglicht haben. Orden wirkten aktiv an der Lösung bestehender gesellschaftlicher Probleme mit. Dies gelang ihnen, weil sie die Lebenskultur des Evangeliums nicht nur inner-

halb ihrer Klostermauern, sondern mit viel weitreichenderen Folgen vor allem auch aus der eigenen Gemeinschaft hinaus in die Zivilgesellschaft getragen haben. In Zeiten des Umbruchs war dies ganz besonders wichtig: wenn Gesellschaften vor neuen Herausforderungen standen, wenn Krisen bewältigt werden mussten, wenn alte Strukturen aus den Fugen gerieten und neue soziale Gefüge aufgebaut werden mussten.

Können wir das auch heute? Haben unsere schrumpfenden und alternden Ordensgemeinschaften die Kraft dazu, die Probleme unserer Zeit lösen zu helfen? Sind wir nicht schon völlig ausgelastet mit dem Bemühen, zumindest noch nach innen hin die Lebenskultur des Evangeliums zu pflegen und für unsere eigenen Gemeinschaften zu bewahren? In einem ersten Schritt möchte ich am Beispiel der säkularisierten Niederlande darlegen, wie die Arbeit der Orden heute in einem gewissen Sinne von anderen weitergeführt wird; wie Menschen auch heute von unten her erfolgreich Initiativen zur Erneuerung unserer Gesellschaft ergreifen und wie sie sich dabei an Praktiken orientieren, die der Lebenskultur des Evangeliums verwandt sind. Diese und ähnliche Initiativen können Orden, auch wenn sie selbst nur begrenzte Kapazitäten haben, weiterhin unterstützen. In einem zweiten Schritt möchte ich am Beispiel verschiedener nordwest-europäischer Lebensgemeinschaften im ländlichen Bereich zeigen, dass die Ideale dieser Gemeinschaften ebenfalls Überschneidungen haben mit der Lebenskultur des Evangeliums und dass wir auch in ihnen Verbündete finden können, um letztendlich für alle Menschen in unseren Ländern mehr gemeinschaftliche

Lebensqualität erreichen zu können. Ordensmitglieder können in diesen neuen Initiativen Orte der Sammlung entdecken, wo die Lebenskultur des Evangeliums neu aufblühen kann. Ich schließe ab mit einem Blick auf das auch heute vorhandene kritische und kreative Potential, welches unsere Orden in die aktuelle Suche nach Neugestaltung unserer Gesellschaft einbringen können.

Erneuerungsinitiativen in den Niederlanden

Es gibt in unseren Gesellschaften tausende von kleineren und größeren Initiativen die zur Erneuerung unserer Gesellschaften, ja man könnte vielleicht sogar sagen zum Entwurf einer neuen kosmopolitischen Zukunft beitragen wollen.¹ Überall um uns herum gibt es Menschen, die versuchen unsere heutigen, vielfach miteinander verwobenen Probleme anzupacken: Armut, Umweltzerstörung, Naturkatastrophen, Hunger, Kriege, instabile Wirtschafts- und Finanzsysteme, fehlende oder schlecht funktionierende Gesundheitssysteme, den Zusammenbruch von Nationalstaaten, um nur einige dieser Probleme zu nennen. Dieses Gemisch von sozialen, ökonomischen und ökologischen Problemen wird in der Literatur unter dem Stichwort 'wicked problems' beschrieben.² Die Folge dieser 'wicked problems' besteht unter anderem darin, dass immer mehr Menschen auf der Flucht sind und dass sich unsere natürlichen Ressourcen immer weiter erschöpfen. In dieser Situation verlieren viele Menschen die Hoffnung und Politiker haben Mühe, Antworten auf dieses Problemgemisch zu finden. Gleichzeitig gibt es

aber auch viele Initiativen von unten, engagierte Bürger, die aufstehen und neue Lösungen ausprobieren.

In den letzten Jahren habe ich mich mit solchen gesellschaftlichen Erneuerungsinitiativen in den Bereichen Nahrung, Pflege und Geld beschäftigt. Ganz konkret habe ich neun dieser Initiativen in den Niederlanden analysiert. Ich wollte wissen, ob in einer post-christlichen Gesellschaft wie in den Niederlanden genügend kreatives und kritisches Potential vorhanden ist, um Zukunft neu zu erfinden.³ Ich war positiv überrascht, so viel Einsatz, so viel Mut und so viel Phantasie für überzeugende Wege aus den verschiedenen Krisen zu finden, die uns heute zu schaffen machen. Drei dieser Initiativen möchte ich in diesem Beitrag näher vorstellen.

1. Urbane Landwirtschaft in Rotterdam⁴

In vielen niederländischen (aber auch deutschen) Städten ist den Menschen die Landwirtschaft völlig fremd geworden. Die Lebensmittelketten sind so lang, kompliziert und undurchsichtig geworden, dass viele Menschen sich Sorgen machen über die Arbeitsbedingungen der Bauern hierzulande und in anderen Ländern, die Schadstoffbelastung der Nahrungsprodukte und die schädlichen Folgen der langen Transportwege für unsere Umwelt. Mit ihrem urbanen Landwirtschaftsbetrieb in Rotterdam wollen Huibert de Leede und Johan Bosman zeigen, dass es auch anders geht. Die beiden bieten ihre Produkte auf ihrem Hof auch zum Kauf an. Zudem haben sie ihren Betrieb um Konferenzräume und ein Restaurant erweitert. So können Städter frische Produkte vor ihrer Haustür einkaufen, sie können

sich über Gartenbau informieren und sie können schmackhaft zubereitete heimische Produkte kennen- und genießen lernen. Dadurch wird den Menschen wieder bewusst, wo unser Essen herkommt, wie es angebaut und zubereitet wird. Huibert und Johan bieten viele verschiedene Produkte an: mehr als fünfzig Gemüsesorten, viele Kräuter, und dazu Hühner, Schweine und Fische. Indem die Produktionskreisläufe geschlossen werden, der Abfall der Viehzucht zur Düngung der Gärten und der Abfall der Gärten zur Ernährung des Viehs beiträgt, gibt es wenig Abfall und wird der natürliche Reichtum landwirtschaftlicher Ressourcen sichtbar. Huibert und Johan haben ihren Betrieb auf einem heruntergekommenen Hafengrundstück aufgebaut und so einen hässlichen Fleck in der Stadt in einen blühenden Garten verwandelt. Die Menschen kommen gerne hierher und freuen sich über diese neue Lebensqualität in der Stadt. Die Produkte sind erschwinglich, auch für Geringverdiener, weil die Mitarbeiter (gerade auch die Initiativnehmer) genügsam sind und Ehrenamtliche gerne einen Teil ihrer Freizeit investieren.

2. Eine Pflegekooperation in Hoogeloon⁵

Im niederländischen (aber auch im deutschen) Gesundheitssystem geraten bestimmte Werte, die dem modernen Bürger wichtig sind, immer mehr unter Druck. Vor allem die Selbstbestimmung, die Häuslichkeit und Geborgenheit in der eigenen sozialen Umgebung drohen verloren zu gehen. Alte und behinderte Menschen können nicht mehr in ihren Dörfern bleiben, sondern sehen sich gezwungen, in große Heime in die Stadt

zu ziehen. Das Gesundheitssystem ist bürokratisch und umständlich, was dazu führt, dass viele Menschen sich kaum noch darin zurechtfinden. Ständig sind neue Formulare auszufüllen, um bestimmte Hilfsmittel vergütet zu bekommen, und die Patientendokumentationen in den Heimen und in der häuslichen Pflege werden immer aufwendiger, weil immer mehr Regeln beachtet werden müssen. In Hoogeloon, einem Dorf in Brabant, will man diese Praxis nicht länger akzeptieren. Die Einwohner haben sich dazu entschieden, die Pflege im Dorf wieder selbst in die Hand zu nehmen. Man möchte die pflegebedürftigen Mitbürger wieder in kleinen Einrichtungen im eigenen Dorf unterbringen. Dazu wurden verschiedene sogenannte „Pflegevillen“ gebaut. Schon der Name gibt an, dass es hier um hochwertige Pflege geht, die die Lebensqualität der Bewohner in den Vordergrund stellt. Dies wird möglich, indem man im Management spart und die Pflegeteams selbstorganisierend arbeiten. Auch dürfen Angehörige und Ehrenamtliche bei bestimmten Aufgaben mithelfen. So bemüht man sich darum, die Selbstbestimmung, die Häuslichkeit und Geborgenheit für die Bewohner wieder herzustellen. Dies gelingt, weil das ganze Dorf auf die eine oder andere Art einbezogen ist. Vor allem die jungen Rentner leisten einen hervorragenden Beitrag, indem sie ein attraktives Programm in der Tagespflege mitgestalten. Beinahe alle Familien im Dorf profitieren von dieser Lösung. Es ist dann auch nicht verwunderlich, dass Hoogeloon zum Vorzeigedorf im europäischen Kontext geworden ist und vielfältig ausgezeichnet wurde, u.a. auch für seine Demenzkonzepte.

3. Eine soziale Handelsorganisation (STRO - Social Trade Organization) in Utrecht⁶

STRO entstand Ende der 1960iger Jahre im Kontext christlicher Umweltbewegungen. Seit 1990 richtet die Organisation ihre Aufmerksamkeit vor allem auf alternative Geldsysteme, weil sie das konventionelle Geld für eine der Hauptursachen der Umweltverschmutzung hält. Im Laufe der Zeit hat STRO sich auch der Armutproblematik angenommen, die eng mit der Umweltproblematik und dem konventionellen Geldsystem verbunden ist. Bislang hat STRO verschiedene lokale alternative Geldsysteme getestet, die der Verarmung und Umweltzerstörung entgegenwirken können. In naher Zukunft möchte STRO nun auch eine universelle alternative Münze testen. STRO hofft, dass diese Münze so attraktiv wird, dass sie auf Dauer überall in der Welt akzeptiert wird und unser Leben maßgeblich zum Guten verändert. STRO hat bereits ein Modell hierfür entwickelt, muss dies aber noch in der Praxis testen. Mit dieser Münze möchte STRO einen sozialen, kulturellen, grünen und auch ökonomischen Beitrag leisten: die Münze soll Menschen verbinden, ihre kulturellen Kontexte unterstützen, ihre Umwelt schonen und sie vor Armut bewahren. Angesichts der aktuellen finanziellen Krisen verschiedener Länder, die weltweit zu großen Problemen geführt haben, hofft STRO, dass es gelingen mag, unser Leben geordnet und nicht auf desaströse Weise auf eine neue finanzielle Basis zu stellen.

Wenn wir uns diese Erneuerungsinitiativen in den Niederlanden anschauen, fällt auf, dass unsere Orden und religiösen Gemeinschaften sich teilweise mit

denselben Themen beschäftigen und auch ganz ähnliche Standpunkte einnehmen: es gibt urbane Landwirtschaft ja auch in Kloster- und Kirchenanlagen, es gibt bei den Orden viel Sensibilität für Menschlichkeit in den heutigen Pflegestrukturen, und es gibt sicherlich bei vielen Ordensleuten auch ein kritisches Gespür für die negativen Seiten unseres konventionellen Geldes. Zu fragen wäre, ob wir noch stärker als bislang den Schulterschluss mit den von mir skizzierten oder auch anderen Erneuerungsinitiativen (z. B. in Bezug auf alternative Energie) suchen sollten. Selbst wenn Orden nicht mehr Vorreiter solcher Erneuerungsbewegungen sein können, so können sie diese doch mittragen: sei es einfach durch Ermutigung oder auch durch ein tatkräftiges Engagement im Rahmen der eigenen Kräfte. In den Niederlanden haben die Schwestern des Guten Hirten, die aus Altersgründen im Juli 2014 ihr Kloster in Haarlem verlassen mussten, gezeigt, wie das gehen könnte.⁷ Sie haben ihr Klostergelände für eine neue Niederlassung der Arche zur Verfügung gestellt. Gemeinsam mit den Mitgliedern der Arche in Haarlem und mit ausgewählten Investoren möchten die Schwestern auf diese Weise ihr Gedankengut weitertragen in eine gute Zukunft hinein. Ihr Engagement für Menschen am Rande der Gesellschaft, ihr inspirierender gesellschaftlicher Einsatz, ihr Beispiel für ein fruchtbares Gemeinschaftsleben bekommen so einen neuen Impuls. Das gelingt vor allem auch dadurch, dass sich die Arche auch selbst in der niederländischen Erneuerungsbewegung positioniert und in der Landwirtschaft und Pflege neue Wege geht: man experimentiert mit community supported ag-

riculture und neuen Konzepten der Fürsorge für Menschen mit geistiger Behinderung. Ich denke, dass viele Ordensgemeinschaften über vergleichbare eigene Aktionen oder Kooperationen berichten könnten und ich meine, es würde sich sehr lohnen, dieses vorhandene Engagement einmal gründlich zu recherchieren und zu beschreiben. Ich denke, das könnte sowohl das Bild, das Orden von sich selbst haben aber auch das Bild, das andere von ihnen haben, zurechtrücken.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Erneuerungsinitiativen auf dem Lande: Lebensgemeinschaften im ländlichen Bereich in Nord-West-Europa

Im Folgenden möchte ich genauer auf solche Menschen in unserer heutigen Gesellschaft schauen, die ihre Ideale nicht nur im beruflichen Alltag, sondern auch in Wohn- und Lebensgemeinschaften umsetzen möchten. In den Niederlanden zeichnet sich der Trend ab, dass immer mehr Menschen sich einer Wohngemeinschaft anschließen. Aktuell wird von über 10.000 Wohngemeinschaften ausgegangen.⁸ Das bedeutet, dass etwa 1 % der niederländischen Bevölkerung in Gemein-

schaft wohnt. Hierfür gibt es viele Motive, die sowohl mit religiösen, ökologischen und auf menschliche Verbundenheit abzielenden Idealen zu tun haben als auch mit den praktischen Vorteilen, die der gemeinsame Gebrauch von Gärten, Gebäuden oder Gegenständen bietet. Ich beschränke mich hier auf Wohn- und Lebensgemeinschaften, die im ländlichen Bereich angesiedelt sind und betrachte nicht nur die Niederlande, sondern Beispiele aus verschiedenen nordwest-europäischen Ländern. Ich möchte wissen, ob diese Gemeinschaften interessant sind für die Orden und ob die Orden umgekehrt interessant sein können für diese Gemeinschaften.

Eine Studie aus dem Jahr 2006⁹ beschreibt die verschiedenen Formen des Gemeinschaftslebens im ländlichen Bereich in Nordwest-Europa. Alle Gemeinschaften sind dadurch gekennzeichnet, dass

- die Verbundenheit ihrer Mitglieder nicht auf Familienzugehörigkeit gründet,
- sie aus mindestens drei bis fünf Erwachsenen bestehen,
- die Mitglieder sich freiwillig anschließen,
- die Mitglieder sich geografisch und psychologisch vom mainstream der Gesellschaft abgrenzen,
- die Mitglieder sich einem gemeinsamen Ideal zuwenden,
- die Mitglieder ihren Besitz (wenigstens zum Teil) gemeinschaftlich nutzen,
- die Interessen der Gemeinschaft den individuellen Interessen übergeordnet sind.

Einerseits finden die Mitglieder dieser Gemeinschaften es wichtig, ihre Ideale

bzw. ihre Berufung oder ihre Ziele im täglichen Miteinander an einem bestimmten Ort zu verwirklichen, andererseits sollen diese Ideale, diese Berufung, diese Ziele auch in die ganze Gesellschaft ausstrahlen: man möchte einen kritischen Gegenentwurf zum mainstream realisieren, man möchte ausprobieren, ob und wie es auch anders gehen kann, man möchte der Gesellschaft neue Wege für die Zukunft aufzeigen. Diese Gemeinschaften drücken also ihre Unzufriedenheit mit dem Mainstream aus, sie realisieren (wenigstens im kleinen Rahmen) eine praktikable Alternative, machen aber zudem häufig auch die Erfahrung, dass sie die Gesellschaft nicht oder nur bedingt verändern können, weil ihre Zahl entweder zu gering ist oder weil ihre Stimme nicht genügend gehört wird.¹⁰

Die Studie beschreibt vier Typen dieses ländlichen Gemeinschaftslebens in Nordwest-Europa: das religiöse Gemeinschaftsleben, die ökologisch motivierte Gemeinschaft, die auf soziale Verbundenheit ausgerichtete Gemeinschaft und die auf die praktische Bewältigung des Alltags orientierte Gemeinschaft. Natürlich gibt es zwischen diesen Typen auch Überschneidungen. Der Studie zufolge sind gut 20 % dieser Gemeinschaften religiös bestimmt¹¹, knapp 20 % ökologisch, wiederum 20 % sozial-gemeinschaftlich und die restlichen 40 % praktisch. Die vier genannten Gemeinschaftsformen möchte ich im folgenden an Hand von Beispielen kurz skizzieren.

1. Die religiösen Gemeinschaften

In der genannten Studie wird u. a. auf ein Karmelitinnenkloster in Sittard (Niederlande) eingegangen, gegründet im

Jahre 1898. Dieses Kloster wurde im Jahre 2005 von 35 Schwestern bewohnt.¹² Die Lebensbestimmung der Schwestern besteht ihren eigenen Worten zufolge darin, Gott zu dienen, um in ihrem Leben und nach ihrem Tod mit Gott vereint zu sein. Geregelte Tagesabläufe und hierarchische Strukturen dienen dem spirituellen Leben und dem Austausch unter den Mitgliedern. Obwohl das Kloster lange in der Kinder- und Jugendarbeit sowie in der Altenpflege tätig war und die Lebenskultur des Evangeliums über diesen Aufgabenbereich in die Gesellschaft hinausgetragen hat, droht es sich in den letzten Jahren immer mehr von der säkularen Gesellschaft zu entfremden. Die Tätigkeiten der Schwestern haben sich zunehmend auf katechetische Aufgaben und Besinnungsangebote verlagert. Außerhalb dieses Aufgabenbereiches werden auf Grund der kleiner werdenden Gemeinschaft nur noch wenig gesellschaftliche Aktivitäten entfaltet. Am Beispiel des Karmelitinnenklosters in Sittard wird deutlich, dass das gesellschaftliche Engagement unserer Klöster durch diese Entwicklungen verloren gehen kann. Es könnte aber auch wieder aufblühen, wenn wir uns einmal anschauen, wie Gemeinschaften mit ökologischen, sozialen oder praktischen Zielen es heute hinbekommen, vital zu bleiben.

2. Ökologische Gemeinschaften

Toustrup Mark¹³ in Dänemark gilt als Beispiel für eine ökologische Gemeinschaft. Toustrup Mark wurde 1971 im Kontext der Hippie-Bewegung gegründet und zählte im Jahre 2005 80 Erwachsene und 30 Kinder.¹⁴ Ziel dieser Gemeinschaft ist es, zusammen zu leben und zu arbeiten, sich selbst versor-

gen zu können, Ressourcen miteinander zu teilen, gemeinsam politisch und kulturell aktiv zu sein. Der ländliche Bereich wird als attraktives Idyll gesehen, das Kindern ein freies und gesundes Leben in der Natur ermöglicht und den Erwachsenen Betätigung im Gartenbau und in der Landwirtschaft sowie in der Entwicklung erneuerbarer Energien. Im Laufe der Jahre legten Gemeinschaften wie Toustrup Mark ihren Außenseiterstatus immer mehr ab: die Ökologie steht mittlerweile hoch auf der politischen Agenda, die Gesamtgesellschaft legt immer mehr ökologische Sensibilität an den Tag und viele unserer Mitbürger lassen sich zunehmend auf dem Gebiet der Ökologie zu eigenen Initiativen inspirieren. Auch Klöster sind auf diesem Gebiet aktiv und können dieses Engagement für den Erhalt ihrer Vitalität nutzen.

3. Auf soziale Verbundenheit orientierte Gemeinschaften

Die Gemeinschaft Eden¹⁵ in der Nähe von Berlin wurde im Jahre 1893 gegründet und hat im Laufe ihrer Geschichte so diverse politische Kontexte wie die Weimarer Republik, das Dritte Reich und die DDR überlebt.¹⁶ 2005 lebten hier 1.500 Bewohner auf 461 Grundstücken, die insgesamt eine Fläche von 120 ha umfassten. Ziel der Gemeinschaft ist ein Leben in Verbundenheit mit der Natur und miteinander. Das bedeutet auch, dass innerhalb der Gemeinschaft non-profit Grundsätze eine wichtige Rolle spielen und dass die Gemeinschaft insgesamt den Status der Gemeinnützigkeit besitzt. Die meisten Grundstücke sind gemeinsamer Besitz, alle Mitglieder haben Nutzgärten und verpflichten sich, diese ökologisch ver-

tretbar instand zu halten. Eden funktioniert wie ein Dorf, hat einen Supermarkt, einen Kindergarten, eine Schule, verschiedene kulturelle Angebote und einzelne handwerkliche Betriebe. Seit 2008 wird gemeinsam über notwendige Anpassungsmaßnahmen nachgedacht und bemüht die Gemeinschaft sich intensiv um ihre Weiterentwicklung als Genossenschaft, ohne ihre ursprünglichen Ideale aufzugeben. Auch Klöster haben häufig das Ziel, die soziale Verbundenheit untereinander und in ihrem Umfeld zu stärken. Dieses Anliegen kann auch heute noch zur Lebendigkeit einer Gemeinschaft beitragen.

4. Praktische Gemeinschaften

Whiteway Colony¹⁷ in England ist in der genannten Studie exemplarisch als eine praktisch ausgerichtete Gemeinschaft beschrieben.¹⁸ Auf 16,6 ha Land entstand 1898 diese zunächst anarchistisch geprägte Gemeinschaft, die den Ideen Leo Tolstoj's anhing: es gab formell keine Verwaltung, die persönliche Freiheit des einzelnen hatte einen hohen Stellenwert, dazu kamen eine große Vorliebe für den Pazifismus, Naturverbundenheit und kommunistische Ideale. Im Laufe der Zeit verblichen diese anarchistischen Ideale und die Gemeinschaft wird heute hauptsächlich durch die praktischen Vorteile der Kolonie zusammengehalten: Man besitzt das Land gemeinsam, wodurch weniger Steuern zu zahlen sind und die Häuser preisgünstiger bleiben; es gibt gemeinschaftliche Einrichtungen wie ein Schwimmbad, einen Sportplatz und Gemeinschaftsräume; die starke soziale Verbundenheit untereinander bietet viele Vorteile für junge Familien aber auch für alte Menschen. 2005 lebten hier 110 Erwachsene

in 68 Häusern. Whiteway Colony hatte ursprünglich einen bedenklichen Ruf, weil die Gemeinschaft sich ideologisch stark vom mainstream unterschied. Inzwischen wird die Kolonie eher als ein für viele vorteilhaftes und angenehmes Wohngebiet betrachtet. Auch Klöster bieten viele praktische Vorteile für die Lebensgestaltung im Alltag. Auch hierin kann die Stärke unserer Klöster liegen, dass die einzelnen Mitglieder gut und bezahlbar versorgt sind, weil Vieles miteinander geteilt wird.

Während die klösterliche Gemeinschaft sich in den letzten Jahrzehnten – jedenfalls in den Niederlanden – immer mehr von der gesellschaftlichen Akzeptanz wegentwickelt hat, scheinen sich die anderen Lebens- und Wohnformen geradezu im Gegenteil auf eine größere gesellschaftliche Akzeptanz hin entwickelt zu haben. Der größte Unterschied zwischen Klöstern und anderen Wohn- und Lebensgemeinschaften auf dem Land wird in der vorrangigen Ausrichtung der Klöster auf den Dienst an Gott gesehen, wobei der Dienst an den Menschen, also eventuelle ökologische, soziale oder kulturelle Ziele und praktische Vorteile als zweitrangig erscheinen.¹⁹ Aber stimmt das so? Ruft Papst Franziskus – u. a. mit *Laudato Si'* – nicht dazu auf, von Seiten der Orden auch unser ökologisches, soziales und kulturelles Engagement deutlich zu machen und uns auch ganz praktisch im Alltagsleben zu unterstützen? Und sind viele Ordensgemeinschaften nicht auch intensiv mit diesen Aufgaben beschäftigt? Trotzdem will es teilweise nicht so ganz gelingen, uns dies selbst auch als Reichtum unseres Ordenslebens vor Augen zu halten und dies auch entsprechend nach außen zu kommunizieren.

Das kritische und kreative Potential unserer Orden

Wenn wir uns die aktuellen Erneuerungsinitiativen in unserer Gesellschaft anschauen und die wachsende gesellschaftliche Akzeptanz verschiedener neuer Lebens- und Wohnformen, scheint eines gewiss: Es gibt eine Zukunft für gesellschaftliches Engagement. Die Frage ist nur: in wie fern sollen oder wollen Orden sich auch in Zukunft in die gesellschaftliche Erneuerung einbringen. Alles hängt davon ab, ob wir das kritische und kreative Potential, das wir ja nach wie vor in der Lebenskultur des Evangeliums pflegen, hier und da gezielt einsetzen möchten. Ob wir in der Zerstreung neue Orte der Sammlung gestalten möchten: für ein gutes Leben innerhalb unserer Gemeinschaften, aber auch außerhalb unserer Gemeinschaften mit den anderen, den fremden, denen am Rande. In Anbetracht der Tatsache, dass die heutigen gesellschaftlichen Erneuerungsbewegungen vielen negativen Tendenzen ausgesetzt sind und durchaus im Kampf um eine saubere Umwelt, um die Durchsetzung der Menschenrechte für alle oder um die Entwicklung einer gerechten Wirtschaftsordnung unterliegen können, müssen wir uns klar machen, dass die Lebenskultur des Evangeliums kein Selbstläufer ist: Sie muss auch in Zukunft gehütet und gepflegt werden, damit sie nicht verkümmert. Und Orden sind immer noch die natürlichen Bürgen für die transformative Kraft dieser alten und wiederum ganz neuen Lebenskultur.

Dass wir als Orden für diese Lebenskultur nicht immer die Gastgeber sind, sondern uns in dieser Lebenskultur auch als Gast erfahren dürfen, legt Mar-

git Eckholt in ihrem Beitrag eindrücklich dar.

.....

- 1 Ulrich Beck, "Redefining the Sociological Project: The Cosmopolitan Challenge", in: *Sociology* 46, 2012, 7-12.
- 2 Jeff Conklin, *Dialogue Mapping: Building Shared Understanding of Wicked Problems*, Chichester: Wiley & Sons Ltd. 2006.
- 3 Elisabeth Hense, *Vernieuwingsinitiatieven rond eten, zorg en geld in Nederland – Een kwestie van spiritualiteit*, Amsterdam: VU University Press 2015.
- 4 Huibert de Leede (2013), Interview von Marianne Dagevos & Elisabeth Hense über *Uit Je Eigen Stad* mit Huibert de Leede. DANS, 2014: www.dx.doi.org/10.17026/dans-x3a-76ks. Siehe auch <http://www.uitjeeigenstad.nl/>
- 5 Jo van der Heijden (2013), Interview von Marianne Dagevos & Elisabeth Hense über die Pflegekooperation Hogeloon mit Jo van der Heijden. DANS, 2014: www.dx.doi.org/10.17026/dans-xyp-ghu8. Siehe auch <http://www.zorgcooperatie.nl>
- 6 Jaap Vink (2013), Interview von Marianne Dagevos & Elisabeth Hense über *Stichting Stro*. DANS, 2014: www.dx.doi.org/10.17026/dans-2b7-jdtz. Siehe auch <http://www.strohalm.nl/>
- 7 <http://www.tuinderijdeark.nl/>
- 8 <http://www.gemeenschappelijkwonen.nl//gw-in-cijfers>
- 9 Louise Meijering, *Making a place of their own – Rural intentional communities in Northwest Europe*, *Netherlands Geographical Studies* 349, Utrecht / Groningen 2006. Siehe auch: Louise Meijering, Paulus Huigen & Bettina van Hoven, "Intentional Communities in Rural Spaces", in *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 98, 2007, 42-52.
- 10 Louise Meijering et al., 2007, 43.
- 11 Hierzu zählen nicht nur die christlichen, sondern auch anders-religiöse Gemeinschaften.

- 12 Louise Meijering, 2006, 53-73.
 13 <http://www.toustrupmark.dk/>
 14 Louise Meijering, 2006, 75-93.
 15 <http://www.eden-eg.de/>
 16 Louise Meijering, 2006, 75-93.
 17 https://en.wikipedia.org/wiki/Whiteway_Colony
 18 Louise Meijering, 2006, 75-93.
 19 Siehe Louise Meijering et al., 2007, 45.

Literatur:

- Beck, Ulrich, "Redefining the Sociological Project: The Cosmopolitan Challenge", in: *Sociology* 46, 2012, 7-12.
- Conklin, Jeff, *Dialogue Mapping: Building Shared Understanding of Wicked Problems*, Chichester: Wiley & Sons Ltd. 2006.
- Hense, Elisabeth, *Vernieuwingsinitiatieven rond eten, zorg en geld in Nederland – Een kwestie van spiritualiteit*, Amsterdam: VU University Press 2015.
- Heijden, Jo van der (2013), Interview von Marianne Dagevos & Elisabeth Hense über die Pflegekooperation Hogeloon mit Jo van der Heijden. *DANS*, 2014: www.dx.doi.org/10.17026/dans-xyp-ghu8.
- Leede, Huibert de (2013), Interview von Marianne Dagevos & Elisabeth Hense über Uit Je Eigen Stad mit Huibert de Leede. *DANS*, 2014: www.dx.doi.org/10.17026/dans-x3a-76ks.
- Meijering, Louise, Making a place of their own – Rural intentional communities in Northwest Europe, *Netherlands Geographical Studies* 349, Utrecht / Groningen 2006.
- Meijering, Louise, Paulus Huigen & Bettina van Hoven, "Intentional Communities in Rural Spaces", in *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 98, 2007, 42-52.
- Vink, Jaap (2013), Interview von Marianne Dagevos & Elisabeth Hense über Stichting Stro. *DANS*, 2014: www.dx.doi.org/10.17026/dans-2b7-jdtz.

„Alles hängt davon ab, ob wir das kritische und kreative Potential, das wir ja nach wie vor in der Lebenskultur des Evangeliums pflegen, hier und da gezielt einsetzen möchten.“

Elisabeth Hense

Margit Eckholt

Prof. Dr. Margit Eckholt ist Professorin für Dogmatik mit Fundamentaltheologie am Institut für Katholische Theologie der Universität Osnabrück.



Margit Eckholt

„Der Gast eines Anderen werden“ (Michel de Certeau)

Spuren österlicher Lebenskultur in der
Zerbrechlichkeit der Welt

1. Einführung: Lebenskultur – „aus dem Evangelium“?

Elisabeth Hense macht in ihren Überlegungen deutlich, wie im säkularen Kontext der niederländischen Gesellschaft neue Formen von Gemeinschaft entstanden sind, in denen sich auf eine neue Weise – ausgewandert aus den „klassischen“ und „traditionellen“ Orten der Klöster und geistlichen Gemeinschaften – Zeichen einer „Lebenskultur aus dem Evangelium“ finden. Sicher können Sie auch weitere Initiativen aus Ihrer jeweiligen Umgebung benennen, Gruppen, in denen ein neuer „Lebensstil“ gepflegt wird, geprägt von einer „integralen Ökologie“, wie Papst Franziskus es in seiner Enzyklika „Laudato Si“ nennt, von Menschen, die „die Fähigkeit (...) entwickeln, aus sich heraus-

und auf den anderen zuzugehen“, die ihre „Selbstbezogenheit“ durchbrechen, in Achtsamkeit dem anderen und der Umwelt gegenüber leben und über ihren „alternativen Lebensstil“ auch zu einer „Veränderung in der Gesellschaft“ beitragen können (LS 208).¹ Eine Auseinandersetzung mit den Tugenden der Achtsamkeit, der Genügsamkeit, eine neue Pflege von Beziehungen, ein bewusstes Wahrnehmen von Raum und Zeit, der verantwortliche Umgang mit unseren eigenen Ressourcen und denen der anderen, mit unserer „Mutter Erde“, all' das zeichnet diese neuen Bewegungen aus. Es sind Formen der Vergemeinschaftung, die gegen den „Zeitgeist“ leben, die gegen eine immer mehr

sich beschleunigende und selbstmörderische Gesellschaft für ein „gutes Leben“ plädieren, eine „Kultivierung“ des Lebens in aller Vielfalt: der persönlichen Fähigkeiten, der sozialen Beziehungsformen, eine Kultivierung der Ausdrucksformen kultureller und geschichtlicher Identität und der Beziehungen zur Natur.² Diese neue „Lebenskultur“ und Suche nach einem „guten Leben“, nach „Glück“, wird oft – gerade auch aus „säkularer Perspektive“ – als „Spiritualität“ bezeichnet; das ist für viele „Sinnsucher“ und „Sinnsucherinnen“ heute ein Begriff, der aus dem ursprünglichen religiösen und christlichen Kontext ausgewandert ist in säkulare Kontexte und immer mehr zu einer „Spiritualität der Immanenz“³ wird, „der wenigstens teilweisen Fülle, des Friedens, der Einfachheit, der Frische, der Leichtigkeit, der Wahrheit, der Gelassenheit, der Gegenwart, der Annahme, der Freiheit“⁴. Der französische Philosoph André Comte-Sponville spricht in seinem breit rezipierten Buch „Atheistische Spiritualität“ von einer „Spiritualität ohne Gott“: „Kein Heiliger Geist kommt über uns, sondern der Geist öffnet sich (der Welt, den anderen, der verfügbaren Ewigkeit) und freut sich.“⁵ Spiritualität und Ethik ergänzen sich hier, es sind aber „immanente“ und „säkulare“ Formen, die sich sei es explizit – wie im Fall von Comte-Sponville – von christlichen Traditionen absetzen oder implizit christliche Sinngewandungen weiter transportieren, die aber fragil und flüchtig sein können, erkannt und unerkannt.

„Die Lebenskultur des Evangeliums ist auch heute kein Selbstläufer: Sie muss gehütet und gepflegt werden, damit sie nicht verkümmert“, so Elisabeth Hense.

Ja, es gibt eine neue „Lebenskultur“, zum Glück, eine neue Aufmerksamkeit auf das Leben in aller Zerbrechlichkeit und Verletzlichkeit. Wie steht dies nun in Verbindung und Zusammenhang mit einer „Lebenskultur aus dem Evangelium“? Christen und Christinnen, Orden und Kongregationen können von den neu entstehenden Gemeinschaftsformen lernen, aber umgekehrt tun christliche Gemeinschaften not, um genau das, was an „Lebenskultur des Evangeliums“ in den neuen säkularen Gemeinschaften entsteht, deuten und tradieren zu können. In den folgenden Überlegungen wird es aus einer fundamentaltheologischen Perspektive um dieses wechselseitige Lernen gehen, angeleitet von Impulsen des französischen Philosophen und Kulturwissenschaftlers Michel de Certeau, vor dreißig Jahren in Paris gestorben, Jesuit in der Schule von Henri de Lubac als junger Novize, dann Schüler und Kollege der großen Erneuerer der französischen Philosophie in den 60er Jahren, im Gespräch mit Strukturalisten, Psychoanalytikern und Ethnologen und einer der großen avantgardistischen Denker eines neuen „Stils“ des Christlichen, „mitten“ in der Welt, „auf der Strasse“, „an den Peripherien“, je neu über Grenzen hinaus, weil dort, jenseits der Grenze Jesus Christus auf uns wartet, Er, der uns immer wieder neu bittet, um ein Bild von Papst Franziskus aufzugreifen, ihn hinauszulassen, der anklopft von innen an die Türe unserer Kirchen, Ordenshäuser, Wohnungen und Herzen, um ihn „draussen“, in der Ungesicherheit des Weges, dem Gewühl der Stadt zu entdecken und darin neu Christ und Christin zu werden, einen neuen „Stil“ des Christlichen auszuprägen.

Weil diese Suchbewegung bedeutet, die Sehnsucht zu bereiten, um darin das Wort von Gott, vom Evangelium der Barmherzigkeit auf eine neue Weise hineinfallen lassen zu können, werden die verschiedenen Abschnitte des Aufsatzes jeweils mit einem kurzen Text aus dem Gedichtband „Gastling“ von José F. A. Oliver eingeleitet, einem deutschen Poeten andalusischer Herkunft, kein christlicher Autor, ein „Migrant“, dessen Sprache mit den verschiedenen Räumen und Zwischenräumen seines Leben spielt, einem Leben zwischen Heimat und Fremde, und der uns helfen kann, mit den Augen der vielen Fremden unser eigenes Leben auf neue Weise in Worte fassen zu können.

2. Das Verlassen „klassischer“ Orte und die Erschließung der Schwachheit des Glaubens

*mir den regen ersehnen
als könnte er sprechen
wahrheit anzählen
kindstage entern
mit einem niederschlag*

*mir den regen ersehnen
in vergebliche wälder
schatten zurück
die buchstaben fliehen*

*mir den regen ersehnen als könnte er
heilen⁶*

a. Orte verlassen – neue Räume erschließen – Glauben in der Poetik der Alltäglichkeit

Michel de Certeau hat bereits in den 1970er Jahren eine beeindruckende Analyse der zerbrechenden Strukturen

und des anstehenden Umbaus von Kirche und Ordensleben gegeben, ich zitiere aus dem Buch „Faiblesse de croire“/ „GlaubensSchwachheit“⁷:

„Einst stellte eine Kirche einen Boden bereit, das heißt ein fest umrissenes Terrain, innerhalb dessen man die soziale und kulturelle Garantie hatte, dass man auf dem Acker der Wahrheit wohnte. Selbst wenn die mit einem Ort, einem Boden verbundene Identität in der christlichen Erfahrung nicht grundlegend war (die Institution ist ja nur das, was dem Glauben eine soziale Objektivität verleiht), konnten auf diesem Terrain zahllose Militante Wurzeln schlagen, die dort die Möglichkeit und Notwendigkeit für ihre Aktion vorfanden. Die einen beackerten ihren Eigenbereich: die karitativen Werke, die Schule, die nach Sektoren oder Milieus eingeteilten Vereine; andere widmeten sich einer sozialen Arbeit auch auf politischem Felde in der Gewissheit, dass sie von einer ‚christlichen Ethik‘ geleitet und inspiriert und als Erwählte im Gehorsam einer ‚christlichen Mission‘ verbunden waren. Welchen Zweck sie auch immer haben mochte – diese draußen handelnde Militanz war nur die karitative Expansion der drinnen festgehaltenen Wahrheit.“ (245)

Aber das sind „kraftlos gewordene Strukturen“, die „ausbluten“ (246). Daneben entstehen – und hier setzen sicher auch die von Elisabeth Hense genannten Gemeinschaften an – neue, kleine Gruppen, „die das Zusammensein pflegen und an der Stelle des nicht mehr existierenden Körpers frohen Mu-

tes einen Diskurs entwickeln.“ (246) In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts waren dies auf der einen Seite die Bewegungen mit unterschiedlichen sozialen und politischen Optionen, den Basisgemeinden und Befreiungstheologien verbunden, aber auch immer mehr Gruppen, deren soziale Praktiken sich autonom weiter entwickelten, in denen zwar etwas nachlebt vom Christlichen, die aber gerade auch, weil sie sich in einer komplexen und fluiden Gesellschaft weiter entwickeln und hier vielleicht sogar „verflüssigen“, eine christliche Ethik nicht mehr garantieren – vielleicht vergleichbar mit den von Elisabeth Hense genannten Gemeinschaften.⁸ Und doch ist hier das zu finden, was in der Tradition mit dem Sakrament verbunden worden ist, Begegnung von Gott und Mensch, Öffnung von Beziehungen des Heils, Offenheit auf Transzendenz in der Immanenz des Lebens, die sich in konkreten – sakramentalen – Gestalten ausdrücken. Die Sakramentalität „verlagert sich“: „Nun nimmt das soziale und politische Engagement außerhalb jeden Bezugs zur Kirche sakramentale Bedeutung an, und Gleiches gilt für die Begegnung mit einem Anderen in der ehelichen oder elterlichen Beziehung.“ (248) Nach „ästhetischen“ Formen des Glaubens und der Liturgie suchen diese Menschen; sie ist aber nicht mehr in ihren Alltag eingebettet, sie finden sie an „Anders-Orten“, gerade auch in Klöstern und an Wallfahrtsstätten. Sie „pilgern“ zu diesen „exotischen“ Liturgien, „kehren wieder zu ihrer Arbeit und zu ihrem Engagement zurück, so wie man vom Strand oder von der Lektüre eines Gedichts zurückkommt, vollgesogen mit einer anderen Luft, die in

den alltäglichen Vollzügen durchaus ihre Wirkung haben kann, aber eben auf eine Weise, die jeder selbst verantworten muss“ (248). Auf der anderen Seite, so die Beobachtung von Michel de Certeau, gibt es neue religiöse Gruppen, „charismatische“ Gruppen,⁹ in denen sich eine Alltagsspiritualität ausbildet, die einer Poetik des Alltäglichen entspringt. „Für dieses charismatische Gebet gibt es kein Projekt mehr, sondern nur noch die Spur des Ortes, der einst eigene Praktiken und Sprachen hervorbrachte; *es gibt keine Causa mehr*, sondern nur noch deren inneres Leitmotiv. Der gemeinschaftliche Einklang spricht nur noch von dieser Abwesenheit des Gegenstands, das heißt vom GEIST, aber so begründet sie eine glückliche Freiheit im Unsicheren und Alltäglichen, die als Sammelpunkt für die Gemeinschaft dienen. Diese Spiritualität des ‚normalen Menschen‘ schließt an ein allgemeines Bewusstsein an, dass man die Ordnung der Dinge nicht mehr ändern kann, aber sie affiziert es mit einem unnennbaren Wert, dem GEIST, und mit der wundersamen Fähigkeit, sich im Nahezu-Nichts durchzufinden, in einer Alltäglichkeit ohne Legitimation und Wörtern ohne Sinn.“ (248/49) Michel de Certeau legt besonderes Augenmerk auf diesen „Glauben von Herrn Jedermann“, einem Glauben in der Alltäglichkeit des Lebens. Gerade er ist für ihn ein Hinweis auf die ursprüngliche Poetik des Glaubens. Dieser neuen Gestalt des Gebets, „angestachelt von der Öde dieser Gesellschaft“ und einem „Bedürfnis zu glauben“, ist jede „Macht“ genommen, es bricht hier etwas durch von der Ohnmacht des Glaubens. „Dieses Gebet, das auf seine Art das Verschwinden einer Sprache des

Glaubens und die Unmöglichkeit eines Ethikentwurfs bescheinigt, wird jede Woche zum poetischen Ort eines Beisammenseins und zum innerlichen Wiederbeginn eines gegenseitigen Dienstes – eine Gnade, die Herrn Jedermann angeboten ist.“ (249) Das, was in diesen neuen Formen deutlich wird, sei im Grunde die spirituelle Erfahrung aller Zeiten, gelebt von Mystikern und spirituellen Menschen: „So gelebt, ist der christliche Glaube Erfahrung von Zerbrechlichkeit, Mittel, der Gast eines Anderen zu werden, der beunruhigt und leben macht.“ (249)

b. Gäste der Anderen sein – die Fragilität und Verwundbarkeit des Glaubens neu lernen

*mir den regen erschennen
als könnte er atmen schließlich
meiner statt*

*mit seinen augen tasten mit seiner
stimme hören*

mich selbst erschennen¹⁰

Die neuen alltäglichen Formen des Glaubens können Ordenschristen und Ordenschristinnen an das erinnern, was Fundament jedes religiösen Aufbruchs und jeder Entscheidung zu einem Ordensleben – und auch geistlichen Leben im allgemeinen – ist: an den „gründenden Bruch“, der nicht Sicherheit ist, sondern ein Weg in die Offenheit, die Erfahrung, „nicht ohne Ihn“ – Jesus von Nazareth, den Freund, den Christus – leben zu können, je neu an das Grab zu eilen, dort umzukehren, weil es leer ist, weil er in seinem Sterben „Platz

gemacht“ hat für den Vater, „für die vielsprachige Gemeinde von Pfingsten und für den Plural der Heiligen Schriften“ (180), so Michel de Certeau. Der Ort ist Aufbruch zu einem „Anderswo“, ein Weg, der neue Räume erschließt im Sich-Binden an die anderen.

Ordensmenschen können – gerade in der Begegnung mit anderen und neuen Glaubensformen, Formen von Gemeinschaft, wie sie an den von Elisabeth Hense vorgestellten Entwicklungen in den Niederlanden deutlich werden, ihr „Eigenes“ entdecken, nämlich dass Glauben immer „Erfahrung von Zerbrechlichkeit“ (249) bedeutet, und sie können diese Zerbrechlichkeit als Chance neu entdecken lernen, um mit den vielen Umbrüchen, Abbrüchen und Aufbrüchen in der eigenen Gemeinschaft oder der gegenwärtigen Pastoral der Kirche umgehen zu lernen. Ordensmenschen können darin gleichzeitig den neuen säkularen Formen von Gemeinschaft helfen, den sich in ihnen – mit Michel de Certeau gesprochen – zeigenden „Geist“ zu entdecken, der sich – ohne diese Deutung – schnell verflüchtigt in den fluiden und komplexen Gesellschaften der Gegenwart. Mit den anderen lernen sie die Stärke ihrer Schwäche kennen, und die anderen werden bestärkt, ihre Schwäche als Stärke leben zu können. Der Vollzug des Sakraments – die Feier der Eucharistie z. B. – in der Ordensgemeinschaft hebt die implizite „Sakramentalität“ ans Licht, die in den neuen Gemeinschaften oder anderen – im Dienst eines „guten Lebens“ und der Zukunft stehenden – Lebensformen gelebt wird und kann deren Lebenskultur als explizite „Lebenskultur des Evangeliums“ sichtbar machen.

Glaube, so Michel de Certeau, ist

„Erfahrung von Zerbrechlichkeit... Heute wird sie kollektiv, so als der gesamte Körper der Kirche – und nicht nur einige wenige, von der mystischen Erfahrung Getroffene – leben müsste, was das Christentum von jeher verkündigt hat: *Jesus Christus ist tot*. Dieser Tod ist nicht mehr nur das Thema der Botschaft von Jesus, sondern die Erfahrung der Boten. Die Kirchen, und nicht mehr nur der Jesus, von dem sie sprechen, scheinen durch das Gesetz der Geschichte zu diesem Tod verurteilt zu sein. Es gilt zu akzeptieren, dass man schwach ist, die lächerlichen und heuchlerischen Masken einer kirchlichen Macht, die es nicht mehr gibt, abzuwerfen und der Selbstzufriedenheit ebenso eine Absage zu erteilen wie der ‚Versuchung, Gutes zu tun‘. Das Problem ist nicht, dass man nicht weiß, ob es möglich sein wird, das Unternehmen ‚Kirche‘ nach den für jede Restaurierung und Sanierung geltenden Regeln wiederherzustellen. Die einzige Frage, die gilt, lautet: Werden sich Christen finden, die jene von Gebet, Unruhe und Verehrung erfüllten Anfänge noch einmal suchen wollen? Wenn es Menschen gibt, die noch immer in diese Glaubenserfahrung eintreten wollen, die in ihr eine Notwendigkeit für sich erkennen, dann wird es ihre Sache sein, ihre Kirche auf ihren Glauben einzustimmen, in ihr nicht mehr soziale, politische oder ethische Modelle zu suchen, sondern gläubige Erfahrung und deren gegenseitige Mitteilung, ohne die es keine Gemeinschaft und damit auch keine christliche Itineranz mehr gäbe.“ (249)

Entscheidend ist, dass es Orte gibt, an denen „gläubige Erfahrung“ möglich wird und möglich gemacht wird, und wo diese anderen mitgeteilt hat. Das ist der Dienst des Ordenslebens; es geht nicht um ein „Kontrastprogramm“ zu anderen – säkularen – Formen von Gemeinschaft, wie sie im Beitrag von Elisabeth Hense vorgestellt werden, sondern es geht darum, Orte zu bieten, an denen Menschen „aufbrechen“ und „umkehren“ können, wo sie die Schwachheit ihres Glaubens leben können und so ihre Stärke genau die ist, in der Zerbrechlichkeit der Welt, an den Orten, wo Not zum Himmel schreit, aber auch wo Leben „kultiviert“ wird, wo „gutes Leben“ möglich wird, die Durchsichtigkeit auf den Anderen, auf Gott hin, aufzuzeigen. Das kann bedeuten, Menschen zu stärken, die in allem Engagement an der Seite der Flüchtlinge und von Menschen mit großen Verwundungen, geflohen vor Krieg und Gewalt, immer wieder die scheinbare „Erfolglosigkeit“ ihres Tuns erfahren, und das kann bedeuten, genau hier den „Geist“ sichtbar zu machen und Menschen weiter gehen zu machen.

„Kein Mensch“, so Michel de Certeau,

„ist Christ ganz allein, für sich selbst, immer ist man es in Beziehung und in Verbindung mit dem Anderen, in der Offenheit für eine erwünschte und großmütig akzeptierte Differenz. Diese Leidenschaft für den Anderen ist keine Urnatur, die es wiederzufinden gälte, sie kommt auch nicht als zusätzliche Kraft oder wie ein Kleid zu unseren Fähigkeiten und Errungenschaften hinzu; sie ist eine Zerbrechlichkeit, die uns unserer Stärke

entkleidet und in unsere notwendigen Kräfte die Schwachheit des Glaubens einschleust. Vielleicht wird eine Theorie oder Praktik dann christlich, wenn mit der Kraft der Klarsicht und des Sachverstands, einer Tänzerin gleich, das Wagnis auftritt, sich der Exteriorität auszusetzen, oder die Offenheit für die unvermutete sich einstellende Fremdheit oder die Gnade, dem Anderen Platz zu machen, das heißt ihm zu glauben.“ (249/50)

c. „Der Gast eines Anderen zu werden, der beunruhigt und leben macht“ – eine neue Gestalt der Mission

Die neue Gestalt der Mission, von der Papst Franziskus in seinen Texten und Ansprachen immer wieder spricht, ist genau dies: mit den anderen die eigene „Schwachheit“ des Glaubens zu entdecken, aber genau darin andere zu bestärken und im „guten Leben“ Zeichen einer „Lebenskultur des Evangeliums“ zu entdecken, dass der „Geist“ sich nicht verflüchtigt. Genau das ist dann nicht „Missio ad gentes“, sondern „Missio inter gentes“¹¹, mich mit den vielen verbinden, Weggemeinschaft leben, mit denen, die glauben, mit denen, die anders glauben und denen, die nicht glauben – im Dienst des „guten Lebens“. Mission ist dann eine Praxis, die „Arbeit an der Grenze“ (181) ist, eine „aus Überschreitungen und Aufbrüchen gemachte Praxis, die nicht auf die Sprache reduziert werden kann und doch dank ihrer Sinn annimmt und neue Räume bietet“ (183). „Sie ist das *Nichtgesagte*, auf das jede kirchliche oder gesellschaftliche Organisation von Sinn unaufhörlich verweist.“ (183) Diese „Sprache“ der Mis-

sion verweist auf das gründende „Ereignis“ des Glaubens, auf Jesus, der der „Anderer“ ist: „Er ist lebendig in seine Kirche hinein entschwunden (,verifiziert‘). Er kann kein Besitz-Objekt sein. Seine Gegenwart hat zugelassen, was ihm folgt, aber sein Weggehen ist die Bedingung für eine plurale *Objektivation* (die Kirche), die ihm die Position des *Subjekts* insoweit überlässt, als er der Urheber, der ‚Fehlende‘ und zugleich ‚Zulassende‘, ist.“ (186)

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

„Mission“, so formuliert es Pater Schalück, früherer Präsident von Missio Aachen, „und alles, was darin zu ‚tun‘ ist, beginnt mit Kontemplation. Orte der Erfahrung unseres Gottes mitten in der Welt von heute sind überall dort zu finden, wo Menschen im ‚Anderen‘ die Ehrfurcht, Würde und Liebe entdecken und anerkennen, mit der Jesus den Menschen begegnete, und wo sie gemeinsam erfahren und bezeugen, was Leben in Fülle“ ist.“¹² Der indische Theologe Felix Wilfred spricht in diesem Zusammenhang von einer „reverse catholicity“, einer „umgekehrten Katholizität“, einem „Prozess des Universal-Werdens durch Empfangen und durch Lernen von Anderen – anderen Religionen, Kulturen, den Armen etc. ...“¹³ In der Begegnung mit den Anderen und Fremden kann ich

„die Wege des Geistes“ empfangen und das „Evangelium vom Leben“ und darin die Tiefe des eigenen Glaubens entdecken. Michel de Certeau nennt dies „Arbeit der Gastfreundschaft gegenüber dem Fremden“, genau das sei „die Form der christlichen Sprache. Sie entsteht nur partiell; sie bleibt relativ zu dem partikulären Platz, den man ‚einnimmt‘. Sie ist niemals abgeschlossen. Sie ist verloren, glücklich ertrunken in der ungeheuren Weite der menschlichen Geschichte. Sie verschwindet wie Jesus in der Menge... Indem sie (d. h. die Christen) es ablehnen, sich den Platz der Wahrheit zuzubilligen, können sie so ihren Glauben an das bekennen, das wir Gott zu nennen wagen – den Gott, der für uns nicht zu trennen ist von der Erfahrung, die die Menschen zugleich irreduzibel und notwendig füreinander macht.“¹⁴

3. In den Tanzschritt der Gnade hineinfinden und Formen des Glaubens je neu „erzeugen“

*mir den regen ersehnen
als könnte er gefiedertes tragen
Auf seinen rippen*

*Ein liebeslied tanzen
Auf fensterscheiben¹⁵*

Wie kann nun genau diese „(gläubige) Erfahrung“ erschlossen werden? Und wofür stehen hier im besonderen Ordensmenschen, indem sie im alltäglichen Gebet, in der gemeinschaftlichen Liturgie, in einer gläubigen Lebenseinstellung auch den alltäglichen Suchbewegungen von Menschen nach einem „guten Leben“ – alleine oder mit ande-

ren, in neuen Formen von Gemeinschaft – zu einer „Sichtbarkeit“ verhelfen? Michel de Certeau hat in der Aufsatzsammlung „GlaubensSchwachheit“ einen faszinierenden, dichten, fast poetischen Text über den „Menschen im Gebet“ veröffentlicht: „ein Baum aus Gesten“¹⁶. Hier geht er dem Prozess der „Gestaltwerdung“ von Glauben, den „Praktiken von Spiritualität“ in ihrer Vollzugsform nach, indem er die Topographie des Gebetes der frühen Kirche nachzeichnet. In subtilen Schritten weist er auf, wie über die Gesten und Praktiken des Beters bzw. der Beterin ein Raum des Gebetes eröffnet wird, in den dann das „eingeschrieben“ ist, einer „Spur“ gleich, was das Gebet ausmacht: vom Geist (Gottes) bestimmtes Leben. Was „Spiritualität“ ist, entfaltet sich hier aus und in den alltäglichen Praktiken; es wird kein vordefinierter Begriff von „Spiritualität“ gegeben (und genau das verbindet mit den vielen neuen – beispielhaft von Elisabeth Hense benannten – Praktiken), sondern „auf dem Weg“, im Gehen, bildet sich eine Gestalt aus, die hinweisen kann auf „Mehr“, die „zeigt“ und „anzeigt“ und die so ein sinnliches und sinnenfälliges Zeichen ist für Gottes „Präsenz“. Michel de Certeau spricht von einer „mystischen Geographie“ (33), einer „Landkarte“ des Gebets, die über den Aufweis der Gesten, Haltungen, Bewegungen und Ausrichtungen im Raum entsteht. Gerade in den westlichen Gesellschaften, in denen auf der einen Seite Säkularisierungsprozesse weiter voranschreiten, die aber doch von vielfältigen spirituellen Suchbewegungen geprägt sind, wird es in Zukunft noch wichtiger werden, diese von Ordensgemeinschaften und vielen anderen geistlichen Menschen geprägten und bewohnten Räume des Gebets in die

„Landkarten“ menschlicher Lebenskultur einzuzeichnen bzw. neue Formen „mystischer Geographie“ aus den „Landkarten“ herauszuarbeiten, dort, wo in den vielen neuen modernen Lebensformen „gutes Leben“ und die Sorge für das gemeinsame Haus der Schöpfung sichtbar werden.

Das Gebet, so Michel de Certeau in seinem Aufsatz über den Menschen als „Baum aus Gesten“, ist eine „Praktik“, durch die der „sakrale Raum“ entsteht, ausgestattet und „möbliert“ wird und der Mensch zu einem „Zentrum“ geführt wird: Es „organisiert diese Räume mit den Gesten, die einem Ort seine Dimensionen und einem Menschen eine religiöse ‚Orientierung‘ geben. Es möbliert diesen Raum mit ausgesonderten, gesegneten und geheiligten Gegenständen, die sein Schweigen buchstabieren und zur Sprache seiner Intentionen werden.“ (33) Was in der „klassischen“ Theologie der Spiritualität „Geist“ genannt wird, wird von Michel de Certeau über die Inszenierung, das Abstecken und das Ausstatten eines Raumes, über die damit verbundenen Elemente und Gesten ausgedrückt. Der Begegnungsraum von Gott und Mensch, für den das Gebet steht, ist „embodied“, ist an den Körper des Menschen gebunden. „So gesehen ist das Gebet paradox. Doch sein Akt enthüllt die Bedeutung des Paradoxons: Die Geste ist Geist. Wenn das Gebet danach trachtet, Gott zu begegnen, findet das Rendezvous immer auf der Erde des Menschen statt, im Kreuzungspunkt seines Körpers und seiner Seele.“ (33)

In diesem und auch anderen Texten bezieht sich Michel de Certeau auf Gebetstexte des frühen Mönchtums und die Orantenhaltung: „Wörtlich ‚verweist‘ er (d. h. der Beter, M. E.) die sinkende Sonne

in seinen Rücken, und aufrecht stehend erhebt er im Kampf gegen die Nacht die Hände zu jenem Punkt des Horizonts, von dem aus das Licht, gleichsam als Antwort, seine geöffneten Handflächen erreichen wird. Zwischen Abend und Morgen, zwischen Oben und Unten, zwischen Sterben und Geburt ist Arsenios nichts als eine Geste des Wartens, und ein vom Verlangen ermatteter Körper. Er ist der Mensch im Gebet, gewissermaßen ein Baum zwischen Himmel und Erde...“ (33) Dieser Mensch im Gebet ist „nichts als Sehnsucht“, er ist der, der in der Nacht auf Den wartet, ohne den sein Warten, seine ganze Haltung und Praktik sinnlos sind. Der auf den er wartet, ist Der, der ihn anruft, wie es in dem zitierten Prophetentext Ez 2,1 heißt: „Stell dich auf deine Füße, Menschensohn; ich will mit dir reden“ (33): „... so macht der Stylit, dieser wachsame Asket, seinen Körper, der den Schwung der Säule verlängert, zu dem stummen Schrei, den der herniedersteigende Gott an sich zieht.“ (34) Der, auf den er wartet, in der Sehnsucht seiner ausgestreckten Glieder, ist Der, der auch „innen“ ist: „Nun ist Gott aber auch ‚drinnen‘. Der Körper, der sich dem Himmel entgegenreckte, sammelt sich also zu seinem Zentrum... Die Grotte des Körpers ist dazu da, dass Gott im Verborgenen zur Welt kommt, das Begehren besänftigt, ohne es stillzustellen, den ganzen Menschen ergreift, ohne ihm jemals zu gehören.“ (34) Die Gesten weisen dabei auf noch mehr hin: Gott ist nicht nur „darüber“ und „drinnen“, sondern auch „davor“: „Das Gebet ist also auch prosternatio...“ (34), Sich-Beugen und Strecken zu Dem, der allem voraus ist.

In der Abtei Burg Dinklage steht in einer Seitenkapelle auf einem Sockel eine Figur des „auferstandenen Christus“, der

einen Tanzschritt macht; hier wird der erste Moment der Bewegung im Raum, der Schritt des auferstehenden Christus hinein in das Leben Gottes, angedeutet. Es gibt ein Tanzprojekt des Dominikaners Pater Dominic White, „Cosmic Dance“¹⁷, das an diesen Schritt anknüpft; der sakrale Tanz ist ein Schreiten, Sich-Bewegen, den Raum-Austasten, das in den Gesten und Schritten in diesen Schritt des Auferstehenden und Auferstandenen einstimmt. Der Schritt, die Bewegung, die Geste folgen der Spur dieses tanzen- den Christus. „Die Gnade tanzt... Tanzt also alle, schließt euch meinem Tanz an“ (34), so Michel de Certeau. Es sind aber nicht nur die Schritte, die den Raum erschließen, sondern auch die Gesten, die die Hände zeichnen. „Die Hände tragen in sich eine Erkenntnis der Alltagsdinge und wissen um namenlose Liebkosungen oder Mühen; und sie besitzen die Fähigkeit, das zu sagen, wofür der Intellekt die Worte noch nicht oder nicht mehr findet. Sie umgreifen nur die Leere, und doch ist das, was sie bezeichnen, nicht eine Abwesenheit, sondern ein Sehnen oder eine Gewissheit des Glaubens.“ (35) Der Beter streckt in der Nacht die Hände zu Gott aus und stimmt mit den Sonnenstrahlen am Morgen in die „Laudes“ Gottes ein, als Dank für den Tag, ein Lob Gottes, das die einzige entsprechende Antwort auf den An-Ruf sein kann. Wenn Christen, insbesondere Ordenschristen und Ordenschristinnen, diese je neuen Schritte in das Leben hinein sichtbar machen, die im gläubigen Gebet jeden Morgen, jeden Tag nachvollzogen werden, dann schreibt sich in die Räume des Lebens der Menschen jeden Tag etwas ein von dem Lebensraum Gottes, der Ermöglichungsgrund aller Lebensräume ist. „Lebenskultur“, das ist die Überzeugung

aller großen Glaubenden, ist immer eine verdankte, von Dem ermöglicht, der Urheber des Lebens ist und der in der Auferstehung Jesu Christi das ursprüngliche Schöpfungs-Ja bestärkt hat.

Das ist gleichzeitig der tiefste Grund der „Glaubensschwachheit“: Der Beter selbst, so Michel de Certeau, ist „ein Armer“: „Keine dieser Gebärden genügt... Der Betende ist ein Armer. Er folgt mit seinen Gesten dem lebendigen Gott, der sie weckt. Er passt seinen Körper den Orten seines Verlangens an, aber er geht immer noch weiter...“ (36) Die Beterin ist, das ist eine andere Formulierung von de Certeau, in der er sich auf den „cherubini- schen Wandersmann“ von Angelus Sile- sius bezieht, die „verletzte Wanderin“.¹⁸ Verwundet von der „Liebe“ Gottes, von der Erfahrung einer Gegenwart, die nicht mehr „ist“, „ohne die“ der Beter aber auch nicht sein kann, macht er sich auf den Weg, auf dem sich in seinen Spuren, ermöglicht durch Den, der ihn ruft, die „Auferstehung“ des Herrn einschreibt. „Der Betende erhebt sich, er bricht auf, er geht, er läuft zu Gott, aber er ist auch in Gott, er nimmt ihn in seine leeren Hände, empfängt ihn auf seinen geöffneten Handflächen, bewahrt ihn in der Zelle seines Körpers.“ (37) So ist das Gebet eine „körperliche Reise zum Jenseitigen“, „Vorahnung des Sinnes und reale Aner- kennung des gegenwärtigen Gottes“ (37). Über die Gesten, Schritte, Haltungen – des einzelnen und der vielen Betenden – zeichnet sich in den Raum der Welt eine „mystische Geographie“ ein, die mit allen Beterinnen und Beterinnen der Geschichte verbindet und die „das Leben in Form bringt“, es „kultiviert“, aus dem Geist des Evangeliums.¹⁹ Diese Reise zu tun, das machen Ordenschristen auf eine ganz besondere Weise deutlich, bedeutet je

neu Aufbruch, und sie ist nur gemeinsam möglich. „Heutzutage“, so Michel de Certeau, „ist das Versprechen der ‚Gelübde‘ eine Geste des Aufbruchs; sie besteht darin, dass man eine Schwelle überschreitet und dass man diese Geste selbst als eine Lebensform beibehält, als das, was stetig erneuert werden muss: morgen, übermorgen und an so vielen anderen Tagen und auf so viele andere Weisen. ... Doch das ist nur gemeinsam, in einer gemeinschaftlichen Praxis möglich. Der Aufbruch zieht uns fort, in den grenzenlosen Raum, ins Unendliche, das von der Erfahrung des Glaubens eröffnet wird; doch Realität hat er nur im Gegenüber, im Austausch und im Teilen. Die anderen sind unsere wahren Reisen. Daher ist die Praxis der Kommunikation der reale Ort des Ordenslebens. ... Die religiöse Wahrheit lässt sich nicht kapitalisieren. Man kann sie nur mit den anderen teilen. Sie teilt selbst aus. Daher besteht die gemeinschaftliche Praxis darin, dass man diese Wahrheit zusammen tut und dass man gemeinsam auf den Glaubensakt setzt.“ (30)

4. Aufbruch: „Gast des anderen werden“ und „Lebenskultur des Evangeliums in der Zerstreuung“

Diese „Karten des Glaubens“ liegen nicht neben den vielen Karten, in die Menschen ihren Lebensweg einzeichnen, sondern sie schreiben sich in die Räume der Welt ein, und sie lassen auch die Karten „guten Lebens“, wie sie in neuen säkularen Gemeinschaften, wie Elisabeth Hense sie in ihrem Beitrag vorstellt, gezeichnet werden, durchsichtig werden auf den „Geist“; sie graben in ihnen das

aus, was verschüttet ist und „versinnbildlichen“, was auch in ihnen „Lebenskultur des Evangeliums“ ist: je neu aufbrechend, die Sehnsucht bereitend für Den, ohne den ich nicht sein kann, Gesten, Praktiken und Sprachformen für diesen Glauben gemeinsam erfindend und darin je Spuren auslegend für den anderen, Gast des anderen werdend im mich Binden an die anderen, die meine Weggenossen und Weggenossinnen sind, „compañeros/as“, mit denen ich das Brot teile. Ordenschristen und -christinnen sind im besonderen „Hüter und Hüterinnen“ dieser Lebenskultur des Evangeliums, und das ist in Zeiten der „Zerstreuung“ von besonderer Bedeutung, denn eine „Lebenskultur aus dem Evangelium“ ist, wie Elisabeth Hense es deutlich macht, „auch heute kein Selbstläufer: sie muss gehütet und gepflegt werden, damit sie nicht verkümmert“.²⁰

José F. A. Oliver:
ich sah gefaltete hände
zum exil
ich sah erbrochene fenster
vor flucht
ich sah verbrannte haut
ins alibi

ich sah den regen
sich trommeln
eingeweide hin
zur erde
ich sah die rückkehr
der boten
ins eigene gehör

ich sah dies haus
in dem freunde sitzen
noch nicht
um einen tisch
werden²¹

.....

- 1 Papst Franziskus, Enzyklika *Laudato si'* über die Sorge für das gemeinsame Haus, Bonn 2015 (abgekürzt: LS).
- 2 Hans-Joachim Höhn, *Das Leben in Form bringen. Konturen einer neuen Tugendethik*, Freiburg/Basel/Wien 2014, 105/106.
- 3 André Comte-Sponville, *Woran glaubt ein Atheist? Spiritualität ohne Gott*, Zürich 2008, 236.
- 4 Comte-Sponville, *Woran glaubt ein Atheist?*, 230.
- 5 Comte-Sponville, *Woran glaubt ein Atheist*, 241.
- 6 José F.A. Oliver, *Gastling. Gedichte*, Berlin 2015, 85.
- 7 Michel de Certeau, *GlaubensSchwachheit*, Stuttgart 2009 (französische Ausgabe: *La faiblesse de croire. Texte établi et présenté par Luce Giard*, Paris 1987). Die Seitenangaben zu den Textstellen von de Certeau werden in Klammern zitiert.
- 8 Vgl. auch de Certeau, *GlaubensSchwachheit*, 247: „So macht sich eine Autonomie der sozialen Praktiken los von den generellen Aussagen des christlichen Diskurses, die die Realität des Alltags vernebeln. Das haben in jüngster Zeit die Diskussionen über die Sexualität – von der Heirat der Priester bis zur Scheidung der Laien – nur zu deutlich gezeigt. Viele Christen, die sich noch immer als solche bekennen, rücken ohne weiteres von den häufig wiederholten päpstlichen Lehren zu diesem Thema ab... Natürlich muss das Hinhören auf das Wort des Evangeliums ethische Auswirkungen haben (Maßstab für das Verständnis ist ja immer die Bekehrung), aber diese variieren entsprechend dem autonomen moralischen Urteil. Nichts garantiert mehr, dass eine christliche Ethik möglich ist... Diese Debatten zeigen, wie komplex die Beziehungen zwischen der Kirche und der zeitgenössischen Kultur sind. Mehr und mehr von seiner lokalen, familiären und mentalen Zugehörigkeit losgelöst, kann der Einzelne, der Automobil-Mensch, überall verkehren; aber überall stößt er auf das universale

und anonyme Gesetz ökonomischer Strukturen oder soziokultureller Konformität. In den römischen Maßnahmen kann er also eine vom sozialen System immer weniger tolerierte Devianz oder aber eine Einschränkung seines ehelichen wie geographischen automobilen Verkehrs ablehnen.“

- 9 Vgl. de Certeau, *GlaubensSchwachheit*, 248: „Ein Bedürfnis zu glauben, angestachelt durch die Öde dieser Gesellschaft, verbindet sich mit dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit, deren Inhalt seinerseits ein Vakuum geworden ist. Alles spielt sich ab, als müsste es dort, in dieser dunkel gewordenen Kirche, einen Geist geben und als entspränge in den Kellergewölben des alten Hauses eine unvermutete Quelle.“
- 10 Oliver, *Gastling*, 91.
- 11 Vgl. dazu Jonathan Tan, *Missio Inter Gentes. Towards a New Paradigm in the Mission Theology of the Federation of Asian Bishops' Conferences (FABC)*, in: <http://jonathantan.org/essays/Missio%20Inter%20Gentes.pdf> (2.1.2016); ders., *Christian Mission among the Peoples of Asia*, New York 2014; ders. (Hg.), *World Christianity: Perspectives and Insights*, New York 2016. – Vgl. dazu: Norbert Hintersteiner, *Missio inter gentes. Komparative Theologie als Praxis interreligiösen Lernens und Bezeugens*, in: *Theologische Revue* 110 (2014) 443-460.
- 12 Hermann Schalück, *Kirche: kenotisch*, in: Richard Brosse/Katja Heidemanns (Hg.), *Visionen einer missionarischen Kirche. Für Hermann Schalück*, Freiburg/Basel/Wien 2008, 76.
- 13 Felix Wilfred, *Asiatische Wege zur Katholizität: Theologische Reflexionen im post-christlichen Kontext*, in: Claude Ozankom (Hg.), *Katholizität im Kommen: Katholische Identität und gegenwärtige Veränderungsprozesse*, Regensburg 2011, 95-108, hier: 100: „Die Vorstellung des Christentums als einer Mission, welche die ganze Welt umfasst mit der ganzen Menschheit als Rezipient ihrer Guten Nachricht, ist eine einseitige Katholizität. Um vollständiger universal zu sein, bedarf das Christentum einer multilateralen

Katholizität, die danach verlangt, das 'Evangelium des Lebens' von den Völkern verschiedener Kontexte zu hören. Die eingehende Universalität ist die Bewegung, durch die das Christentum die Wege des Geistes von anderen Religionen empfängt.“

14 de Certeau, Glaubensschwachheit, 213.

15 Oliver, Gastling, 85.

16 de Certeau, Glaubensschwachheit, I. Eine Tradition lesen: Der Mensch im Gebet, ein Baum aus Gesten, 33-40. Die Seitenangaben werden im Folgenden im Text notiert.

17 Vgl. Dominic White OP, Cosmos Dance: <https://lostknowledgeofchrist.wordpress.com/> Vgl. hier den Text von Michel de Certeau, Der Mensch im Gebet, 39: „Wenn, nicht anders als im Fall der Gesten, auch keines dieser Objekte das Gebet selbst ist, so repräsentieren sie doch dessen Zusammenhang und Etappen in der Form innerweltlicher Beziehungen, in denen sich Gott stillschweigend offenbart. Wenn der Betende das Kreuz küsst, das Buch nimmt oder es auf dem Kissenstuhl niederlegt, wenn er auf die Säule gestiegen ist oder auf dem Betstuhl kniet und den Rosenkranz durch die Finger gleiten lässt, dann betet er nicht nur inmitten der Dinge, sondern mit ihnen; die Natur, deren Teil sein Körper ist, liefert ihm, worüber er zum Vater der sichtbaren und unsichtbaren Dinge sprechen kann, er befindet sich physisch und spirituell im Kosmos.“

18 Vgl. auch Michel de Certeau, Mystische Fabel. 16.-17. Jahrhundert. Aus dem Französischen von Michael Lauble, Berlin 2010, 487.

19 de Certeau, Der Mensch im Gebet, 40.

20 Schwester Ruth Stengel, Mitglied der Gemeinschaft der Schwestern der Hl. Maria Magdalena Postel, hat sich, angeleitet von Michel de Certeau, der Gründerin ihrer Gemeinschaft angenähert; in ihrer Studie wird sehr gut deutlich, wie Ordensleben heute damit zu tun hat, „Gast des Anderen zu werden“: „Das gemeinschaftliche Leben ist ein Tat- und Beziehungsereignis, im Letzten ungebunden an Orte und Werke. Ausgerichtet am Beispiel Jesu geht es darum, dorthin und so aufzubrechen, wo

und wie das Leben bricht. Die Realität von Gemeinschaft bestimmt sich daran, inwieweit die kenotische Präsenz Gottes im eigenen Dasein ansichtig wird. Wer auf die Gotteswirklichkeit ausgespannt ist, kann nicht anders, als sich den Brüchen und Widersprüchen der Welt auszusetzen. Es geht darum, Zeichen zu setzen für das menschliche und verletzbare Antlitz Gottes. Wo sitzen wir heute buchstäblich fest? In zu großen Mutterhäusern, Traditionen oder Orten? Träumen wir von der Geborgenheit der vier Wände oder riskieren wir Gemeinschaft als Ereignis da draußen? Wo beginnt und endet die von Certeau eingeforderte „Arbeit an der Grenze“ und eine aktuell besonders prekäre „Arbeit der Gastfreundschaft gegenüber dem Fremden“? - Das Profil des gemeinschaftlichen Lebens ist ein Projekt der Suche, nicht des Findens. Es trifft darin auf den Lebensnerv der heutigen Welt und wird zum prophetischen Zeichen im Sinne einer offengehaltenen Unbehaustheit, die Zeugnis gibt vom größeren Ziel, auf das wir hin unterwegs sind.“ (Ruth Stengel, Gemeinschaft als Ideal oder Realität? „Nicht ohne“ – Überlegungen mit Michel de Certeau SJ, in: Wort und Antwort 56 (2015) 59-64, hier: 63; vgl. auch Ruth Stengel, Brucherfahrungen einer Heiligen. Maria Magdalena Postel: Spurenlese mit Michel de Certeau für heutige Nachfolge, Sankt Ottilien 2015.)

21 Oliver, Gastling, 92.

Literatur

Christoph Bochinger/Martin Engelbrecht/Winfried Gebhardt, Die unsichtbare Religion in der sichtbaren Religion – Formen spiritueller Orientierung in der religiösen Gegenwartskultur, Stuttgart 2009.

Michel de Certeau, Glaubensschwachheit, Stuttgart 2009, darin:

- Eine rätselhafte Gestalt, 29-31.

- Eine Tradition lesen: Der Mensch im Gebet, ein Baum aus Gesten, 33-40.

- Eine Tradition lesen: Kulturen und Spiritualitäten, 41-60.

Ders., *Mystische Fabel. 16.-17. Jahrhundert*. Aus dem Französischen von Michael Lauble, Berlin 2010.

André Comte-Sponville, *Woran glaubt ein Atheist? Spiritualität ohne Gott*, Zürich 2008.

Margit Eckholt, *Nicht ohne Dich. Der verletzte Wanderer und der fremde Gott. Eine Annäherung an Michel de Certeau SJ*, in: Hans-Peter Schmitt (Hg.), *Der dunkle Gott. Gottes dunkle Seiten*, Stuttgart 2006, 34-62.

Dies., *Mystik und Mission. Auf der Suche nach neuen Formen der Gottesrede*, in: Bernhard Fresacher (Hg.), *Neue Sprachen für Gott. Aufbrüche in Medien, Literatur und Wissenschaft*, Ostfildern 2010, 99-122.

Hans-Joachim Höhn, *Praxis des Evangelium – Partituren des Glaubens. Wege*

theologischer Erkenntnis, Würzburg 2015.

Ders., *Das Leben in Form bringen. Konturen einer neuen Tugendethik*, Freiburg/Basel/Wien 2014.

José F.A. Oliver, *Gastling. Gedichte*, Berlin 2015.

Ruth Stengel, *Brucherfahrungen einer Heiligen. Maria Magdalena Postel: Spurenlese mit Michel de Certeau für heutige Nachfolge*, Sankt Ottilien 2015.

Ulrich Willers, *Glaubenszugang angesichts der säkularen Welt oder Glauben heute zur Sprache bringen*, in: Guido Bausenhardt / Margit Eckholt / Linus Hauser (Hg.), *Zukunft aus der Geschichte Gottes. Theologie im Dienst an einer Kirche für morgen*. Für Peter Hünemann, Freiburg/Basel/Wien 2014, 372-436.

Internetseite: Pater Dr. Dominic White OP, *Cosmos Dance*, <https://lostknowledgeofchrist.wordpress.com/>.

Tobias Specker SJ

Vespergottesdienst am Samstagabend

Lesung aus der Apostelgeschichte
und aktualisierende Fortführung des Bibeltextes

ordensleben

Apg 11,19-26 passim

Bei der Verfolgung, die wegen Stephanus entstanden war, kamen die Versprengten bis nach Phönizien, Zypern und Antiochia; doch verkündeten sie das Wort nur den Juden. Einige aber von ihnen, die aus Zypern und Zyrene stammten, verkündeten, als sie nach Antiochia kamen, auch den Griechen das Evangelium von Jesus, dem Herrn. Die Hand des Herrn war mit ihnen und viele wurden gläubig und bekehrten sich zum Herrn (...). In Antiochia nannte man die Jünger zum ersten Mal Christen.

Vom Meer her weht ein warmer Wind und hinterlässt einen leichten Salzgeschmack auf den Lippen. Er fährt durch die Bäume, deren Umrisse in der Abenddämmerung noch gut zu erkennen sind, und macht ein Geräusch als wenn tausend kleine, trockene Papierstreifen sich aneinander reiben. Simon atmet kräftig durch und dreht sich um, den Rücken zum Wind, der ihm sanft den Rücken stützt. Die stickige Luft der vielen, verwirrenden Gassen Antiochias liegt hinter ihm. Hier, vor der Stadt, auf dem Hügel lässt es sich frei atmen, hinter sich das Mittelmeer, vor sich die unzählbaren Lichtpunkte der kleinen Feuer, auf denen die tausenden und

abertausenden Bewohner Antiochias ihr Abendessen kochen. „Ich habe“, denkt Simon, „auch nach Monaten noch kein Gefühl für diese Stadt. Wo fängt sie an und wo hört sie auf? Ich weiß nicht, wie es sich wirklich anfühlt, hier zu leben, es ist, als ob sich die Millionen von Gefühlen der Menschen, die hier leben, nicht in auf einen Nenner bringen lassen. Und es sind so unendlich verschiedene Menschen – Griechen, Römer und Kanaanäer, Seefahrer und Handwerker, Soldaten, snobbistische Reiche und freche Bettelarme. Wie anders war das doch in Jerusalem! Ach, Jerusalem, das war ein eindeutiges Gefühl, unsere Zionsstadt, zwischen den Bergen. Ich wusste, wie Jerusalem klingt, wie Jerusalem riecht, wie Jerusalem sich anfühlt. Nicht, dass wir dort nur unter uns gelebt hätten, ständig waren ja Pilgergruppen da. Aber sie kamen zu uns und wir waren bei uns zu Hause. Ich kannte mich aus in dieser Stadt, ich wusste, was mich hinter der nächsten Ecke erwartet. Und so vertraut wie die Stadt waren auch wir untereinander: Simon Petrus, Jakobus, Philippus, Maria und Johanna, Barnabas und die Anderen. Zwischen uns – damals, bevor dieser Saulus uns vertrieben, zerstreut hat in alle vier Winde – war alles selbstverständlich. Wir haben uns ohne viele Worte verstanden. Und wenn wir abends zusammensaßen oder am Sonn-

tag, da hatten wir alle die gleichen Erinnerungen. Die meisten von uns waren ja noch mit Jesus gemeinsam auf dem Weg gewesen quer durch Galiläa. Wenn wir anfangen zu erzählen, da waren die Erinnerungen wieder da, als wäre es gestern gewesen. Und die Jungen, die Neuen, die haben gerne bei uns gesessen und zugehört. Ach Jerusalem, ach damals, ich merke schon, wie die Erinnerungen schwächer werden. Wie soll das bloß werden, wenn wir über die ganze Welt zerstreut sind? Nicht mehr lange, dann werden wir keine gemeinsamen Erinnerungen mehr haben...“

*Was denke ich, wenn ich Simon zuhöre?
Wo ist mein, wo ist unser Jerusalem?
Was vermisse ich? Und was darf nicht
verloren gehen?*

(Musik)

Hinter Simon raschelt es. Die Äste vom trockenen Ginster knacken so, wie sie es tun, wenn jemand durch das Gebüsch geht, unbekümmert, ob man ihn hört. Eine Gestalt kommt näher und Simon erkennt die vertrauten Schemen, und jetzt, wo sie nahe ist, auch die Farbe des Tuches, das sie sich um die Schultern geschlungen hat. Gelb und weiß, natürlich, das ist Rebecca, die gute Rebecca, die tapfer mit den wenigen durch das Gebirge und die matschigen Pfade an der Küste entlang bis hierher nach Antiochia geflohen ist. Rebecca, die immer strahlt und, Simon bemerkt es seufzend, natürlich auch jetzt alles positiv sieht: „Simon, ist das nicht wunderbar?“, ruft sie und zeigt auf das Meer der Lichtpunkte. „Was ist wunderbar?“, fragt Simon zurück. „Antiochia“, strahlt Rebecca, „Antiochia, ist das nicht fantastisch?

So viel Leben, so quirlich, selbst jetzt noch am Abend! Ich meine, selbst hier oben noch das ganze Sprachengewirr zu hören. Weißt Du, heute war sogar ein Mann aus Äthiopien in meinem Seifenladen. Kein Wort habe ich verstanden, aber gleich drei Seifen aus Harbiye hat er gekauft. Simon, ist das nicht unglaublich – was hat uns dieser Saulus geholfen! Wir säßen immer noch unter uns in Jerusalem, wenn seine Wut, seine Drohungen uns nicht Beine gemacht hätten. Und heute, heute sind wir in Damaskus, in Phönizien und in Antiochia. Endlich zerstreut!“ „Ja, Rebecca, heute sind wir endlich zerstreut. Und morgen sind wir verschwunden. Vier von uns sind in Damaskus, sechs in Antiochia, zwei in Tyrus – wie sollen wir denn da eine Gemeinschaft bleiben? Jeder ist doch auf sich alleine gestellt – und warte ab, bald sind es hier nur noch zwei, dann ist keiner mehr in Tyrus, und dann ist es mit Damaskus auch bald vorbei.“ „Ach, Du Trauerkloß, es kommen doch auch Neue. Denk einmal an Eutychos, der uns in Jerusalem nie gefunden hätte und Cornelius, der noch nicht einmal wusste, wo Jerusalem ist. Und es ist doch auch ganz gut, wenn wir fremd hier sind. Niemand kennt unsere Familien und glaubt schon alles über uns zu wissen. Erinnerst Du Dich nicht mehr an das Naserümpfen in Jerusalem – ‚was soll aus Galiläa schon Gutes kommen‘ – und vorbei war unser Gespräch. Hier fragen die Leute ‚Galiläa, ist das nicht irgendwo am Nil?‘ Simon, wir haben viel Ballast abgeworfen. Und weißt Du, dadurch, dass wir zerstreut worden sind, haben wir so viele neue Kontakte hinzugewonnen – überleg doch nur, wer alles in meinen Laden kommt?“ „Ja, zu mir kommen ja

auch viele neue Gesichter“, gibt Simon zu, „aber das ist doch alles Zufall. Sei mal ehrlich, wir haben doch keinen Plan. Wir wissen ja gar nicht, wo es hin gehen soll.“

Was lösen die Worte von Rebecca und Simon in mir aus? Was erkenne ich wieder, was spricht mich an? Welche Widerstände spüre ich bei der „Zerstreuung“ und wo zieht es mich hin?

(Musik)

„Wo es hingehen soll?“, lächelt Rebecca und dreht Simon an den Schultern weg von Antiochia, hin zur Dunkelheit, dort wo das Meer liegt, „da geht es hin, über

das Meer, nach Norden. Wenn wir schon in Antiochia sind, können wir auch dahin gehen, wo noch keiner war.“ „Und, weißt Du was ich gehört habe?“, lächelt Simon zurück. „Die Leute sprechen über uns als ‚Die Christen‘. Ist doch hübsch, oder?“ „Phhh“, runzelt Rebecca die Stirn, „ich weiß nicht, ob sich das durchsetzen wird? Das ist doch schon ein bisschen zu anspruchsvoll. Nee, lass mal, lass uns mal schön bei unserem alten Namen bleiben, man muss ja nicht alles neu erfinden...“ Doch sogleich zieht sie die finsternen Augenbrauen wieder hoch, lacht und boxt Simon auf den Oberarm, „Komm, Du Kupferschmied, zurück nach Antiochia, mal schauen, was uns die Zukunft so bringt!“



Paul Rheinbay SAC

Der Pallottiner Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Jahrgang 1959, ist Professor für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Seit dem Jahr 2009 steht er der Hochschule als Rektor vor. Er ist Mitglied des „Arbeitskreises Ordens-theologie“ der Deutschen Ordensobernkonzferenz.



Paul Rheinbay SAC

Mensch werde wesentlich!

Von der Verpflichtung, zu sich Selbst zu kommen

Was ist wirklich? So fragte in einer bekannten Geschichte¹ der Stoffhase im Kinderzimmer das in Ehren ergraute Holzpferd.

Was ist wirklich? Was ist wesentlich? Ohne Antwort auf diese Frage erscheint mir die dramatisch sich verändernde Landschaft von Orden und Kirche, erscheint mir alles Reden über „Bleibt alles anders“ eine Überforderung zu sein, die mich in die Fänge von Resignation, Ängstlichkeit, Bitterkeit und (Selbst) Anklage geraten lässt. Heute weniger denn je ist die leidenschaftliche Suche nach dem, was wahr, was wirklich ist, eine Beliebigkeit, eine Möglichkeit unter vielen, eine Freizeitbeschäftigung. Unsere Lebensform der Gelübde, der Versprechen erscheint mir vielmehr als eine Selbstverpflichtung, dieser Frage leidenschaftlich auf der Spur zu bleiben.

Die innere Haltung dafür pfeifen mittlerweile viele Spatzen in vielen Sprachen von den Dächern der Welt: Es ist Aufmerksamkeit, auf englisch: awareness. Die Bedeutung des Gegenwärtig-Seins für Medizin und Therapie, für Zufriedenheit und Glück, für Business und Erfolg, selbst für Studium und Forschung ist entdeckt. Wir sollten uns diese Butter nicht vom Brot nehmen lassen, jedoch fragen: Was kommt uns denn entgegen, wenn wir ganz gegenwärtig sind? Was ist denn so wirklich, dass es allem Wandel zugrunde liegt? Was macht mir unsportlicher Kreatur denn Mut, auf dem Scheitelpunkt des Nichts zu surfen?

Nun, jeder und jede von uns hat seinen und ihren persönlichen Zugang zur Wirklichkeit. Warum nicht sich zunächst einmal an die Naturwissenschaft-

ten wenden. Hier ist die Gefahr am geringsten, dass so etwas wie „fromme Sauce“ verdeckt, was wirklich ist. Für mich ist das ein Umweg, der sich jedoch zu lohnen scheint.

Mein Physiklehrer am Gymnasium war eigentlich immer krank. Ich mochte das Fach auch nicht. Mein Vater sagte: Du hast zwei linke Hände. Und meine Mutter hielt mich erfolgreich vom Herd fern. Mein Zugang zur Realität lag und liegt heute noch in Texten und Bildern, in Tönen und Farben, mehr und mehr auch im Schweigen, in der Stille, im Loslassen und Aushalten.

Jetzt hat mir ein Freund ein Buch in die Hand gedrückt: „Sieben kurze Lektionen über Physik“ von Carlo Rovelli. Eigentlich seinetwegen habe ich mich durchgekämpft und war und bin fasziniert. Physiker entdecken auf der Suche nach dem, was unsere Welt zusammen hält, immer mehr das Geheimnis, die Beziehung. Die letzten erforschbaren Einheiten der Wirklichkeit treten wie auf die Bühne, kommunizieren miteinander und dann verschwinden sie wieder ins Unerforschte, wie ins Nichts, in die Leere. Nichts Statisches, nichts Festes, nichts Bleibendes – Transit.

Es ist doch spannend, in einer Zeit zu leben, da Menschen auf dem Mond herumlaufen, da wir in der Sternwarte in grenzenlose Weiten schauen können. Wir können in Sekundenschnelle mit Menschen auf der anderen Seite der Erde Kontakt aufnehmen, wir können nicht mehr vorbeischaun an Freud und Leid von sieben Milliarden unseresgleichen. Die Worte flüchtig, unsicher, komplex und zweideutig bezeichnen ein Lebensgefühl, das ganz viel Dynamik freizusetzen vermag. Unser ganzes Denken, unsere Begriffe – endlich wie sie nun mal

sind und sein müssen – werden täglich neu über den Haufen geworfen, überholt, vom bisher Undenkbaren, zu dem bekannte Muster und Lösungen einfach nicht mehr passen.

Aber – was heißt das für unser Nachsinnen über Wirklichkeit, über Gott, über Jesus Christus, über uns selbst als Menschen, die ihr Sein von Jesus Christus her verstehen und ihr Leben ihm übergeben haben?

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ein erster Impuls

Gott groß genug sein lassen. Ist er sozusagen in Konkurrenz, getrennt zum und vom immer größer werdenden Kosmos, verliert er und wir mit ihm. Nur wenn wir ihn wirklich nehmen, gegenwärtig sein lassen in allem, was geschieht, wenn wir ihn – auch emotional – bewundern, anbeten, suchen, wenn wir unter seiner gefühlten Abwesenheit leiden (und uns das auch gegenseitig zugestehen, darüber ins Gespräch kommen) kann Gott wirklich Gott sein im Leben. Das hat Auswirkungen auf die Welt der Gedanken und Gefühle. Wem gebe ich hier Bedeutung, welche Dramatik lasse ich zu, wo bleibe ich auf Distanz, damit noch Raum ist für das, was meine eigentliche Leidenschaft ist? Das hat Auswirkungen auf das Gebet: Lasse ich Gott größer sein als alle meine Worte und Gedanken? Gebe ich dem Unfassbaren Raum? Bin ich neugierig auf das, was hinter allem

Vorgestellten, hinter dem Chaos sich zeigen, sich mir offenbaren will?

Ein zweiter Impuls

Nachfolge Jesu als gegenwärtige Teilnahme an seiner Lebenshingabe, welche dem Wandel ihr Prägemaß aufdrücken will. In der Profess, in den Gelübden haben wir uns verpflichtet, unsere Lebenslinie und unser Sterben mit dem Seinen zu verbinden. Es ist zugleich die Verpflichtung, aus uns das zu machen, machen zu lassen, was wir im tiefsten sind. Da wo er in uns zum Ausdruck kommt, ist jede und jeder von uns ganz er/sie selbst, ganz wirklich. Diese „Imitatio“ ist nie fertig, sie vollzieht sich auf dem Weg und im Innehalten des Weges, im Teilen von Brot und Wein, im Loslassen und Empfangen, im Einüben des Sterbens und in der Ahnung des neuen Lebens, der Neugeburt. Das bedeutet natürlich und immer wieder das Schockerlebnis des Ostermorgens, das bedeutet Mit-Leid und Mit-Freude, das bedeutet das Leben in einer Verwobenheit, die seinen Namen trägt: sein Leib, in aller Gebrochenheit der Menschheitsereignisse unserer Tage.

Der Wandel, der nichts so sein lässt wie es war, ist nicht zu trennen, ist vielmehr aufgehoben, bekommt erst wirklich Sinn im Osterdurchgang – von beiden Seiten: Kreuz und Auferstehung, Sterben und grenzenloses, nicht festzuhaltendes neues Leben. Eine Liebesgeschichte, im Rhythmus von An- und Abwesenheit, Zerstreung und Sammlung, die kultiviert sein will; die ganz wirklich ist – es gibt darin Erfahrungen des IN-Seins, die nicht bezweifelt werden können.

In dieser unserer Mastererzählung liegt die Deutungshoheit bei Ihm, nicht bei

uns. Nachfolge bedeutet den Verzicht auf oft so kleinkarierte Selbstverwirklichungs-Pläne zugunsten einer großen Selbstverwirklichung, die nicht im Ich stecken bleibt, die vielmehr in seiner Hingabe für alle zum großen Wir wird. Die tägliche Stille, das Nicht-Tun, das Legen der offenen Hände in den Schoß ist die Übung, mein ganzes Ich, Leib und Seele, auf diesem Pfad der Wandlung mitzunehmen.

Ein dritter und letzter Impuls

Das Was ist begrenzt, das Wie nicht. Vieles können wir wirklich nicht mehr machen. Jedenfalls nicht so wie früher, in den guten schlechten alten Zeiten. Unsere Wirklichkeit ist jedoch in erster Linie Qualität, nicht Quantität. Dass es nicht auf Zahlen ankommt, dass einzelne – ganz bei sich und ganz bei den Menschen – unglaublich viel Heil und Leben zur Welt gebracht haben, nach diesen Beispielen brauchen wir ja in der Geschichte unserer Gemeinschaften, Kirchen und Religionen gar nicht lange suchen. So vieles überträgt sich nicht erst im Tun, es strahlt aus, wie die gute Atmosphäre hier in der Aula, in unserem Miteinander.

In den USA untersucht man ja die merkwürdigsten Dinge. Ein Gospelchor gab in einer Stadt ein langes Konzert und widmete dieses ausdrücklich den Menschen in der Nachbarstadt, die dadurch Segen empfangen sollten. Man ist dann hingegangen und hat festgestellt, dass wirklich und wahrhaftig in diesen Stunden statistisch gesehen weniger Unfälle passierten, weniger Menschen ins Krankenhaus kamen.

So werden wir, ganz uns selbst geworden, wie von selbst einander zum Ge-

schenk. Auch über Distanzen, auch als einzelne, auch und immer wieder in neuen Konstellationen. Kirche, Gemeinschaft, ist nicht um ihrer selbst willen da. Eben Charismen-orientiert. Er ist das Charisma, die große Gabe an alle für alle Zeiten. Kein Mensch ahnt, so eine alte Weisheit, was Gott aus ihm machen würde, wenn er sich nur ihm ganz überließe.

Ich glaube, dass wir nur in dieser lebendigen Verbindung, in diesem neuen Bewusstsein als Christinnen und Christen die uns zgedachte Rolle in der VUCA-Welt wirklich gut spielen können. Ohne viele Stützen von Tradition,

Milieu, großen Gemeinschaften. Oft als einzelne, immer wieder aber auch einander als Schwestern und Brüder gegeben. In großem Respekt vor dem Weg, den Jesus Christus mit mir und dir geht. Aber auch in der gegenseitigen Erinnerung an die lebenslange Verpflichtung und Verheißung, mein und dein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, dieses Licht, Jesus Christus, Lumen Gentium, leuchten zu lassen.

.....

1 Geschichte verfügbar unter: <http://www.beb-ev.de/files/pdf/erkner2003b/holzpferd.pdf>.



Tobias Specker SJ

P. Dr. Tobias Specker SJ vertrat nach seinem Ordenseintritt zunächst die Bereiche „interreligiöser Dialog“ und „biblische Theologie“ am Heinrich-Pesch Haus in Ludwigshafen. Nach der Tätigkeit als Islambeauftragter der Diözese Speyer studierte er von 2010 bis 2013 „Islamische Studien“. Zurzeit ist er Juniorprofessor der Stiftungsprofessur „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ an der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen.



Tobias Specker SJ

„Nirgendwo bist du mehr/ als im auge des anderen“

Ordensleben aus der Hochachtung des Anderen

Ankara, es ist 4:15 Uhr morgens. Ich schreke aus dem Bett hoch, weil der Muezzin ruft. Oder genauer gesagt, weil mit großer Lautstärke die Straße mit der schlechten und knackenden Tonaufnahme eines nicht übermäßig begabten Gebetsrufers beschallt wird. Es dauert keine zwei Minuten, dann denke ich: Das haben die absichtlich gemacht. Die wissen, dass hier Christen wohnen. Das ist extra laut und der Lautsprecher ist bestimmt vor unserem Fenster angebracht.

So erinnere ich mich und sogleich kommt eine zweite Szene hinzu: Frankfurt-Oberrad, halb vier nachmittags, an der Supermarktkasse des Rewe. Ich bin der letzte in der Schlange, habe die Sachen gerade auf das Band gelegt, da kommt ein Mensch mit sogenanntem Migrationshintergrund, balanciert vollbeladen seine Einkäufe in den Händen. Als er sie gerade auf das Band legen will, knallt ihm die Kassiererin mit Frankfurter Charme das Schild vor die Nase:

Kasse geschlossen. Die Auseinandersetzung geht gleich in die Vollen und es dauert keine Minute bis die Worte fallen: „Dann gehen Sie doch dahin, wo Sie hergekommen sind.“ Und die Antwort lässt nicht auf sich warten: „Sie haben das extra gemacht, Sie hassen Ausländer.“

Das Leben in der Fremde, das Leben mit Menschen, die man als fremd empfindet und das Leben im Eigenen, das einem unvertraut wird, ist zweifellos eine Herausforderung. Erst weil ich dem Fremden ausgesetzt bin, es mir nahe rückt, frage ich auch nach meiner Identität. Identitätsfragen sind immer Krisenfragen. Solange mir etwas selbstverständlich ist, brauche ich nicht zu fragen, kann es aber auch nicht. Was ich als einzelne Person, als Ordenschrist und als Gemeinschaft bin, wächst nur aus der Befremdung. Umgekehrt gilt für das, was mir fremd ist, die kluge Aussage von Ortfried Schäffter: „Fremdheit ist keine Eigenschaft von Dingen oder

Personen, sondern ein Beziehungsmodus, in dem wir externen Phänomenen begegnen. Fremdheit ist ein relationaler Begriff, dessen Bedeutung sich nur dann voll erschließt, wenn man seine eigenen Anteile in diesem Beziehungsgeschehen mit zu berücksichtigen vermag.“¹ Fremdheit ist also Beziehung und will als Beziehung gelebt werden. Was heißt das, genauerhin? Stellen wir die Linse noch etwas schärfer: Die Pädagogin Astrid Messerschmitt unterscheidet in Bezug auf den Umgang mit Fremden drei verschiedene Blicke:²

Der erste Blick ist der ignorierende Blick: Er sieht Fremde(s) als Eigenes. Der Andere, so ist seine Wahrnehmung, ist wie ich. Dieser Blick sucht den kleinsten gemeinsamen Nenner und flieht so aus Fremdheit. Er umgeht das Störende und redet es klein. Er akzeptiert den Anderen auf der Grundlage der Gemeinsamkeit, weil er (letztlich) so ist wie ich.

Der zweite Blick ist der projizierende Blick: Er weiß alles über den Anderen, oftmals mehr als dieser selbst, und er ist auch gerne bereit, es dem anderen zu erklären. Wichtig ist ihm nur, dass der Andere möglichst anders ist, ja, er redet gerne von „vollkommen unvergleichbar“. Und wichtig ist, dass der Andere auch so bleibt – denn nur so findet er im Anderen ein statisches Gegenüber.

Astrid Messerschmidt benennt diesen zwei problematischen Begegnungsformen gegenüber einen dritten Blick, der in deutlicher Nähe zum Symposiumsthema ist: Es ist der zerstreuende Blick. Er schreibt Fremdheit nicht fest. Er kann die Grenzen zwischen Eigenem und Fremden nicht definitiv bestimmen: Der Andere ist niemals ganz anders, sondern eine immer neue Kombination aus verschiedenen Merkmalen, von de-

nen manche hervortreten und andere im Hintergrund bleiben. Auch der Mensch ist wie ein Bild mit Vordergrund und Hintergrund und kein Bild besteht jemals nur aus einem Merkmal. Von hierher ergibt sich ein neuer Blick auf die Frage: Was bin ich? Wer sind wir? Was ist mein Eigenes im Vergleich zum Fremden? Es lohnt sich, hier einmal ausführlich auf den französisch-libanesischen Autor Amin Maalouf zu hören:

„Von Zeit zu Zeit mache ich etwas, das ich ‚meine Identitätsprüfung‘ nennen möchte, so wie andere sich einer Gewissensprüfung unterziehen. [...] Ich durchforste mein Gedächtnis, um die größtmögliche Menge an Identitätsmerkmalen zutage zu fördern, ich trage sie zusammen, stelle sie in eine Reihe und weise keines zurück. [...] Daß ich christlicher Herkunft bin und Arabisch, die heilige Sprache des Islam, meine Muttersprache ist, gehört zu den fundamentalen Widersprüchen, die meine Identität geformt haben. Diese Sprache verbindet mich mit all jenen, die sie täglich in ihren Gebeten benutzen und die sie in ihrer großen Mehrheit weniger gut beherrschen als ich. [...] Andererseits stiftet meine Zugehörigkeit zum Christentum – ob als bloßes soziologisches Faktum oder aus innerer Überzeugung, tut nichts zur Sache – ein bedeutsames Bindeglied zwischen mir und rund zwei Milliarden Christen in der Welt. Viele Dinge unterscheiden mich von jedem Christen wie von jedem Araber oder Muslim, doch mit jedem von ihnen verbindet mich auch eine unbestreitbare Verwandtschaft. [...] Betrachte ich also die beiden Teile meiner Identität gesondert, fühle ich

mich – sei es durch die Sprache oder die Religion – mit gut der Hälfte der Menschheit verbunden; beide Faktoren zusammengenommen, sehe ich mich mit meiner Sonderrolle konfrontiert. Ich könnte die gleiche Beobachtung bei anderen Zugehörigkeiten wiederholen: [...] Jede meiner Zugehörigkeit verbindet mich mit einer Vielzahl von Menschen; dagegen erweist sich meine Identität als umso unverwechselbarer, je mehr Zugehörigkeiten ich in Betracht ziehe.“³

Ich entnehme den Gedanken von Maalouf zwei hoffnungsvolle Impulse. Den ersten: Das Eigene ist kein Binnenraum, der gegen das Andere von außen geschützt werden muss. Im Gegenteil: Das Eigene ist eine unverwechselbare Kombination von Merkmalen, die ich jedoch jeweils mit anderen teile – das heißt, jedes einzelne Element meiner Einzigartigkeit hat auch jemand anders. Ich muss nicht unbedingt etwas haben, das der Andere nicht hat. Eigenes entsteht nicht aus der unvergleichlichen Originalität eines „das habe nur ich“, sondern aus der individuellen Zusammenstellung. Das gilt für einzelne, aber auch für das Charisma von (Ordens-)Gemeinschaften. Und den zweiten: Was ich oftmals als zerstreut erlebe, dass ich nämlich vieles vereinen muss in einer Person, an einem Ort, in einer Gemeinschaft, das ist auf seiner positiven Rückseite die Chance, dass ich neu mit anderen verbunden bin. Denn die vielen Elemente, die mein Eigenes ausmachen, sind alles Kontaktflächen mit anderen. So kann ich mich auch persönlich nach einem Tag trösten, an dem ich zu nichts gekommen bin, weil ständig etwas dazwischen gekommen ist: Oftmals sind gerade die Störungen die

unverhofften Kontaktflächen und -orte gewesen. Ein Lob also der Zerstreuung! Diese allgemeinen Überlegungen haben eine aktuelle Relevanz und, so möchte ich behaupten, auch eine besondere Bedeutung für das Leben von Ordenschristen. Eine aktuelle Relevanz, weil man mit dem Thema der Identität den wahrscheinlich umstrittensten Platz der nächsten Jahrzehnte betritt. Die Tendenz, Identität durch einen unveränderlichen Kern, durch Abgrenzung und Abwertung anderer zu bestimmen, nimmt zu und wird auch weiter zunehmen. Der Rabbiner Jonathan Sacks diagnostizierte bereits vor einem Jahrzehnt: Die Konflikte des 21. Jahrhunderts werden nicht um Ideologien, sondern um Identitäten geführt.⁴

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Eine Bedeutung für das Leben von Ordenschristen, weil meines Erachtens gerade Ordenschristen zum Thema der Identität Eigenes zu sagen haben. Mirjam Schambeck hat den schönen Gedanken geäußert, dass Ordensleben von seiner Idee her das Gegenteil von Sicherheit ist.⁵ Existenziell ausbuchstabiert hatte dies Timothy Radcliffe bereits in seinem Brief von 1996 „Die Berufung zum Ordensleben: Die gewohnten Zeichen der Identität hinter sich lassen“.⁶ Radcliffe zeigt zunächst die prekäre, gefährdete Seite der Suche nach Identität, die alles vorschnelle Lob der „bricolage“

des Konstruierens von Identität, der unzulässigen Harmlosigkeit überführt:

„Jemand zu sein, heißt nicht, aus dem Regal des Supermarktes eine Identität herauszugreifen, es heißt dem zu antworten, der mein Leben ruft. Identität ist eine Gabe: auf unsere absonderliche Weise machen wir das Drama jeder menschlichen Suche nach Identität explizit, indem jeder Mensch versucht, einen Widerhall der göttlichen Stimme zu erhaschen.“ (104)

Diese Grundannahme zeigt aber umgekehrt, dass Ordensleben gerade aus der Unsicherheit der Identität lebt. Ordensleben ist das Gegenteil von Sicherheit, weil es die üblichen Zeichen der Identität hinter sich zu lassen versucht:

„In einer Gesellschaft, in der Identität schon so fragil, so unsicher ist, geben wir Dinge auf, nach denen Menschen um der Sicherheit willen suchen: die Stützen unserer unsicheren Ahnung davon wer wir sind. Unentwegt stellen wir die Frage: ‚Wer sind wir?‘ Aber wir sind doch diejenigen, die die gewohnten Zeichen von Identität aufgeben. Genau die sind wir! Kein Wunder, dass wir Probleme haben! Zuallererst zeigen wir, dass menschliche Identität Gabe ist. Keine selbstgeschaffene Identität ist jemals dem adäquat, der wir sind. Jede kleine Identität, die wir uns in dieser Gesellschaft erarbeiten können, ist einfach zu klein. Und zweitens zeigen wir, dass menschliche Identität nicht ein für alle mal gegeben ist. [...] Sich der Stützen zu entledigen, ist ein Zeichen dafür, dass jede menschliche Identität eine Überraschung, ein Geschenk und ein Abenteuer ist.“ (105f.)

Dies bedeutet, dass gerade Ordensleute dafür einstehen können, dass Identität nicht abgeschlossen, nicht exklusiv und nicht abgrenzend bestimmt ist. Wenn Ordensleben eine eigene Identität hat, so besteht sie darin, existenzielle Grunderfahrungen zu konzentrieren, die jeder Existenz zugrundeliegen, die aber in „weltlichen“ Lebensentwürfen nur begrenzt ausgelebt werden können: Bedürftigkeit, Misserfolg und existenzielle Unsicherheit, aber auch Überraschung, plötzlich offene Türen und ungeplante Begegnungen. Gerade von hierher könnten Ordensleute diejenigen sein, die der Versuchung zum Identitären widerstehen. Denn das Identitäre verwechselt Identität mit klaren Außengrenzen, Gemeinschaftsleben mit Gruppenzugehörigkeit und Klarheit mit rücksichtslosem Durchsetzungsvermögen.

Diese Haltung, die sich hier andeutet, kann abschließend noch einmal auf ein großes Wort gebracht werden – „Hochachtung“. Es ist dieses Wort, mit dem das Konzil die Haltung der katholischen Christen zu den Muslimen bestimmt. Aber es gilt nicht nur für Muslime, sondern für ein Leben in der Zerstreuung insgesamt, ja es ist ein Wort, das dem zerstreuten Blick eine positive Form und eine Haltung gibt. Wer mit dem Satz „Alle Achtung!“ die Augenbrauen hochzieht oder mit dem Ausruf „Hut ab!“ imaginär den Kopf entblößt, zeigt, dass die Achtung zunächst mit einer Bewegung verbunden ist, sich zurückzunehmen und dem Anderen Raum zu geben. In geistiger Hinsicht ist dies durchaus als eine gewisse Selbstrelativierung, als Einsicht in die eigene Begrenztheit zu verstehen. Sodann ist die Achtung auch mit einer Zuwendung zum Anderen verbunden: Im Gegensatz zur Ehrfurcht senkt die Achtung den

Blick nicht, sondern schaut den Anderen achtungsvoll an. Sie tut dies weiterhin in einer Bereitschaft auf den Anderen einzugehen, sich ihm gegenüber zu öffnen. Achtung hat also auch mit Beachtung, sogar mit Zustimmung zum Anderen zu tun. Schließlich wird Achtung im alltagssprachlichen Sinne jemandem *um etwas willen* erwiesen. Dieses, um dessen willen Achtung erfolgt, sagt dabei zumeist etwas über die eigenen Ideale dessen aus, der die Achtung erweist. So sehr Achtung also auf den Anderen konzentriert ist und sich um ihn herum sammelt, so sehr ist sie nicht ohne das Eigene, den eigenen Horizont möglich. Sie ist keine Preisgabe des Eigenen, sondern eine spannungsvolle Beziehung zwischen den eigenen Prioritäten und der Achtung des Anderen als Anderen. In gewissem Sinne ermöglicht der Andere mir, ich selbst zu sein, ist Einladung, mit mir in Berührung zu kommen. Diese Haltung der Hochachtung will eher gelebt als definiert werden, deshalb sollen die letzten Worte auch dem Dichter gehören, der die Haltung besser ins Wort bringt, als alle terminologischen Beschreibungen:

*das auge des anderen
nirgendwo bist du mehr
als im auge des anderen
nur er kennt dein gesicht
du wirst es nie sehen
ohne das auge des anderen
spiegel deiner würde*

*nirgendwo bist du größer
als im barmherzigen blick
deines nächsten⁷*

-
- 1 Schäffter, Ortfried: Modi des Fremderlebens. Deutungsmuster im Umgang mit Fremdheit. Abzurufen unter: https://www.erziehungswissenschaften.hu-berlin.de/de/ebwb/team-alt/schaeffter/downloads/III_19_Modi_des_Fremderlebens_Endv.pdf (24.05.2016) Erstmalig in: Schäffter, Ortfried (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1991, S. 11-42.
 - 2 Vgl. Messerschmidt, Astrid: Befremdungen – oder wie man fremd wird und fremd sein kann, 224f. In: Schreiner, Peter; Sieg, Ursula; Elsenbast, Volker (Hg.): Handbuch interreligiöses Lernen. Gütersloh 2005, 217-228. Vgl. auch Agai, Bekim: Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was (?) erzählen. Der Reisebericht als kulturübergreifende inszenierte Grenzerfahrung – Ein Vergleich der Reiseberichte des Ägypters Tahtāwī, des Osmanen Muhibb Efendi und des Preußen von Moltke, 16f. In: Ders./Pataki, Zita Ágota (Hg.): Orientalische Reisende in Europa – europäische Reisende im Nahen Osten. Bilder vom Selbst und Imaginationen des Anderen. (Bonner Islamstudien Band 19). Berlin 2010, 13-39.
 - 3 Maalouf, Amin: Mörderische Identitäten. Frankfurt a.M. 2000, 19f.
 - 4 Vgl. Sacks, Jonathan: Wie wir den Krieg der Kulturen noch vermeiden können. Gütersloh 2007.
 - 5 Schambeck, Mirjam: Von Siedlern und Suchern. Ordensleben zwischen Sesshaftigkeit und Ausschauhalten, 347. In: GuL 88 (2015), 344-352.
 - 6 Die folgenden Zitate sind entnommen aus: Radcliffe, Timothy: Gemeinschaft im Dialog. Ermutigung zum Ordensleben. Leipzig 2001.
 - 7 Bruners, Willi: Niemandland Gott. Gedichte und Meditationen. Innsbruck 2015, 13.

Katharina Karl

Prof. Dr. Katharina Karl, geboren 1976, studierte Katholischen Theologie und Germanistik in München. Seit 2014 ist sie Inhaberin der Professur für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der PTH der Kapuziner Münster und Leitung des Pastorseminars zur Ausbildung von Ordensdiakonen. Neben ihrer Mitarbeit bei „Iunctus-Kompetenzzentrum für Spiritualität“ ist sie im Bereich diözesaner Fortbildungen und in der geistlichen Begleitung tätig.



Katharina Karl

Nähe (aus)halten, nahe bleiben**Erfahrungen der Mit-leidenschaft**

Was hilft uns in der österlichen Lebenskultur zu wachsen? Was bedeutet es, dem Leben eine Form geben, wie Hans Joachim Höhn seine neue Tugendethik¹ nennt? Drei Ressourcen, drei Haltungen, aus denen sich die österliche Lebenskultur speisen kann, möchte ich hier vorstellen: Gastfreundschaft, Nähe und Mitleidenschaft oder auch Barmherzigkeit. Darin einführen soll eine bekannte und (hoffentlich nicht schon zu) oft gehörte Parabel von Artur Schopenhauer:

„Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Wintertage recht nah zusammen, um sich durch die gegenseitige Wärme vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln, welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte,

wiederholte sich jenes zweite Übel, so dass sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten.

So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: keep your distance! - Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. Wer jedoch viel eigene, innere Wär-

me hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.“²

Wenn wir die Parabel, wie Schopenhauer selbst es tut, auf unsere menschlichen, ja darüber hinaus auch auf unsere christlichen Gemeinschaften übertragen (ein Bild, das sicher auch seine Grenzen hat), muss man zugeben: Manches ist da durchaus realistisch getroffen – und doch regt sich der Widerspruch der österlichen Lebenskultur.

Drei Motive der Parabel bilden Parallel- oder Gegenworte zu den eben erwähnten drei Ressourcen: Wärme, Entfernung und Stacheln. Durch das Verb „aushalten“ erhalten sie in der österlichen Sicht eine ganz andere Qualität.

Zum Ersten:

Wärme der Gastfreundschaft

Wer viel eigene innere Wärme hat, so Schopenhauer, der bleibt besser für sich, um nicht zu stören und nicht gestört zu werden. Was wäre das ein isoliertes und kaltes Miteinander – sicher kein Osterfeuer. Früher, als es noch tatsächliche Herdfeuer gab und die Gästetrakte der Ordenshäuser vielen Reisenden Obdach gaben, ermöglichte Wärme Gastfreundschaft. Heute ist das im übertragenen Sinn nicht anders. Das Kloster auf Zeit hat Zuspruch, die Obdachlosenstätten der Klöster gehören fest zur Sozialstruktur von Stadt und Land, in den Flüchtlingsinitiativen sind die Kirchen und Gemeinden involviert. Gleichzeitig erleben sich Christen und Ordenschristen nicht nur als Protagonisten des Feuers oder als Gastgeber. Sie stehen bisweilen am Rand des gesellschaftlichen Geschehens und sind darauf angewiesen, ein-

geladen zu werden. Zu Gast zu sein, abhängig zu sein von der Akzeptanz und Einladung anderer, ist eine ungewohnte und doch alte, ur-biblische Erfahrung. Man muss sich nur vor Augen führen: Gott war Gast auf Erden, Jesus war als Wandermissionar zu Gast bei vielen fremden und vertrauten Menschen. Dies ist ein Perspektivwechsel im christlichen Selbstverständnis und hebt eine neue und doch ursprüngliche Bedeutung der Mission hervor: Dahin zu gehen, wo der Glaube nicht ist.³ So kann die Kirche heute auch zu Gast sein, bei anderen Initiativen, an Schauplätzen und bei aktuellen Ereignissen, die sie rufen, einfach da und dabei zu sein. Gastfreundschaft im wechselseitigen Sinn ist etwas Wesentliches, das österliche Lebenskultur in der Zerstreuung ermöglicht.

Zum Zweiten:

Frage nach Distanz und Nähe

Menschliche Gemeinschaft kann nicht nur, wie es Schopenhauer unterstellt, vom Bedürfnis motiviert sein, der Leere und Monotonie zu entfliehen. Nähe ist schön. Nähe macht lebendig. Allerdings ist Nähe auch eine ambivalente Sache: Denn wenn mir etwas zu nahe geht, geh ich unter. Daher ist es gut, die Entfernung zu finden, in der wir es am besten miteinander aushalten. Aber Konfliktvermeidung ist nicht die Maxime. Zusammenleben in österlicher Gemeinschaft geht nicht ohne Reibung und Verluste. Um als Orden in die Gesellschaft hineinzuwirken, ist es erforderlich, nah dran zu sein an den Fragen und am Puls der Zeit. Es bedarf auch der Bereitschaft, sich Anfragen auszusetzen, den Stachel eines anderen abzubekommen und vielleicht auch einmal zu piksen.

Zum Dritten: Stacheln der Mitleidenschaft

Compassion, mit den Bedeutungsnuancen mit leiden und Leidenschaft, ist ein Wort, das J. B. Metz geprägt hat.⁴ Barmherzigkeit oder Mitleidenschaft ist eine österliche Lebensform, die Stacheln des Anderen auszuhalten, eine österliche Tugend. Sie sind ein Zeichen für das „Mehr“ an Liebe. „Im Unterschied zur Austausch- und Verteilungsgerechtigkeit und über sie hinaus meint Liebe die unbedingte Solidarität und Affirmation des Anderen“⁵, so Walter Kasper in seinem Buch über Barmherzigkeit. Die Affirmation des Anderen mit und trotz der Stacheln. Der Andere kann ein anderer Mensch sein, aber auch die andere Denkweise, das Fremde einer anderen oder der eigenen Kultur, oder das, was sich gegen den eigenen Selbsterhaltungstrieb richtet. Nicht der Ausgleich der Ansprüche, sondern die Zuwendung zu diesem Anderen und die Sorge um ihn werden (bei Kasper) zur Definition von Gerechtigkeit.

Die aktuelle gesellschaftliche Situation präsentiert uns unzählige Bilder von Zerstörung und menschlichem Leiden, das buchstäblich an unsere Grenzen drängt. Da ist es eine Herausforderung, darunter, darin, dabei zu bleiben. Wie gehe ich mit dem Eindruck des Leidens um? Das Leiden der anderen zu betrachten, so ein Buchtitel von Susan Sontag,⁶ ist irgendwann einfach zu viel. In einem Beitrag des „Heute Journals“⁷ berichtete ein junger mexikanischer Fotograf, dass er von den Drogenkartellen immer informiert wird, wenn es wieder Tote gibt, um Bilder zu machen. Das Leiden soll hier dokumentiert und angeschaut werden, aber nicht zur Abschreckung. Die

Menschen kommen und sehen und fotografieren, und leben weiter. Die Nachrichten gingen weiter mit dem Börsenbericht. Das Leiden anderer zu betrachten kann uns aufrütteln, aber auch abstumpfen lassen, kann uns für den Frieden eintreten lassen oder für Gewalt und Gegenwehr. Es bedarf der Entscheidung für eine Coping-Strategie der Barmherzigkeit.

Nicht umsonst ist die dritte Woche der ignatianischen Exerzitien die vielleicht

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

wichtigste und bestimmt härteste. Denn da heißt es aushalten, mitleiden. Und es kommt zur Konfrontation mit dem „Ich kann aber nicht“. Österlich an der Passio teilhaben bedeutet, auch immer wieder daran zu scheitern. Und da, in diesem Prozess der Reinigung, finden die aktive und passive Barmherzigkeit zusammen. Die Barmherzigkeit und Solidarität Gottes selbst zu erfahren, lässt an ihr teilhaben. Es reinigt und heilt, barmherzig angesehen zu werden, es reinigt und heilt aber auch, barmherzig zu sein. Vielleicht kennen Sie die Erfahrung plötzlich selbst weicher zu werden, wo sie jemanden oder etwas in Liebe annehmen.

Mitleidenschaft, Nähe und Gastfreundschaft. Diese drei Haltungen geben dem Leben Form. Viele Gründergestalten und viele anonyme Ordenschristen und Christen haben das vorgelebt.

Uns diese Form zu geben und sie zu gestalten liegt – zumindest zu einem

Teil – in unserer Macht. „Wir haben prinzipiell immer vier Möglichkeiten“, so Fritz Riemann in den Grundformen der Angst, „auf eine Lebenssituation zu antworten. Wir können uns erkennend von ihr distanzieren oder uns mit ihr liebend identifizieren, wir können sie wie ein Gesetz auf uns nehmen oder sie unseren Wünschen gemäß umzuwandeln versuchen.“⁸ Dies betrifft das innere Leben in den Gemeinschaften, aber auch, und das scheint mir sehr entscheidend, das Leben in der heutigen Gesellschaft in der Zerstreuung.

Mit einem Gebet möchte ich schließen: Selig, die Barmherzigen, die Nahen, die Wärme spenden, auch wo es unbequem wird. Sie sind lebendig. Sie schenken Leben. Sie haben ein nahbares Herz.

Neige Du Dich mir zu. Schenke mir Barmherzigkeit. Neige Du Dich mir zu und ich kann durchhalten, aushalten, weil jemand mich aushält. Neige Du Dich mir zu und etwas ändert sich an mir. Dann kann ich dranbleiben, weitergehen, weiter fühlen, weiter Nähe suchen.

Bleib bei uns, Herr. Bleib mir nah, wenn ich mich anderen aussetze. Nur so kann ich nahe bleiben, unter den Menschen bleiben, nahe bei Dir.

.....

- 1 Vgl. Höhn, Hans Joachim, Das Leben in Form bringen. Konturen einer neuen Tugendethik, Freiburg 2014.
- 2 Schopenhauer, Arthur, Sämtliche Werke (textkrit. bearb. und hrsg. von Wolfgang Frhr. von Löhneysen) Bd. 5: Parerga und Paralipomena : Kleine philosophische Schriften, Teil 2, Kap. 31: Gleichnisse, Parabeln und Fabeln, § 396, Stuttgart 1965, 765.
- 3 Vgl. Bauer, Christian, Lerne am Herd die Würde des Gastes. Für den missionarischen Ortswechsel einer ‚Geh-hin-Kirche‘, in: *Diakonia* 41 (2010) 351-358.
- 4 Metz, Johann Baptist, *Memoria passionis*. Ein provozierendes Gedächtnis in pluraler Gesellschaft, Freiburg 2006, 166-178.
- 5 Kasper, Walter, *Barmherzigkeit*. Grundbegriff des Evangeliums – Schlüssel christlichen Lebens, Freiburg 2012, 38.
- 6 Vgl. Sontag, Susan, *Das Leiden anderer betrachten*, München 2003.
- 7 Vgl. *Drogenkrieg in Acapulco*, Heute Journal vom 18.2.2016, in: http://www.verpasst.de/sendung/305239/Zdf_Heute_Journal.html (15.3.2016).
- 8 Riemann, Fritz, *Grundformen der Angst*. Eine tiefenpsychologische Studie, München 36. Auflage 2002, 202.

... Dokumentation

Apostolische Konstitution von Papst Franziskus

Vultum Dei Quaerere

Über das kontemplative Leben in Frauenorden *

1. Die Suche nach dem Angesicht Gottes durchzieht die Geschichte der Menschheit, die von jeher zu einem Dialog der Liebe mit ihrem Schöpfer berufen ist.¹ Der Mensch besitzt nämlich eine religiöse Dimension, die nicht unterdrückt werden kann und die sein Herz auf die Suche nach dem Absoluten, auf Gott hin ausrichtet: Er spürt – wenn auch nicht immer bewusst – dessen Notwendigkeit. Diese Suche verbindet alle Menschen guten Willens. Auch viele, die sich als nicht gläubig erklären, gestehen diese tiefe Sehnsucht des Herzens ein; sie lebt als treibendes Element in jedem Menschen, der nach Glück und Fülle verlangt und dessen leidenschaftlicher Hunger nach Freude unersättlich ist.

Der heilige Augustinus hat das in seinen *Bekenntnissen* wirkungsvoll ausgedrückt: „Du hast uns auf dich hingeschaffen, und ruhelos ist unser Herz, bis es ruht dir“.² Diese Ruhelosigkeit des Herzens entspringt der tiefen Ahnung, dass Gott es ist, der die Initiative ergreift: Er sucht den Menschen und zieht ihn geheimnisvoll an sich.

Die Dynamik der Suche bestätigt, dass niemand sich selbst genug ist. Sie treibt uns im Licht des Glaubens zum Auf-

bruch aus dem eigenen, auf uns selbst konzentrierten Ich, um angezogen vom heiligen Angesicht Gottes und zugleich vom „heiligen Boden des anderen“³ eine immer tiefere Erfahrung von Gemeinschaft zu machen.

Diese Pilgerschaft auf der Suche nach dem wahren Gott gehört kraft der Taufe in besonderer Weise zu jedem Christen und jeder gottgeweihten Person. Durch das Wirken des Heiligen Geistes wird sie dann zur *sequela pressius Christi* – zu einem Weg der schrittweisen Gleichgestaltung mit Christus. Dieser Weg findet einen besonders eindringlichen Ausdruck in der Ordensweihe und ganz speziell im monastischen Leben, das von Anfang an als eine besondere Weise der Umsetzung der Taufe angesehen wurde.

2. Die gottgeweihten Personen folgen aufgrund ihrer Weihe „dem Herrn auf besondere Art, auf prophetische Weise“.⁴ Sie sind berufen, die Zeichen der Gegenwart Gottes im täglichen Leben zu erkennen und weisen auf die Fragen einzugehen, vor die Gott und die Menschheit uns stellen. Die große Herausforderung für jeden Gottgeweihten und jede Gottgeweihte besteht in der Fähigkeit, „Gott weiterhin mit den Augen des



Glaubens in einer Welt, die seine Gegenwart ignoriert“,⁵ zu suchen, dem Menschen von heute das Leben Jesu in Keuschheit, Armut und Gehorsam als ein glaubhaftes und vertrauenswürdiges Zeichen neu vor Augen zu führen und auf diese Weise eine „lebendige ‚Exegete‘ des Wortes Gottes“⁶ zu werden.

Seit der Entstehung des Lebens besonderer Weihe in der Kirche haben von Gott berufene und in ihn verliebte Männer und Frauen ihr Leben völlig darauf ausgerichtet, sein Angesicht zu suchen, und danach verlangt, Gott im Herzen der Welt zu finden und zu betrachten. Die Gegenwart von Gemeinschaften, die wie Städte auf den Berg und Lichter auf den Leuchter gestellt sind (Vgl. *Mt* 5,14-15), versinnbildlicht bei aller Einfachheit ihres Lebens sichtbar das Ziel, dem die ganze Gemeinschaft der Kirche zustrebt, die „auf den Straßen der Zeit vorwärtsgeht, den Blick fest auf die künftige Erneuerung von allem in Christus gerichtet“.⁷ Auf diese Weise kündigt sie die himmlische Herrlichkeit an.⁸

3. Für alle gottgeweihten Personen haben die Worte Petri: „Herr, es ist gut, dass wir hier sind“ (*Mt* 17,4) einen besonderen Klang. Die Kontemplativen aber, die in tiefer Verbundenheit mit allen anderen Berufungen des christlichen Lebens „Strahlen des einen Lichtes Christi [sind], das auf dem Antlitz der Kirche widerscheint“,⁹ verbringen „aufgrund ihres besonderen Charismas viel Zeit in ihrem Tageslauf damit [...], die Mutter Gottes nachzuahmen, die über die Worte ihres Sohnes und alles, was mit ihm geschah, beständig nachdachte (Vgl. *Lk* 2,19.51), sowie Maria von Bethanien, die sich dem Herrn zu Füßen setzte und seinen Worten zuhörte (Vgl.

Lk 10,39)“.¹⁰ Ihr Leben, das „mit Christus in Gott verborgen“ (Vgl. *Kol* 3,3) ist, wird so ein Bild der bedingungslosen Liebe des Herrn, des ersten Kontemplativen. Sie haben Christus so zur Mitte ihres ganzen Lebens gemacht, dass sie mit dem Apostel sagen können: „Für mich ist Christus das Leben“ (*Phil* 1,21). Auf diese Weise bringen sie den allumfassenden Charakter zum Ausdruck, der die tiefe Dynamik der Berufung zum kontemplativen Leben ausmacht.¹¹

Als Männer und Frauen, die in der menschlichen Geschichte leben und vom Glanz Christi, des „Schönsten von allen Menschen“ (Vgl. *Ps* 45,3) angezogen werden, haben die Kontemplativen ihren Platz mitten in der Kirche und in der Welt.¹² In der nie endenden Suche nach Gott finden sie das hauptsächliche Zeichen und Kriterium der Echtheit ihres geweihten Lebens. Der heilige Benedikt, der Vater des westlichen Mönchtums, unterstreicht, dass der Mönch einer ist, der sein Leben lang Gott sucht. Und er verlangt, dass beim Anwärter auf das monastische Leben geprüft wird, „*si revera Deum quaerit*“, ob er wirklich Gott sucht.¹³

Im Laufe der Jahrhunderte bis in unsere Tage hinein haben im Besonderen unzählige gottgeweihte Frauen „ihr ganzes Leben und ihre Tätigkeit an der Kontemplation Gottes“ orientiert.¹⁴ Damit waren und sind sie sowohl Zeichen und Prophetie der Kirche, die zugleich Jungfrau, Braut und Mutter ist, als auch ein lebendiges Zeichen und Zeugnis, das an die Treue erinnert, mit der Gott durch die Ereignisse der Geschichte hindurch fortwährend sein Volk unterstützt.

4. Das monastische Leben, ein Element der Einheit mit den anderen christlichen

Konfessionen,¹⁵ gestaltet sich in einem eigenen Stil, der Prophetie und Zeichen ist und der „alle Glieder der Kirche wirksam zur eifrigen Erfüllung der Pflichten ihrer christlichen Berufung hinziehen kann und soll“.¹⁶ Die Gemeinschaften von Betern und besonders die Kontemplativen, die „in der Form der Trennung von der Welt inniger mit Christus, dem Herzen der Welt, vereint sind“,¹⁷ stellen nicht eine vollkommene Verwirklichung des Evangeliums vor Augen. Da sie die Anforderungen der Taufe erfüllen, dienen sie vielmehr der ganzen Kirche als ein Beispiel, das alle zur Unterscheidung aufruft: als ein Zeichen, das einen Weg weist, auf eine Suche hindeutet und so das ganze Volk Gottes an den ersten und letzten Sinn dessen erinnert, was es lebt.¹⁸

Würdigung, Lob und Dank für das geweihte Leben und das kontemplative monastische Leben

5. Von den ersten Jahrhunderten an hat die Kirche Männern und Frauen eine große Wertschätzung und Liebe gezeigt, die in Verfügbarkeit gegenüber dem Ruf des Vaters und dem Antrieb des Heiligen Geistes die Wahl getroffen haben, Christus „ausdrücklicher“¹⁹ nachzufolgen, um sich ihm mit ungeteiltem Herzen zu widmen (Vgl. *1 Kor 7,34*). Bewegt von der bedingungslosen Liebe zu Christus und zur Menschheit, vor allem zu den Armen und Leidenden, sind sie berufen, in den verschiedenen Formen – als gottgeweihte Jungfrauen, Witwen, Einsiedler, Mönche bzw. Nonnen und Ordensleute – das irdische Leben Jesu nachzubilden: keusch, arm und gehorsam.²⁰

Das kontemplative monastische Leben, das großenteils weibliche Züge trägt, hat sich in der Stille des Klosters verwurzelt und kostbare Früchte der Gnade und der Barmherzigkeit hervorgebracht. Das kontemplative Leben in Frauenorden ist in der Kirche und für die Kirche stets die betende Mitte gewesen, ein Hort der Unentgeltlichkeit und reicher apostolischer Fruchtbarkeit, und es war ein sichtbares Zeugnis geheimnisvoller und mannigfaltiger Heiligkeit.²¹

Die ursprüngliche individuelle Erfahrung der Jungfrauen, die sich Christus geweiht hatten, war als spontane Frucht aus der inneren Notwendigkeit hervorgegangen, auf die Liebe des Bräutigams Christus mit Liebe zu antworten. Von da aus kam es bald zu einem definitiven Status und zu einem von der Kirche anerkannten Orden, der begann, das öffentliche Versprechen der Jungfräulichkeit anzunehmen. Im Laufe der Jahrhunderte schlossen sich die meisten der gottgeweihten Jungfrauen zusammen und schufen Formen klösterlichen Lebens, um die sich die Kirche fürsorglich kümmerte und sie mit einer geeigneten Disziplin schützte. Auf ihrer Grundlage wurde die Klausur vorgesehen; sie soll den Geist und die rein kontemplative Zielsetzung dieser Klöster hüten. Mit der Zeit bildeten sich also durch das Zusammenspiel des Geistes, der im Herzen der Gläubigen wirkt und immer neue Formen der Nachfolge erweckt, und der mütterlichen und fürsorglichen Pflege der Kirche Formen eines kontemplativen Lebens und des gänzlich auf das kontemplative Leben ausgerichteten Lebens heraus,²² wie wir sie heute kennen. Während im Westen der kontemplative Geist in einer Vielfalt von Charismen seinen Ausdruck fand,

hat er im Osten eine große Einheit bewahrt.²³ Immer und in jedem Fall hat er Zeugnis gegeben von dem Reichtum und der Schönheit eines ganz und gar Gott gewidmeten Lebens.

Im Laufe der Jahrhunderte hat die Erfahrung dieser Schwestern, die auf den Herrn als die erste und einzige Liebe (Vgl. *Hos* 2,21-25) ausgerichtet war, eine Fülle an Früchten der Heiligkeit und der Mission hervorgebracht. Wieviel apostolische Wirkkraft wird von den Klöstern ausgestrahlt durch das Gebet und das Opfer! Wieviel Freude und Prophetie ruft das Schweigen der Klöster der Welt zu!

Für die Früchte an Heiligkeit und Gnade, die der Herr von jeher durch das Klosterleben der Frauen hervorgerufen hat, lassen wir zum „höchsten, allmächtigen und guten Herrn“ unseren Dankeshymnus aufsteigen: „*Laudato si*“.²⁴

6. Liebe kontemplative Schwestern, was würde ohne euch aus der Kirche und aus all denen, die in den Randgebieten der Menschheit leben und an den Vorposten der Evangelisierung arbeiten? Die Kirche weiß euer Leben der Ganzhingabe sehr zu schätzen. Die Kirche verlässt sich auf euer Gebet und auf euer Opfer, um den Menschen unserer Zeit die frohe Botschaft des Evangeliums zu bringen. Die Kirche braucht euch!

Es ist nicht leicht möglich, dass diese Welt – zumindest jener große Teil von ihr, der der Logik der Macht, der Wirtschaft und des Konsums folgt – eure besondere Berufung und eure verborgene Mission versteht, und doch hat sie sie unsäglich nötig. Wie der Matrose auf hoher See den Leuchtturm braucht, der ihm die Route zeigt, um zum Hafen zu gelangen, so braucht die Welt euch. Seid

Leuchtfeuer – für die Nahen und vor allem für die Fernen! Seid Fackeln, die den Weg der Menschen in der dunklen Nacht der Zeit begleiten! Seid Wächterinnen am Morgen (Vgl. *Jes* 21,11-12), die den Aufgang der Sonne (Vgl. *Lk* 1,78) ankündigen! Weist uns mit eurem verklärten Leben und mit einfachen, im Schweigen meditierten Worten auf den hin, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist (Vgl. *Joh* 14,6), den einzigen Herrn, der unserem Dasein Erfüllung verleiht und uns Leben in Fülle schenkt (Vgl. *Joh* 10,10)! Ruft uns zu wie einst Andreas dem Simon: „Wir haben den Herrn gefunden!“ (Vgl. *Joh* 1,40); verkündet wie Maria von Magdala am Morgen der Auferstehung: „Ich habe den Herrn gesehen!“ (*Joh* 20,18). Erhaltet die Prophetie eures Lebens der Selbsthingabe lebendig! Fürchtet euch nicht, die Freude an einem Leben nach dem Evangelium eurem Charisma entsprechend auszuleben!

Begleitung und Leitung durch die Kirche

7. Das Lehramt der Konzile und der Päpste hat immer ein besonderes Interesse gegenüber allen Formen geweihten Lebens zum Ausdruck gebracht durch die Veröffentlichung wichtiger Erklärungen. Unter ihnen verdienen die großen Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils besondere Aufmerksamkeit: die dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* und das Dekret über die Erneuerung des Ordenslebens *Perfectae caritatis*.

Ersteres stellt das geweihte Leben in den Rahmen der Ekklesiologie des Volkes Gottes, zu dem es im Vollsinn gehört wegen der allgemeinen Berufung zur

Heiligkeit und wegen seiner Wurzeln in der Taufweihe.²⁵ Das zweite verlangt von den gottgeweihten Personen eine Erneuerung, die den veränderten Bedingungen der Zeiten angepasst ist, und stellt die dafür unverzichtbaren Kriterien auf: Treue zu Christus, zum Evangelium, zum eigenen Charisma, zur Kirche und zum Menschen von heute.²⁶

Nicht zu vergessen ist das Nachsynodale Apostolische Schreiben *Vita consecrata* meines Vorgängers, des heiligen Johannes Paul II. Dieses Dokument, das den Reichtum der Bischofssynode über das geweihte Leben aufnimmt, enthält Elemente, die immer noch sehr wertvoll sind, um die Erneuerung des Ordenslebens fortzuführen und sein klares Zeugnis für das Evangelium in unserer Zeit zu stärken (Vgl. vor allem die Nummern 59 und 68).

Als Beweis für die ständige und klärende Begleitung, die eurem kontemplativen Leben zuteil wurde, sollen auch die folgenden Dokumente nicht unerwähnt bleiben:

- Die von der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens (KIGLGAL) herausgegebenen Richtlinien *Potissimum Institutioni* vom 2. Februar 1990 mit weiten Teilen, die gänzlich eurer spezifisch kontemplativen Form des geweihten Lebens gewidmet sind (Kap. IV, 78-85).

- Das interdikasterielle Dokument *Sviluppi* vom 6. Januar 1992; es beschäftigt sich mit dem Problem des Mangels an Berufungen zum geweihten Leben allgemein und - in geringerem Maße - zu dem euren (Nr. 81).

- Der *Katechismus der Katholischen Kirche*, der mit der Apostolischen Konstitution *Fidei depositum* am 11. Okto-

ber 1992 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Er ist sehr wichtig, um allen Gläubigen eure Lebensform bekannt und verständlich zu machen; das trifft besonders auf die Nrn. 915-933 zu, in denen alle Formen gottgeweihten Lebens vorgestellt werden. Nr. 1672 behandelt eure nicht sakramentale Weihe und die Segnung der Äbte und der Äbtissinnen. Nr. 1974 zeigt zusammen mit Nr. 2102 den Zusammenhang zwischen den zehn Geboten und dem Versprechen der evangelischen Räte auf, während Nr. 2518 die enge Bindung darlegt, die zwischen der von der sechsten Seligpreisung verkündeten Reinheit des Herzens als Garant der Schau Gottes einerseits und der Liebe zu den Glaubenswahrheiten andererseits besteht. Die Nrn. 1691 und 2687 preisen die beharrliche Fürbitte, die in den kontemplativen Klöstern zu Gott erhoben wird - an diesen Orten, die unersetzlich sind, um das persönliche Gebet mit dem gemeinschaftlichen in Einklang zu bringen -, während Nr. 2715 darauf hinweist, dass die Besonderheit der Kontemplativen darin besteht, ihren Blick stets fest auf Jesus und auf die Geheimnisse seines Lebens und seines Dienstes zu heften.

- Die Instruktion der KIGLGAL *Congregavit nos* vom 2. Februar 1994 verbindet in den Nrn. 10 und 34 das Schweigen und die Einsamkeit mit den tiefen Erfordernissen der Gemeinschaft brüderlichen bzw. schwesterlichen Lebens und unterstreicht die Übereinstimmung zwischen Trennung von der Welt und täglicher Atmosphäre der Sammlung.

- Die Instruktion der KIGLGAL *Verbi Sponsa, Ecclesia* vom 13. Mai 1999 bietet in den Artikeln 1-8 eine wunderbare historisch-systematische Synthese des

gesamten vorangegangenen höchsten Lehramtes über den eschatologischen wie missionarischen Sinn des Klausurlebens der kontemplativen Nonnen.

– Und schließlich die Instruktion der KIGLGAL *Neubeginn in Christus* vom 19. Mai 2002, die mit großem Nachdruck zur beständigen Betrachtung des Antlitzes Christi auffordert. Sie stellt die Nonnen und die Mönche als den Gipfel des chorischen Lobpreises und des schweigenden Betens der Kirche dar (Nr. 25) und lobt sie zugleich dafür, dass sie dem Stundengebet und der Eucharistiefeier immer einen bevorzugten und zentralen Platz reserviert haben (*ebd.*).

8. Fünfzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil habe ich es nach gebührenden Beratungen und aufmerksamer Klärung für notwendig gehalten, der Kirche – mit besonderem Bezug auf die Klöster des lateinischen Ritus – die vorliegende Apostolische Konstitution zu geben. Sie berücksichtigt sowohl den intensiven und fruchtbaren Weg, den die Kirche selbst in den letzten Jahrzehnten im Licht der Lehren des Zweiten Vatikanischen Konzils zurückgelegt hat, als auch die veränderten soziokulturellen Bedingungen. In diesen letzten Jahrzehnten haben wir rasche geschichtliche Veränderungen erlebt, die einen Dialog erforderlich machen. Durch diese Werte – das Schweigen, das Hinhören, den Verweis auf die Innerlichkeit und die Stabilität – kann und muss das kontemplative Leben eine Herausforderung für die heutige Mentalität sein.

Mit diesem Dokument möchte ich – gemeinsam mit der dankbaren Anerkennung der ganzen Kirche – meine persönliche Wertschätzung bekräftigen für

die besondere Form der *sequela Christi*, der Nachfolge Christi, die die Nonnen des kontemplativen Lebens praktizieren. Für nicht wenige handelt es sich dabei um ein gänzlich kontemplatives Leben – ein unschätzbares und unersetzliches Geschenk, das der Heilige Geist weiterhin in der Kirche hervorbringt.

In den Fällen, in denen es sich als notwendig oder immerhin als angebracht erweisen sollte, wird die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens die Fragen prüfen und Vereinbarungen mit der Kongregation für die Evangelisierung der Völker und der Kongregation für die Orientalischen Kirchen treffen.

Wesentliche Elemente des kontemplativen Lebens

9. Von den ersten Jahrhunderten an bis in unsere Tage hat das kontemplative Leben in der Kirche in einem Wechsel von Zeiten großer Kraft und anderen des Niedergangs stets fortbestanden. Das ist der ständigen Gegenwart des Herrn zu verdanken sowie der besonderen Fähigkeit der Kirche, sich zu erneuern und sich den Veränderungen der Gesellschaft anzupassen: Immer hat das kontemplative Leben die Suche nach dem Angesicht Gottes und die bedingungslose Liebe zu Christus als sein spezifisches und charakteristisches Element lebendig erhalten.

Das geweihte Leben ist eine Geschichte leidenschaftlicher Liebe zum Herrn und zur Menschheit. Im kontemplativen Leben entfaltet sich diese Geschichte Tag für Tag durch die leidenschaftliche Suche nach dem Angesicht Gottes, in inniger Beziehung zu ihm. Christus, dem Herrn, der „uns zuerst geliebt“ (*1 Joh*

4,19) und „sich für uns hingegen hat“ (Eph 5,2), antwortet ihr kontemplativen Frauen mit der Hingabe eures ganzen Lebens, indem ihr in ihm und für ihn lebt „zum Lob seiner Herrlichkeit“ (Eph 1,12). In dieser Dynamik der Kontemplation seid ihr die Stimme der Kirche, die unermüdlich Lob und Dank wie auch flehentliche Fürbitte für die gesamte Menschheit zu Gott erhebt. Mit eurem Gebet seid ihr Mitarbeiterinnen Gottes selbst und hebt die fallenden Glieder seines erhabenen Leibes wieder auf.²⁷

In eurem persönlichen und gemeinschaftlichen Gebet entdeckt ihr den Herrn als den Schatz eures Lebens (Vgl. Lk 12,34), als euer Gut, als „jegliches Gut, das höchste Gut“, als euren „Reichtum zur Genüge“,²⁸ und in der Glaubensgewissheit, dass „nur Gott genügt“,²⁹ habt ihr das Bessere erwählt (Vgl. Lk 10,42). Ihr habt euer Leben übergeben, den Blick fest auf den Herrn gerichtet und euch in die Zelle eures Herzens (Vgl. Mt 6,5-6), in die bewohnte Einsamkeit des Klosters und in das schwesterliche Leben in der Gemeinschaft zurückgezogen. Auf diese Weise seid ihr ein Bild Christi, der die Begegnung mit dem Vater auf dem Berg sucht (Vgl. Mt 14,23).

10. Über die Jahrhunderte hin hat uns die Kirche immer auf Maria als die *summa contemplatrix*³⁰ hingewiesen. Von der Verkündigung bis zur Auferstehung verharrt Maria durch die Pilgerreise des Glaubens, die zu Füßen des Kreuzes ihren Höhepunkt findet, in der Betrachtung des Mysteriums, das in ihr wohnt. In Maria erahnen wir den mystischen Weg der gottgeweihten Person, die in der demütigen Weisheit verankert ist, die das Geheimnis der letzten Vollendung verkostet.

Nach dem Beispiel der Jungfrau und Mutter Maria ist der bzw. die Kontemplative die Person, die in Gott ihre Mitte hat und für die Gott das *unum necessarium* (Vgl. Lk 10,42) ist, gegenüber dem alles auf das rechte Maß zurückgeführt wird, weil es mit neuen Augen betrachtet wird. Der kontemplative Mensch versteht die Bedeutung der Dinge, doch diese nehmen nicht sein Herz in Beschlag und blockieren nicht seinen Verstand; sie sind im Gegenteil eine Leiter, um zu Gott zu gelangen: Alles ist für ihn „Sinnbild“³¹ des Höchsten! Wer sich in das Geheimnis der Kontemplation vertieft, sieht mit geistlichen Augen. Das ermöglicht ihm, die Welt und die Menschen mit dem Blick Gottes zu betrachten – dort wo dagegen die anderen „Augen haben und nicht sehen“ (Vgl. Ps 115,5; 135,16; Vgl. Jer 5,21), weil sie mit den Augen des Fleisches schauen.

11. Betrachten bedeutet also, in Christus, dessen Angesicht stets dem Vater zugewandt ist (Vgl. Joh 1,18), einen durch das Handeln des Heiligen Geistes verwandelten Blick zu haben, in dem das Staunen über Gott und seine Wunder lebt. Es bedeutet, einen klaren Verstand zu haben, in dem die Resonanz des Wortes und die Stimme des Heiligen Geistes wie ein sanftes, leises Säuseln (Vgl. 1 Kön 19,12) wahrgenommen werden. Nicht zufällig geht die Kontemplation aus dem Glauben hervor, der ihre Tür und ihre Frucht ist: Nur über das glaubende „*ὁ δὲ ὁὐ – siehe, da bin ich*“ (Vgl. Lk 1,38) kann man in das Mysterium eindringen.

In diese stille und versunkene Ruhe des Geistes und des Herzens können sich verschiedene Versuchungen einschleichen. Dadurch kann eure Kontemplati-

on zu einem Terrain geistlichen Kampfes werden, den ihr mutig im Namen und zum Wohl der ganzen Kirche durchsteht. Diese weiß, dass ihr treue Wächterinnen seid, die stark und zäh sind im Kampf. Unter den heimtückischsten Versuchungen für eine Kontemplative erwähnen wir die, welche von den Wüstenvätern als „Mittagsdämon“ bezeichnet wurde; es ist die Versuchung, die in die Apathie führt, in die Routine, in die Lustlosigkeit und die lähmende Trägheit. Wie ich in dem Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* sagte, führt das nach und nach zur „Grabespsychologie, die die Christen allmählich in Mumien für das Museum verwandelt. Enttäuscht von der Wirklichkeit, von der Kirche oder von sich selbst, leben sie in der ständigen Versuchung, sich an eine hoffnungslose, süßliche, Traurigkeit zu klammern, die sich des Herzens bemächtigt wie ‚das kostbarste der Elixiere des Dämons‘.“³²

Themen, die der Unterscheidung und einer Überarbeitung der Normen bedürfen

12. Um den kontemplativen Frauen zu helfen, das Ziel ihrer oben beschriebenen spezifischen Berufung zu erreichen, lade ich zu einer Erwägung und Klärung der folgenden zwölf Themen des geweihten Lebens im Allgemeinen und – im Besonderen – der monastischen Tradition ein: Ausbildung, Gebet, Wort Gottes, Eucharistie und Versöhnung, schwesterliches Leben in Gemeinschaft, Selbständigkeit, Föderationen, Klausur, Arbeit, Schweigen, Kommunikationsmittel und Askese.

Diese Elemente sind später in geeigneter Weise umzusetzen, entsprechend den spezifischen charismatischen Traditionen der verschiedenen monastischen Familien. Zugleich müssen sie die Verfügungen im letzten Teil der vorliegenden Konstitution und die besonderen praktischen Richtlinien berücksichtigen, die baldmöglichst von der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens erlassen werden sollen.

Die Ausbildung

13. Die Ausbildung der gottgeweihten Person ist ein Weg, der zur Gleichgestaltung mit Jesus, dem Herrn, und zur Aneignung seiner Gesinnung in der völligen Hingabe an den Vater führen muss. Es handelt sich um einen Prozess, der nie endet und dazu bestimmt ist, den ganzen Menschen zutiefst zu erfassen, damit all sein Verhalten und jede Tat seine vollkommene und frohe Zugehörigkeit zu Christus offenbart. Darum verlangt dieser Prozess die fortwährende Umkehr zu Gott. Er zielt darauf ab, das Herz, den Geist und das Leben zu prägen und die Integration der menschlichen, kulturellen, geistlichen und pastoralen Dimension zu erleichtern.³³

Besonders die Ausbildung der kontemplativen gottgeweihten Person ist auf eine harmonische Gemeinschaft mit Gott und den Mitschwestern in einer Atmosphäre des Schweigens ausgerichtet, unter dem Schutz des täglichen Klausurlebens.

14. Gottvater ist der Ausbilder schlechthin, aber in dieser „handwerklichen“ Tätigkeit bedient er sich der menschlichen Vermittlung: der Ausbilder und Ausbilderinnen, der älteren Brüder und

Schwestern. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, „die Schönheit der Nachfolge des Herrn und den Wert des Charismas aufzeigen, in dem diese sich erfüllt“.³⁴

Die Ausbildung und speziell die ständige Weiterbildung, „eine für die Weihe an Gott wesentliche Forderung“,³⁵ findet ihren „Nährboden“ in der Gemeinschaft und im Alltagsleben. Darum sollten die Schwestern sich daran erinnern, dass der gewöhnliche Ort, an dem der Ausbildungsgang sich vollzieht, das Kloster ist und dass das schwesterliche Leben in Gemeinschaft in allen seinen Ausdrucksformen diesen Weg begünstigen muss.

15. Angesichts des heutigen soziokulturellen und religiösen Kontextes sollten die Klöster der Klärung von Berufung und geistlicher Situation [der Bewerber] große Aufmerksamkeit widmen, ohne der Versuchung zu erliegen, dabei an Zahlen und Effizienz zu denken.³⁶

Sie sollen sicherstellen, dass die Kandidatinnen individuell begleitet und durch geeignete Ausbildungsprogramme gefördert werden. Nach wie vor muss für die Anfangsausbildung und die Ausbildung nach der ersten Profess „ein ausreichender Zeitraum vorgesehen werden“,³⁷ möglichst nicht weniger als neun und nicht länger als zwölf Jahre.³⁸

Das Gebet

16. Das liturgische und das persönliche Gebet sind eine grundlegende und unverzichtbare Nahrung für eure Betrachtung. Wenn „das Gebet das ‚Mark‘ des geweihten Lebens“³⁹ ist, dann ist es das erst recht für das kontemplative Leben. Heute verstehen viele Menschen nicht zu beten. Viele empfinden einfach nicht das Bedürfnis zu beten oder sie reduzie-

ren ihre Beziehung zu Gott auf eine inständige Bitte in Momenten der Prüfung, wenn sie nicht wissen, an wen sie sich wenden sollen. Andere beschränken ihr Gebet lediglich auf ein Lob in Momenten des Glücks. Indem ihr den Lobpreis des Herrn mit dem Stundengebet in Wort und Gesang zum Ausdruck bringt, tut ihr es stellvertretend auch für diese Menschen und tretet – wie einst die Propheten – fürbittend für das Heil aller ein.⁴⁰ Das persönliche Gebet soll euch helfen, mit dem Herrn verbunden zu bleiben wie die Reben mit dem Weinstock, und so wird euer Leben reiche Frucht bringen (Vgl. *Joh* 15,1-15). Erinnert euch aber daran, dass das Leben in Gebet und Kontemplation nicht gelebt werden darf wie ein Rückzug in euch selbst: es muss das Herz weiten, damit es die ganze Menschheit umfasst, besonders die Leidenden.

Durch das Fürbittgebet habt ihr eine grundlegende Rolle im Leben der Kirche. Ihr betet und tretet ein für unsere vielen Brüder und Schwestern, die Gefangene, Migranten, Flüchtlinge und Verfolgte sind, für so viele verwundete Familien, für die Arbeitslosen, für die Armen, für die Kranken, für die Suchtopfer – um nur einige Situationen zu nennen, die jeden Tag dringender werden. Ihr seid wie jene, die einen Gelähmten vor den Herrn trugen, damit er ihn heilte (Vgl. *Mk* 2,1-12). Durch euer Gebet tragt ihr Tag und Nacht das Leben vieler Brüder und Schwestern vor den Herrn, die aus verschiedenen Gründen nicht zu ihm gelangen und die Erfahrung seiner heilenden Barmherzigkeit machen können, während er sie erwartet, um ihnen Gnade zu erweisen. Mit eurem Gebet könnt ihr die Wunden vieler Mitmenschen heilen.

Die Jungfrau Maria ist für die Betrachtung Christi ein unübertreffliches Vorbild. Das Antlitz ihres Sohnes gehört in einzigartiger Weise zu ihr. Sie ist die Mutter und die Lehrmeisterin der vollkommenen Gleichgestaltung mit ihrem Sohn. Mit ihrer beispielhaften und mütterlichen Gegenwart ist sie euch, die ihr in besonderer Weise ihre Kinder seid, eine große Unterstützung in der täglichen Treue zum Gebet (Vgl. *Apg* 1,14).⁴¹

17. Im Buch Exodus wird uns erzählt, dass Mose mit seinem Gebet das Geschick seines Volkes entscheidet und ihm den Sieg über den Feind garantiert, solange es ihm gelingt, die Arme erhoben zu halten, um die Hilfe des Herrn zu erflehen (Vgl. 17,11). Dieser Text scheint mir ein sehr ausdrucksvolles Bild der Kraft und der Wirksamkeit eures Gebetes für die ganze Menschheit und für die Kirche, besonders für ihre schwächsten und bedürftigsten Glieder, zu sein. Heute wie damals können wir zu dem Schluss kommen, dass die Geschehnisse der Menschheit sich im betenden Herzen und in den erhobenen Armen der Kontemplativen entscheiden. Das ist der Grund, warum ich euch auffordere, entsprechend euren Konstitutionen dem liturgischen wie dem persönlichen Gebet treu zu sein; letzteres ist ja die Vorbereitung und die Verlängerung des ersteren. Ich ermahne euch: „Dem *opus Dei* soll nichts vorgezogen werden“,⁴² damit euch nichts an eurem Gebetsdienst hindert, nichts euch von ihm trennt und euch nichts dazwischenkommt.⁴³ Auf diese Weise werdet ihr euch durch die Kontemplation in das Bild Christi verwandeln⁴⁴ und eure Gemeinschaften werden wahre Schulen des Gebetes werden.

18. All das verlangt eine Spiritualität, die sich auf das Wort Gottes, die Kraft

des sakramentalen Lebens, die Unterweisung des kirchlichen Lehramtes und die Schriften eurer Gründer und Gründerinnen stützt; eine Spiritualität, die euch zu Töchtern des Himmels und Töchtern der Erde, zu Jüngerinnen und zu Missionarinnen macht, entsprechend eurem Lebensstil. Es verlangt außerdem eine fortschreitende Schulung im persönlichen und liturgischen Beten und in der Kontemplation selbst, ohne zu vergessen, dass diese hauptsächlich von der „Ärgernis erregenden Schönheit“ des Kreuzes gespeist wird.

Das Wort Gottes als Mitte

19. Eines der bedeutendsten Elemente des monastischen Lebens im Allgemeinen ist das Wort Gottes als Mitte des persönlichen und des gemeinschaftlichen Lebens. Dies unterstreicht der heilige Benedikt, wenn er seine Mönche dazu auffordert, heilige Lesungen gerne zu hören: „*Lectioes sanctas libenter audire*“.⁴⁵ Jahrhunderte hindurch war das Mönchtum der Hüter der *lectio divina*. Heute wird diese dem ganzen Volk Gottes ans Herz gelegt und von allen Ordensleuten verlangt.⁴⁶ Daher seid ihr gerufen, sie zur Nahrung eurer Betrachtung und eures täglichen Lebens zu machen, so dass ihr diese verwandelnde Erfahrung des Wortes Gottes mit den Priestern, den Diakonen, den anderen Gottgeweihten und den Laien austauschen könnt. Seht diesen Austausch als eine echte kirchliche Sendung an.

Das Gebet und die Betrachtung sind zweifellos die geeignetsten Orte, um das Wort Gottes aufzunehmen, doch zugleich entspringen sowohl das Gebet als auch die Betrachtung dem Hören dieses Wortes. Die gesamte Kirche und besonders die Gemeinschaften, die ganz auf

die Kontemplation ausgerichtet sind, müssen das Wort Gottes als Mitte neu entdecken. Denn es ist, wie mein Vorgänger der heilige Johannes Paul II. festgestellt hat, „die erste Quelle jeder christlichen Spiritualität“.⁴⁷ Das Wort Gottes muss das Leben, das Gebet, die Betrachtung, den täglichen Weg nähren und zum Fundament des Miteinanders für eure Gemeinschaften und Schwesternschaften werden. Sie sind nämlich gerufen, es aufzunehmen, zu meditieren, zu betrachten, gemeinsam zu leben und dabei die Früchte aus dieser Erfahrung weiterzugeben und zu teilen. Auf diese Weise werdet ihr zu einer echten Spiritualität der Gemeinschaft⁴⁸ wachsen. Ich fordere euch daher auf, „die Gefahr eines individualistischen Ansatzes [zu vermeiden], indem man sich vor Augen hält, dass das Wort Gottes uns gegeben wurde, um Gemeinschaft aufzubauen, um uns in der Wahrheit zu vereinen auf unserem Weg zu Gott. [...] Deshalb muss der heilige Text immer innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft angegangen werden.“⁴⁹

20. Die *lectio divina* – das *betende Lesen des Wortes* – ist die Kunst, die uns hilft, den Schritt vom biblischen Text hin zum Leben zu vollziehen; sie ist die existentielle Hermeneutik der Heiligen Schrift, dank derer wir den Abstand zwischen Spiritualität und Alltag, zwischen Glaube und Leben überbrücken können. Der von der *lectio divina* in Gang gesetzte Prozess zielt darauf ab, uns vom Hören zur Kenntnis und von der Kenntnis zur Liebe zu führen.

Dank der Bibelbewegung, die vor allem nach der Verkündigung der dogmatischen Konstitution *Dei Verbum* des Zweiten Vatikanischen Konzils neuen Auftrieb erhalten hat, werden heute alle

zu einer wachsenden Vertrautheit mit der Heiligen Schrift ermutigt. Durch das betende und beharrliche Lesen des biblischen Textes wird der Dialog mit Gott so zu einer täglichen Wirklichkeit des Volkes Gottes. Die *lectio divina* soll euch dabei helfen, ein hörendes, weises und verständiges Herz (Vgl. *1 Kön* 3,9.12) zu erlangen, um unterscheiden zu können, was von Gott kommt und was hingegen von ihm weg führen kann. Sie soll euch dabei helfen, eine Art von übernatürlichem Instinkt zu erwerben, der es euren Gründern und Gründerinnen ermöglicht hat, sich nicht dem Geist der Welt anzugleichen, sondern das eigene Denken zu erneuern, damit sie prüfen und erkennen können, „was der Wille Gottes ist: was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist“ (*Röm* 12,2).⁵⁰

21. Euer persönlicher wie gemeinschaftlicher Tagesablauf soll vom Wort Gottes seinen Rhythmus erhalten. Eure Gemeinschaften und Schwesternschaften werden so zu Schulen werden, in denen das Wort Gottes gehört, gelebt und allen, die euch begegnen, verkündet wird. Vergesst schließlich nicht, dass „die *lectio divina* in ihrer Dynamik nicht abgeschlossen ist, solange sie nicht zur Tat (*actio*) gelangt, die das Leben des Gläubigen anspornt, sich in Liebe zum Geschenk für die anderen zu machen“.⁵¹ Auf diese Weise wird sie reiche Frucht bringen auf dem Weg der Gleichgestaltung mit Christus, des Ziels unseres ganzen Lebens.

Die Sakramente der Eucharistie und der Versöhnung

22. Die Eucharistie ist das Sakrament schlechthin der Begegnung mit der Person Jesu: Sie „enthält ja das Heilsgut

der Kirche in seiner ganzen Fülle, Christus selbst“.⁵² Die Eucharistie ist das Herz des Lebens aller Getauften und des geweihten Lebens selbst, insbesondere des kontemplativen Lebens. In der Tat fügt sich die Hingabe eures Daseins in besonderer Weise in das österliche Geheimnis des Todes und der Auferstehung ein, das in der Eucharistie verwirklicht wird. Das gemeinsame Brechen des Brotes wiederholt und verwirklicht nämlich die Hingabe Jesu: Er „hat sich gebrochen, er bricht sich für uns“. Und er bittet uns wiederum, „uns für die anderen zu geben und zu brechen“.⁵³ Damit dieses reiche Geheimnis sich lebendig vollzieht und erweist, ist es erforderlich, dass die Feier der Eucharistie sorgfältig, würdig und nüchtern vorbereitet wird und dass man ganz und gar, gläubig und bewusst daran teilnimmt.

Der Blick des Herzens erkennt in der Eucharistie Jesus.⁵⁴ Der heilige Johannes Paul II. ruft uns in Erinnerung: „Christus betrachten bedeutet ihn erkennen, wo immer er sich zeigt, in den vielfältigen Formen seiner Gegenwart, vor allem aber im lebendigen Sakrament seines Leibes und seines Blutes. Die Kirche lebt vom eucharistischen Christus. Von ihm wird sie genährt, von ihm wird sie erleuchtet. Die Eucharistie ist Geheimnis des Glaubens und zugleich ‚Geheimnis des Lichtes‘. Jedes Mal, wenn die Kirche Eucharistie feiert, können die Gläubigen in gewisser Weise die Erfahrung der beiden Emmausjünger machen: ‚Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn‘ (Lk 24,31)“.⁵⁵ Die Eucharistie führt euch darum täglich in das Geheimnis der Liebe ein, die eine bräutliche Liebe ist: „Christus ist als Erlöser der Welt der Bräuti-

gam der Kirche. Die Eucharistie ist das Sakrament unserer Erlösung. Sie ist das Sakrament des Bräutigams und der Braut“.⁵⁶

Lobenswert ist daher die Tradition, die Eucharistiefeier mit der eucharistischen Anbetung fortzusetzen, dem bevorzugten Moment, um das während der Feier gebrochene Brot des Wortes innerlich in sich aufzunehmen und den Akt der Danksagung weiterzuführen.

23. Aus der Eucharistie erwächst das Bemühen um eine ständige Erneuerung, die in der Versöhnung ihren sakramentalen Ausdruck findet. Die häufige persönliche oder gemeinschaftliche Feier des Sakraments der Versöhnung oder der Buße sei für euch eine bevorzugte Gelegenheit, um Jesus Christus, das barmherzige Antlitz des Vaters,⁵⁷ zu betrachten, um euer Herz zu erneuern und eure Beziehung zu Gott in der Betrachtung zu reinigen.

Aus der froh machenden Erfahrung der Vergebung, die wir von Gott in diesem Sakrament empfangen, geht die Gnade hervor, Propheten und Diener der Barmherzigkeit, Werkzeuge der Versöhnung, der Vergebung und des Friedens zu werden. Unsere Welt heute bedarf solcher Propheten und Diener in hohem Maße.

Schwesterliches Leben in Gemeinschaft

24. Das brüderliche bzw. schwesterliche Leben in Gemeinschaft ist ein wesentliches Element des Ordenslebens im Allgemeinen, und des monastischen Lebens im Besonderen, wenn auch in der Vielfalt der Charismen.

Die Gemeinschaftsbeziehung ist Ausdruck jener Liebe, die aus dem Herzen des Vaters entspringt und uns im Geist,

den Jesus selbst uns gibt, überströmt. Nur wenn die Kirche, die Familie Gottes, diese Wirklichkeit sichtbar macht, ist sie Zeichen einer tiefen Einheit mit ihm und erscheint als die Wohnstatt, in der diese Erfahrung möglich ist und alle lebendig macht. Indem der Herr einige beruft, damit sie sein Leben teilen, bildet er eine Gemeinschaft, welche „die Fähigkeit zur Gütergemeinschaft, zu brüderlicher Zuneigung sowie zu einem Plan ihres Lebens und Tuns“ sichtbar macht. „Dies wird ihnen dadurch möglich, dass sie den Anruf zu freierer und engerer Nachfolge Christi angenommen haben.“⁵⁸ Das brüderliche bzw. schwesterliche Leben, kraft dessen die Gottgeweihten versuchen, nach dem Vorbild der ersten christlichen Gemeinden „ein Herz und eine Seele“ (*Apg 4,32*) zu sein, „stellt sich als beredtes Bekenntnis zur Dreifaltigkeit dar“.⁵⁹

25. Die brüderliche bzw. schwesterliche Gemeinschaft ist ein Widerschein der Weise, wie Gott ist und sich schenkt. Sie bezeugt: „Gott ist die Liebe“ (*1 Joh 4,8.16*). Das geweihte Leben bekennt, an die Liebe des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes zu glauben und daraus zu leben. Deswegen wird die Gemeinschaft der Brüder oder der Schwestern zu einem gnadenvollen Widerschein Gottes, der Dreifaltigkeit in der Liebe ist.

Im Unterschied zu den Eremiten, die „in der Stille der Einsamkeit“⁶⁰ leben und ebenso große Wertschätzung seitens der Kirche genießen, bringt das monastische Leben ein ständig wachsendes Gemeinschaftsleben mit sich, das dazu führt, eine echte Gemeinschaft von Brüdern bzw. Schwestern zu leben, eine *koinonia*. Dies verlangt, dass alle Mit-

glieder sich als Gestalter der Gemeinschaft sehen und nicht nur als Nutznießer der Vorteile, die sie von ihr empfangen können. Eine Gemeinschaft lebt, insofern sie durch den Beitrag aller – eines jeden gemäß seiner eigenen Gaben – hervorgebracht und aufgebaut wird und dabei eine Spiritualität der Gemeinschaft gefördert wird, die einen erfahren lässt, dass man zueinander gehört.⁶¹ Nur auf diese Weise wird das Leben in Gemeinschaft zu einer gegenseitigen Hilfe, seine eigene Berufung zu verwirklichen.⁶²

26. Vergesst nie, die ihr das monastische Leben ergriffen habt, dass die Männer und Frauen unserer Zeit sich von euch ein Zeugnis echter geschwisterlicher Liebe erwarten. In einer Gesellschaft, die von Trennungen und Ungleichheit geprägt ist, bedeutet dies ein kraftvolles Zeichen, dass Leben in Gemeinschaft möglich und erfüllend ist (Vgl. *Ps 133,1*) – trotz aller Unterschiede zwischen den Generationen, aufgrund der Ausbildung und manchmal der Kultur. Eure Gemeinschaften sollen glaubwürdig bezeugen, dass diese Unterschiede weit davon entfernt sind, das schwesterliche Leben zu behindern, sondern es bereichern. Denkt daran, dass Einheit und Gemeinschaft nicht Uniformität bedeuten und dass sie vom Dialog, vom Austausch, von gegenseitiger Hilfe und tiefer Menschlichkeit, vor allem gegenüber den schwächsten und bedürftigsten Mitgliedern, genährt werden.

27. Haltet euch schließlich vor Augen, dass das schwesterliche Leben in Gemeinschaft auch die erste Form von Evangelisierung ist:

„Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt“ (*Joh* 13,35). Daher fordere ich euch auf, die Mittel, die die Kirche zu seiner Festigung vorschlägt und bereitstellt,⁶³ nicht zu vernachlässigen und beständig über diesen heiklen, aber nicht unbedeutenden Aspekt des monastischen Lebens zu wachen. Zusammen mit dem Austausch des Wortes und der Erfahrung Gottes und mit dem gemeinschaftlichen Unterscheidungsvermögen „darf auch an die brüderliche Zurechtweisung erinnert werden, an die Revision des Lebens und an andere typische Formen der Tradition. Es handelt sich hier um konkrete Wege, den anderen zu dienen und in der Gemeinschaft jene überreichen Gaben zu verbreiten, die der Geist für deren Auferbauung und für deren Sendung in der Welt spendet“.⁶⁴

Wie ich kürzlich beim Treffen zum Abschluss des Jahres des geweihten Lebens in Rom⁶⁵ gesagt habe, sollt ihr euch darum sorgen, den Schwestern nahe zu sein, die der Herr euch als kostbare Gabe geschenkt hat. Wie der heilige Benedikt uns erinnert, ist es andererseits für das Leben in Gemeinschaft wesentlich, „die Älteren [zu] ehren, die Jüngeren [zu] lieben“.⁶⁶ Die Fruchtbarkeit des brüderlichen bzw. schwesterlichen Lebens in Gemeinschaft gründet gerade in diesem Bemühen, die Spannung zwischen dem Gedächtnis des Vergangenen und der Aussicht auf das Zukünftige aufzulösen.

Die Selbständigkeit der Klöster

28. Die Selbständigkeit fördert die Beständigkeit des Lebens und die innere Einheit jeder Gemeinschaft und stellt zugleich die besten Bedingungen für die Kontemplation sicher. Selbständigkeit

darf jedoch nicht Unabhängigkeit oder Isolierung, besonders von den anderen Klöstern des gleichen Ordens oder seiner charismatischen Familie, bedeuten.

29. „Niemand baut die Zukunft auf, indem er sich absondert, noch allein aus eigenen Kräften, sondern indem er sich mit der Wahrheit einer Gemeinschaft identifiziert, die sich immer öffnet für die Begegnung, den Dialog, das Zuhören, die gegenseitige Hilfe“.⁶⁷ Dieser Tatsache bewusst, sollt ihr euch vor der „Krankheit der Selbstbezogenheit“⁶⁸ hüten und den Wert der Gemeinschaft zwischen verschiedenen Klöstern als einen auf Zukunft hin offenen Weg bewahren. Auf diese Weise aktualisiert und verwirklicht ihr die bleibenden festgeschriebenen Werte eurer Selbständigkeit.⁶⁹

Die Föderationen

30. Die Föderation ist eine wichtige Struktur der Gemeinschaft zwischen Klöstern, die das gleiche Charisma teilen, damit sie nicht isoliert bleiben. Der Hauptzweck der Föderationen besteht darin, das kontemplative Leben in den dazugehörigen Klöstern gemäß den Erfordernissen des eigenen Charismas zu fördern und durch den Austausch von Nonnen und das Teilen von materiellen Gütern Hilfe bei der Anfangsausbildung und der Weiterbildung sowie bei konkreten Bedürfnissen zu gewährleisten. Im Hinblick auf diese Zwecke sollen die Föderationen gefördert und vermehrt werden.⁷⁰

Die Klausur

31. Die Absonderung von der Welt, die für alle, die Christus im Ordensleben nachfolgen, notwendig ist, findet für

euch kontemplative Schwestern einen besonderen Ausdruck in der Klausur, dem Ort der innigen Vertrautheit der bräutlichen Kirche: „Zeichen der ausschließlichen Vereinigung der bräutlichen Kirche mit dem über alles geliebten Herrn“.⁷¹

Die Klausur wurde in vier verschiedenen Formen und Arten festgeschrieben:⁷² Neben der Klausur, die allen Ordensinstituten gemein ist, gibt es drei in Bezug auf die Eigenarten der Gemeinschaften kontemplativen Lebens; sie werden päpstliche, konstitutionsgemäße und monastische Klausur genannt. Die päpstliche Klausur besteht „gemäß den vom Apostolischen Stuhl erlassenen Vorschriften“⁷³ und schließt äußere Apostolatsaufgaben aus.⁷⁴ Die konstitutionsgemäße Klausur wird durch die Vorschriften der eigenen Konstitutionen festgelegt; und die monastische Klausur, obschon sie gegenüber der allgemeinen Klausur den Charakter einer „strengere[n] Ordnung“⁷⁵ bewahrt, erlaubt es, mit der primären Aufgabe des Gottesdienstes weitreichendere Formen der Aufnahme und der Gastfreundschaft zu verbinden, jedoch stets gemäß den eigenen Konstitutionen. Die allgemeine Klausur ist die am wenigsten geschlossene von den vier Arten.⁷⁶

Die Vielfalt der Art und Weise, die Klausur innerhalb ein und desselben Ordens zu befolgen, soll als ein Reichtum und nicht als ein Hindernis der Gemeinschaft gesehen werden, denn sie bringt verschiedene Sensibilitäten zu einer höheren Einheit miteinander in Einklang.⁷⁷ Eine solche Gemeinschaft wird sich in unterschiedlichen Formen der Begegnung und der Zusammenarbeit verwirklichen, vor allem in der Anfangsausbildung und in der Weiterbildung.⁷⁸

Die Arbeit

32. Die Arbeit ist auch für euch Teilnahme am Werk, das Gott der Schöpfer in der Welt weiterführt. Diese Tätigkeit stellt euch in eine enge Beziehung mit allen, die verantwortungsvoll arbeiten, um von der Frucht ihrer Hände zu leben (Vgl. *Gen 3,19*) und so zum Werk der Schöpfung beizutragen und der Menschheit zu dienen; in besonderer Weise macht sie euch solidarisch mit den Armen, die ohne Arbeit nicht leben können und oft trotz Arbeit der gelegenen Hilfe der Brüder und Schwestern bedürfen.

Die Arbeit darf nicht den Geist der Kontemplation auslöschen, wie uns die großen kontemplativen Heiligen lehren, und euer Leben soll ein „in Wirklichkeit und im Geiste arme[s] Leben [...] in Bescheidenheit“ sein, wie es euch die mit feierlichem Gelübde abgelegte Profess des evangelischen Rates der Armut auferlegt.⁷⁹ Daher soll die Arbeit sorgfältig und getreu verrichtet werden, ohne sich vom Leistungsdenken und dem Aktivismus der gegenwärtigen Kultur konditionieren zu lassen. Das Motto der benediktinischen Tradition „*ora et labora*“ sei für euch immer noch gültig und leite euch an, das rechte Gleichgewicht zwischen der Suche nach dem Absoluten und dem Einsatz in den täglichen Verantwortungen, zwischen der Ruhe der Betrachtung und der Emsigkeit im Dienst zu finden.

Das Schweigen

33. Im kontemplativen Leben, besonders im ganz kontemplativen Leben, halte ich es für wichtig, dem von Gottes Gegenwart bewohnten Schweigen Beachtung zu schenken, denn es ist der notwendige Raum für das Hören und die *ruminatio* des Wortes Gottes und Voraussetzung

für einen Blick des Glaubens, der uns Gottes Gegenwart in der eigenen Geschichte, in der Geschichte der Brüder und Schwestern, die der Herr uns schenkt, und in den Ereignissen der gegenwärtigen Welt erfassen lässt. Schweigen heißt, von sich selbst leer sein, um Raum zu schaffen für die Aufnahme; im innerlichen Lärm kann man nichts und niemanden empfangen. Euer ganz kontemplatives Leben verlangt „die Zeit und die Fähigkeit, Stille zu schaffen, um zuzuhören“,⁸⁰ um Gott und den Schrei der Menschheit zu hören. Daher soll die Sprache des Fleisches schweigen und die Sprache des Geistes reden, die von der Liebe bewegt wird, die eine jede von euch für ihren Herrn hegt.⁸¹

Hierbei dient euch das Schweigen der Allerseligsten Jungfrau Maria als Vorbild, die das Wort Gottes aufnehmen konnte, weil sie eine Frau der Stille war – nicht einer unfruchtbaren, leeren Stille, sondern vielmehr einer erfüllten, reichen Stille. Das Schweigen der Jungfrau und Mutter Maria ist auch eine an Nächstenliebe reiche Stille, die zur Aufnahme *des Anderen* und der anderen bereit macht.

Die Kommunikationsmittel

34. In unserer Gesellschaft beeinflusst die digitale Kultur auf einschneidende Weise die Formung des Denkens und die Art und Weise, mit der Welt und insbesondere mit den Menschen in Beziehung zu treten. Dieses kulturelle Klima lässt die kontemplativen Gemeinschaften nicht unberührt. Gewiss können diese Mittel nützliche Instrumente für die Ausbildung und die Kommunikation sein. Ich fordere euch aber auf, eine kluge Unterscheidung zu treffen im Hinblick darauf, dass sie der

Ausbildung für das kontemplative Leben und den notwendigen Kommunikationen dienen und nicht zur Zerstreuung und zur Flucht aus dem schweizerischen Leben in Gemeinschaft Anlass geben; sie dürfen weder eurer Berufung schaden, noch eurem ganz auf die Kontemplation ausgerichteten Leben hinderlich sein.⁸²

Die Askese

35. Die Askese mit all den Mitteln, welche die Kirche in Bezug auf die Selbstbeherrschung und die Reinigung des Herzens empfiehlt, führt auch dazu, uns von all dem zu befreien, was der „Weltlichkeit“ eigen ist, um die Logik des Evangeliums zu leben – die Logik des Gebens, besonders der Hingabe – als die erforderliche Antwort auf die erste und einzige Liebe eures Lebens. Auf diese Weise könnt ihr auch den Erwartungen der Brüder und Schwestern entsprechen wie auch den moralischen und geistlichen Erfordernissen, die einem jeden der drei evangelischen Räte, die ihr mit feierlichem Gelübde abgelegt habt, innewohnen.⁸³

Diesbezüglich gewinnt euer Leben der Ganzhingabe eine große prophetische Bedeutung: -Schlichtheit, Loslösung von den Dingen, Selbstübergabe im Gehorsam, Transparenz in den Beziehungen – alles wird für euch radikaler und fordernder durch eure Entscheidung zum Verzicht „auch auf den Raum, auf die Kontakte und auf so viele Güter der Schöpfung“ als „besondere Art, den ‚Leib‘ zu schenken.“⁸⁴ Die Tatsache, dass ihr ein Leben der Ortsgebundenheit gewählt habt, wird zu einem beredten Zeichen der Treue für unsere globalisierte Welt, die an immer schnellere und leichtere Ortswechsel gewöhnt ist, was

die Gefahr birgt, nie Wurzeln zu schlagen.

Im Leben in Klausur, das in solchen Gemeinschaften ein ständiges Miteinander auf engstem Raum verlangt, wird auch der Bereich der schwesterlichen Beziehungen fordernder.⁸⁵ Ihr könnt dem Volk Gottes und der Menschheit, die von so vielen Trennungen gekennzeichnet und manchmal zerrissen ist, ein Beispiel und eine Hilfe sein, selbst da beim Bruder oder bei der Schwester zu bleiben, wenn es Unterschiede gibt, die beigelegt werden müssen, Spannungen und Konflikte, mit denen man umgehen muss, und Schwächen, die angenommen werden müssen. Die Askese ist auch das Mittel, um mit der eigenen Schwachheit in Berührung zu kommen und sie der zärtlichen Liebe Gottes und der Gemeinschaft anzuvertrauen.

Schließlich ist das asketische Bemühen notwendig, um unsere tägliche Pflicht in Liebe und Treue zu erfüllen und sie als Gelegenheit dafür zu sehen, das Los so vieler Brüder und Schwestern in der Welt zu teilen und ein stilles und fruchtbares Opfer für sie zu bringen.

Das Zeugnis der Nonnen

36. Liebe Schwestern, was ich in dieser Apostolischen Konstitution geschrieben habe, stellt für euch, die ihr die kontemplative Berufung ergriffen habt, eine wertvolle Hilfe dar, euer Leben und eure Sendung in der Kirche und in der Welt zu erneuern. Der Herr möge in euren Herzen sein Werk vollbringen und euch ganz in ihn umgestalten; das ist das letzte Ziel des kontemplativen Lebens.⁸⁶ Eure Gemeinschaften oder Schwesternschaften sollen echte Schulen der Kontemplation und des Gebets sein.

Die Welt und die Kirche brauchen euch als „Leuchttürme“, die den Weg der Männer und Frauen unserer Zeit beleuchten. Dies soll eure Prophetie sein. Eure Entscheidung ist nicht eine Weltflucht aus Angst, wie manche denken, sondern ihr bleibt weiterhin in der Welt, ohne von der Welt zu sein (Vgl. *Joh* 18,19). Obwohl ihr von ihr getrennt seid durch Zeichen, die eure Zugehörigkeit zu Christus ausdrücken, hört ihr nicht auf, unablässig für die Menschheit zu beten, indem ihr ihre Ängste und Hoffnungen, ihre Freuden und Leiden vor den Herrn tragt.⁸⁷

Entzieht uns nicht eure Teilnahme am Aufbau einer menschlicheren und daher auch dem Evangelium mehr entsprechenden Welt. Hört vereint mit Gott den Schrei eurer Brüder und Schwestern (Vgl. *Ex* 3,7; *Jak* 5,4), die Opfer der „Wegwerfkultur“⁸⁸ sind oder ganz einfach des Lichtes des Evangeliums bedürfen. Übt euch in der Kunst des Zuhörens, die „mehr ist als das Hören“,⁸⁹ und lebt die „Spiritualität der Gastfreundschaft“, indem ihr alle Anliegen des Menschen, der nach dem Bild Gottes und ihm ähnlich erschaffen ist (Vgl. *Gen* 1,26), euch zu Herzen nehmt und in euer Gebet hineinnehmt. Wie ich im Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* festgehalten habe, trifft es zu, „dass uns das Fürbittgebet nicht von der echten Betrachtung abbringt, denn die Betrachtung, welche die anderen draußen lässt, ist eine Täuschung.“⁹⁰

Auf diese Weise wird euer Zeugnis eine notwendige Ergänzung zum Zeugnis derer sein, die als Kontemplative inmitten der Welt das Evangelium dadurch bezeugen, dass sie ganz in die Angelegenheiten und den Aufbau der irdischen Stadt vertieft sind.

37. Liebe kontemplative Schwestern, ihr seid euch dessen wohl bewusst, dass auch eure Form des geweihten Lebens wie jede andere „ein Geschenk für die Kirche ist, in der Kirche entsteht, in der Kirche wächst und auf die Kirche hin ausgerichtet ist“.⁹¹ Steht daher in tiefer Gemeinschaft mit der Kirche, um in ihr die lebendige Verlängerung des Geheimnisses Marias, der Jungfrau, Braut und Mutter, zu sein, die das Wort Gottes aufnimmt und bewahrt, um es der Welt zurückzugeben. Dadurch trägt ihr dazu bei, dass Christus in den Herzen der Menschen geboren wird und wächst, die – wenn auch oft unbewusst – nach dem dürsten, der „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist (Joh 14,6). Wie Maria sollt auch ihr eine „Leiter“ sein, auf der Gott hinabsteigt, um dem Menschen zu begegnen, und der Mensch hinaufsteigt, um Gott zu begegnen und sein Angesicht im Angesicht Christi zu betrachten.

Abschließende Verfügungen

Im Lichte dessen, was bisher erwogen wurde, verfüge und bestimme ich Folgendes:

Art. 1. Gemäß CIC Can. 20 und unter sehr sorgfältiger Erwägung der 37 vorhergehenden Artikel werden mit dem Erlass und der Veröffentlichung der vorliegenden Apostolischen Konstitution *Vultum Dei quaerere* aufgehoben:

1. die Canones des CIC, die teilweise irgendeinem Artikel der vorliegenden Konstitution direkt entgegengesetzt sind;

2. und mehr im Besonderen die Artikel dispositiv-normativen Inhalts

– der Apostolischen Konstitution *Sponsa Christi* von Pius XII. vom 21. No-

vember 1950: *Statuta generalia Monialium*;

– der Instruktion *Inter praeclara* der Heiligen Kongregation für die Ordensleute (23. November 1950);

– der Instruktion der KIGLGAL *Verbi Sponsa* über das kontemplative Leben und die Klausur der Nonnen (13. Mai 1999).

Art. 2 § 1. Diese Konstitution richtet sich sowohl an die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens als auch an die einzelnen Frauenklöster des kontemplativen oder ganz kontemplativen Lebens, seien sie gefördert oder nicht.

§ 2. Zu den von dieser Apostolischen Konstitution geregelten Gegenständen zählt, was oben in Nr. 12 aufgelistet und in den Nrn. 13-35 ausgeführt wurde.

§ 3. Die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens wird – wenn notwendig im Einvernehmen mit der Kongregation für die Orientalischen Kirchen oder der Kongregation für die Evangelisierung der Völker – die jeweiligen Modalitäten der Umsetzung dieser konstitutiven Normen gemäß den verschiedenen monastischen Traditionen und unter Berücksichtigung der unterschiedlichen charismatischen Familien regeln.

Art. 3 § 1. Die einzelnen Klöster haben durch entsprechende Strukturen, die bei der Erstellung des Plans für das gemeinschaftliche Leben zu bestimmen sind, besondere Sorgfalt auf die Weiterbildung zu legen, die gleichsam der Nährboden einer jeden Ausbildungs-

phase ist, und zwar schon ab der Anfangsausbildung.

§ 2. Um eine entsprechende Weiterbildung zu gewährleisten, haben die Föderationen durch den Austausch von Bildungsunterlagen und durch die Nutzung der digitalen Kommunikationsmittel – unter Wahrung der notwendigen Diskretion – die Zusammenarbeit zwischen den Klöstern zu fördern.

§ 3. Neben der Sorgfalt bei der Auswahl der Schwestern, die als Ausbilderinnen die Kandidatinnen auf ihrem Weg der persönlichen Reifung zu begleiten haben, sollen die einzelnen Klöster und die Föderationen die Ausbildung der Ausbilderinnen und ihrer Mitarbeiterinnen verstärken.

§ 4. Die Schwestern, die gerufen sind, den anspruchsvollen Dienst der Ausbildung auszuüben, können – *servatis de iure servandis* – spezifische Ausbildungskurse auch außerhalb ihres Klosters besuchen, soweit ein entsprechendes, den Erfordernissen des eigenen Charismas gemäÙes Klima gewahrt wird. Die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens wird besondere Vorschriften in dieser Angelegenheit erlassen.

§ 5. Die Klöster werden der geistlichen Unterscheidung und der Unterscheidung der Berufung besondere Aufmerksamkeit schenken, allen Kandidatinnen eine personenbezogene Begleitung zusichern und angemessene Ausbildungswege fördern unter Berücksichtigung der Tatsache, dass für die Anfangsausbildung ein großer Zeitraum vorzuziehen ist.

§ 6. Obgleich die Konstitution von internationalen und multikulturellen Gemeinschaften die Universalität des

Charismas zum Ausdruck bringt, muss man unbedingt vermeiden, dass Kandidatinnen aus anderen Ländern mit dem einzigen Ziel, das Überleben des Klosters zu sichern, angeworben werden. Um sicherzustellen, dass dies erfüllt wird, sollen Kriterien ausgearbeitet werden.

§ 7. Um eine qualitätsvolle Ausbildung zu gewährleisten, werden gemäß den Umständen gemeinsame Ausbildungshäuser mehrerer Klöster für die Anfangsausbildung gefördert.

Art. 4 § 1. Angesichts der Tatsache, dass das Gebet das Herz des kontemplativen Lebens ist, wird jedes Kloster den Rhythmus seines Tagesablaufes überprüfen, um zu beurteilen, ob der Herr die Mitte des Tagesablaufes bildet.

§ 2. Die gemeinschaftlichen Gottesdienste wird man hinsichtlich der Frage beurteilen, ob sie wirklich eine lebendige Begegnung mit dem Herrn darstellen.

Art. 5 § 1. In Anbetracht der Bedeutung der *lectio divina* hat jedes Kloster angemessene Zeiten und Weisen für dieses Erfordernis des Lesens/Hörens der Heiligen Schrift, der *ruminatio*, des Gebets, der Betrachtung und des Austausches der Heiligen Schrift festzulegen.

§ 2. Angesichts der Tatsache, dass der Austausch der verwandelnden Erfahrung des Wortes Gottes mit den Priestern, Diakonen, den anderen Gottgeweihten und den Laien ein Ausdruck echter kirchlicher Gemeinschaft ist, wird jedes Kloster die Art und Weise dieser geistlichen Ausstrahlung *ad extra* bestimmen.

Art. 6 § 1. Jedes Kloster hat in der Arbeit des eigenen gemeinschaftli-

chen und schwesterlichen Plans neben der sorgfältigen Vorbereitung auf die Eucharistiefiern angemessene Zeiten eucharistischer Anbetung vorzusehen und dabei auch den Gläubigen der Ortskirche die Möglichkeit zur Teilnahme anzubieten.

§ 2. Besondere Sorgfalt soll auf die Auswahl der Kapläne, der Beichtväter und Spirituale gelegt werden unter Berücksichtigung der Besonderheit des eigenen Charismas und der Erfordernisse des schwesterlichen Lebens in Gemeinschaft.

Art. 7 § 1. Diejenigen, die dazu gerufen sind, den Dienst der Autorität auszuüben sollen neben der Sorge um die eigene Ausbildung von einem echten Geist der Geschwisterlichkeit und des Dienens geleitet werden, auf dass sie ein fröhliches Klima in Freiheit und Verantwortlichkeit begünstigen und so die persönliche und gemeinschaftliche Unterscheidung fördern wie auch die Kommunikation in der Wahrheit über das, was man tut, denkt und fühlt.

§ 2. Der gemeinschaftliche Plan hat den Austausch menschlicher und geistlicher Gaben jeder Schwester zur gegenseitigen Bereicherung und zum Fortschritt der Geschwisterlichkeit gerne anzunehmen und zu fördern.

Art. 8 § 1. Der rechtlichen Selbständigkeit muss eine echte Selbständigkeit des Lebens entsprechen, das heißt: eine – auch geringe – Anzahl von Schwestern, vorausgesetzt, dass der größte Teil nicht fortgeschrittenen Alters ist; die notwendige Lebendigkeit, das Charisma zu leben und weiterzugeben; die echte Fähigkeit zur Ausbildung und zur Leitung; die Würde und die Qualität des liturgischen, schwesterlichen und geistlichen

Lebens; die Bedeutung für und die Eingliederung in die Ortskirche; die Möglichkeit des Unterhalts; eine entsprechende Struktur des Klostergebäudes. Diese Kriterien sind in ihrer Gesamtheit und in einer Zusammenschau zu betrachten.

§ 2. Falls die Voraussetzungen für eine echte Selbständigkeit eines Klosters nicht bestehen, wird die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gemeinschaften apostolischen Lebens beurteilen, ob es angemessen ist, eine Kommission *ad hoc* einzurichten, die von dem Ordinarius, der Präsidentin der Föderation, der Assistentin der Föderation und von der Äbtissin oder Priorin des Klosters gebildet wird. In jedem Fall soll dieser Schritt zum Ziel haben, einen Begleitprozess in Gang zu setzen, um das Kloster neu zu beleben oder um seine Schließung einzuleiten.

§ 3. Dieser Prozess könnte auch die Affiliation mit einem anderen Kloster vorsehen oder, wenn das Kloster föderiert ist, die Unterstellung unter die Präsidentin der Föderation mit ihrem Rat. In jedem Fall obliegt die letzte Entscheidung der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gemeinschaften apostolischen Lebens.

Art. 9 § 1. Anfangs werden alle Klöster an einer Föderation teilnehmen. Wenn ein Kloster aus besonderen Gründen nicht föderiert sein kann, soll nach der Abstimmung im Kapitel der Heilige Stuhl um Erlaubnis anfragen, dem das entsprechende Urteil zusteht, dem Kloster zu gestatten, keiner Föderation anzugehören.

§ 2. Die Föderationen dürfen nicht so sehr und nicht allein aufgrund eines geographischen Kriteriums gebildet

werden, sondern gemäß der Ähnlichkeit des Geistes und der Traditionen. Die Art und Weise das zu verwirklichen wird von der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens angegeben werden.

§ 3. Desgleichen wird durch den Austausch von Nonnen und das Teilen von materiellen Gütern Hilfe bei der Ausbildung und in den konkreten Bedürfnissen gewährleistet werden, wie es die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens veranlassen soll, die ferner die Kompetenzen der Präsidentin und des Föderationsrates festlegen wird.

§ 4. Man wird den – auch rechtlichen – Anschluss an die Klöster des entsprechenden Männerordens fördern. Ebenso wird man die Konföderationen und die Errichtung von internationalen Kommissionen verschiedener Orden fördern, deren Statuten von der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens genehmigt werden.

Art. 10 § 1. Jedes Kloster hat nach ernsthafter Prüfung und unter Achtung der eigenen Tradition sowie dessen, was die Konstitutionen verlangen, vom Heiligen Stuhl die Form der Klausur zu erbitten, die es ergreifen will, falls man eine Form beantragt, die von der geltenden verschieden ist.

§ 2. Nach der Wahl und der Genehmigung einer der vorgesehenen Klausurformen soll jedes Kloster dafür Sorge tragen, sie zu befolgen und gemäß dem, was sie mit sich bringt, zu leben.

Art. 11 § 1. Auch wenn manche monastische Gemeinschaften in Übereinstim-

mung mit dem Eigenrecht Einkünfte haben können, sollen sie sich keinesfalls der Pflicht zu arbeiten entziehen.

§ 2. Für die Gemeinschaften, die auf die Kontemplation ausgerichtet sind, soll die Frucht der Arbeit nicht allein den Zweck haben, einen würdigen Unterhalt zu sichern, sondern auch, wenn möglich, den Bedürfnissen der Armen und der bedürftigen Klöster entgegenzukommen.

Art. 12. Der Tagesrhythmus jedes Klosters hat angemessene Zeiten der Stille vorzusehen, so dass das Klima des Gebets und der Kontemplation gefördert wird.

Art. 13. Jedes Kloster hat in seinem gemeinschaftlichen Plan die geeigneten Mittel vorzusehen, durch die das asketische Bemühen des monastischen Lebens zum Ausdruck kommt, so dass es prophetischer und glaubwürdiger wird.

Schlussverfügung

Art. 14 § 1. Die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens wird gemäß dem Geist und den Bestimmungen der vorliegenden Konstitution eine neue Instruktion über die unter der Nr. 12 aufgezählten Themen erlassen.

§ 2. Die Artikel der Konstitutionen oder der Regeln der einzelnen Institute müssen, wenn sie einmal an die neuen Vorschriften angepasst wurden, zur Approbation durch den Heiligen Stuhl vorgelegt werden.

Gegeben zu Rom bei St. Peter, am 29. Juni, dem Hochfest der Apostel Petrus und Paulus, im Jahr 2016, dem vierten meines Pontifikats.

Franziskus

.....
* Offizielle Übersetzung des Heiligen Stuhls.

- 1 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Past. Konst. *Gaudium et spes*, 19.
- 2 I,1,1: PL 32, 661.
- 3 Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium* (24. November 2013), 169: AAS 105 (2013), 1091.
- 4 Apostolisches Schreiben *An alle Gottgeweihten zum Jahr des geweihten Lebens* (21. November 2014), II, 2: AAS 106 (2014), 941.
- 5 Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 68: AAS 88 (1996), 443.
- 6 Benedikt XVI., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Verbum Domini* (30. September 2010), 83: AAS 102 (2010), 754.
- 7 Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 59: AAS 88 (1996), 432.
- 8 Vgl. CIC Can. 573 §1
- 9 Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 16: AAS 88 (1996), 389.
- 10 Benedikt XVI., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Verbum Domini* (30. September 2010), 83: AAS 102 (2010), 754.
- 11 Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 18: AAS 88 (1996), 391-392.
- 12 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Dogm. Konst. *Lumen gentium*, 44; Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 3. 29: AAS 88 (1996), 370. 402.
- 13 Regel, 58, 7.
- 14 Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 8: AAS 88 (1996), 382-383.
- 15 ders., Apostolisches Schreiben *Oriente lumen* (2. Mai 1995), 9: AAS (1995), 754.
- 16 Zweites Vatikanisches Konzil, Dogm. Konst. *Lumen gentium*, 44.
- 17 Benedikt XVI., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Verbum Domini* (30. September 2010), 83: AAS 102 (2010), 754.
- 18 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Dekret *Perfectae caritatis*, 5.
- 19 Ebd. 1.
- 20 Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 14: AAS 88 (1996), 387.
- 21 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Dogm. Konst. *Lumen gentium*, 46; Dekret *Christus Dominus*, 35; Dekret *Perfectae caritatis*, 7. 9; CIC Can. 674.
- 22 Vgl. CIC Can. 667 §2-3.
- 23 Vgl. Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *Oriente lumen* (2. Mai 1995), 9: AAS 87 (1995), 754.
- 24 Franziskus von Assisi, *Cantico delle creature*, 1: FF 263 (dt. Ausg.: *Sonnengesang*, 1: Franziskus-Quellen, Kevelaer 2009, S. 40).
- 25 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Dogm. Konst. *Lumen gentium*, 44.
- 26 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Dekret *Perfectae caritatis*, 2.
- 27 Vgl. Klara von Assisi, III. Brief an die heilige Agnes von Böhmen, 8: FF 2886.
- 28 Franziskus von Assisi, *Lodi al Dio altissimo*, 3.5: FF 261 (dt. Ausg.: *Lobpreis Gottes*, 3.4: Franziskus-Quellen, Kevelaer 2009, S. 37).
- 29 Teresa von Ávila, *Obras completas. Poesías*, Editorial Monte Carmelo, Burgos 2011, 1368 (dt. Ausg.: *Gesamtausgabe. Band 1: Werke*, Freiburg i. Br. 2015, S. 1502).
- 30 Vgl. Dionysius der Kartäuser, *Enarrationes in cap. 3 Can. Cant. XI.*, 6, in: *Doctoris Ecstatici D. Dionysii Cartusiani Opera Omnia*, VII, Typis Cartusiae, Monstrolii 1898, 361.
- 31 Franziskus von Assisi, *Cantico delle creature*, 4: FF 263 (dt. Ausg.: *Sonnengesang*, 2: Franziskus-Quellen, Kevelaer 2009, S. 40).
- 32 Nr. 83: AAS 105 (2013), 1054-1055.
- 33 Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales

- Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 65: AAS 88 (1996), 441; CIC Can. 664.
- 34 Ebd., 66: AAS 88 (1996), 442.
- 35 Ebd., 69: AAS 88 (1996), 444; Vgl. CIC Can. 661.
- 36 Vgl. Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens, Instruktion *Neubeginn in Christus. Ein neuer Aufbruch des geweihten Lebens im dritten Jahrtausend* (19. Mai 2002), 18.
- 37 Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 65: AAS 88 (1996), 441.
- 38 Vgl. CIC Can. 648 §1 u.3; 657 §2.
- 39 Grußworte am Ende der Eucharistiefeier für die Personen des geweihten Lebens, 2. Februar 2016: *L'Osservatore Romano* (dt.), Jg. 46, Nr. 6 (12. Februar 2016), S. 7; Vgl. CIC Can. 673.
- 40 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, *Konst. Sacrosanctum Concilium*, 83; CIC Can. 1173; 1174 §1.
- 41 Vgl. Benedikt XVI., Katechese bei der Generalaudienz (28. Dezember 2011): *Insegnamenti VII/2* (2011), 980-985; CIC Can 663 §4; Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens, Instruktion *Der Dienst der Autorität und der Gehorsam* (11. Mai 2008), 31.
- 42 Benedikt von Nursia, *Regel*, 43, 3.
- 43 Vgl. Franziskus von Assisi, *Regola non bollata*, XXIII, 31: FF 71 (dt. Ausg.: *Nicht-bullierte Regel*, 23, 10: *Franziskus-Quellen*, Kevelaer 2009, S. 92).
- 44 Vgl. Klara von Assisi, III. Brief an die heilige Agnes von Böhmen, 12.13: FF 2888.
- 45 *Regel*, 4, 55.
- 46 Vgl. Benedikt XVI., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Verbum Domini* (30. September 2010), 86: AAS 102 (2010), 757; CIC Can. 663 §3.
- 47 Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 94: AAS 88 (1996), 469; Vgl. CIC Can. 758.
- 48 Vgl. Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens, Instruktion *Neubeginn in Christus. Ein neuer Aufbruch des geweihten Lebens im dritten Jahrtausend* (19. Mai 2002), 25; Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *Novo millennio ineunte* (6. Januar 2001), 43: AAS 93 (2001), 297.
- 49 Vgl. Benedikt XVI., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Verbum Domini* (30. September 2010), 86: AAS 102 (2010), 758; CIC Cann. 754-755.
- 50 Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 94: AAS 88 (1996), 470.
- 51 Benedikt XVI., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Verbum Domini* (30. September 2010), 87: AAS 102 (2010), 759.
- 52 Zweites Vatikanisches Konzil, *Dekret Presbyterorum Ordinis*, 5; Vgl. CIC Can. 899.
- 53 Homilie am Hochfest Fronleichnam (26. Mai 2016): *L'Osservatore Romano* (dt.), Jg. 46, Nr. 22 (3. Juni 2016), S. 8; Vgl. CIC Can. 663 §2.
- 54 Vgl. Johannes Paul II., Homilie am Hochfest Fronleichnam (14. Juni 2001), 3: AAS 93 (2001), 656.
- 55 ders., Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia* (17. APRIL 2003), 6: AAS 95 (2003), 437.
- 56 ders., Apostolisches Schreiben *Mulieris dignitatem* (15. August 1988), 26: AAS 80 (1988), 1716.
- 57 Vgl. Bulle *Misericordiae Vultus*, 1: AAS 107 (2015), 399; CIC Cann. 664; 630.
- 58 Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens, Instruktion *Das brüderliche Leben in Gemeinschaft. „Congregavit nos in unum Christi amor“* (2. Februar 1994), 10.
- 59 Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 21: AAS 88 (1996), 395.
- 60 CIC Can. 603 §1.

- 61 Vgl. Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *Novo millennio ineunte* (6. Januar 2001), 43: AAS 93 (2001), 296-297.
- 62 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Dekret *Perfectae caritatis*, 15; CIC Can. 602.
- 63 Vgl. Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens, Instruktion *Das brüderliche Leben in Gemeinschaft*. „Congregavit nos in unum Christi amor“ (2. Februar 1994); CIC Cann. 607 §2; 608; 665; 699 §1.
- 64 Ebd., 32; Vgl. CIC Cann. 619; 630; 664.
- 65 Vgl. Ansprache an die Teilnehmer am Jubiläum des geweihten Lebens, 1. Februar 2016: *L'Osservatore Romano* (dt.), Jg. 46, Nr. 6 (12. Februar 2016), S. 9-10.
- 66 Regel, 4, 70-71.
- 67 Apostolisches Schreiben *An alle Gottgeweihten zum Jahr des geweihten Lebens* (21. November 2014), II, 3: AAS 106 (2014), 943.
- 68 Ebd.
- 69 Vgl. ebd.; CIC Cann. 614-615; 628 §2-1; 630 §3; 638 §4; 684 §3; 688 §2; 699 §2; 708; 1428 §1-2.
- 70 Vgl. CIC Cann. 582; 684 §3.
- 71 Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 59: AAS 88 (1996), 431.
- 72 Vgl. ebd., 59; CIC Can. 667.
- 73 CIC Can. 667 §3.
- 74 Vgl. ebd., Can. 674.
- 75 Ebd., Can. 667 §2.
- 76 Vgl. ebd., Can. 667 §1.
- 77 Vgl. J. M. Bergoglio, Beitrag vom 13. Oktober 1994 bei der Bischofssynode zum Thema *Das geweihte Leben und seine Sendung in Kirche und Welt* (in: *Vida Religiosa*, 115, Nr. 7, Juli-September 2013).
- 78 Vgl. Apostolisches Schreiben *An alle Gottgeweihten zum Jahr des geweihten Lebens* (21. November 2014), II, 3: AAS 106 (2014), 942-943.
- 79 Vgl. CIC Can. 600.
- 80 Botschaft zum XLVIII Welttag der sozialen Kommunikationsmittel (1. Juni 2014): AAS 106 (2014), 114; Vgl. Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens, Instruktion *Das brüderliche Leben in Gemeinschaft*. „Congregavit nos in unum Christi amor“ (2. Februar 1994), 10 u. 34.
- 81 Vgl. Klara von Assisi, IV. Brief an die heilige Agnes von Böhmen, 35: FF 2908.
- 82 Vgl. CIC Can. 666.
- 83 Vgl. Grußworte am Ende der Eucharistiefeier für die Personen des geweihten Lebens, 2. Februar 2016: *L'Osservatore Romano* (dt.), Jg. 46, Nr. 6 (12. Februar 2016), S. 7; CIC Cann. 599-601; 1191-1192.
- 84 Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 59: AAS 88 (1996), 431.
- 85 Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens, Instruktion *Das brüderliche Leben in Gemeinschaft*. „Congregavit nos in unum Christi amor“ (2. Februar 1994), 10.
- 86 Vgl. Klara von Assisi, III. Brief an die heilige Agnes von Böhmen, 12-13: FF 2888; IV. Brief an die heilige Agnes von Böhmen, 15.16: FF 2902.
- 87 Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Past. Konst. *Gaudium et spes*, 4.
- 88 Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium* (24. November 2013), 53: AAS 105 (2013), 1042; Vgl. ebd., 187ff: AAS 105 (2013), 1098ff.
- 89 Ebd., 171: AAS 105 (2013), 1091.
- 90 Ebd., 281: AAS 105 (2013), 1133.
- 91 J. M. Bergoglio, Beitrag vom 13. Oktober 1994 bei der Bischofssynode zum Thema *Das geweihte Leben und seine Sendung in Kirche und Welt* (in: *Vida Religiosa*, 115, Nr. 7, Juli-September 2013).

Scholastika Häring OSB

Sr. lic. iur. can. Dr. theol. Scholastika Häring OSB, geb. 1968, ist Benediktinerin der Abtei St. Scholastika/Kloster Burg Dinklage. Sie verfasste ihre Dissertation zum Thema der rechtlichen Entwicklung der Beziehungen benediktinischer Frauengemeinschaften untereinander und zur Confoederatio Benedictina. Kirchenrechtlich ist sie als Ehebandverteidigerin für das Bischöfliche Offizialat Münster tätig und ist zugleich Lehrbeauftragte an der PTH Vallendar.



Scholastika Häring OSB

Kommentar zu „Vultum dei quaerere“

1. Einleitung

Am 22. Juli 2016, dem Fest der Heiligen Maria Magdalena, das in diesem Jahr als Apostelfest in den römischen Kalender aufgenommen wurde, publizierte der Vatikan die Apostolische Konstitution „*Vultum Dei Quaerere*. Über das kontemplative Leben in Frauenorden“¹, welche am 29. Juni von Papst Franziskus unterzeichnet worden war. Die Veröffentlichung des Dokumentes war seit längerem erwartet worden, auch wenn der genaue Zeitpunkt unbekannt war. Im Jahr 2014 hatte sich die Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens (CIVCSVA²) brieflich an die kontemplativen Frauengemeinschaften gewandt und sowohl eine Überarbeitung der Apostolischen Konstitution *Sponsa Christi*³ von Pius XII. aus dem Jahr 1950 als auch eine Aktu-

alisierung oder Ablösung der Instruktion „*Verbi Sponsa*. Über das kontemplative Leben und die Klausur der Nonnen“⁴ der CIVCSVA von 1999 angekündigt. Das Schreiben der Kongregation enthielt einen Fragebogen, der zu den Themenkomplexen Autonomie des Klosters, Ausbildung der Nonnen und Bedeutung und Wert des vollkommen kontemplativen Lebens in der Kirche die Meinung der Gemeinschaften erbat. Mit der Apostolischen Konstitution *Vultum Dei Quaerere* liegt somit der erste Teil der vor zwei Jahren angekündigten neuen Gesetzgebung vor.

2. Zur Apostolischen Konstitution *Vultum Dei Quaerere*

Bei einer Apostolischen Konstitution handelt es sich um vom Papst, und da-

mit der höchsten Autorität in der Kirche, in feierlicher Form erlassene Normen. Die eigentlichen Autoren des Textes sind jedoch unbekannt. Auf der Pressekonferenz zur Vorstellung des Dokumentes⁵ berichtete der Sekretär der CIVCSVA, José R. Carballo O.F.M., dass die Arbeit an dem Dokument vor zwei Jahren begonnen habe und zwar mit dem Fragebogen der CIVCSVA, der an alle föderierten Frauenklöster und viele nicht-föderierte Frauenklöster versandt worden war. Die CIVCSVA habe aus den zahlreichen Antworten zwei Zusammenfassungen erstellt – eine kürzere und eine längere – und diese an die kompetenten Autoritäten weitergegeben. Das Dokument trage diesen Antworten Rechnung. Darüber hinaus hätten am Text selbst Kontemplative unterschiedlicher Ordensinstitute oder Orden mitgearbeitet. Die Apostolische Konstitution – so die Schlussfolgerung des Sekretärs – sei somit unter Einbeziehung derer, an die er gerichtet ist, entstanden.

Aufgrund seiner Natur als Akt des höchsten Gesetzgebers der Kirche bestimmt *Vultum Dei Quaerere* folgerichtig, dass damit (1) „die Canones des CIC, die teilweise irgendeinem Artikel der vorliegenden Konstitution direkt entgegengesetzt sind“ und (2) die Artikel dispositiv-normativen Inhalts von *Sponsa Christi*⁶ sowie (3) der Instruktion *Inter praeclara* der Kongregation für die Ordensleute von 1950 und schließlich (4) der Instruktion *Verbi Sponsa* der CIVCSVA aufgehoben sind.⁷

Eine Apostolische Konstitution ist einerseits ein Akt der Gesetzgebung, andererseits enthält sie neben den eigentlichen Normen zugleich einen beschreibenden, lehrhaften Teil, der in

diesem Fall Grundsätzliches zum Leben der kontemplativen Ordensfrauen sagt. *Vultum Dei Quaerere* lässt sich vor diesem Hintergrund in vier Teile einteilen: Der erste Teil enthält in den Nummern 1-11 allgemeine Aussagen zum Leben, zur Lebensweise der kontemplativen Ordensfrauen. Ein zweiter Teil umschreibt in den Nummern 12-35 zwölf Themen, die der Unterscheidung und der Revision bedürfen. Ein dritter, die allgemeinen Ausführungen abschließender Teil umfasst unter der Überschrift „Das Zeugnis der Nonnen“ die Nummern 36 und 37. Es folgen im vierten Teil in den Artikeln 1-14 die „Abschließenden Verfügungen“, d.h. die eigentlichen Normen. Diese Normen beziehen sich inhaltlich auf die im zweiten Teil angeführten Themen.

Adressatinnen von *Vultum Dei Quaerere* sind die einzelnen Frauenklöster, seien sie kontemplativ oder ganz auf das beschauliche Leben ausgerichtet, seien sie föderiert oder nicht föderiert; darüber hinaus richtet sie sich – wegen der nachfolgenden Normen, die diese zu erlassen hat – an die CIVCSVA.⁸ Auf der Pressekonferenz zur Vorstellung der Apostolischen Konstitution sprach der Sekretär von insgesamt 43546 Ordensfrauen in ca. 4000 Klöstern für die diese gelten würde. Von der geographischen Verteilung her befindet sich fast die Hälfte der Klöster, nämlich 1749, in Westeuropa (Spanien: 850; Italien 523; Frankreich 257, Deutschland: 119), während sich die übrigen Klöster auf die anderen europäischen Länder und die anderen Kontinente verteilen. Die Ordensfrauen gehören ganz unterschiedlichen Orden bzw. Ordensfamilien an: Klarissen, Karmelitinnen, Benediktinerinnen, Zisterzienserinnen, Domini-

kanerinnen, Heimsuchungsschwestern, Augustinerinnen – um nur die mitgliederstärksten zu nennen.⁹ Die rechtliche Organisationsform dieser Gemeinschaften ist gleichfalls sehr divergierend: Es gibt 155 Föderationen, wobei offen bleibt, wie viele der Klöster in diesen zusammengeschlossen sind, 47 Assoziationen, d.h. Zusammenschlüsse, die nicht Föderationen sind, und 5 monastische Kongregationen. Letztere sind gleichfalls Zusammenschlüsse autonomer Klöster, aber sie zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Präsidentin eine größere Autorität als eine Föderationspräsidentin besitzt. Die Präsidentin einer monastischen Kongregation ist Höhere Obere im Sinne von can. 620, 2. Satz CIC¹⁰, was sich praktisch z.B. darin auswirkt, dass sie der Äbtissinnenwahl vorsteht und das Visitationsrecht hat. Dazu kommen ungezählte Klöster, die keinem Verband angeschlossen sind und häufig als „isoliert“ bezeichnet werden, sowie Klöster, die dem korrespondierenden männlichen Orden angeschlossen sind.

Die Apostolische Konstitution ist folglich ein allgemein gehaltenes Dokument, das vielen sehr unterschiedlichen Realitäten des kontemplativen Lebens gerecht werden will. Zudem geht man nicht fehl in der Annahme, dass ein Zweck von *Vultum Dei Quaerere* ist, Abhilfe für die Probleme von kleinen, überalterten Gemeinschaften zu schaffen und diesen zu signalisieren, dass sich die Kirche um sie sorgt und kümmert. Es bleibt abzuwarten, wie die folgende Instruktion der CIVCSVA ihre Bestimmungen einerseits „gemäß den unterschiedlichen monastischen Traditionen und unter Einbeziehung der verschiedenen charismatischen Famili-

en“¹¹ erlassen wird und andererseits Spielraum lässt, dass diese in ihren eigenen Konstitutionen und sonstigen Rechtstexten die ihnen angemessenen Regelungen treffen können.

3. Grundsätzliche Aussagen zum kontemplativen Leben (Teile 1 und 3)

Der erste Teil des Dokumentes beginnt mit einer allgemeinen Hinführung zum Thema, in der das gottgeweihte Leben in der „Suche nach dem Angesicht Gottes“, welche die Geschichte der Menschheit durchziehe, und welche durch die Kraft der Taufe in besonderer Weise zu jedem Christen, jeder Christin und damit auch zu den gottgeweihten Personen, gehöre, verwurzelt wird.¹² Die Form des kontemplativen Lebens ist dann diejenige, in der Menschen – Frauen und Männer – ihr Leben ganz darauf ausrichten, Gottes Angesicht zu suchen und danach verlangen, ihn im Herzen der Welt zu finden und zu betrachten.¹³ Es fällt auf, dass die Apostolische Konstitution so zunächst im kontemplativen Leben eine Lebensform sieht, der sich sowohl Frauen als auch Männer widmen. Ferner sind im gesamten Dokument die Begriffe kontemplatives Leben und monastisches Leben synonym verwandt, wobei eine absolute Gleichsetzung beider Lebensformen nur für das weibliche kontemplative bzw. monastische Leben gilt.¹⁴ Die historische Einordnung dieser Lebensform zieht eine Linie von den gottgeweihten Jungfrauen der alten Kirche hin zu den beiden heute vorliegenden Formen des kontemplativen und des rein kontemplativen Lebens in Gemeinschaft. Die Klausur sei zu dieser Lebensform hinzugekommen, um den Geist



und die rein kontemplative Ausrichtung der Klöster zu schützen. Im Westen habe sich der kontemplative Geist in einer Vielheit der Charismen ausgefaltet, während der Osten eine größere Einheit bewahrt habe.¹⁵

Nach einer Aufzählung der lehramtlichen Dokumente bezüglich des kontemplativen Lebens der Ordensfrauen ab dem Zweiten Vatikanischen Konzil¹⁶, wird auf den Weg, den die Kirche seit dem Konzil genommen habe und die veränderten sozio-kulturellen Bedingungen verwiesen, die eine neue Gesetzgebung notwendig machten. Die raschen geschichtlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte erforderten einen Dialog, wobei die fundamentalen Werte des kontemplativen Lebens zu bewahren seien. Zu diesen Werten werden gezählt: das Schweigen, das aufmerksame Hören, der Ruf zu einem inneren Leben und die Stabilitas. Das kontemplative Leben könne und müsse durch diese Werte eine Herausforderung für die heutige Mentalität sein.¹⁷ In drei Nummern (Nrn. 9-11) wird der Kern des kontemplativen Lebens, welches durch die Liebe zu Christus und der ganzen Menschheit und der beständigen Suche nach dem Angesicht Gottes geprägt sei, umschrieben: Kontemplatives Leben als Beziehungsgeschehen zunächst zwischen Gott und dem/der Einzelnen, aber auch deren Beziehung zur Welt leuchtet hier in verschiedenen Facetten auf. Diese lohnen zweifellos der Betrachtung, können aber an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. Seine Entsprechung findet dies am Ende des lehrhaften Teiles von *Vultum Dei Quaerere* (Nrn. 36-37), in dem die Zeugnishaftigkeit des kontemplativen Lebens betont wird und bekräftigt wird, dass die Welt

dessen bedarf. Auch hierauf kann an dieser Stelle nur verwiesen werden.

Bevor nun im Folgenden die zwölf Themen, die der Unterscheidung bedürfen, und dafür gegebenen neuen Normen vorgestellt werden, seien noch zwei Anmerkungen erlaubt:

(1) Schaut man auf die spirituellen Traditionen, auf die *Vultum Dei Quaerere* zurückgreift, so steht an erster Stelle erwartungsgemäß oder selbstverständlich die Bibel und die Rückbindung des kontemplativen Lebens an diese. Ansonsten wird fünfmal die Regel des heiligen Benedikt zitiert und zwar jeweils bei grundlegenden Aussagen zu einem Thema¹⁸; daneben werden zweimal Franz von Assisi¹⁹ und je einmal Klara von Assisi²⁰, Theresa von Avila²¹ und Dionysius der Kartäuser²² angeführt. Man mag einerseits daraus schließen, dass den Autoren die Benediktsregel nicht fremd war; andererseits mag man fragen, ob und wie sich die unterschiedlichen spirituellen Traditionen innerhalb des kontemplativen Lebens darin dann wiederfinden können.

(2) In den zahlreichen Verweisen, dass das kontemplative Leben, die kontemplativen Ordensfrauen eine Wirkung nach außen haben und zudem für eine solche Sorge tragen sollen²³, sowie in den Hinweisen, dass z.B. weder das Gebet, noch die *lectio*, noch die Arbeit rein auf sich selbst bezogen sein dürfen, sondern stets die ganze Welt, die Menschen in ihren Sorgen und Nöten bzw. die Solidarität mit diesen einbeziehen soll²⁴, kann man unschwer die Handschrift Papst Franziskus erkennen. Eine Kirche, die er sich wünscht, ist eine Kirche, die zu den Menschen und an die Randgebiete²⁵ geht – und das gilt für alle ihre Glieder.

4. Zwölf Themen, die der Unterscheidung und einer Überarbeitung der Normen bedürfen (Teile 2 und 4)

Im Mittelpunkt der Apostolischen Konstitution stehen zwölf Themen, die der Unterscheidung und der Überarbeitung der Normen bedürfen. Diese sind: Ausbildung, Gebet, Zentralität des Wortes Gottes (*lectio divina*), Eucharistie und Bußsakrament, schwesterliches Leben in Gemeinschaft, Autonomie, Förderationen, Klausur, Arbeit, Schweigen, Kommunikationsmittel, Askese. Bis auf eine Ausnahme findet sich zu allen diesen Themen in den abschließenden Verfügungen eine korrespondierende Norm. Wenn diese zwölf Themen im Folgenden vorgestellt werden, so liegt der Schwerpunkt in der Darstellung auf den Normen und weniger auf den im lehrhaften Teil gegebenen Beschreibungen. Dabei muss man sich stets bewusst sein, dass *Vultum Dei Quaerere* eine „Rahmengesetzgebung“ gibt und so in vielem sehr allgemein gehalten ist; es gilt die angekündigte Instruktion der CIVCSVA abzuwarten, um die neue Gesetzgebung in ihrer Gesamtheit zu sehen und beurteilen zu können.

4.1. Ausbildung (Nrn. 13-15 u. Art 3)

Die Apostolische Konstitution unterscheidet drei Arten von Ausbildung: die Anfangsausbildung, die ständige Weiterbildung und die Ausbildung der Ausbilderinnen. Auf alle drei wird sehr viel Wert gelegt, und dies sowohl in der Qualität und als auch in der Quantität. Um beides zu gewährleisten fordert Art. 3 § 1, dass jede Gemeinschaft „durch entsprechende Strukturen“ bei der Erstellung des Planes des Gemeinschafts-

lebens²⁶ besondere Sorgfalt auf die Weiterbildung zu legen hat. Förderationen sollen, so Art. 3 § 2, durch den Austausch von Materialien und die Nutzung digitaler Medien diese Weiterbildung fördern. Eine sorgfältige Auswahl der Ausbilderinnen (Art. 3 § 3) und die Sorge für eine entsprechende Ausbildung dieser betont (Art. 3 § 4). Um Letzteres zu gewährleisten, sollen diese auch Ausbildungskurse außerhalb des eigenen Hauses besuchen. Dafür wird die CIVCSVA eigene Normen erlassen. Große Aufmerksamkeit wird für die geistliche und berufungsmäßige Unterscheidung eingefordert und eine personenbezogene Begleitung der Kandidatinnen erwartet (Art. 3 § 5). Die Normen bestimmen des Weiteren, dass für die Anfangsausbildung ein „großer Zeitraum“ vorzusehen ist. (Art. § 5) Irritierend ist hier, dass im lehrhaften Teil von einem Zeitraum „möglichst nicht weniger als neun und nicht länger als zwölf Jahre“²⁷ bis zur ewigen Profess gesprochen wird. Das wäre eine erhebliche Änderung der gegenwärtigen Rechtslage, die ein Noviziat von mindestens zwölf Monaten und nicht mehr als zwei Jahren vorschreibt (can. 647 §§ 1 u. 3) und für die zeitliche Profess einen Zeitraum von nicht weniger als drei und nicht mehr als sechs Jahren vorsieht (can. 655 CIC), die maximal auf einen Zeitraum von neun Jahren verlängert werden kann. So kommt man, wenn man noch eine Zeit des Postulats voraussetzt, auf maximal (!) zwölf Jahre. Sollte es wirklich der Wille des Gesetzgebers sein, das, was bisher als Höchstfall geregelt war, zum Normalfall machen? Und gälte das dann nur für die kontemplativen Ordensfrauen oder für alle Ordensleute?²⁸ Um es deutlich fest-

zuhalten: *Vultum Dei Quaerere* selber gibt in den abschließenden Verfügungen keine bestimmte Anzahl Jahre vor. Von daher gelten weiter die oben erwähnten Canones des Codex. Es bleibt abzuwarten, ob und wenn ja welche Bestimmungen die Instruktion der CIVCSVA darüber treffen wird.²⁹

Aus westeuropäischer Perspektive mag die eben diskutierte Bestimmung bezüglich der Dauer der Ausbildung schwer nachzuvollziehen sein. Frauen, die ins Kloster eintreten, kommen meist nicht unmittelbar nach der Schulausbildung, sondern sind älter und bringen eine qualifizierte beruflichen oder studienmäßigen Ausbildung und entsprechende Lebenserfahrung mit. Allerdings könnte man gerade für Klöster dieser Länder in Art. 3 § 6 einen sehr ernst zu nehmenden Hinweis des Gesetzgebers sehen: Dieser spricht einerseits mit Wertschätzung von internationalen und multikulturellen Gemeinschaften, sagt aber andererseits, dass „man unbedingt vermeiden [muss], dass Kandidatinnen aus anderen Ländern mit dem einzigen Ziel, das Überleben des Klosters zu sichern, angeworben werden. Um sicherzustellen, dass dies erfüllt wird, sollen Kriterien ausgearbeitet werden.“ (Art.3 § 6) Worauf sich die Kriterien beziehen, bleibt freilich im Dunkeln: auf die potentiellen Kandidatinnen? Auf die Gemeinschaft? Auf beide?

Im letzten Paragraphen von Art. 3, § 7, wird gesagt, dass die Einrichtung gemeinsamer Ausbildungshäuser mehrerer Klöster für die Anfangsausbildung gefördert werden soll. Dies mit dem Ziel, die Qualität der Ausbildung zu gewährleisten. Diese Möglichkeit war grundsätzlich schon in der Apostolischen Konstitution *Sponsa Christi* ge-

geben³⁰, eine Umsetzung erfolgte bisher jedoch wohl nicht auf breiter Basis.

4.2. Gebet (Nrn. 16-17 u. Art 4)

Angesichts der Zentralität des Gebetes im Leben der kontemplativen Ordensfrauen wird in Art. 4 der Normen gefordert, dass die jeweiligen Tagesordnungen daraufhin zu überprüfen sind, ob sie dem entsprechen (Art. 4 § 1), und es ist zu überprüfen, ob die Art und Weise der gemeinschaftlichen Gebete so ist, dass diese „eine lebendige Begegnung mit dem Herrn darstellen“ (Art. 4 § 2).

4.3. Zentralität des Wortes Gottes (Nrn. 19-21 u. Art. 5)

Nach dem Gebet wird das Wort Gottes als Mitte persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens vorgestellt und in den Normen bestimmt, dass die Klöster angemessene Zeiten für die *lectio divina*, d.h. das betende und betrachtende Lesen der Hl. Schrift, vorzusehen haben. Daneben muss jede Gemeinschaft bestimmen, wie die Früchte der Lectio mit anderen – Priestern, Diakonen, Ordensleuten, Laien – geteilt werden können. Dadurch soll ihre Ausstrahlung *ad extra* sichergestellt werden. Offen bleibt in Art. 5, wo die entsprechenden Bestimmungen zu treffen sind: in den Tagesordnungen? In den Usancen bzw. Hausregeln der Klöster? Oder gar – was freilich unwahrscheinlich ist – in den Konstitutionen?

4.4. Die Sakramente der Eucharistie und der Versöhnung

(Nrn. 22-24 u. Art. 6)

Im allgemeinen Teil wird die Eucharistie sehr breit als das vornehmste Mittel der Begegnung mit Christus vorgestellt und zudem die Tradition, die Eucharistiefei-

er mit der eucharistischen Anbetung fortzusetzen, als lobenswert hingestellt. Art. 6 §1 bestimmt dann, dass jedes Kloster, neben der Sorgfalt, die auf die Vorbereitung der Eucharistie angewandt werden soll, angemessene Zeiten für die eucharistische Anbetung in seinem Gemeinschaftsplan vorzusehen hat. Die Möglichkeit, dass die Gläubigen der Umgebung daran teilnehmen, muss gegeben sein.

Auch bei dieser Norm stellt sich aus rechtlicher Perspektive die Frage, wo das festzulegen ist – denn was der „Gemeinschaftsplan“³¹ ist, erschließt sich nicht *per se*, da damit nicht auf eine rechtliche Terminologie zurückgegriffen wird. Dazu kommt, dass die Tradition der eucharistischen Anbetung zwar für nicht wenige Klöster und Ordensfamilien ein kostbarer Schatz ihres Gebetslebens ist, dies jedoch bei weitem nicht für alle gilt. Insofern handelt es sich für die zuletzt genannten Gemeinschaften um eine echte Neuerung, die nicht unbedingt dem eigenen Charisma und den eigenen Traditionen entspricht.³²

Im Hinblick auf das Sakrament der Versöhnung ist dessen häufige Feier – sei es persönlich, sei es in Gemeinschaft – angeraten und dies gleichfalls mit dem Ziel, die dort erfahrene Begegnung mit dem barmherzigen Vater an andere weiterzugeben. Unklar bleibt, was mit der gemeinschaftlichen Feier des Sakramentes der Versöhnung gemeint ist (Nr. 23) – denn die Feier des Sakramentes kann nur persönlich geschehen. Wahrscheinlich ist das gemeint, was früher häufig die „Schuldkapitel“ der Gemeinschaften waren und heute vielfältige Formen der (nicht sakramentalen) Versöhnungsfeiern angenommen hat. Der

normative Teil weist in Art. 6 § 2 lediglich darauf hin, dass die Auswahl der Kapläne, Beichtväter und Spirituale sorgfältig und unter Berücksichtigung des je eigenen Charismas zu geschehen hat.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

4.5. Schwesterliches Leben in Gemeinschaft³³ (Nrn. 24–27 u. Art. 7)

Der lehrhafte Teil der Apostolischen Konstitution stellt das schwesterliche Leben als wesentlich für das monastische Leben aus dem Blickwinkel der Gemeinschaft und der einzelnen Schwester vor und unterstreicht dessen besondere Zeugnishaftigkeit in heutiger Zeit. Dagegen richtet sich Art. 7 des normativen Teiles an diejenigen, die den Dienst der Leitung innehaben und weist sie auf ihre besondere Verantwortung dafür hin (Art. 7 § 1). Ihnen ist die Sorge für eine offene Atmosphäre, eine offene Kommunikationsstruktur innerhalb der Gemeinschaft aufgetragen. In Art. 7 § 2 ist wiederum vom „gemeinschaftlichen Plan“ die Rede, der die Gaben der Einzelnen annehmen und fördern soll.

4.6. Autonomie (Nrn. 28–29 u. Art.8)

Mit dem Thema Autonomie und dem daran anschließenden Thema der Föderationen werden die Gebiete angesprochen, auf denen *Vultum Dei Quaerere* gewichtige Neuerungen bringt.

Autonomie wird in Nr. 28 als ein Mittel vorgestellt, das kontemplative Leben zu stützen und zu schützen. Dies dürfe aber nicht totale Unabhängigkeit oder Isolation bedeuten. Ebenso wird vor der Krankheit der Selbstbezogenheit gewarnt. Stattdessen soll der Wert der Gemeinschaft zwischen verschiedenen Klöstern gepflegt werden, als ein Weg, der in die Zukunft führt und die Werte, die die Autonomie schützen will, den heutigen Gegebenheiten anpasst. Art. 8 § 1 der Normen verlangt dann, dass einer rechtlichen Autonomie eine wirkliche Autonomie des Lebens entsprechen muss. Für diese werden folgende Kriterien aufgestellt:

- eine (durchaus auch geringe) Anzahl von Schwestern, deren Mehrheit nicht im fortgeschrittenen Alter ist
- die notwendige Lebendigkeit, das Charisma zu leben und weitergeben zu können
- die Fähigkeit zur Ausbildung und Leitung
- die Würde und die Qualität des liturgischen, schwesterlichen und geistlichen Lebens muss gewährleistet sein
- eine Bedeutsamkeit für und die Eingliederung in die Ortskirche müssen gegeben sein
- der Lebensunterhalt muss gesichert sein
- die Klostergebäude müssen angemessen sein

Sollten die Kriterien nicht erfüllt werden (wobei sie in ihrer Gesamtheit und in Zusammenschau zu beurteilen sind) prüft nach Art. 8 § 2 die CIVCSVA, ob eine *ad hoc* Kommission einzusetzen ist, die das Ziel hat, einen Begleitprozess zur Revitalisierung in Gang zu setzen oder aber den Prozess der Schließung der Gemeinschaft einzuleiten. Al-

ternativ dazu kann es nach Art. 8 § 3 zur Affiliation an ein anderes Kloster kommen oder im Falle eines föderierten Klosters, kann dieses direkt der Präsidentin und ihrem Rat unterstellt werden. Die letzte Entscheidung darüber, was mit einer Gemeinschaft geschieht, liegt immer in Händen der CIVCSVA.

Die genannte *ad hoc* Kommission besteht aus:

- dem Ordinarius (d.h. Bischof oder Regularoberer [= Oberer aus dem männlichen Zweig des Ordens])
- der Präsidentin der Föderation
- dem „Assistente Federale“
- der Äbtissin/Priorin des Klosters

Der aufgeführte Kriterienkatalog im Hinblick auf eine „wirkliche Autonomie des Lebens“ stellt zweifelsohne ein hilfreiches und weiterführendes Instrumentarium für die Gemeinschaften selber und für diejenigen, die möglicherweise von außen mit der Frage der Zukunftsfähigkeit dieser befasst sind, dar. Die einzusetzende *ad hoc* Kommission nimmt einen bestimmten Personenkreis in die Pflicht, sich einer Gemeinschaft anzunehmen, die alleine dazu nicht mehr in der Lage ist, bzw. mit ihrer Situation überfordert ist. Die Äbtissin bzw. Priorin der Gemeinschaft ist Teil dieser Gruppe. Allerdings setzt die *ad hoc* Kommission bereits voraus, dass das Kloster einer Föderation angehört. Was ist aber mit den Gemeinschaften, die (noch) keiner Föderation angehören und aktuell den Erfordernissen für eine wirkliche Autonomie des Lebens nicht mehr gerecht werden können? Und wer vertritt die Gemeinschaft in der Kommission, wenn niemand mehr in der Lage ist, den Dienst der Leitung zu erfüllen? Des Weiteren ist unklar, wer sich hinter dem Begriff „assistente federale“

verbirgt: Ist damit der „assistens religiosus“ gemeint, der vom Hl. Stuhl nach dem derzeit geltenden Recht für die einzelnen Föderationen ernannt wird? Oder ist damit eine weitere Vertreterin der Föderationen gemeint? Der im Italienischen geschlechtsneutrale Begriff „assistente“ wird in den verschiedenen Übersetzungen unterschiedlich wiedergegeben: Im Deutschen wird „Assistentin der Föderation“ übersetzt und im Englischen heißt es „a representative of the federation“, was beides für die zweite der oben genannten Möglichkeiten spricht. Die französische, portugiesische und spanische Übersetzung spricht jeweils in der männlichen Form vom „Assistenten“, was auf die erste Möglichkeit schließen lässt.

4.7. Föderationen (Nr. 30 u. Art. 9)

Programmatisch stellt *Vultum Dei Quaerere* Nr. 30 fest: „Die Föderation ist eine wichtige Struktur der Gemeinschaft zwischen Klöstern, die das gleiche Charisma teilen, damit sie nicht isoliert bleiben.“ Ihr Zweck ist die Förderung des kontemplativen Lebens. Dies kann geschehen durch Hilfe bei der Aus- und Weiterbildung und/oder in Bezug auf ganz konkrete Bedürfnisse, sowie durch den Austausch von Nonnen und dem Teilen von materiellen Gütern. Während der allgemeine Teil noch schreibt, dass im Hinblick auf diese Zwecke die Föderationen gefördert und vermehrt werden sollen, legt Art. 9 § 1 des normativen Teiles fest, dass alle Klöster einer Föderation anzugehören haben.³⁵ Ausnahmen können allein vom Hl. Stuhl beim Vorliegen besonderer Gründe und eines entsprechenden Kapitelsbeschlusses gewährt werden. Art. 9 § 2 bestimmt, dass Föderationen nicht mehr – wie bisher –

nur auf geographischer Basis, sondern auch aufgrund einer Ähnlichkeit des Geistes und der Traditionen gebildet werden können. Die CIVCSVA wird Bestimmungen erlassen, wie das zu geschehen hat. Art. 9 § 3 sieht vor, dass die Föderationen so strukturiert werden sollen, dass die genannten Ziele (gegenseitige Hilfe in der Ausbildung, Austausch von Nonnen, Teilen von Gütern) ermöglicht werden. Auch gilt es, die Kompetenzen der Präsidentin und ihres Rates festzulegen. Letzteres wird gleichfalls durch die entsprechenden Normen der CIVCSVA geschehen. Die Wichtigkeit des letzten Punktes hat der Sekretär auf der Pressekonferenz zur Vorstellung von *Vultum Dei Quaerere* eigens betont.³⁶ Art. 9 § 4 schließlich bestimmt, dass die Assoziierung / der Anschluss, auch rechtlicher Art, an den korrespondieren männlichen Orden gefördert wird. Auch Konföderationen und internationale Kommissionen aus verschiedenen Orden sollen gefördert werden – immer mit von der CIVCSVA approbierten Statuten.

Hier stellt sich die Frage, was unter einem „auch rechtlichen – Anschluss an die Klöster des entsprechenden Männerordens“ gemeint ist. Ist dies für das einzelne Kloster gedacht und soll/kann ein solcher Anschluss so gestaltet sein, dass er die Mitgliedschaft in einer Föderation ersetzt? Oder ist der Anschluss einer ganzen Föderation gemeint? Und: sollte der Anschluss so sein, dass er die Autonomie eines Nonnenklosters zugunsten einer rechtlichen Unterordnung unter den männlichen Ordenszweig aufgibt, dann wäre dies *Verbi Sponsa* gegenüber nicht anders als ein Rückschritt zu betrachten, hatte diese Instruktion 1999 doch gesagt: „Aus der

neuen Sicht und Perspektive, in der die Kirche heute die Rolle und die Präsenz der Frau sieht, gilt es, die – wenn noch vorhandene – Form jenes Rechtsschutzes seitens der Männerorden und der Ordensoberen zu überwinden, welche die Autonomie der Nonnenklöster in der Tat einschränken kann.³⁷

Die mit Art. 9 gegebene Föderationspflicht und die angekündigten Normen zu deren Umsetzung bringen zweifellos für alle kontemplativen Frauengemeinschaften Änderungen in ihrer gegenwärtigen rechtlichen Struktur mit sich.

(1) Die bereits bestehenden Föderationen werden ihre Statuten anpassen müssen.

(2) Für die bislang nicht förderierten Klöster gibt es hingegen verschiedene Möglichkeiten – die jeweils innerhalb einer Ordensfamilie zu betrachten sind: mehrere Klöster können sich zu einer neuen Föderation zusammenschließen

- ein Kloster kann sich einer bestehenden Föderation anschließen
- ein Kloster kann sich an eine der wenigen bisher existierenden monastischen (Frauen-) Kongregationen anschließen³⁸
- ein Kloster kann sich an einen männlichen Verband/Kloster so anschließen, dass der Obere des Verbandes Höherer Obere gem. can. 620 CIC ist³⁹

Es bleibt abzuwarten, ob die Instruktion der CIVCSVA neben einem neuen „Föderationsmodell“ auch die Möglichkeit offen hält, neue monastische Kongregationen zu bilden. Da in den letzten Jahren von der CIVCSVA zu einer solchen Kongregationsbildung von Seiten der Frauen stets ermutigt wurde, ist das Fehlen der Begrifflichkeit in *Vultum Dei Quaerere* verwunderlich, ja bedauerlich;

andererseits besteht eine gewisse Hoffnung, dass die Möglichkeit mit intendiert ist und die neue Instruktion der CIVCSVA das berücksichtigen wird.

4.8. Klausur (Nr. 31 u. Art. 10)

Für den Themenbereich Klausur gilt wie für die beiden vorigen Themen, dass die gegenwärtige Rechtslage durch *Vultum Dei Quaerere* verändert wird. Jedoch ist die mit Nr. 31 im allgemeinen Teil und dann mit Art. 10 in den Normen gegebene Rahmengesetzgebung so gefasst, dass sie unmittelbar anwendbar ist. Bemerkenswert ist zum einen, dass es gelungen ist, sehr kurz und knapp und erfreulich nüchtern den Wert der Klausur für das Leben der kontemplativen Ordensfrauen zu charakterisieren. Sie wird als deren besonderer Ausdruck der für alle Ordensleute notwendigen Absonderung von der Welt bezeichnet. Die Klausur ist – und hier wird das nachsynodale Schreiben *Vita Consecrata* zitiert – „Zeichen der ausschließlichen Vereinigung der bräutlichen Kirche mit dem über alles geliebten Herrn.“⁴⁰ Zum anderen wird festgehalten, dass es als eine Bereicherung und nicht als ein Hindernis der Gemeinschaft angesehen werden soll, wenn innerhalb eines Ordens verschiedene Formen der Klausur gelebt werden.⁴¹

Es erfolgt dann – und zwar immer noch im allgemeinen Teil – eine deutliche Modifizierung der bisherigen in can. 667 CIC gegebene Klausurregelung.

Zur Erinnerung: can. 667 CIC sieht in § 1 eine allgemeine Klausur vor, die in allen Niederlassungen von Ordensleuten einzuhalten ist. Sie besagt, dass ein bestimmter Teil der Ordensniederlassung ausschließlich den Mitgliedern vorzubehalten ist. Can. 667 § 2 be-

stimmt, dass in Klöstern (von Frauen und Männern) die auf das beschauliche Leben ausgerichtet sind, eine strengere Form der Klausur einzuhalten ist. Weiter spezifiziert ist diese nicht. Can. 667 § 3 richtet sich an Nonnenklöster, die ganz auf das beschauliche Leben ausgerichtet sind und unterscheidet für diese a) die päpstliche Klausur, d.h. eine Klausur, die sich nach den vom Hl. Stuhl gegebenen Normen richtet, und b) eine konstitutionelle Klausur, die in eigenen Konstitutionen festzulegen ist.

Vultum Dei Quaerere Nr. 31 nimmt nun eine neue Einteilung der Klausurformen vor, indem dort neben einer allgemeinen Klausur, die allen Ordensinstituten gemein ist, drei unterschiedliche Arten der Klausur für die Gemeinschaften kontemplativen Lebens vorgesehen werden. Diese sind:

- die päpstliche Klausur, die sich nach den vom Heiligen Stuhl erlassenen Normen richtet und äußere Apostolatsaufgaben ausschließt;
- die konstitutionelle Klausur, die in den Konstitutionen niederzulegen ist;
- die monastische Klausur⁴², die einerseits eine strengere Ordnung gegenüber der allgemeinen Klausur bewahrt, aber neben der Aufgabe des Gottesdienstes, weiterreichende Formen der Aufnahme und Gastfreundschaft verbindet. Da diese Klausur auch „gemäß den eigenen Konstitutionen“ zu gestalten ist, handelt es sich rechtlich gesehen um eine spezielle Form der konstitutionellen Klausur.

Art. 10 der Normen bestimmt nun, dass jedes Kloster die Möglichkeit hat, nach einem Unterscheidungsprozess und unter Berücksichtigung der eigenen Tradi-

tionen die Form der Klausur anzunehmen, die es ergreifen will. Sollte es sich um eine andere als die bisherige handeln, so ist dies beim Heiligen Stuhl zu erbitten.

Das heißt konkret, dass es Gemeinschaften, die ihre derzeitige Klausurform nicht mit der Realität ihres Lebens, ihrer Dienste, in Übereinstimmung sehen, die Möglichkeit haben, eine anderen Form anzunehmen. So kann z.B. ein Kloster, das bisher der päpstlichen Klausur gefolgt ist, nun die konstitutionelle Klausur annehmen (und umgekehrt). Freilich soll man dann dafür Sorge tragen, entsprechend zu leben (Art. 10 § 2).

Es ist davon auszugehen, dass die Instruktion der CIVCSVA die neuen Normen für die päpstliche Klausur umfassen wird, auch wenn das an dieser Stelle nicht ausdrücklich gesagt ist.

4.9. Arbeit (Nr. 32 u. Art. 11)

Im Bezug auf die Arbeit ist es gleichfalls zunächst der lehrhafte Teil von *Vultum Dei Quaerere*, der neue Akzente setzt, in dem er die Arbeit als Teilnahme am Schöpfungswerk Gottes qualifiziert und als Mittel der Solidarität mit den Armen, die ohne Arbeit nicht leben können.⁴³ Ferner wird gesagt, dass das benediktinische Motto *ora et labora* Anleitung für die Suche nach dem rechten Gleichgewicht im Alltagsleben sein könne. Art. 11 § 1 der Normen hält die Pflicht zur Arbeit für alle Gemeinschaften fest, auch wenn diese Einkünfte aus anderen Quellen haben. Und als Ziele der Arbeit werden in Art. 11 § 2 zum einen die Sicherung eines würdigen Lebensunterhaltes und zum anderen die Unterstützung der Armen und bedürftiger Klöster genannt.

4.10. Stille (Nr. 33 u. Art. 12)

Dem Wert der Stille für das kontemplative Leben, in Nr. 33 breit beschrieben, soll nach Art. 12 dadurch Rechnung getragen werden, dass in der Tagesordnung des Klosters angemessene Zeiten der Stille vorzusehen sind.

4.11. Moderne Kommunikationsmittel (Nr. 34)

Den modernen Kommunikationsmitteln und die durch sie veränderte Kultur lassen auch die kontemplativen Gemeinschaften nicht unberührt. Den Chancen und Gefahren, die damit verbunden sind, widmet die Apostolische Konstitution einen eigenen, klug und abwägend formulierten Abschnitt. Von Klugheit und Realismus angesichts des so raschen Wandels auf diesem Gebiet zeugt gleichfalls, dass der normative Teil das Thema nicht behandelt.

4.12. Askese (Nr. 35 u. Art. 13)

Das letzte der Themen, die der Unterscheidung und einer Überarbeitung der Normen bedürfen, ist die Askese. Hierzu wird in Art. 13 bestimmt, dass jedes Kloster in seinem Gemeinschaftsplan geeignete Mittel vorsehen soll, damit das asketische Bemühen des monastischen Lebens zum Ausdruck kommt. Ziel ist dabei, dieses prophetischer und glaubwürdiger zu machen.

4.13. Schluss des normativen Teiles (Art. 14)

Zum Schluss des normativen Teiles wird in Art. 14 § 1 nochmal darauf hingewiesen, dass die CIVCSVA eine neue Instruktion zu den vorgenannten Themen erlassen wird. Dazu war bereits in Art. 3 gesagt worden, dass diese die unterschiedlichen monastischen Tradi-

tionen und verschiedenen charismatischen Familien beachten würde. Art. 14 § 2 bestimmt dann, dass die Klöster ihre Konstitutionen und Regelungen daran anzupassen haben und dem Hl. Stuhl zur Approbation vorzulegen haben.

5. Abschließende Bemerkungen

Mit der Apostolischen Konstitution hat Papst Franziskus die Gesetzgebung für die kontemplativen Ordensfrauen zweifellos auf eine neue Grundlage gestellt. Betrachtet man das Dokument abschließend nochmals in seiner Gesamtheit, so ist zunächst die darin zum Ausdruck kommende hohe Wertschätzung für das kontemplative Leben der Ordensfrauen und die Sorge darum, dies auf Zukunft hin zu stärken, zu würdigen. Mit der historischen Verankerung dieses Lebens in den gottgeweihten Jungfrauen der alten Kirche, der Gleichsetzung von weiblichen kontemplativen Leben und weiblichem monastischen Leben und mit der Zweiteilung in kontemplatives und gänzlich auf Kontemplation ausgerichtetes Leben ist *Vultum Dei Quaerere* jedoch nur bedingt in der Lage, die unterschiedlichen Traditionen näher in den Blick zu nehmen und in ihrer Eigenständigkeit und ihrem je eigenen historischen Entstehungskontext und den heute zum Teil sehr unterschiedlichen Realitäten zu würdigen. Die zwölf Themen, die der Unterscheidung und der Überarbeitung der Normen bedürfen, behandeln wichtige und grundsätzliche Elemente des kontemplativen Lebens, ja des Ordenslebens schlechthin. Vieles, was dort gesagt wird, wird von vielen Gemeinschaften im Alltag gelebt und diese können sich in ihrem Tun gestärkt und bestätigt fühlen, bzw. auf-

gefordert sehen, dies neu zu akzentuieren – zu denken ist hier z.B. an alles was über das Gebet, die Zeiten der Stille, die *lectio divina* gesagt ist. Bezüglich der Themen Autonomie, Föderationen, Klausur und (in geringerem Maße) Ausbildung⁴⁴ kommen Veränderung auf die Gemeinschaften zu, die bei den einen größer, bei den anderen kleiner ausfallen werden, aber grundsätzlich alle beschäftigen werden. Die Kriterien für eine echte Autonomie des Lebens stellen für die Klöster sicherlich Chance und Herausforderung in der Selbstreflexion dar. Das gleiche gilt für den geforderten Unterscheidungsprozess zur Klausur und der möglicherweise daraus resultierenden Änderung der Klausurart. Föderationen, die bisher freiwillig waren, sind nun obligatorisch, d.h. die Gemeinschaften, die bisher keiner Föderation (oder Kongregation) angehören, werden sich auf diesen Weg begeben müssen, indem sie sich entweder mit anderen neu zusammenschließen oder einer bestehenden Föderation beitreten. Die existierenden Föderationen werden ihre Statuten anpassen müssen und gegebenenfalls neue Mitglieder aus dem Kreis der bisher nicht föderierten Klöster aufnehmen.

In all dem gilt es aber zunächst, die angekündigte Instruktion der CIVCSVA abzuwarten, mit deren Erscheinen wohl nicht mehr in diesem Jahr zu rechnen ist.⁴⁵ Es bleibt zu hoffen, dass diese – wie oben bereits gesagt – ihre Regelungen einerseits „gemäß den unterschiedlichen monastischen Traditionen und unter Einbeziehung der verschiedenen charismatischen Familien“⁴⁶ erlassen wird und andererseits zugleich so offen bleibt, dass diese in ihren eigenen Konstitutionen und sonstigen Rechtstexten

die ihnen angemessenen Regelungen treffen können.

.....

- 1 Der offizielle Text der Konstitution ist der italienische; auf der Website des Vatikan sind bisher je eine arabische, englische, französische, portugiesische, spanische und deutsche Übersetzung veröffentlicht worden. URL: http://w2.vatican.va/content/francesco/de/apost_constitutions.index.html. Aufruf vom 04.09.2016. Letztere ist in diesem Heft auf S. 449-488 dokumentiert. Ein Vergleich der Übersetzungen mit dem Original und untereinander lässt jedoch manche Unklarheiten und Fragen im Text offen, bzw. ist die Übersetzung nicht immer korrekt. Vultum Dei Quaerere im Folgenden: VDQ.
- 2 Der Abkürzung CIVCSVA liegt der lateinische Name der Kongregation zugrunde: Congregatio pro Institutis vitae consecratae et Societatibus vitae apostolicae; die deutsche Abkürzung, die im Text von Vultum Dei Quaerere verwandt wird (KIGLGAL) ist eher ungebräuchlich.
- 3 Pius XII., Apostolische Konstitution *Sponsa Christi*, 21.11.1950, in: AAS 43 (1951) 5-24. Deutsche Übersetzung: Die Apostolische Konstitution *Sponsa Christi* und die Instruktion *Inter praeclara* der Hl. Religiösenkongregation, Freiburg (CH), o.J.
- 4 Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens, *Verbi Sponsa*, Instruktion über das kontemplative Leben und die Klausur der Nonnen, 13.05.1999. Veröffentlicht in: EV 17, 1806-1895. Auf Deutsch nur auf der Website des Vatikans: URL: http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/ccsclife/documents/rc_con_ccsclife_doc_13051999_verbi-sponsa_ge.html. Aufruf vom 27.12.2014.
- 5 Vollständiges Video der Pressekonferenz (italienisch): URL: <https://www.youtube.com/watch?v=XAFq-HZtb4>. Aufruf vom 06.08.2016. Der Text sowie eine Zusammenfassung des vom Sekretär Vorgetragene-

- nen auf Englisch: URL: <http://press.vatican.va/content/salastampa/en/bollettino/pubblico/2016/07/22/160722c.html>. Aufruf vom 11.08.2016.
- 6 Das meint das, was Sponsa Christi unter die „Statuta Generalium Monialium“ fasst.
- 7 VDQ, Art. 1.
- 8 VDQ, Art. 2 § 1.
- 9 Eine genaue Auflistung aller Institute von Ordensfrauen mit autonomen Häusern und die dazugehörenden Zahlen bietet das *Annuario Pontificio* 2016, S. 1479-1481.
- 10 Can. 620 CIC: „Höhere Obere sind jene, die ein ganzes Institut oder eine Provinz oder einen ihr gleichgestellten Teil desselben oder eine rechtlich selbständige Niederlassung leiten; desgleichen deren Stellvertreter. Dazu kommen der Abtprimas und *der Obere einer monastischen Kongregation, die jedoch nicht die ganze Vollmacht haben, die das allgemeine Recht den höheren Oberen zuteilt*.“ (Hervorhebung nicht im Original.)
- 11 VDQ, Art. 2 § 3.
- 12 VDQ, Nr. 1
- 13 VDQ, Nr. 2-3
- 14 Auf Nachfrage hat der Sekretär der Kongregation auf der Pressekonferenz gesagt, dass das Dokument nicht das monastische Leben der Männer betreffe, „weil die beiden Formen des monastischen Lebens ziemlich verschieden sind.“ („Perché le due forme di vita monastica sono assai diverse.“ [Eigene Übersetzung]). Auch wenn die wesentlichen Elemente die gleichen sein müssten, sei die Art und Weise des Lebens doch unterschiedlich.
- 15 VDQ, Nr. 5.
- 16 VDQ, Nr. 7. Als erstes werden die dogmatische Konstitution über die Kirche, *Lumen Gentium*, und das Dekret zur Erneuerung des Ordenslebens, *Perfectae Caritatis*, des II. Vatikanischen Konzils genannt. Es folgen: das nachsynodale Schreiben *Vita Consecrata* Johannes Pauls II. (1996), die Richtlinien der CIVCSVA *Potissimum Institutionis* (1990); das interdikasterielle Dokument *Sviluppi* (1992), der Katechismus der katholischen Kirche (1992), die Instruktionen der CIVCSVA *Congregavit nos* (1994), *Verbi Sponsa* (1999) und *Ripartire da Cristo* (2002). Ein Artikel von Patricia Rumsey [(Sr Francisca), Äbtissin eines Klarissenklosters im Norden von London], würdigt positiv, dass *Venite Seorsum* (1969), die seinerseits mit Enttäuschung aufgenommene nachkonziliare Instruktion über das beschauliche Leben und die Klausur der Nonnenklöster, nicht erwähnt ist. Vgl. Patricia RUMSEY, *Vultum Dei Quaerere: Sisters doing it for themselves*, in: *The Tablet*, 03.08.2016.
- 17 VDQ, Art. 8. Die letzten beiden Sätze dieser Nummer sind ein Beispiel dafür, dass die Übersetzung leider teilweise fehlerhaft ist. Der italienische Text lautet: „Questo tempo ha visto un rapido progresso della storia umana: con essa è opportuno interessere un dialogo che però *salvaguardi i valori fondamentali su cui è fondata la vita contemplativa*, la quale, attraverso le sue istanze di silenzio, di ascolto, di richiamo all’interiorità, di stabilità, può e deve costituire una sfida per la mentalità di oggi.“ Deutsche Übersetzung: „In diesen letzten Jahrzehnten haben wir rasche geschichtliche Veränderungen erlebt, die einen Dialog erforderlich machen. Durch diese Werte – das Schweigen, das Hinhören, den Verweis auf die Innerlichkeit und die Stabilität – kann und muss das kontemplative Leben eine Herausforderung für die heutige Mentalität sein.“ Der im Italienischen hervorgehobene Satzteil, der neben dem Dialog das Bewahren der fundamentalen Werte, auf die das kontemplative Leben gründet, anmahnt, ist in der deutschen Übersetzung ausgelassen.
- 18 In Nr. 3 wird im Zusammenhang mit Suche nach Gott RB 58, 7 („ob er wahrhaft Gott sucht“) zitiert; in Nr. 17, die vom gemeinschaftlichen und persönlichen Gebet handelt, RB 43, 3 („dem Gottesdienst nichts vorziehen“); in Nr. 19, die von der Zentralität des Wortes Gottes handelt, RB 4, 55 („heilige Lesungen gern hören“); in Nr. 27 wird im Kontext des gemeinschaftli-

- chen Lebens RB 4, 70-71 („die Älteren ehren, die Jüngeren lieben“) zitiert; in Nr. 32 wird auf den Grundsatz *ora et labora* verwiesen.
- 19 VDQ, Nr. 9 zitiert den Lobpreis Gottes und Nr. 10 den Sonnengesang. (Fußnoten 28 u. 31)
- 20 VDQ, Nr. 9, Fußnote 27.
- 21 VDQ Nr. 9 zitiert ihr Diktum „solo Dios basta“. (Fußnote 29).
- 22 VDQ Nr. 30, Fußnote 30.
- 23 Vgl. z.B. VDQ, Nr. 21 i.V.m. Art. 5 § 2.
- 24 Vgl. VDQ, Nrn. 16; 21; 32.
- 25 Vgl. Predigt von Papst Franziskus am Gründonnerstag, 28.03.2013. URL: http://w2.vatican.va/content/francesco/de/homilies/2013/documents/papa-francesco_20130328_messa-crismale.html. Aufruf vom 16.09.2016. Diesen Aspekt hat Sr. Emmanuela Kolhaas OSB betont. Vgl. „Kein Rückzug auf sich selbst. Papst erlässt neue Vorschriften für kontemplative Frauenorden“, in: Osnabrücker Kirchenbote vom 14.08.2016.
- 26 Zum „Plan des Gemeinschaftslebens“ siehe das unter 4.4. Gesagte.
- 27 VDQ, Nr. 15.
- 28 VDQ, Art. 1 bestimmt, dass die Apostolische Konstitution „die Canones, die teilweise irgendeinem Artikel der vorliegenden Konstitution direkt entgegengesetzt sind“ aufhebt.
- 29 In einem Gespräch mit einem Mitarbeiter der CIVCSVA, der selber nicht an der Ausarbeitung von VDQ beteiligt war, zeigte dieser sich gleichfalls überrascht über einen Mindestzeitraum 9-12 Jahre und äußerte die Vermutung, es könne sich um einen Tippfehler handeln. Gespräch mit F. Henry Lemoncelli OMI, 08.09.2016.
- 30 Sponsa Christi, Art. VII, 3.
- 31 Im Italienischen steht hier „proprio progetto comunitario e fraterno“.
- 32 Es kann sich die Frage stellen, inwiefern VDQ, Art. 6 § 1 hier in Widerspruch zu can. 578 CIC steht. Es ist wohl nicht davon auszugehen, dass der Gesetzgeber diesen grundlegenden Kanon zur klösterlichen Autonomie aufheben will.
- 33 Es ist erfreulich, dass die offizielle Übersetzung des Vatikan „Vita fraterna“ in einem an Ordensfrauen gerichteten Dokument mit „schwesterliches Leben“ wiedergibt.
- 34 Französisch: „l'Assistant fédéral“; Portugiesisch: „o Assistente federal“; Spanisch: „el Asistente federal“.
- 35 Das Italienische „inizialmente“ ist in diesem Fall mit „zunächst einmal“ im Sinne von „normalerweise“ zu übersetzen, und nicht wie es die offizielle Übersetzung angibt mit „anfangs“. Das ergibt sich m.E. aus dem Kontext und im Vergleich mit den anderen Übersetzungen.
- 36 Vgl. FN 6.
- 37 Verbi Sponsa, Nr. 26.
- 38 Der Verfasserin sind aus dem benediktinischen Bereich derzeit vier solcher Kongregationen bekannt: die Kongregation Regina Apostolorum, die Kongregation Immaculatae Conceptionis B.M.V. in Polonia, die Kongregation Vita et Pax und die Kongregation Domino Nostrae a Calvario. Im Bereich der Klarissen und der Karmelittinnen ist die rechtliche Struktur einer monastischen Kongregation nicht bekannt. Inwiefern sie in anderen Traditionen vorhanden sind, muss an dieser Stelle offen bleiben.
- 39 Das wäre der Fall, wenn ein benediktinisches Frauenkloster sich z. B. der Beuroner Kongregation, die ja bereits aggregierte Frauenklöster hat, anschließen würde.
- 40 Vita Consecrata, Nr. 59.
- 41 Zum Beleg dieser Aussage wird eine Intervention des damaligen Weihbischofs von Buenos Aires, Jose Maria Bergoglio, auf der Bischofssynode zum Ordensleben 1994 angegeben. Vgl. VDQ, Fußnote 77.
- 42 Der Begriff monastische Klausur (*clausura monastica*) wurde Ende der 1980er Jahre von Seiten italienischer Benediktinerinnen aufgebracht. Er sollte dazu dienen, das Charisma ihres Lebens im Unterschied zu dem der Nonnenklöster mit päpstlicher

Klausur und den Klöstern mit konstitutioneller Klausur zum Ausdruck zu bringen. Dies insbesondere wegen der Bedeutung, die die Gastfreundschaft für das benediktinische Leben hat. 1992 wurden erstmals Konstitutionen für eine italienische Nonnenföderation approbiert, die diesen Begriff enthielten. In einem kirchamtlichen Text wurde der Begriff 1995 aufgenommen, denn das nachsynodale Apostolische Schreiben *Vita Consecrata* von 1995 spricht in Nr. 59 von der „Klausur in den verschiedenen Formen und Stufen – von der päpstlichen und der konstitutionsmäßigen bis hin zur monastischen Klausur“, allerdings ohne diese weiter zu bestimmen. In die Instruktion *Verbi Sponsa* wurde der Begriff 1999 nicht aufgenommen.

43 *Sponsa Christi* bezeichnete die Arbeit als eine Pflicht der Buße und Sühne und als Mittel, die Seele gegen Gefahren zu wappnen und sich zur Höhe zu erheben. Vgl. *Sponsa Christi* (wie FN 3), S. 51.

44 Das ist zumindest der Eindruck, der entsteht, wenn man sich im deutschen Kontext umschaute, in dem Vieles, was Art. 3 fordert, doch schon verwirklicht ist.

45 Genaue Voraussagen sind nicht möglich. „Man hört aus Rom“, dass dies noch 7-9 Monate dauern wird.

46 VDQ, Art. 2 § 3.

Aus Rom und dem Vatikan

Ordensleute gegen Menschenhandel

Ein Netzwerk europäischer Ordensleute gegen Menschenhandel und Ausbeutung (Religious in Europe Networking Against Trafficking and Exploitation, RENATE) ist Mitte November 2016 zu einer Tagung in Rom zusammengekommen. Thema war vor allem die Versklavung von hauptsächlich weiblichen Opfern in Prostitution und ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen. An dem Treffen nahmen 130 Delegierte aus 27 Ländern teil. Auch eine Audienz bei Papst Franziskus stand auf der Tagesordnung. Das Netzwerk der Ordensleute unterhält sowohl Kontakte zu vatikanischen Arbeitsgruppen wie zu entsprechenden Stellen bei der EU und nationalen Regierungen. In den jeweiligen Ländern sind die Gruppen in der psychosozialen Betreuung von Opfern sowie in deren Ausbildung tätig. Sie helfen Betroffenen auch bei einer Rückkehr in die Heimat. Laut Sprecherin Anne Kelleher suchen die Initiativen jeweils auch die Kooperation mit nationalen Grenzschutz- und Einwanderungsbehörden. (kna)

Jesuiten wollen Flüchtlingshilfe und Friedensarbeit stärken

Die Jesuiten sollen sich nach dem Willen ihres neuen Generaloberen verstärkt auf Flüchtlingshilfe und Friedensarbeit konzentrieren. Weitere zentrale Anliegen sollen die Armutsbekämpfung und

der interreligiöse Dialog sein, wie der Venezolaner P. Arturo Sosa Abascal SJ in seiner ersten Pressekonferenz in Rom sagte. Um die Welt zu verbessern, reiche jedoch der Glaube allein nicht aus. Nötig sei auch „intellektueller Tiefgang“. Dieser dürfe allerdings kein Selbstzweck sein. „Wir wollen unsere Mauern nicht mit Akademikern füllen, sondern der Kirche gut dienen“, so Sosa. (kna)

Papst empfängt Pallottiner

Papst Franziskus hat am 7. November die Delegierten Generalversammlung des Pallottinerordens im Vatikan empfangen. In seiner Ansprache würdigte er den Ordensgründer, den heiligen Vinzenz Pallotti (1795-1850), als „Leuchtturm und Inspirator der Kirche“. Zugleich lobte er die enge Zusammenarbeit von Laien und Priestern in der „Vereinigung des katholischen Apostolats“. Dieser von Pallotti gegründete Zusammenschluss biete viel Raum und öffne neue Horizonte, sagte der Papst. Dies müsse genutzt werden, um den Glauben „mit erneuertem Schwung“ wiederzubeleben. Adressaten sollten vor allem die schwächsten Glieder der Gesellschaft sein. Die bis heute bestehende Vereinigung von Laien und Priestern bildete die Keimzelle für den männlichen und weiblichen Zweig des Pallottinerordens. Sie galt wegen der für damalige Verhältnisse ungewöhnlichen Einbindung von Laien in die Glaubensverkündigung als revolutionär. (kna)

Aus der Weltkirche

Südsudan

Ein „Good Shepherd Peace Centre“ wurde am 15. Oktober in Kit in der Erzdiözese Juba eingeweiht. Das neue Konferenzzentrum werden ein einheimischer Combonipater und drei weitere Ordensleute aus drei Kontinenten betreuen. „Das Zentrum wird eine Antriebskraft für die Friedensarbeit in diesem jungen Land sein“, so der Vorsitzende der Vereinigung der Ordensoberen im Südsudan, P. Daniele Moschetti. „Dass ein solches Zentrum existiert, zeigt, dass man viel tun kann auch dort wo die Lage schwierig ist“. Die Einrichtung „soll den Menschen im Südsudan neue Hoffnungen schenken (...) und ist ein Zeichen dafür, dass sich die katholische Kirche konkret für Frieden, Gerechtigkeit und Aussöhnung einsetzt und dafür Personal und Strukturen zur Verfügung stellt“. (fides)

Syrien

Die Lage im syrischen Aleppo wird für die Bewohner immer unerträglicher. „Sie sind völlig am Boden zerstört und können eine weitere Zeit des Tötens unschuldiger Menschen einfach nicht mehr ertragen“, sagte der Franziskaner P. Firas Lufti, der als Projektpartner des Hilfswerks Misereor in Aleppo tätig ist. Die Bevölkerung fühle sich zerrieben zwischen den Interessen der Großmächte und „verlassen von der Welt“. „Fast seit sechs Jahren gibt es hier fortwährenden Horror, Opfer, getötete unschuldige Kinder und Frauen“, betonte der Ordensmann. „Die Situation bleibt schrecklich.

Der Winter hier ist ohnehin sehr hart.“ Es gebe zwar Hoffnung auf ein Ende des Krieges. „Aber wir wissen nicht, wie das kommen soll. Niemand hat offenbar ein wirkliches Interesse daran, diesen Krieg zu beenden.“ Derzeit seien noch vier Franziskanermönche in Aleppo tätig, in Syrien seien es insgesamt 14, sagte P. Firas. „Unsere Mission besteht darin, zu bleiben, nicht darin wegzugehen“, so der Geistliche. (kna)

Chile

Seit 2012 streiten sich das Wasserkraftwerk „La Coyanco“ und die Klausurschwester des Klosters in Cajon del Maipo um ein Teilstück des Klostergrundstücks. Das Unternehmen will dort mit einer Ministererlaubnis die Wasserzuführung für ein neues Kraftwerk verlegen. Die Konferenz der Ordensoberen in Chile (CONFERRER) veröffentlichte nun ein Schreiben, in dem die Ordensleute das Schwesternkloster „in dem für die Gemeinschaft der barfüßigen Karmelitinnen vom Karel in Cajon del Maipo kritischen Moment“ in Schutz nehmen. „Die Billigung des Projekts, das einseitig vom Ministerausschuss gebilligt wurde, verstößt gegen das Wesen des Klausurlebens“, heißt es in dem Schreiben weiter. Die Unterzeichner erinnern daran, dass „die chilenische Gesetzgebung das Kirchenrecht und die Bestimmungen für die Immobilien in kirchliche Besitz anerkennt, was bedeutet, das Kirchengut einer doppelten Gesetzgebung unterliegen“. (fides)

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz

Personelles

Am 16. Juni haben die Schwestern des Karmel St. Josef in Auderath Sr. *Anna Magdalena Schmitt OCD* zum vierten Mal zur Priorin gewählt. Die Amtszeit beträgt drei Jahre und begann am 7. Juli 2016.

Am 20. Juli wurde Sr. *M. Paula Krindges* als Generaloberin der Franziskanerinnen von Ingolstadt wiedergewählt.

Der Provinzial der Provinz Europa der Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist (Spiritaner), P. Emeka Nzeadibe CSSp, hat mit Wirkung vom 1. August P. *Innocent Izunwanne CSSp* zum neuen Regionaloberen für Deutschland ernannt.

Bei der Generalversammlung der Missionarinnen Christi wurde am 16. August Sr. *Hildegard Schreier* zur Generalleiterin wiedergewählt.

Am 18. August wurde bei der Konventswahl im Karmel St. Josef, Hannover, Sr. *Teresa Benedicta Rothkord OCD* für weitere drei Jahre als Priorin wiedergewählt.

Im Rahmen des Wahlkapitels der Klarissen in Salzkotten wurde am 22. August Sr. *Anna Maria Dicke OSC* für ein drittes Triennium als Äbtissin wiedergewählt. Die Gemeinschaft war vor zwei Jahren von Paderborn zu den Franziskanerinnen in Salzkotten gezogen.

Der aus Stuttgart stammende P. *Nikodemus Schnabel OSB* (37) ist zum neuen Prior-Administrator der Dormitio-Abtei in Jerusalem ernannt worden. Abt Ansgar Schmidt OSB, Abtpräses der Benediktinerkongregation von der Verkündigung, zu welcher auch die Dormitio-Abtei gehört, ernannte den bisherigen Subprior am 26. August für 18 Monate zum Leiter der Gemeinschaft. Ende Juni hatte der bisherige Abt Gregory Collins OSB nach einer Sabbatzeit seinen Rücktritt erklärt.

Der Konvent der Ursulinen zu Breslau in Bielefeld hat eine neue Leitung. Am 28. August wurde Sr. *Carola Kahler OSU* zur Nachfolgerin von Sr. Liutgera Matschke OSU gewählt. Sr. Carola hatte dieses Amt bereits vor dem Jahr 2013 inne.

Im Rahmen des Provinzkapitels der Süddeutsch-Österreichischen Provinz der Herz-Jesu-Missionare ist der bisherige Provinzial, P. *Andreas Steiner MSC*, am 31. August für weitere drei Jahre in seinem Amt bestätigt worden.

Die Ordensprovinz Zentraleuropa der Gesellschaft der Ordensfrauen vom Heiligsten Herzen Jesu (Sacre-Coeur-Schwestern) hat seit dem 1. September eine neuen Leitung. Sr. *Laura Moosbrugger RSCJ* übernimmt die Führung der Provinz von Sr. Christel Peters, die das Amt neun Jahren lang innehatte.

P. Adam Salomon OFM Conv. ist neuer Delegat der Deutschen Delegatur der Warschauer Provinz „*Maria Immaculata*“ der Franziskaner-Minoriten. Er folgt in diesem Amt *P. Jaroslaw Kaczmarek*. *P. Adam* ist seit dem 1. September als Guardian im Kloster Mariabuchen bei Lohr am Main ansässig.

Am 9. September endete die Amtszeit des Abtprimas der Benediktiner, *Notker Wolf OSB* (76). Seit dem Jahr 2000 stand er an der Spitze der Benediktiner und repräsentierte damit weltweit mehr als 20.000 Ordensleute. Am 10. September wurde im Rahmen des Äbtekongresses Abt Gregory Polan OSB aus der Abtei Conception in Missouri/USA zum Nachfolger von *Notker Wolf* gewählt.

Das Generalkapitel der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vincenz von Paul (Paderborn) hat am 12. September eine neue Ordensleitung gewählt. *Sr. M. Katharina Mock* wurde zur 15. Generaloberin der Kongregation gewählt. Die bisherige Geschäftsführerin des Paderborner Vincenzkrankenhauses folgt in diesem Amt *Sr. M. Cäcilie Müller*.

Neues Mitglied der DOK ist der Generaloberer der Schönstatt-Patres, *P. Juan Pablo Catoggio ISCH*. *P. Catoggio* hat die Aufgabe des Generaloberen vor einem Jahr von *P. Heinrich Walter* übernommen, der das Amt zwölf Jahre lang innehatte. *P. Catoggio* ist der erste Argentinier, der die Gemeinschaft leitet.

Der zum Konvent der Abtei Münster-schwarzach gehörende *P. Mauritius Wilde OSB* verlässt das Priorat Schuyler in Nebraska / USA, um den Ruf als Prior der Abtei San Anselmo in Rom anzu-

nehmen. *P. Mauritius* ist seit 1986 Mönch der Benediktinerabtei Münster-schwarzach und leitete deren Priorat in Schuyler seit dem Jahr 2010.

Generaloberin *Sr. M. Simone Burger* aus der deutschen Provinz St. Trudpert der Schwestern vom hl. Josef zu Saint-Marc ist im Rahmen des Generalkapitels der Kongregation für diese Aufgabe für die nächsten sechs Jahre wiedergewählt worden. Sie hat das Amt seit dem Jahr 2010 inne. Sitz des Generalats ist das elsässische Colmar.

Das Generalkapitel der Barmherzigen Schwestern (München) hat am 7. Oktober *Sr. Rosa Maria Dick* zur neuen Generaloberin der Gemeinschaft gewählt. Sie ist Nachfolgerin von *Sr. M. Theodolinde Mehlretter*, die dieses Amt 12 Jahre lang innehatte.

Sr. M. Martha Kruszynski SPSF ist neue Generaloberin der Armen-Schwestern vom hl. Franziskus. Das Generalkapitel wählte sie zur Nachfolgerin von *Sr. Katharina Maria Finken SPSF*, die das Amt seit 2004 innehatte. *Sr. M. Martha* war bis zur Auflösung der (einzigen) Provinz der Gemeinschaft im Herbst 2016 Provinzoberin.

P. Michael Maß CMM scheidet aus dem Amt des Provinzials der Mariannahiller Missionare aus. Der 36-jährige ist auf dem Generalkapitel der Gemeinschaft in die neue Generalleitung gewählt worden. Das gab die Ordensgemeinschaft am 18. Oktober bekannt. Maß war seit 2014 Provinzial der Deutschen Provinz. Über einen Nachfolger an der Spitze der Deutschen Provinz soll zeitnah ein Provinzkapitel entscheiden.

Im Anschluss an eine Visitation ist *Abt M. Josef Vollberg OCSO* am 21. Oktober 2016 vom Amt der Abtes der Trappistenabtei Mariawald zurückgetreten. Das geht aus einem Schreiben auf der Internetseite der Abtei hervor. Der Generalobere der Ordens, Dom Eamon Fitzgerald OCSO, habe den Rücktritt mit Wirkung zum 1. Adventssonntag angenommen, und Immediat *Dom Bernardus Peeters OCSO*, Abt der Abtei Koningshoeven in Tilburg, habe P. Josef Vollberg zum gleichen Datum als Prior (Hausoberer) eingesetzt. Dom Bernardus habe künftig in allem die Hauptverantwortung. Mit ihm werde der neuernannte Prior die Verantwortung vor Ort wahrnehmen.

Das 25. Generalkapitel der Dominikanerinnen in Speyer wurde vom 14.-22. Oktober gefeiert und wählte eine neue Generaloberin. Sr. M. Gertrud Dahl war 16 Jahre lang die Generaloberin des Institut St. Dominikus, jetzt beendete Sie ihre Amtszeit. Gewählt wurde *Sr. M. Gisela Bastian*.

Im Rahmen ihres Provinzkapitels haben die Schwestern der Christus-König-Provinz Lüdinghausen der Franziskanerinnen von der Buße und der christlichen Liebe am 27. Oktober eine neue Provinzleitung gewählt. *Sr. Dr. Katharina Kluitmann OSF* wurde für eine weitere Amtszeit als Provinzoberin wiedergewählt.

Das Provinzkapitel der Pallottinerinnen hat am 29. Oktober 2016 *Sr. Helga Weidemann SAC* für eine weitere Amtszeit von drei Jahren als Provinzoberin wiedergewählt. Sie hat das Amt seit neun Jahren inne.

P. Johannes Siebner SJ ist vom Generaloberen Arturo Sosa SJ zum neuen Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten ernannt worden. Der Generalobere gab die Ernennung am 7. November in der Aula der Generalkongregation bekannt, die derzeit in Rom tagt. P. Siebner wird damit die Nachfolge von P. Stefan Kiechle SJ antreten, der seit September 2010 Provinzial ist. Wann im Laufe des Jahres 2017 der Amtswechsel stattfinden wird, wurde noch nicht festgelegt.

Termine

Die diesjährige Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkongferenz (DOK) hat beschlossen, dass nach dem ersten bundesweiten „Tag der offenen Klöster“ (2014) im Jahr 2018 wieder ein solcher Tag stattfinden soll. Der geplante Termin für diesen 2. Tag der offenen Klöster ist Samstag der 21. April 2018.

Anlässlich des Reformationsgedenkjahres 2017 plant die DOK gemeinsam mit der Konferenz evangelischer Kommunen (KevK) einen ökumenischen Gottesdienst im Kloster Triefenstein der evangelischen Christusträger Bruderschaft. Vorgesehener Termin ist der Abend des Sonntags, 12. März 2017.

... Neue Bücher

Karl Kardinal Lehmann

Auslotungen

Lebensgestaltung aus dem Glauben heute.

Freiburg i. Br.: Verlag Herder GmbH 2016. – 548 S.

Zum 80. Geburtstag des Mainzer Oberhirten Karl Kardinal Lehmann am 16. Mai 2016 erschienen mehrere Bücher von ihm. In diesem sind in 6 Abteilungen (I. Theologische Fundamente, II. Ortbestimmung von Kirche heute, III. Ökumene und Interreligiöses Gespräch, IV. Staat - Kirche - Gesellschaft, V. Die Bischofskonferenzen als neues Instrumentarium der Kirche, VI. Was in allem Fortschritt bleibt) 30 größere und kleinere, z. T. bisher unveröffentlichte Beiträge aus den letzten Jahren veröffentlicht.

Es ist nützlich, diese Beiträge als Orientierungsmarken von einem der weltweit bekanntesten katholischen Theologen unserer Zeit zu haben. Sie passen nämlich gut in das Konzept, das nicht nur Lehmann seit Jahren einer sich erneuernden Theologie und Kirche empfiehlt: „Aufklärung aus dem Glauben selbst und der geistig-spirituellen Vertiefung unserer Überzeugungen“ (S. 13).

So ist es auch richtig, wenn Lehmann schreibt: „Alle Personen, die Berufe in der Kirche ausüben, brauchen dafür nicht nur eine gute Ausbildung, sondern müssen sich heute auch einer kontinuierlichen Fortbildung unterziehen“ (ebd.). In seinem Bistum hat er in vorbildlicher Weise dafür gesorgt, dass dies möglich ist.

Insgesamt bietet das Buch nicht nur wichtige Hinweise für eine zeitgemäße Erneuerung („aggiornamento“) von Theologie und Kirche, sondern es gibt auch einen hervorragenden Einblick in das Denken und Handeln von Karl Kardinal Lehmann. Damit gehört es zu den theologischen Grundlagenwerken unserer Zeit.



ISBN 978-3-451-30505-4.
€ 39,99.

Bernd Jaspert

Karl Kardinal Lehmann

Was im Wandel bleibt

Christsein in der Kirche heute.

Freiburg i. Br.: Verlag Herder GmbH 2016. – 159 S.

Es war eine gute Idee der Mainzer Ordinariatsrätin Dr. Barbara Nichtweiß, zum 80. Geburtstag des Mainzer Bischofs Karl Lehmann seine Hirtenworte aus dem letzten Jahrzehnt unter den Aspekten „Menschsein“, „Horizonte“, „Vor Ort“ und „Berufungen“ zusammenzustellen und damit die früher veröffentlichten Hirtenworte aus den beiden ersten Jahrzehnten seiner Amtszeit zu ergänzen (vgl. Karl Lehmann, *Frei vor Gott. Glauben in öffentlicher Verantwortung*, Freiburg i. Br. 1983).

Durch alle Hirtenworte zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke, dass die Kirche von der Treue zu ihrem Herrn lebt (vgl. dazu auch im Anhang, S. 153-157: Barbara Nichtweiß, „Kirche lebt von dieser unbeirrbaren Treue“ - Die Hirtenworte des Bischofs von Mainz).

Das Wort des Paulus aus 1. Korinther 16,3: „Steht fest im Glauben“, das sich der Bischof seinerzeit als Leitwort für seinen bischöflichen Dienst gewählt hat, war nicht nur ein guter Wegbegleiter für ihn im Bistum Mainz

und weit darüber hinaus in der katholischen Weltkirche, sondern es brachte den Rahner-Schüler und überall als kompetent anerkannten theologischen Wissenschaftler Lehmann auch dazu, ein Seelsorger von hohen Graden zu werden.

Das zeigen diese hier gesammelten über ein Dutzend Hirtenwort bis zum Frühjahr 2016 gut.

Nützlich sind die S. 151-152 zusammengestellte Chronologie und Benennung aller Hirtenworte Lehmanns von 1983 bis 2016 und das Bibelstellenregister S. 158-159.

Bernd Jaspert



ISBN 978-3-451-30506-1.

€ 19,99.

Karl Lehmann

Mit langem Atem

Wege. Erfahrungen. Einsichten. Der Kardinal im Gespräch mit Markus Schächter, 2. Auflage.

Freiburg i. Br.: Verlag Herder GmbH 2016. – 271 S.

Das Buch, das innerhalb kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte, zeigt sehr gut, wie der Mainzer Bischof und Kardinal (geb. 1936) denkt und lebt. Es ist das Verdienst des sich der katholischen Kirche sehr verbunden fühlenden langjährigen ZDF-Intendanten Markus Schächter (geb. 1949), Lehmann, der das Persönliche immer hinter die Sache stellte, dazu gebracht zu haben, anfangs 2016 in zwölf Abschnitten bereitwillig über sein Leben und seine Theologie Auskunft zu geben:

1. Annäherung,
2. Herkunft, Vorbilder, Entscheidungen,
3. Von Freiburg nach Mainz - Professor und Bischof,
4. Das Konzil: eine kopernikanische Wende?,
5. Gemeinsame Synode: Hoffnung und Aufbruch,
6. Die Synode in Rom: Alte Fragen, neue Wege,
7. Ökumene: die Glut unter der Asche,
8. Meine acht Päpste,
9. Das Wesentliche: Grundsatzfragen des Glaubens,
10. Das Amt des Vorsitzenden: Konflikte und Zeitnöte,
11. Begegnungen,
12. Adieu - Ende und Neubeginn.

Zusammen mit dem Gespräch, das Lehmann im Jahr 2000 mit Jürgen Hoeren führte (Freiburg i. Br. 2000), der von Barbara Nichtweiß zusammengestellten Dokumentation zu seiner Kardinalserhebung (Mainz 2001) und der Biografie von Daniel Deckers (München 2002) bietet dieses zu seinem 80. Geburtstag am 16. Mai 2016 erschienene Buch Einblick in sein Leben und Denken. Zur Vorbereitung des Gesprächs mit Schächter haben Ulrich Ruh, Albert Raffelt und Barbara Nichtweiß erheblich beigetragen.

Wer also Authentisches über Karl Lehmann erfahren will, greife zu diesem Buch. - Bei einer Neuauflage sollten die Titel im Inhaltsverzeichnis denen im Buch angepasst werden.



ISBN 978-3-451-34967-6.

€ 19,99.

Bernd Jaspert

Stephan Haering OSB (Hg.)

Ein Ort für Gott und Mensch

1250 Jahre Benediktinerabtei Metten.

Regensburg: Friedrich Pustet 2016. – 271 S.

Um 766 wird der erste Abt von Metten, Utto, als Teilnehmer der Synode von Dingolfing genannt. 1250 Jahre später feiert die Abtei ihr 1250jähriges Jubiläum. Die Geschichte war nur nach der Säkularisation 1803 für knapp 30 Jahre unterbrochen. Beim Neuanfang gewährleistete ein Konventuale des aufgehobenen Klosters die Kontinuität.

Geschichte, Spiritualität, Kunst und Kultur in Vergangenheit und Gegenwart präsentiert der opulent ausgestattete Bildband, der mit einem Grundsatzartikel von Abt Wolfgang Hagl über die Gottsuche in Gemeinschaft als Grundzug der Benediktsregel beginnt. Stephan Haering lädt zu einem Streifzug durch die wechselvolle Geschichte des Klosters ein, aus dessen Reihen im 19. und 20. Jahrhundert drei Äbte zu Bischöfen berufen wurden. Diesem Neuaufbruch, der auf die Initiative des bayerischen Königs Ludwig I. zurückging, widmet Ernst Schütz einen Beitrag, dessen Quintessenz im „Eindruck eines bewundernswerten Pragmatismus“ (S. 77) gipfelt. Markus Haering geht der Baugeschichte nach. Metten begann als Rodungskloster, wechselte nach der Mitte des 12. Jahrhunderts in landständische Oberhoheit, um 1830 als königliche Gründung wiederbelebt zu werden. In allen Phasen wurde gebaut, erweitert und wurden die Gebäude auf ihre jeweiligen Funktionen hin neu ausgerichtet. Am Beispiel der Internats- und Schulgebäude sowie der 1971 aufgegebenen Brauerei wird der Wandel der Ökonomie illustriert. Dem Bildungsauftrag der Benediktiner sind weitere Artikel gewidmet. Erhard Hinrainer geht nicht nur auf die Schulgeschichte ein, sondern beschreibt die musischen Schwerpunkte des heutigen Gymnasiums, von Athanasius Bergold ergänzt um die Aktivitäten des Klosters und des Gymnasiums mit den Orchestern von der Blaskapelle bis zum klassischen Vokalensemble sowie den Theateraufführungen in Kooperation von Schülern und Lehrern.

Obwohl das Kloster und seine Gebäude barockisiert wurden, finden sich Kunstdenkmäler aus allen Epochen bis in die Gegenwart, die Florian Jung ausführlich beschreibt. Die reichhaltige Bebilderung macht Lust auf einen Besuch im Donaukloster. Und schließlich wird in zwei Beiträgen der Auftrag Ludwigs von Bayern bei der Neugründung bewusst gemacht: Metten ist in der Pfarrseelsorge der umgebenden Gemeinden tätig (Gregor Schuller) und hat immer wieder Konventualen hervorgebracht, die publizistisch tätig waren oder sich wissenschaftliche Meriten erworben hatten.



ISBN 978-3-7917-2760-8.
€ 34,95.

Joachim Schmiedl ISch

Louis Ponnelle/Louis Bordet

Der heilige Philipp Neri und die römische Gesellschaft seiner Zeit (1515-1585)

Festgabe zum 500. Geburtstag des heiligen Philipp Neri.
Bonn: nova & vetera 2015. - 617 S.

Ein Buch mit einer eigenen Geschichte legen die Oratorien des hl. Philipp Neri aus Anlass des 500. Geburtstags ihres Gründers vor. Ulrike Wick-Alda und Stefan Wick haben die 1927 erstmals in französischer Sprache veröffentlichte Lebensbeschreibung, deren erster Teil von Louis Ponnelle stammt und nach dessen Tod von Louis Bordet fertiggestellt wurde, in einer überarbeiteten und aktualisierten Übersetzung, die ihrerseits in Teilen aus den 1950er Jahren stammt, als Festgabe herausgegeben. So konnten sie „behutsam“ (S. 3) den Forschungsstand einarbeiten und die Literatur ergänzen.

Philipp Neri, geboren in Florenz, lebte seit seinem 18. Lebensjahr in Rom. Er war auf der Suche nach seiner Berufung, lebte als Eremit im Trubel der Stadt der Renaissancepäpste und gründete eine karitative Bruderschaft. Sein unkonventionelles Betragen trug ihm den Ruf eines „Apostels von Rom“ ein. Die Autoren beschreiben sein Verhalten aus den Quellen, die ihren Ursprung im Heiligsprechungsverfahren haben, nicht ohne mit einer großen Nüchternheit nach natürlichen Ursachen für angebliche Wunder zu suchen oder den gesunden Menschenverstand zu bedienen. Als sich Philipp 1551 zum Priester weihen lässt, trifft er sich an der Kirche San Girolamo della Carità regelmäßig mit Gefährten in einem kleinen Raum zu Gebet und Gesang.

Neris Anfänge des Oratoriums, wie die Gruppe nach ihrem Gebetsort genannt wird, fallen in die Zeit, in der auch in Rom die Reform der Kurie und der Priester zu greifen beginnt. Immer wieder beziehen sich die Autoren auf den hl. Karl Borromäus, der Philipp Neri eigentlich nach Mailand holen möchte. Die Gruppe übernimmt in Rom die Seelsorge an der florentinischen Nationalkirche San Giovanni dei Fiorentini, um später nach Santa Maria in Vallicella umzuziehen, die den Bedürfnissen entsprechend umgebaut und erweitert wird (Chiesa Nuova). Lange wehrte sich Philipp gegen die Gründung einer Kongregation, die schließlich 1575 errichtet wurde. Zum Oratorium und seinem Umfeld gehörten unter anderem Kardinal Cesare Baronio, den Philipp bei den Zusammenkünften aus der Geschichte der Kirche erzählen ließ und der auf diese Weise zum Begründer der katholischen Kirchengeschichtsschreibung wurde, sowie Palestrina, der die einfache Volksmusik in polyphoner Weise vertonte und so die Musikform des Oratoriums erfand.



ISBN 978-3-936741-74-2.
€ 65.00.

Die Autoren beschließen ihr Werk, das in umfassender Weise in die personellen Netzwerke und die veränderten Mentalitäten des römischen 16. Jahrhunderts einführt, mit einem Kapitel über den „Geist des heiligen Philipp Neri“. Er war „ein erklärter Apostel der häufigen Beichte“ (S. 586). Kurz zusammengefasst definieren die Autoren die Spiritualität Philipp Neri: „Es ist eine Frömmigkeit, die als feinfühlig, affektiv beschrieben werden kann. Unter den drei Fähigkeiten der Seele: Verstand, Herz und Willen, spielt das Herz die größte Rolle. Die Seele hält sich nicht mit langen Reden auf. Kurze Ausrufe, Stoßgebete, ganz erfüllt von Zärtlichkeit, das ist ihr Lebenselement.“ (S. 590) Und das macht Philipp Neri auch nach 500 Jahren noch sympathisch.

Joachim Schmiedl ISch

Adalbert Ludwig Balling/Reinhard Abeln

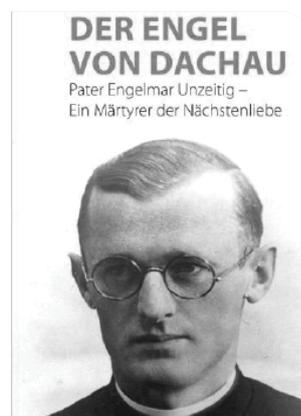
Der Engel von Dachau. Pater Engelmar Unzeitig

Ein Martyrer der Nächstenliebe

Kisslegg: Fe-Medienverlag 2016. - 192 S.

Rechtzeitig zur Seligsprechung von Pater Engelmar Unzeitig am 24. September 2016 legte der fe-medienverlag-GmbH dieses Büchlein der Öffentlichkeit vor. In ihm wird das Leben des am 3. März 1945 im KZ Dachau an Fleckfieber verstorbenen Marianhiller Paters hineingestellt in die Zeitgeschichte des Ersten Weltkrieges und des Nationalsozialismus. Dem entsprechend gibt es zeitgeschichtliche Kapitel, die nicht direkt mit P. Unzeitig verbunden sind, wie das 1. Kapitel „Dachau – Hölle aus Menschenhand“ oder „Hungersommer 1942“ oder „Priesterbaracke Block 26“ und direkt biographische Kapitel wie „Kindheit und Jugendzeit“, „Verhaftung in Glöckelberg“, zwei Kapitel über seine Briefe aus dem KZ usw. Den Höhepunkt scheint mir das dritte Kapitel zu bringen, „Briefe aus dem Jahr 1944“, in dem das religiöse Fundament des noch jungen Priesters dargelegt wird.

Denn Hubert Unzeitig wurde am 1. März 1911 in Greifendorf geboren und dort drei Tage später getauft. Der Vater starb während des Ersten Weltkriegs in russischer Gefangenschaft. So musste die Mutter die Erziehung der sechs Kinder alleine auf sich nehmen. Trotz der schwierigen Arbeitssituation in dem landwirtschaftlichen Betrieb gab die Mutter ihrem Ältesten die Erlaubnis, in das Spätberufenseminar der Marianhiller Patres einzutreten. Nach dem Abitur 1934 trat er bei den Marianhillern ein und machte dann die philosophisch-theologischen Studien im Würzburger Ordensseminar. Am 5. März 1939 wurde er



ISBN 978-3-86357-164-1.
€ 8,95.

zum Diakon geweiht, am 6. August 1939 zum Priester. Während der Primizferien brach der Zweite Weltkrieg aus. P. Engelmar konnte noch das Pastoraljahr machen und wurde dann von den Obern der österreichischen Provinz überstellt. Diese trug ihm die Seelsorge in Ridegg/Österreich und dann in Glöckelberg/Böhmerwald auf. Hier führten Auseinandersetzungen mit Mitgliedern der Hitlerjugend zu einer Anzeige bei der Gestapo, die am 21. April 1941 zur Verhaftung und am 3. Juni zur Einweisung in das KZ Dachau führte.

Die Autoren versuchen nicht, die KZ-Zeit lückenlos aufzuklären, sondern lassen Aussagen seiner Schwester Huberta und vieler bekannter KZ-Priester zu Wort kommen, die bezeugen, dass P. Unzeitig wirklich „ein Märtyrer der Nächstenliebe“ geworden ist, als er sich Ende 1944 und 1945 ohne Rücksicht auf seine eigene Gesundheit vieler Fleckfieberkranken angenommen hat, sich schließlich ansteckte und am 2. März 1945 starb. Man legt das Büchlein aus der Hand mit voller Zustimmung zu der im Titel ausgedrückten Überzeugung der beiden Autoren. Ich möchte aber auch die Aussage bekräftigen, dass es noch andere Märtyrer der Nächstenliebe gegeben hat, von denen mir der Pallottinerpater Richard Henkes besonders nahe steht, der eine Woche vor Engelmar Unzeitig im KZ Dachau an Flecktyphus verstarb, den er sich bei der freiwilligen Pflege Typhuskranker zugezogen hat.

Manfred Probst SAC

Jakobus Kaffanke (Hg.)

Ein Predigerbruder der Seuse hieß

Zum 650. Todesjahr von Heinrich Seuse. + 25. Januar 1366. Ausgewählte Beiträge. – Heinrich-Seuse-Forum, Band 3.

Münster: LIT Verlag 2016. – 249 S.

Der Dominikaner Heinrich Seuse (Suso) gehörte mit Johannes Tauler und Meister Eckhart zum Dreigestirn der Mystiker des 13. und 14. Jahrhunderts. Aus Anlass seines 650. Todestages ist ein Reprint mit Beiträgen einer Festschrift zum 600. Todestag anzudeuten. Sieben Artikel geben einen guten Einblick in Leben und Wirken Heinrich Seuses. In seinem Bildungsweg durchlief er die Stationen, wie sie in der Dominikanerprovinz Teutonia bereits seit der Mitte des 13. Jahrhunderts üblich waren (Isnard M. Frank). Maria Bindschedler verteidigt Seuses Wertschätzung der deutschen Sprache. Kürzere Beiträge gehen auf den Begriff der Ritterschaft bei Seuse und seine „Askese des Humors“, wie sie sich in der „Gelassenheit“ zeigt, ein. Eine Interpretation des Hauptwerks „Büchlein der Wahrheit“ und dessen Beeinflussung durch Meister Eckhart gibt Herma Piesch. Dem Netzwerk



ISBN 978-3-643-13093-8.
€ 19,90.

der Seelsorge und der Art und Weise seiner Seelenführung gilt der Hauptbeitrag von Ephrem M. Filthaut, ehe ein Vergleich der klugen pastoralen Mitte Heinrich Seuse in die Reihe des ersten Nachfolgers des heiligen Dominikus, Jordan von Sachsen, stellt. Die Beiträge lesen sich auch nach 50 Jahren noch gut und geben im Wesentlichen den Stand der Forschung wieder. An manchen Stellen hätte das Buch ein sorgfältigeres Lektorat verdient gehabt.

Joachim Schmiedl ISch

Andreas Wollbold (Hg.)

Therese von Lisieux: Geschichte einer Seele

Herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Andreas Wollbold.

Freiburg i. Br.: Verlag Herder GmbH 2016. - 495 S.

Ein Klassiker der Spiritualität ist die „Geschichte einer Seele“ der französischen Karmelitin, Heiligen, Patronin der Weltmission und Kirchenlehrerin Therese von Lisieux. Andreas Wollbold gebührt das Verdienst, diese Lebenserinnerungen der mit 24 Jahren verstorbenen Nonne in einer ansprechenden Ausgabe kritisch ediert zu haben. Die Probleme der Überlieferung der beiden Teile der „Geschichte“ (Manuskript A und C) sowie der drei Briefe an ihre älteste Schwester, in denen sie ihren spirituellen Weg darstellt (Manuskript B), begannen bereits bei der ersten Veröffentlichung, die eine Kompilation aus den verschiedenen Teilen darstellte. Therese selbst hatte vor ihrem Tod Korrekturen angebracht, die Wollbold in den Anmerkungen – leider erst hinter den einzelnen Kapiteln – akribisch auflistet. Wollbold legt nun eine neue Übersetzung vor, die bei Treue zur frischen Sprache der Heiligen doch einen antikierten Stil vermeidet.

Der Inhalt der „Geschichte einer Seele“ braucht nicht ausführlich referiert zu werden, so bekannt ist er. Manuskript A schildert die Jahre der Kindheit in Alençon und Lisieux bis zu ihrem Eintritt in den Karmel. Manuskript B bietet die drei Briefe von 1896 über den „kleinen Weg“. Die Fortsetzung der „Geschichte“, in der ihre Glaubensprüfung, ein möglicher Missionseinsatz in Vietnam, die Tätigkeit als Gehilfin der Novizenmeisterin und die geistliche Beziehung zu zwei Priestern mit Erwägungen über karmelitanische Spiritualität verknüpft ist, wird als Manuskript C bezeichnet.



ISBN 978-3-451-31337-0.
€ 58.00.

neue Bücher – spiritualität

Viele Schwarz-weiß-Abbildungen zeigen die Orte, an denen Therese lebte und wirkte, sowie die handelnden Personen der Familie Martin und der Ereignisse in ihrem Leben. Besonders wertvoll ist das Personen- und Sachlexikon im Anhang. Von der Abteischule bis zur Zelle Thereses und Schlüsselworten ihrer Spiritualität findet man hier ausführliche Informationen, die das Verständnis der autobiographischen Texte erleichtern. Fazit: Der neu aufgelegte Klassiker bietet viele spannende neue Entdeckungen.

Joachim Schmiedl ISch

Jacob Kavunkal / Christian Tauchner (Hg.)

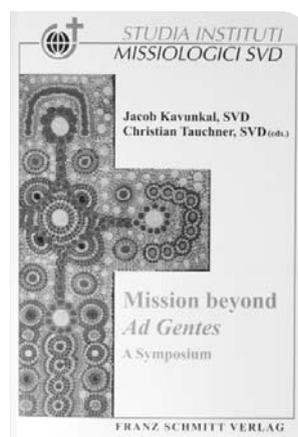
Mission beyond Ad Gentes

A Symposium. – Studia Instituti Missiologici SVD. 104.

Siegburg: Franz Schmitt Verlag 2016. – 243 S.

Mit der wachsenden Bedeutung der Theologien der südlichen Hemisphäre rückt auch das Dekret über die missionarische Tätigkeit der Kirche „Ad Gentes“ neu in den Blickpunkt. Die Steyler Missionare, die an der Formulierung des Konzilsdokuments maßgeblich beteiligt waren, organisierten dazu 2015 einen Kongress in Australien, der im vorliegenden Buch dokumentiert wird. Die 13 Beiträge beleuchten „Mission“ unter verschiedenen Aspekten. Mission ist zunächst Sendung Gottes, erst dann Sendung der Kirche, die selbst von ihrem Wesen her missionarisch ist. Trinitarische und inkarnatorische Theologie geben dazu den Background ab. Die Pfarreien sollen sich stärker zu Gemeinschaften von missionarischen Jüngern entwickeln. Dabei ist vor allem die Rolle der Frauen stärker zu berücksichtigen, was in den nachkonziliaren Dokumenten schrittweise geschieht. Aus lateinamerikanischer Perspektive wird dem geweihten Leben eine prophetische Sendung zugesprochen, trotz realistischer Blicke auf die Zahlen. In missionarischer Spiritualität sind besonders Anthropologie und Subjektivität zu beachten.

Gewandelt haben sich die Kommunikationsstrukturen von Mission. In vielen Ländern besteht eine große Mission der Kirche im Dienst an der Versöhnung und im interreligiösen Dialog in multireligiösen Kontexten. 60 Millionen Migranten weltweit fordern die Gastfreundschaft heraus. Ein neues Thema findet Mission in der ökologischen He-



ISBN 978-3-87710-543-6.

€ 22.90.

rausforderung unserer Tage im Dienst an der Zivilisation. All das hat Konsequenzen für Formation und Erziehung.

Der englischsprachige Band mit Beiträgen aus Europa, Asien, Australien und Lateinamerika zeigt, dass Mission in seinen pluralen Dimensionen für religiöse Gemeinschaften eine Fülle von Aufgaben – Missionen – bereithält.

Joachim Schmiedl ISch

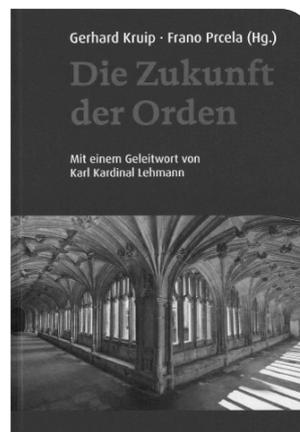
Gerhard Kruij / Frano Prcela (Hg.)

Die Zukunft der Orden

Mit einem Geleitwort von Karl Kardinal Lehmann.
Würzburg: Echter 2016. -176 S.

Eine erweiterte Ausgabe einer Ringvorlesung an der Universität Mainz zum „Jahr der Orden“ liegt vor, versehen mit einem aufmunternden Vorwort von Kardinal Karl Lehmann. Der erste Teil behandelt den Kern des Ordenslebens, die Berufung als spezifische Konkretisierung der Berufung aller Christen. Clemens Blattert SJ sieht das Besondere in der Antwort auf einen persönlichen Anruf Gottes und in der Ausdifferenzierung in dem jeweiligen Charisma des Ordens. Er mahnt größere Experimentierfreudigkeit ebenso an wie stärkere Entschiedenheit. Die Beziehung der Berufung zur Schöpfung hebt der Mainzer Subregens Markus Lerchl heraus. Salz und Sauerteig sind für ihn Berufungsfrüchte. Mary Helena Hopf, Barmherzige Schwester von Alma, sieht in den Ordensleuten Zeugen gegen eine Gott- und Taufvergessenheit und für Gemeinschaft und Gebet. Aus ihrer Studie zu den Motiven für einen Ordenseintritt destilliert Katharina Karl religiöse, existentielle und soziale Motive heraus. Viele ihrer Interviewpartnerinnen und -partner beschreiben Begegnungen mit Menschen, sakralen und alltäglichen Orten oder einem Kairos im eigenen Lebenslauf als entscheidend für den Weg ihrer Nachfolge Jesu.

Den zweiten Teil eröffnet Ulrich Engel OP mit seinem Beitrag über Konfliktfelder zwischen Orden und Ortskirchen. Als Fazit seiner Schilderung von Schwierigkeiten im Verhältnis von Orden und Diözesen wünscht sich Engel mehr „Lärm und Krach“ seitens der Orden. Aus kirchenrechtlicher Perspektive widerspricht ihm allerdings Matthias Pulte, der darauf hinweist, dass in den letzten Jahrzehnten kaum Probleme lehramtlicher Differenz vorgekommen seien und es zu dem viele Streitschlichtungsmöglichkeiten gebe. Hingegen stimmt Barbara Kusche CJ dem Dominikaner eher zu, wenn sie mit



ISBN 978-3-429-03938-7.
€ 14.90.

Rose Ausländer dafür plädiert, „Mensch“ zu sein in den Lernorten der Stille und Präsenz, der heilsamen Communion und der beispielgebenden der Ämter auf Zeit. Orden als Kontrastgesellschaft – Katharina Kluitmann OSF plädiert dafür, die Ambivalenz einer solchen Aussage wahrzunehmen, die Zukunftshoffnung und -offenheit aber nicht zu verlieren. Dass auch innerkirchliche Orden bisweilen im Kontrast zum kirchlichen Mainstream standen, verdeutlicht Claus Arnold aus kirchenhistorischer Sicht. Aktuell ist der Beitrag von Ludger Hillebrand SJ, der die Konflikte zwischen Orden und Politik an der Flüchtlingsproblematik illustriert. Biblische Vorbilder von Flucht und Migration machen in beeindruckender Weise deutlich, dass Heilsgeschichte bei genauer Orientierung an heutiger Gesetzgebung ganz anders verlaufen wäre. Beschlossen wird der Band mit einem Artikel von Johanna Domek OSB, die den Abschieds- und Neuorientierungsprozess der Berliner Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu bebildert. Herausforderung für die Ordensgemeinschaften heute sieht sie in der Verabschiedung von den großen Werken und Einrichtungen, der Sorge für die alten und alt gewordenen Mitglieder und der Befreiung für neue Wege des Zeugnisses. Viel Bekanntes kommt zur Sprache. In der Zusammenschau ergibt sich ein ehrliches Panorama der Situation der Orden nach dem „Jahr der Orden“.

Joachim Schmiedl ISCh

Im nächsten Heft...

... widmet sich die Ordenskorrespondenz anlässlich des Gedenkens an 500 Jahre Reformation der Frage nach Ordensleben im protestantischen Bereich. In Zusammenarbeit mit der Konferenz evangelischer Kommunen (KevK) fragt das Heft nach Historie, Gegenwart und Perspektive evangelischen Ordenslebens sowie nach der Beziehung zwischen evangelischer Kirchenleitung und Kommunen. Dargestellt werden unterschiedliche Formen von Gemeinschaftsleben sowie Beispiele ökumenischer Praxis mit katholischen Ordensgemeinschaften und anderen christlichen Konfessionen.

ok ordens
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Jahrgangsverzeichnis des
57. Jahrgangs (2016)

Ordensleben

Rojdiar Ali/Rezan Suleiman Kirchenasylaufenthalt im Kapuzinerkloster Ingolstadt	319
Michael Baumbach MSF Bleiben	177
Johanna Domek OSB Die Annahme der Wirklichkeit als christliche Lebensgestaltung	44
Bernhard A. Eckerstorfer OSB Junge Ordensleute? Erneuerung unserer Gemeinschaften	21
Margit Eckholt „Der Gast eines Anderen werden“ (Michel de Certeau)	435
Edward Fröhling SAC Immer noch im Orden? Warum eigentlich nicht?	159
Nicole Grochowina „Bleibt alles anders“ – von der Kraft der (eigenen) Ordensgeschichte	404
Nicole Grochowina On the road – immer unterwegs	392
Margareta Gruber OSF Die Torheit der Auferstehung und das Leben im Transitbereich	416
Margareta Gruber OSF Einzellebende: Sonderposten – Außenposten – Vorposten?	395
M. Veronika Häusler Berufung zur Barmherzigkeit heute	207
Elisabeth Hense VUCA-Welt	397
Elisabeth Hense Wie Orden unser Zusammenleben erneuern	425
Achim Jägers „Schön, dass Du da bist“	314
Christoph Jakobs, Eckhard Frick SJ, Arndt Büssing, Vojtech Bohac, Angela Koch Die Ordensleute in der Seelsorgestudie	67
Jupp Joachimski Das Datenschutzrecht der Ordensgemeinschaften	351
Hellena Eun-Jin Jung OP Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter?	154

Ordensleben

Katharina Karl Heimat und Aufbruch	392
Katharina Karl Nähe (aus)halten, nahe bleiben	461
Susanne Kamperdick Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter?	171
Beitrag aus dem Karmel Rankweil „Weil DU mich gerufen hast ...“ oder „Die weltweite Mission“	146
Jeremias M. Kiesel OSA Warum gehe ich meinen Weg im Orden weiter? Eine sehr persönliche Reflexion	139
Veronica Krienen OSB Bemerkungen zu den Herausforderungen der Ordensformation am Beginn des 21. Jahrhunderts	29
Michaela Leifgen SSpS Wenn es Wert ist	181
Franz Meures SJ „Ich werde mit ihnen einen neuen Bund schließen“ Jer 31,31	189
Franz Meures SJ ... und wie erlebt ein Oberer/eine Oberin diese Situation?	394
Rashid Muwonge Wohin sollte ich mich sonst flüchten?	318
M. Charlotte Oerthel Berufung will gepflegt sein.	196
Barbara Offermann OP „Nach der Komplet ist offline“	63
Michael Reepen OSB Omnes vos fratres	203
Paul Rheinbay SAC Ich gehe fischen. Lebenskultur religiöser Gemeinschaft in individualisierter Zeit	11
Paul Rheinbay SAC Mensch werde wesentlich!	452
Paul Rheinbay SAC Symposium Ordenstheologie: „Lebenskultur des Evangeliums in der Zerstreuung“	389
Laetitia Röckemann OP Letzte werden Erste	339

Ordensleben

Christian M. Rutishauser SJ Was zählt, ist gelebte Zeit	5
Joachim Schmiedl ISch Identität und Diaspora in der Ordensgeschichte	398
Johanna Schulenburg CJ Begnüge dich mit nichts, was weniger ist als Gott (Maria Ward)	133
Tobias Specker SJ „Nirgendwo bist du mehr/ als im auge des anderen“	456
Tobias Specker SJ Professionalisierung und Verfügbarkeit	393
Tobias Specker SJ Vespergottesdienst am Samstagabend	449
Thomas Väth OH Berufen zur Gastfreundschaft im Herzen	165
Klaus Vellguth Das diakonische Engagement auf den Philippinen als Ort der Gottesbegegnung	329
M. Relindis Vossel FSGM Fremdheit als Missionarin	321
Lucia Wagner OSB Wie immer – nur anders. Benediktinischer Führungsstil und seine Veränderungen	36
Johanna Wiese OSB Benediktinische Architektur zwischen Ästhetik und Bescheidenheit?!	49
Magdalena Winghofer CJ Statement zur 20. Vollversammlung der Internationale Vereinigung von Generaloberinnen	336

Dokumentation

Bertram Dickerhof SJ Ashram Jesu	227
Gisela Fleckenstein OFS 16. Wissenschaftliche Fachtagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert	91
Scholastika Häring OSB Kommentar zu „Vultum dei quaerere“	489
Christoph Heinemann Schaffen wir das?	261
Bernd Jaspert Die Regula Benedicti im Urteil der deutschen evangelischen Theologie des 20. Jahrhunderts	213
Katharina Kluitmann Anders sind nicht nur die anderen	287
Leonhard Lehmann OFMCap Freundeskreis Kapuzinergeschichte	229
Peter Claver Narh SVD Interkulturelle Konflikte	278
Jan Opiéla Seelsorge für die Rom-Völker	309
Veena Punnackapallil SJB/Francy Mathew SH Missionarischer Einsatz und Herausforderungen der indischen Ordensschwester in Deutschland	283
Resolution: „Fürchtet Euch nicht!“ Ordensgemeinschaften für Solidarität mit Flüchtlingen und eine Kultur der Begegnung	312
Paul Rheinbay SAC Christsein als Fremde	295
Tobias Specker SJ/Florian Volm Koranische Perspektiven auf das Christentum	303
Martin Üffing SVD Internationale/Interkulturelle Ordensausbildung	291
Katharina Vahnenbruck „Weil ihr Fremde seid“	300
Papst Franziskus - Apostolische Konstitution Vultum Dei Quaerere - Über das kontemplative Leben in Frauenorden	465
Roland Weis Betreuerbestellung innerhalb von Ordensgemeinschaften	83

Nachrichten

Aus Rom und dem Vatikan	100 / 231 / 366 / 505
Aus der Weltkirche	103 / 232 / 506
Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz	106 / 236 / 368 / 507

Neue Bücher

Ordensgeschichte	244 / 377 / 513
Geschichte	114
Theologie	518
Ordenstheologie	119
Spiritualität	251 / 370 / 515
Zeitendeutung	125
Lebenshilfe	127
Flüchtlingskrise	254
Karl Lehmann	510